Stimmen aus Maria-Laach

Abtei Maria Laach

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Neunundvierzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1895.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des neunundvierzigsten Bandes.

Miscellen.

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

Die „anglikanische Hierarchie" in anglikanischem und in katholischem Lichte.

Das jüngst erlassene Sendschreiben des Heiligen Vaters an das englische Volk lenkt die Aufmerksamkeit und das Interesse aller Katholiken auf jene religiöse Bewegung, welche vor mehreren Jahrzehnten das Inselreich zu erfassen schien, und welche in jüngster Zeit neues Leben gewonnen hat.

Es läßt sich nicht läugnen, daß eine nicht zu unterschätzende Partei innerhalb der sogen. „anglikanischen Kirche", die ritualistische Partei, den Dogmen der katholischen oder römischen Kirche wieder näher gekommen ist, als es ihre im sechzehnten Jahrhundert abgefallenen Väter waren, und daß sie besonders auf rituellem und liturgischem Gebiete eine gewisse Ebenbürtigkeit mit der römischen Kirche für sich beansprucht.

Die einen erblicken in dieser Thatsache die Morgenröthe einer Wiedervereinigung, die andern fürchten, dieselbe könne in entgegengesetzter Richtung wirken. Wir hegen mehr Hoffnung als Furcht. Möglich, daß einige durch den Schein, als ob sie durch den Ritualismus wieder in Theilnahme an den geistigen Gütern der großen katholischen Kirche gesetzt würden, sich abhalten lassen, den weitern Schritt zu thun; für redliche Forscher und consequente Denker wird die Halbheit, welche im Ritualismus liegt, zu durchsichtig werden, und Halbheit kann, zumal einen Engländer, auf die Dauer nicht befriedigen.

Den heutigen Ritualisten ist es eine Lebensfrage, wirklich geweihte Priester und Bischöfe und damit den Vollgenuß der kirchlichen Sacramente, wie sie meinen, zu besitzen. Wie für Gut und Blut kämpfen sie daher für die Giltigkeit der anglikanischen Weihen und suchen nachzuweisen, daß bei dem Bruch mit der römischen Kirche die Ausübung der Weihegewalt ungeschmälert geblieben sei. Diesem Gegenstand dient unter anderem das

unlängst erschienene Buch zweier anglikanischer Geistlichen: De hierarchia anglicana dissertatio apologetica[1].

Würde nun wirklich der Beweis für die Giltigkeit der anglikanischen Weihen erbracht, so wäre damit doch kaum etwas Halbes erreicht. Der Lebensnerv der katholischen Kirche ist nicht einseitige Weihegewalt, sondern ebenso nothwendig ist die legitime Regierungsgewalt, als deren Spitze und deren Quelle Petrus und seine Amtsnachfolger nach Christi Anordnung zu gelten haben. Was nicht mit ihm in Verbindung steht, nicht von ihm abhängt, hat kein Leben mehr; selbst die Weihegewalt kann ihre Kraft nicht ungestört entfalten ohne die lebendige Verbindung mit Rom.

Allein was ist in der That von den anglikanischen Weihen zu sagen? Die Verfasser jener Schrift würden, wie es scheint, einen großen Trost darüber empfinden, wenn die römische Kirche die anglikanische Geistlichkeit einfachhin zu sich herüberzunehmen sich bereit erklärte und eine Einladung zur Wiedervereinigung an die „anglikanische Kirche" ergehen ließe, wie an die morgenländische Kirche. Das wäre aber in Wahrheit ein schlechter Trost. Um das zu können, muß die römische Kirche die volle Sicherheit giltig vollzogener Weihen haben; sonst kann sie gar nicht in eine solche Aufnahme einwilligen — und was sie nicht kann und darf, das thut sie auch nicht. Bleibt nur ein noch so leiser Zweifel betreffs der Giltigkeit einer Weihe, dann dringt die Kirche auf eine wenigstens bedingungsweise zu wiederholende Spendung des Sacramentes: sie muß darauf bestehen, weil sie sonst viele ihrer Kinder der Gefahr aussetzte, ihrer wichtigsten Gnadenmittel beraubt zu werden, da die amtliche Thätigkeit des zweifelhaft Geweihten statt wahre und wirksame Gnadenvermittelung vielleicht nur deren Schein brächte. Es bliebe eben zweifelhaft die priesterliche Lossprechung, zweifelhaft der Empfang der heiligen Communion, zweifelhaft blieben alle sacramentalen Tröstungen auf dem Todesbette.

Unter diesem Gesichtspunkte bliebe es daher auch praktisch ganz werthlos, ob das oben genannte Buch die Sätze, welche es aufstellt, wirklich beweist oder nicht. Denn das steht außer allem Zweifel: die römische Kirche läßt es nie bei einer Weihe bewenden, bei welcher auch nur viel

[1] Der vollständige Titel lautet: De hierarchia anglicana dissertatio apologetica auctoribus *Edw. Denny* A. M., ecclesiae de Kempley in dioec. Glocestren. vicario perpetuo, et *T. A. Lacey* A. M., ecclesiae de Madingley in dioec. Eliensi vicario perpetuo, praefante *R. D. Sarisburiensi Epo.* Londini. Veneunt apud C. J. Clay et Filios, in emptorio preli academici Cantabrigiensis, Ave-Maria-Lane, 1895. Auf dieses Werk beziehen sich die im Texte angeführten Seitenzahlen.

geringfügigere Defecte vorgekommen sind, als bei den anglikanischen Weihen vorkommen, selbst in der allergünstigsten Unterstellung der Beweiskraft der von Denny und Lacey vorgebrachten Momente.

Doch den Lesern dieser Zeitschrift wird es immerhin willkommen sein, etwas Näheres über die neue Behandlung der schon lange bestehenden Streitfrage zu erfahren. Wir wollen daher die Hauptmomente der Dissertatio kurz skizzirt hier wiedergeben und einiges zur Beurtheilung derselben beifügen.

1. Die Thatsache, daß sowohl an Parker als an Barlow eine Weihe vollzogen ist, kann vernünftigerweise nicht angezweifelt werden.

2. Doch ist es unrichtig, daß die anglikanische Geistlichkeit ihren Ursprung einfachhin von Parker und Barlow ableite. Weder hat Barlow allein die Consecration Parkers vorgenommen, noch hat Parker allein die von ihm geweihten Bischöfe consecrirt. Es waren in beiden Fällen andere giltig geweihte Bischöfe mitthätig, so daß selbst für den Fall, daß Barlow und Parker nicht giltig geweiht wären, dennoch der Schluß auf Ungiltigkeit aller nachfolgenden Weihen ein verfehlter sein würde.

3. Der neue Weiheritus aber, welcher unter Eduard VI. und Elisabeth eingeführt wurde, hat das Wesentliche des alten Weiheritus beibehalten, so daß, auch nach den Grundsätzen der römisch-katholischen Theologen, die Giltigkeit des Ritus bei der Bischofs- und Priesterweihe unanfechtbar ist.

4. Ebensowenig kann an der genügenden Willensmeinung oder Absicht derer, welche die Weihe vollzogen haben, gezweifelt werden, weil sie wirklich die Weihe in dem Sinne vollziehen wollten, wie sie von Christus angeordnet sei, und wie sie die nach ihrer Ueberzeugung wahre Kirche stets vollzogen habe; diese Meinung ist aber nach dem Geständniß aller Theologen, auch der römisch-katholischen, vollauf genügend.

Das sind, dem Sinne nach getreu, die aufgestellten Thesen. Das Hauptgewicht bezüglich des Beweises, das ist für uns ausgemacht, liegt in These 3 oder in These 3 und 4, weil beide ineinander greifen und nicht vollständig voneinander getrennt werden können, wie sich weiter unten ergeben wird.

Damit jedoch die Herren Verfasser ihren Zweck erreichen, muß jedenfalls, das ist einleuchtend, der Beweis für These 3 und 4 sowie auch für These 1 oder 2 unzweifelhaft und einwandsfrei erbracht sein. Wenn eine einzige dieser drei Thesen falsch ist, dann ist es mit der Giltigkeit der anglikanischen Weihen schlecht bestellt. Es kommt hier also auf die näheren Ausführungen an.

Beginnen wir mit den Thatsachen der Weihen Barlows und Parkers. Gegen die Weihe Barlows ist von katholischer Seite Zweifel erhoben. Directer und urkundlicher Beweis einer von ihm empfangenen Weihe liegt nämlich nicht vor. Zudem hat dieser Mann, der, von Heinrich VIII. zum Bischof von Menevia ernannt (1536), unter Eduard VI. auf den Stuhl von Bath und Wells versetzt (1548), unter Maria abgesetzt und von Elisabeth wieder zum Bischof von Chichester ernannt ward (1559), anerkanntermaßen radical-protestantische Ideen gehabt und seine Ansicht über die Weihe als eine werth- und wirkungslose Sache offen ausgesprochen[1]. Der Zweifel an dem thatsächlich vollzogenen Weiheacte ist bei einem solchen Manne also nicht so vollständig aus der Luft gegriffen. Und wenn sich auch, wie wir allerdings glauben, schwerwiegende Gründe für den an ihm vollzogenen äußern Ritus — und damals zweifelsohne noch nach altem kirchlichen Brauch — geltend machen, so ist für einen *solchen* Mann mit dem äußern Ritus noch nicht *der Beweis* giltiger Weihe geliefert. Es dürfte nämlich immerhin der Zweifel Platz greifen, ob man auch nur über den aufrichtigen Willen, eine wirkliche Weihe zu empfangen, bei ihm so sicher sein könnte. Ohne diesen aufrichtigen Willen hilft aller regelrecht vollzogene äußere Ritus nichts. — Daß also an Barlow der legitime Consecrationsritus vollzogen sei, ist, das geben wir den Herren Denny und Lacey gerne zu, besonders schon deswegen höchst wahrscheinlich, weil er mehrmals im englischen Oberhaus als Mitglied fungirte, und zwar nach sorgsam bestimmter Reihenfolge, welche dem herrschenden Gesetz gemäß sich nach dem Alter der Consecration richtete: wäre er nicht schon am 30. Juli 1536, wo er zum erstenmal im Oberhaus erschien, consecrirt gewesen, dann würde er *nach* den consecrirten Bischöfen seinen Sitz haben einnehmen müssen, und es wäre höchst wahrscheinlich wenigstens von den andern Bischöfen Einsprache erhoben worden, zumal da diese wegen seiner schon damals bekannten radicalen Ansichten seine Gegner waren (S. 51).

[1] Barlows Ansicht über den Werth der Weihe läßt sich entnehmen aus den Anklageartikeln, welche gegen ihn erhoben wurden wegen einer in Menevia am 12. November 1536 gehaltenen Predigt. Der vierte dieser Anklagepunkte lautet: „Er (Barlow) hat in jener Predigt behauptet: Wenn die Gnade des Königs, der das höchste Haupt der Kirche von England ist, irgend einen gelehrten Laien dazu ausersehen, ernennen und erwählen würde, Bischof zu sein, dann würde der so Erwählte, ohne daß irgend einer Weihe Erwähnung geschieht, nach ihm ebensogut Bischof sein, wie er selbst oder jeder noch so Gute in England." Roland, Bischof von Coventry und Litchfield, schickte diese Anklageartikel an Cromwell mit dem Bemerken, daß das Volk in Wales unzufrieden über solche Dinge sei. (Bei *Strype*, Ecclesiastical Memorials I, Appendix No. LXXVII, p. 184.)

Also den Vollzug des äußern Consecrationsactes an Barlow halten wir für höchst wahrscheinlich, die Giltigkeit der Consecration auch für nicht unwahrscheinlich. Allein mit voller Gewißheit die Giltigkeit der Consecration anzunehmen, daran hindert uns zu sehr die doctrinäre Stellung, welche Barlow schon von dieser Zeit her eingenommen hat, und die damals in England herrschenden kirchlichen Wirren, die manches möglich machten, was in geordneten Zeiten unmöglich ist. Wir gestehen aufrichtig, wir möchten nicht gerne das Heil unserer Seele von der Giltigkeit einer derartigen Weihe abhängig machen — und wir glauben, auch schwerlich die Herren Denney und Lacey.

Gehen wir zur Weihe Parkers über. Auch betreffs seiner ist die Thatsache einer irgendwie stattgehabten Weihe bestritten worden. Das uns hier beschäftigende Werk bezeichnet es als eine erst 45 Jahre nach Parkers Weihe, im Jahre 1604, zum erstenmale auftauchende Fabel und Verleumdung, nach welcher ausgestreut wurde, Parker sei in einem Wirtshaus zum Bischof gemacht worden, und zwar nach der einen Version in der Weise, daß der „Consecrator“ den vor ihm knieenden Candidaten bei der Hand gefaßt habe mit den Worten: „Wohlan, Herr Bischof von Canterbury, stehen Sie auf“, nach der andern Version unter der Ceremonie, daß dem Candidaten ein Exemplar der Heiligen Schrift aufs Haupt gelegt worden sei mit den Worten: „Empfange die Vollmacht, das Wort Gottes aufrichtig zu verkünden“.

Gegen diese Erzählung wird außer ihrem erst so späten Auftreten geltend gemacht, daß sich in der Lambeth-Bibliothek die authentische Aufzeichnung der Ernennung und der Consecration Parkers und aller Acten desselben vorfinde, welche bis in die kleinsten Einzelheiten hin den Weiheact erzähle. Zwar hat man dies Actenstück von gegnerischer Seite als unterschoben bezeichnen wollen. Allein wenn uns auch eine diesbezügliche Fälschung nicht so unmöglich erscheinen will, wie man sie S. 194 und 291 darstellt, so ist doch einzuräumen, daß eine solche Annahme gewaltsam sei. Das Actenstück liegt noch vor; dem Kennerblick der Gelehrten ist es nicht gelungen, weder in den Schriftzügen noch im Schreibmaterial oder sonst irgendwie ein Zeichen der Fälschung zu entdecken. Wir werden also den Bericht als seinem hauptsächlichen Inhalt nach für geschichtlich wahr und richtig zu halten haben. Eine andere Frage dürfte es aber dennoch sein, ob der Bericht bis ins Einzelnste hinein nach unmittelbarer Wahrnehmung des Schreibers als Augen- und Ohrenzeuge genommen werden muß, oder ob nicht aus dem, was dem Rituale gemäß zu geschehen hatte, manches als wirklich geschehen in den Bericht aufgenommen ist.

Nach diesem Bericht nun haben sich vier Bischöfe an dem Weiheact des Parker, der nach dem neuen Ordinale Eduards VI. vollzogen wurde, betheiligt, nämlich W. Barlow, J. Scory, M. Coverdale, J. Hodgkin, alle vier der neuen Lehre eifrig ergeben, daher unter Maria ihrer Aemter entsetzt, aber unter Elisabeth wieder auf Bischofssitze erhoben, wiewohl keiner von ihnen schon thatsächlich Besitz ergriffen hatte. Nach dem Berichte sollen alle vier genannten Bischöfe nicht nur die Handauflegung vollzogen, sondern auch die dabei vorkommenden Weiheworte gesprochen haben.

Sollte dieser Bericht bis in die Einzelheiten genau sein, dann kann man freilich die Giltigkeit der Weihe Parkers nicht mehr abhängig machen von dem wahren Bischofscharakter Barlows; denn es muß alsdann genügen, daß unter den vier Männern, welche die Weihe vollzogen, wenigstens einer ein giltig geweihter Bischof war. Außer Barlow, über dessen Weihe oben gesprochen ward, war Hodgkin jedenfalls noch nach altem Ritus, also giltig, geweiht; die beiden übrigen n a c h Einführung des neuen Ordinale Eduards VI., beide nämlich im August 1551, da der neue Weiheritus schon im März 1550 publicirt ward.

Wenn wir nun auch den Bischof Hodgkin als giltig geweiht anerkennen, oder selbst für den Augenblick die Giltigkeit des unter Eduard VI. eingeführten Weiheritus voraussetzen, so wird die Giltigkeit des an Parker vollzogenen Weiheactes oder vielmehr die unzweifelhafte Gewißheit derselben demnach von der Frage abhängen, ob der Weihebericht in dem Punkte absolut zuverlässig sei, wenn er berichtet, daß die vier Theilnehmer alle in gleicher Weise zusammen die Weihe vollzogen, besonders auch die Weiheformel ausgesprochen hätten. Daß dem Berichterstatter die Tragweite und Bedeutung dieses Umstandes klar gewesen sei, dürfen wir wohl bezweifeln, mithin auch, daß er auf die Constatirung dieses Umstandes in hervorragender Weise absichtlich sein Augenmerk gerichtet habe. Der neue anglikanische Weiheritus verordnet, daß zwar alle die Handauflegung vorzunehmen, aber nur der Hauptconsecrator die Weiheformel auszusprechen habe (S. 14). Wie leicht könnte also der Berichterstatter fälschlich meinen, der Weiheact sei ganz von allen vollzogen! Ein für die Praxis der katholischen Kirche vollgiltiges Zeugniß würde in diesem Punkte der eine Bericht schwerlich bieten, wenn es sich darum handelt, ob ein so wichtiger und folgenschwerer Act, wie es die Bischofsweihe ist, für hinlänglich beglaubigt und sicher anzusehen sei, so daß die bedingte Wiederholung der Weihe ausgeschlossen werden müßte. Die katholische Kirche fordert für solche Fälle in der Regel

das Zeugniß zweier unverdächtiger Augenzeugen, nachdem sie über die Tragweite ihrer Aussage unterrichtet sind.

Man sieht, bloß von dieser Seite schon sind, wenn auch nicht aus sich allein schwere Zweifel vorhanden, so doch solche Zweifel nicht ausgeschlossen, welche einer vollständigen Beruhigung über die Giltigkeit der Weihe praktischen Eintrag thun. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von der zweiten oben formulirten These, nämlich, daß wenn auch Barlow und Parker nicht giltig geweiht wären, dennoch das wirkliche Priesterthum der Anglikaner nicht in Frage gestellt zu werden brauche.

Zum Zwecke eines Beweises dieser These ist mit großer Sorgfalt in Appendix I S. 183—187 die geistliche Genealogie des W. Laud, anglikanischen Bischofs von Canterbury, angegeben, von dem, wie es S. 6 heißt, die heutigen anglikanischen Bischöfe der alten Sitze ihre Weihen herleiten. Nun, wenn wir den Stammbaum sorgsam verfolgen und hinaufsteigen bis zum Bruch mit Rom, so finden wir außer den früher schon genannten an der Weihe Parkers sich betheiligenden Scory und Hodgkin nur noch den unzweifelhaft nach altem Ritus unter Maria geweihten Curwen. Von diesem stammt in dritter Linie Christoph Hampton ab, und dieser hat sich in dritter Linie betheiligt an der Weihe des W. Laud; ebenso finden wir in zweiter Linie betheiligt den berüchtigten Apostaten Marc Antonius de Dominis. All diese Betheiligung jedoch will schon deshalb nichts sagen, weil jene als Assistenten an einer Weihe betheiligten Mitconsecratoren nach dem anglikanischen Ritus zweifellos die Weihe nicht vollzogen. Eingestandenermaßen (S. 14) ist der Grund, weshalb bei Parkers Weihe alle vier an der Weihe theilnehmenden Bischöfe die Weiheformel ausgesprochen haben sollen, der, weil in Ermangelung eines Erzbischofs ein über die andern hervorragender Hauptconsecrator nicht vorhanden war. Wenn ein installirter Erzbischof vorhanden ist, dann hat nach anglikanischem Weiheritus der Erzbischof oder dessen Stellvertreter, der die Weihe vollzieht, allein die Weiheworte auszusprechen. Mithin kommen alle die an einer Weihe nur als Assistenten Betheiligten bezüglich der Giltigkeit des Actes gar nicht in Frage. Somit bleiben schließlich auch für die ganze geistliche Ascendenz des Laud doch nur Parker und dessen Consecratoren maßgebend; die ganze Abstammung geht durch die Reihe der anglikanischen Erzbischöfe von Canterbury, mit Ausnahme des unmittelbaren Consecrators des Laud, des G. Monteigne, der es nur bis zum Londoner Sitz brachte und vor dem Aufsteigen nach Canterbury das Zeitliche segnete.

Allein jetzt kommen wir zu der andern für die Beurtheilung des vorliegenden Gegenstandes durchschlagend maßgebenden Frage über die Giltigkeit des anglikanischen Weiheritus, welche in These 3 und 4 nach den Herren Denny und Lacey im bejahenden Sinn beantwortet wird. Prüfen wir diese Antwort und ihre Gründe. Begründet wird die bejahende Antwort durch folgende Sätze:

1. Die bischöfliche Weihe unterstellt für ihre Giltigkeit nicht eine voraufgegangene giltige Priesterweihe, sondern sie kann giltig auch an einem bloß getauften Laien vollzogen werden.

2. Jedoch ist dieser Satz nicht von Belang, weil auch die Priesterweihe nach anglikanischem Ritus giltig vollzogen wird; und schließlich kommt es den Anglikanern nicht bloß darauf an, giltig geweihte Bischöfe, sondern auch giltig geweihte Priester zu haben.

3. Der wesentliche zur Giltigkeit genügende Ritus für die Bischofsweihe sowohl wie für die Priesterweihe besteht in der Handauflegung und den diese begleitenden Worten: diesen hat das anglikanische Ordinale behalten.

4. Die zur Wesenheit gehörenden und genügenden Worte sind bei der einen wie bei der andern Weihe: „Empfange den Heiligen Geist", insofern durch Hinzufügung anderer, erläuternder Worte oder Ceremonien dargethan wird, daß diese Worte in dem Sinne und zu dem Zweck gesprochen werden, um durch sie die priesterliche bezw. bischöfliche Gewalt zu übermitteln. Der anglikanische Ritus aber enthält diese Worte und auch die nähere Bestimmung ihres Sinnes und ihrer Bedeutung.

5. Dies um so mehr, da auch die Anglikaner beabsichtigen, das zu thun, was nach Christi Anordnung in der wahren Kirche vollzogen wird.

Was ist darauf zu antworten?

Der Satz 1 ist nichts weniger als sicher. Es lassen sich freilich einige Theologen anführen, welche dieser Meinung sind; allein die weitaus größere Zahl der Theologen fordert mit dem hl. Thomas von Aquin zur Giltigkeit einer Bischofsweihe als Vorbedingung den giltigen Vollzug der Weihe zum Priester. Eine Bischofsweihe ohne voraufgegangene Priesterweihe bliebe also wenigstens höchst zweifelhaft, und darum ist dieser Satz 1 für die praktische Entscheidung unserer Frage werthlos. Da jedoch auch von den anglikanischen Verfassern auf diesen Satz kein weiteres Gewicht gelegt wird, so kann derselbe als erledigt angesehen werden.

Die Richtigkeit des Satzes 2 hängt von der Richtigkeit der folgenden Sätze ab.

Den Satz 3 acceptiren wir bezüglich der Bischofsweihe in dem Sinne, daß durch voraufgehende oder nachfolgende Gebete die Bedeutung der Ansprache: „Empfange den Heiligen Geist“, näher bestimmt werde, wie es im römischen Pontificale in der sogen. consecratorischen Präfation geschieht: heutzutage wird sich kaum ein Theologe finden, der bei der Bischofsweihe einen andern Ritus für wesentlich hält. Bezüglich der Priesterweihe würden wir, wenn nur theoretisch die Sache zu besprechen wäre, auch kaum Anstand nehmen, den Satz ähnlich zu acceptiren; praktisch sicher ist diese Ansicht aber keineswegs bezüglich der abendländischen Kirche. Praktisch sicher ist in der abendländischen Kirche die Priesterweihe nur, wenn die doppelte Händeauflegung und der dazwischenliegende Ritus der Ueberreichung der Opfergaben mit Kelch und Patene vollzogen ist. Und da England zweifelsohne der abendländischen Kirche zugehörte, so ist und bleibt der Wegfall jener bedeutungsvollen Ceremonien aus sich allein Grund genug, um die anglikanischen Weihen schon daraufhin für nicht zweifellos giltig zu erklären. Allerdings würde, wenn ein anderer Grund für die Ungiltigkeit nicht vorläge, das bisher Gesagte nur genügen, um eine bedingte Wiederholung der anglikanischen Weihen zu rechtfertigen und fordern zu müssen.

Allein wenn wir auch vollständig den Satz 3 unterschreiben könnten, so müßten wir dennoch Satz 4 durchaus verneinen, und zwar in dem Sinne, daß nach unserem Dafürhalten die Ungiltigkeit der anglikanischen Bischofs- und Priesterweihen berechtigterweise nicht kann angezweifelt werden. Ein gleiches Schicksal muß den Satz 5 treffen. Doch wir haben dieses unser Urtheil zu begründen. Was wir nämlich behaupten, ist dies: Die im anglikanischen Weiheritus enthaltene Weiheformel nach ihrem officiellen Sinn ist eine zur sacramentalen Wirkung der Bischofs- bezw. Priesterweihe durchaus ungenügende Form. Wir wählen hier mit gewisser Betonung den Ausdruck nach ihrem officiellen Sinn. Der officielle, autoritativ-kirchlich festgestellte oder unterstellte Sinn der angewandten Formel ist aber in erster Linie maßgebend. Das ist so wahr, daß die subjective Absicht dessen, der nach Weisung der bezüglichen Autorität vorangeht, den officiellen Sinn nicht verbessern, sondern nur verschlechtern kann; d. h. eine Formel mit officiell ungiltigem Sinn kann nicht durch die subjective Absicht des Spenders giltig gemacht werden, solange er eben als Beauftragter jener Autorität handelt, wohl aber kann die schlechte subjective Absicht des Spenders eine nach officiellem Sinne giltige Formel ungiltig und wirkungslos machen.

Es ist hier zunächst der Wortlaut der Weiheformel ins Auge zu fassen. Bei der Priesterweihe heißt es: „Empfange den Heiligen Geist! Denen du die Sünden nachlassen wirst, denen sind sie nachgelassen, und denen du sie behalten wirst, denen sind sie behalten! Sei auch ein treuer Ausspender des Wortes Gottes und seiner heiligen Sacramente: im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ Alsdann gibt der Bischof den Einzelnen die Bibel in die Hand und spricht: „Empfange die Vollmacht, das Wort Gottes zu verkünden und die heiligen Sacramente zu spenden in der Gemeinde, in welcher du dazu wirst angestellt werden.“ — Bei der Bischofsweihe heißt es: „Empfange den Heiligen Geist und gedenke, daß du aufweckest die Gnade Gottes, welche in dir ist durch die Händeauflegung; denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Stärke und der Liebe und der Nüchternheit.“ Dann überreicht der Erzbischof die Bibel und spricht: „Gib acht auf Lesung, Ermahnung und Lehre. Denke nach über das, was in diesem Buche enthalten ist; übe dich darin, daß dein Fortschritt allen offenkundig sei. Gib acht auf dich und auf die Lehre; sei fleißig, dies zu thun; denn indem du so handelst, wirst du dich selber retten und diejenigen, die dich hören. Sei der Herde Christi ein Hirt und nicht ein Wolf; weide sie, aber verschlinge sie nicht. Was schwach ist, das kräftige; was krank ist, das heile; was zerbrochen ist, das verbinde; was hinausgewiesen, das führe zurück; was verloren ging, suche auf. Sei so barmherzig, daß es nicht Schwäche wird, und so übe Zucht, daß du der Barmherzigkeit nicht vergissest: auf daß, wenn der oberste der Hirten kommt, du die unverwelkliche Krone der Glorie empfangen mögest, durch Jesus Christus, unsern Herrn. Amen.“

Beginnen wir mit der Form der Priesterweihe. In derselben ist vom Priesterthum, vom priesterlichen Charakter, von priesterlicher Vollmacht formell gar keine Rede; also ist sie aus sich höchst ungenügend. Die Ausdrücke der Sündenvergebung, Spendung der Sacramente, Predigt bezeichnen nicht einmal den hervorragendsten Theil des priesterlichen Amtes. Mit dem Priesterthum ist hauptsächlich und wesentlich nach Auffassung der ganzen katholischen Kirche von Anbeginn her durch alle Zeiten der Begriff des Opfers und der Opfergewalt verbunden; dieser aber ist in der Weiheformel nicht nur nicht zu finden, sondern absichtlich ausgemerzt. Also Formel und Sinn und Absicht ist wesentlich verändert und verdorben.

Man kann nicht einwenden, der im Weiheritus vorher vorkommende Ausdruck von Priester und Priesterweihe bekunde hinlänglich, daß man

jene Worte dennoch in dem Sinne einer wirklich priesterlichen Gewalt habe verstanden wissen wollen, oder daß durch die Gewalt, die Sacramente zu spenden, genügend die Gewalt, die heilige Eucharistie zu consecriren, und damit die Gewalt, zu opfern, ausgedrückt sei, falls die Consecration der Eucharistie in Wirklichkeit den Opfercharakter besitze. Das ist gerade durch den officiellen Sinn ausgeschlossen. Dieser muß entnommen werden aus dem, was das angebliche Haupt der anglikanischen Kirche und die beauftragten Verfasser des neuen Weiheritus ausgesprochenermaßen zu bezeichnen vorhatten.

Es ist nämlich zu erwidern: 1. Der obige Einwand könnte mit mehr Schein bei der im Jahre 1662 eingeführten Formel gelten, in der es heißt: „Empfange den Heiligen Geist zu dem Amte und dem Werke eines Priesters in der Kirche Gottes, das dir jetzt übertragen ist durch unsere Händeauflegung." Aber diese Formel kann weder die mehr als ein Jahrhundert gebrauchte verflachte Formel noch die nach letzterer vollzogenen Weihen giltig machen. Die ältere Formel erklärt uns gerade, daß der Ausdruck „Priester" dem anglikanischen Rituale und deren Verfassern durchaus nicht den Priester nach dem Begriff der alten Kirche bezeichnete, sondern eine viel unwesentlichere Befugniß und äußere Amtsstellung bedeuten sollte. Dann war er aber im anglikanischen Ritual oder Ordinale unfähig, die Priestergewalt nach altkirchlichem Begriff auszudrücken und zu bezeichnen; wenn er diese aber nicht bezeichnete, dann konnte er sie unmöglich sacramental bewirken, weil die Sacramente zuerst Zeichen und infolgedessen wirksame Zeichen sind.

Ferner aber ist zu erwidern: 2. Auch die Formel des Jahres 1662 bezeichnet keineswegs officiell die altkirchliche Priestergewalt. Sowohl damals als ein Jahrhundert früher war die Lehre vom Opfercharakter der heiligen Eucharistie den officiellen Häuptern der anglikanischen Secte und den maßgebenden Urhebern der vorgeschriebenen Riten ein Greuel; die Vergebung der Sünden war ihnen keine sacramentale Lossprechung, sondern falls sie sich nicht auf das Taufsacrament bezog, war sie ihnen nur die Wiederaufweckung des Glaubens durch Verkündigung des Wortes Gottes; der Auftrag, die Sacramente zu spenden, war ihnen nicht die Befugniß, wie von alters die katholische Kirche und alle orientalischen schismatischen Secten sie festgehalten haben; denn die Anglikaner anerkennen als Sacrament nur die Taufe und das Abendmahl, und beim Abendmahl wird nachweisbar von fast allen, die an der Einführung des neuen Rituale

Antheil nahmen, die reale Gegenwart Christi geläugnet[1]. Mögen die heutigen Ritualisten den Begriff des Priesterthums nach katholischen Begriffen wieder vervollständigen: sie sind nicht im stande, dem anglikanischen Ausdruck „Priester" mit rückwirkender Kraft den Begriff beizulegen, der nothwendig wäre, um selbst der Weiheformel von 1662 sacramentale Giltigkeit zu verschaffen.

3. Daß die anglikanische Weiheformel, d. h. die officiellen Verfasser derselben und daher alle, welche als anglikanische Bischöfe dieselbe gebrauchten, nicht die altkirchliche Priestergewalt bezeichnen oder übertragen wollten, geht endlich zur Evidenz aus den im Ordinale vor der Weiheformel vorgeschriebenen Fragen und Antworten hervor. Es wird nicht nur der kirchenrechtswidrige Suprematseid vorher geleistet, nicht bloß gegen alles kirchliche und göttliche Recht die Heilige Schrift als die einzige Glaubens-

[1] Bei der Ausarbeitung und Einführung der neuen Liturgie und des neuen Weiheritus (des sogen. Common Prayer book) spielten Männer die Hauptrolle, welche samt und sonders von dem „reformirten" Geiste eines Calvin, Bucer, Petrus Martyr angesteckt waren. Gerade über die Eucharistie hegten sie vollständig calvinische Ansichten, d. h. die wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi wurde von ihnen geläugnet. Die entschieden leitende und bestimmende Rolle fiel Cranmer zu, der vielfach von Ridley beeinflußt ward. Es mögen hier einige Aeußerungen beider Männer über die Eucharistie Platz finden. Wir entnehmen sie der englischen Zeitschrift The Tablet vol. 85 n. 2862. In Cranmers Werken Bd. V, S. 345, heißt es in der Abhandlung über das Abendmahl wörtlich so: „Die größte Gotteslästerung und Beschimpfung, welche gegen Christus kann begangen werden und welche noch allgemein herrscht durch das päpstliche Reich hin, ist die, daß die Priester aus ihrer Messe ein Sühnopfer machen für ihre eigenen Sünden sowohl als für die Sünden derer, welchen sie die Messe zuzuwenden wünschen." In der Abhandlung über die Gegenwart Christi in der Eucharistie (Buch 4 Schluß) sagt derselbe: „Ich ermahne daher alle, die Christus lieben und die aufrichtig durch den Glauben ihm angehören, daß sie ihren Sinn wegwenden von den Gedanken an die körperliche Gegenwart Christi im Brode, und daß sie hingegen ihre Seelen zum Himmel erheben und dort ihn anbeten zur Rechten seines Vaters. Mögen sie Christus anbeten in ihrem eigenen Herzen, da sie sein Tempel sind und er in ihnen geistigerweise wohnt und lebt, und mögen sie soweit als möglich sich fernhalten von der Anbetung Christi im Brod. Denn er ist weder geistigerweise im Brod, wie er in der menschlichen Seele ist, noch körperlicherweise, wie er im Himmel ist, sondern bloß sacramentalisch, wie man sagt, daß ein Ding in dem Zeichen sei, durch welches es bezeichnet oder angedeutet wird." — Ridleys Auffassung über die Eucharistie ist in folgenden Worten gekennzeichnet: „Die Sonne am Firmament ist in Wirklichkeit mehr als 90 000 000 (engl.) Meilen von uns entfernt; aber wir können sagen, daß sie hier gegenwärtig sei, insofern wir ihr Licht und ihre Wärme fühlen. So ist Christus an seinem Platze im Himmel — aber wir fühlen sein Licht, nämlich seine Gnade, in dem Sacrament, und insofern ist er wirklich bei uns zugegen."

norm erklärt und das Versprechen geleistet, nur nach dieser Regel das Wort Gottes zu verkünden: sondern es wird das förmliche Versprechen gefordert und abgegeben, „die Lehre, die Sacramente und die Kirchenzucht so zu handhaben, wie Christus es befohlen und dieses Königreich es angenommen habe", und zu diesem Amt wird dann durch die Weiheformel die Vollmacht zu geben versucht. Das ist aber nicht die von Christus gewollte und verliehene Vollmacht. Die anglikanische Kirche Eduards VI. und Elisabeths kennt keine Vollmacht und Gewalt eines Opferpriesters, wie Christus und die alte Kirche sie kannte und will. Die von Christus gewollte Vollmacht ist nicht englisch, nicht deutsch, nicht französisch; sie ist katholisch. Wer also die Vollmacht Christi beschränken will durch nationale Annahme seitens des einen englischen Reiches und durch die veränderlichen Lehrmeinungen des jeweiligen Königs im Gegensatz zur Gesamtkirche, der zerstört den Begriff der Vollmacht Christi und zerstört deshalb die richtige sacramentale Form.

4. Die Festsetzung des neuen Weiheritus geschah in ausgesprochener Opposition zur römischen Kirche, welche nach Ueberzeugung der katholischen Welt die einzig wahre Kirche Christi ist. Nun ist es freilich wahr, bei Spendung der Sacramente braucht der Spender nicht gerade die ausgesprochene Absicht zu haben, das zu thun, was die römische Kirche thut. Das heben die Verfasser des uns hier besonders beschäftigenden Werkes S. 91 ff. hervor, unter anderem mit Bezugnahme auf das, was der Verfasser dieses Artikels in seiner Theologia moralis II, n. 26 ausführt. Allein sie hätten die von ihnen selbst citirte Stelle näher prüfen müssen bezüglich des Satzes, „daß jedoch der positive Wille, sich in Gegensatz zur katholischen, zur römischen Kirche zu setzen, das Sacrament verungiltige". Und wenn sie eine Stelle Bellarmins citiren, nach welcher zur Giltigkeit des Sacraments die Intention genüge, zu thun, was eine schismatische oder häretische Kirche thut, so unterliegt dem doch ein starkes Mißverständniß der Stelle des gelehrten Cardinals. Das Angegebene genügt freilich, wenn jene schismatische oder häretische Kirche das betreffende Sacrament zweifellos richtig spendet; aber es genügt auch nur dann. Ob aber die von Rom losgetrennte anglikanische Kirche die Weihe richtig spende, das ist gerade in Frage, und es muß wegen der Opposition gegen die römische Kirche gerade in betreff des Opfercharakters der heiligen Eucharistie und in betreff des Begriffs eines Priesteramtes verneint werden. Nach kirchlicher Lehre ist zur Giltigkeit der Sacramente die Absicht erforderlich, „zu thun, was die Kirche thut". Wenn daher aus Opposition

zur Kirche aus dem sacramentalen Ritus gerade das entfernt wird, worin das, was die Kirche thut, seinen prägnantesten Ausdruck findet: dann ist doch wohl die Absicht, zu thun, was die Kirche thut, positiv ausgeschlossen, mithin ein zum giltigen Sacrament wesentlicher Punkt eliminirt.

Ueber die Ungiltigkeit des anglikanischen Ritus der Priesterweihe kann also ein gegründeter Zweifel nicht bestehen. Damit ist nach der weitaus allgemeinern Ansicht der Theologen, daß nur ein giltig geweihter Priester giltig Bischof werden kann, die Giltigkeit der anglikanischen Bischofsweihe schon verneint.

Aber wollte man auch annehmen, daß ein einfacher Laie sofort giltig zum Bischof consecrirt werden könnte, so ist doch unzweifelhaft daran festzuhalten, daß der Bischof nach katholischem Begriff der oberste Priester ist, und daß ihm also bei der bischöflichen Weihe das oberste Priesterthum übertragen werden muß. Bei wem nun der Begriff „Priester“ gefälscht ist, dem bezeichnet auch der Name „Bischof“ nicht mehr eine wahrhaft oberpriesterliche Würde und Vollmacht. Wenn er daher auch die Worte ausspricht: „Empfange den Heiligen Geist zum Amt und Werk eines Bischofs in der Kirche Gottes“, so ist ihm das Wort „Amt und Werk eines Bischofs“ nicht das Zeichen eines wahren Hohenpriesters, kann bei ihm also auch nicht das praktische Zeichen der hohenpriesterlichen Würde sein, d. h. es kann in seinem Munde nicht sacramental die hohepriesterliche oder bischöfliche Würde bewirken. — Allein jene Formel wurde nach dem Ritual Eduards VI. nicht einmal gebraucht. Die vagen, oben angeführten Worte mit Anspielung auf die Worte des hl. Paulus (3 Tim. 1, 6. 7) können vieles andere ebensogut bedeuten als die wahrhaft bischöfliche oder hohepriesterliche Würde; sie passen trefflich zu der Auffassung der officiellen Verfasser des Eduardschen Ordinale, daß es nämlich Sache des Königs sei, wie Richter und Minister und Staatsbeamte, so auch ohne irgendwelche consecratorische Weihe Bischöfe und Erzbischöfe zu creiren[1]. Will man nur ein Verwaltungsamt bezeichnen ohne alle sacra-

[1] Bezüglich der priesterlichen oder bischöflichen Weihe haben wir die Ansichten Cranmers, dieses Vaters der anglikanischen Liturgie und Weiheformel, in der Antwort auf die von Heinrich VIII. an Bischöfe und Theologen gerichteten Fragen. Die 9. Frage lautete (The Tablet l. c.): „Haben die Apostel bei Ermangelung höherer Macht, da sie keinen christlichen König unter sich hatten, Bischöfe creirt der genannten Noth wegen oder aus göttlich ihnen gegebener Vollmacht?“ Darauf antwortet Cranmer: „Allen christlichen Fürsten ist unmittelbar von Gott die ganze Sorge für alle ihre Unterthanen übertragen, sowohl bezüglich der Verwaltung des göttlichen Wortes für die Seelsorge als bezüglich der Besorgung der politischen

mentale Vollmacht, so braucht man kein Jota aus der Eduardschen Weiheformel zu streichen. Eine solche Formel aber kann, zumal im Munde derer, die officiell jede sacramentale Bedeutung der Weihe abstreiten, nicht genügend sein zur Hervorbringung der sacramentalen Wirkung: das ist in Wirklichkeit nicht mehr eine Weihe im Namen und in der Person Christi, sondern im Namen des Königs oder der Königin. Diese kann aber kein Sacrament einsetzen.

Nehmen wir dazu die verhängnißvolle, vor der Weihe gestellte Frage, welche den Sinn und die Bedeutung des zu ertheilenden „bischöflichen“ Amtes illustrirt: „Bist du überzeugt, daß du wahrhaft zu diesem Dienste berufen bist, nach dem Willen unseres Herrn Jesus Christus und den Bestimmungen dieses Königreiches?“ Antwort: „Ich bin davon überzeugt.“ Es ist nun aber dem Blödesten klar, wenigstens den Katholiken sowohl als den heutigen anglikanischen Ritualisten, daß die Gesetze über Religion unter Eduard VI. und unter Elisabeth sicher nicht dem Willen unseres Herrn entsprachen. Wer also ein Amt nach den Gesetzen Elisabeths haben wollte und wem ein solches übertragen wurde, dem wurde ganz gewiß nicht das bischöfliche Amt nach Christi Willen und Geheiß übertragen. Also eine giltige Bischofsweihe ist a limine auszuschließen.

Selbst wenn ein Consecrator wegen seines wahren bischöflichen Charakters befähigt war, eine Bischofsweihe giltig vorzunehmen: mit der vorgeschriebenen Formel, deren officieller Sinn so klar und bestimmt die

---

Dinge und des bürgerlichen Regiments. — In jeder der beiden Arten von Verwaltung müssen sie mehrere Diener unter sich haben, damit diese das besorgen, was unter deren verschiedene Aemter vertheilt ist. — Die bürgerlichen Diener unter des Königs Majestät in diesem Königreich sind ... z. B.: der Lordkanzler, der Schatzmeister, der Siegelbewahrer. ... — Die Diener des göttlichen Wortes unter Sr. Majestät sind die Bischöfe, die Pfarrer, die Vicare und dergleichen andere Priester, welche von Sr. Hoheit zu dem Dienste angestellt sind, wie z. B. der Bischof von Canterbury ..., der Pfarrer von Wynwick 2c. — All die genannten Diener, sowohl von der einen als von der andern Art, werden angestellt, bezeichnet und erwählt überall durch die Gesetze der Könige und Fürsten. — Bei der Anstellung dieser Beamten werden passend verschiedene Ceremonien und Feierlichkeiten gebraucht, welche nicht vonnöthen sind, sondern nur der guten Ordnung und des Wohlanstandes halber stattfinden; denn wenn solche Aemter und Dienste auch ohne dergleichen Feierlichkeiten übertragen werden, so sind sie nichtsdestoweniger wirklich übertragen. — Und Gott hat nicht mehr seine Gnade zu geben verheißen bei einer kirchlichen Amtsanstellung als bei einer bürgerlichen.“ — Frage 12: „Ist im Neuen Bunde irgend eine Weihe für Bischof und Priester erforderlich oder genügt die einfache Anstellung zum Amte?“ Antwort: „Im Neuen Bunde bedarf der, welcher die Anstellung erhalten hat, Bischof oder Priester zu sein, nach der Heiligen Schrift keiner Weihe; denn Erwählung oder Anstellung ist hinreichend.“

wahre Bischofswürde entstellte und ausschloß, konnte er eine giltige Weihe beim subjectiv besten Willen nicht zu stande bringen.

Nach all dem Gesagten können wir keineswegs dem Vorredner des angezogenen Werkes, dem anglikanischen Bischof von Salisbury, zustimmen, wenn er es als einen Act einer gewissen Feindseligkeit und der Unbilligkeit ansieht, daß die römische Kirche die Giltigkeit der anglikanischen Weihen nicht anerkenne, und wenn er meint, „die Billigkeit sei von Brüdern zu fordern, daß, was einmal geschehen sei, nicht aufs schlimmste, sondern in möglichst gutem Sinne ausgelegt werde". Vertuschung und Verschönerungsversuche wären gerade hier recht übel angebracht. Nur unumstößliche Sicherheit und Wahrheit kann hier etwas gelten. Richtig ist, was er sagt: „Die Trennung haben zweifelsohne nicht wir gemacht"; aber nicht ganz richtig, was er weiter sagt: „Noch können wir die Spaltung, deren Erben wir sind, vollständig heben." Wir wünschen von ganzem Herzen, daß er und recht viele seiner Confessionsgenossen nicht „die Spaltung nur erträglicher machen und die vollständige Hebung den Nachkommen überlassen", sondern daß sie selbst unter Gottes Gnade durch Gebet und consequentes Denken bis zur vollen Aufhebung der Trennung durchdringen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Pflichten und Schranken des Eigenthums.

I.

Vermöge des Eigenthums erscheint der Mensch berechtigt, über ein sachliches Gut wie über etwas ihm allein Zugehöriges verfügen zu können, dasselbe mit Ausschließung aller andern Personen zu eigenem Vortheil und in eigenem Namen zu verwenden. Der Eigenthümer ist darum befugt, über die Substanz der Sache durch Verarbeitung, Verbrauch, Zerstörung, Veräußerung zu disponiren. Er hat das Recht, den Gegenstand zu benutzen, Früchte aus ihm zu ziehen und als Vorbedingung zu allem diesem denselben in seinem Besitze zu bewahren. Er kann endlich die aus der Vollgewalt des Eigenthums fließenden Befugnisse, Besitz, Benutzung, Fruchtziehung, durch Vertrag andern Personen überlassen.

So stellt sich das Eigenthum als die höchste und vollkommenste Form dinglicher Herrschaft des Menschen dar.

Gleichwohl ist die Herrschaft des Eigenthums die „vollkommenste" nur in einem relativen Sinne, d. h. unter den verschiedenen Formen, durch welche der Mensch eine Herrschaft ausüben kann über eine Sache, keineswegs aber eine schlechthin absolute, pflichtenlose, innerlich unbeschränkte und äußerlich unbeschränkbare Herrschaft.

Der Mensch muß zunächst anerkennen, daß alle Creaturen und darum auch die materiellen Güter immerdar in wesentlicher Abhängigkeit von Gott verbleiben, als Geschöpfe voll und ganz nur Gott allein gehören können. Gott erscheint demnach als der einzige wirklich absolute Eigenthümer aller Dinge, und dieses Recht Gottes ist, weil in dem Wesen des Schöpfers und der Geschöpfe begründet, unveräußerlich. Keine Vertheilung, kein Besitz, keine Gewohnheit, kein Gesetz darf und kann an diesem wesentlichen Rechte Gottes und dieser wesentlichen Unterordnung der Geschöpfe etwas ändern[1].

Gott gegenüber ist und bleibt der Mensch also immer nur ein Lehensträger, ein Verwalter, ein Nutznießer seiner Güter.

Darum kann der Mensch aber auch nicht mit seinen Gütern nach Belieben schalten und walten. Sein Nutzungsrecht gewährt ihm bloß die Befugniß, die irdischen Güter so zu benutzen, wie Gott es will. Der Mensch muß die Ordnung, die Gott in der Benutzungsweise festgesetzt, anerkennen. Er hat nimmer das Recht, den Gebrauch der irdischen Güter dem Zwecke zu entziehen, wozu Gott sie bestimmt hat. Dieser erste Zweck aller irdischen Güter ist aber ebenso in der Natur selbst wie in dem Worte ausgedrückt, das Gott nach der Erschaffung zu den Menschen gesprochen hat: „Siehe, ich habe euch gegeben alles Kraut, das sich besamet auf Erden, und alle Bäume, die in sich selbst Samen haben nach ihrer Art, daß sie euch zur Speise seien."[2]

Das ist also der Zweck der irdischen Güter: sie sollen der Erhaltung des Lebens aller dienen, welche zur menschlichen Gattung, zum Menschengeschlechte gehören.

Es darf demnach vor allem die Habsucht nicht den Maßstab für das Recht und die Ausdehnung des Besitzes abgeben. Mit wuchtigen

---

[1] Vgl. *S. Thom.*, S. theol. 2, 2, qu. 66, a. 1. — *Lessius*, De perfectionibus moribusque divinis. Edit. *Roh* (Freiburg 1861), lib. X, c. 3. — Wilh. Emm. von Ketteler, Die großen Fragen der Gegenwart (Mainz 1849) S. 6.

[2] Vgl. 1 Mos. 1, 29. v. Ketteler a. a. O. S. 6. 7.

Schlägen geißelt der hl. Ambrosius dieses räuberische Laster: „Wie weit wird euch eure unersättliche Habsucht noch führen? Wollt ihr denn allein das Recht haben, auf Erden zu sein? Es scheint, daß der Arme euch ein Unrecht zufügt, weil er noch einen kleinen Besitz hat, nach dem eure Habsucht gelüstet. Ihr scheint zu glauben, daß dasjenige, was euch noch nicht gehört, euch mit Unrecht entrissen worden sei. Um keinen Nachbarbesitz mehr sehen zu müssen, möchtet ihr euer Eigenthum ausdehnen bis ans Ende der Erde!" ... „Die Erde wurde Reichen und Armen gemeinsam gegeben. Warum wollt ihr sie für euch allein in Anspruch nehmen?" [1]

Wenn schon die unersättliche Habgier an sich genommen ein verabscheuungswürdiges Laster ist, so wird die von Gott gesetzte Ordnung doppelt verletzt durch jene widerrechtlichen Mittel, deren der Habsüchtige sich nicht selten bedient, um seinen Reichthum zu vermehren: Unterdrückung der Waisen und Wittwen, Ausbeutung der Armen und Schwachen, Betrug, Wucher u. dgl.

„Da die Güter dieser Erde allen zugetheilt sind," ruft der hl. Ambrosius den Wucherern seiner Zeit zu, „warum entzieht ihr sie der allgemeinen Nutznießung? Gott gibt uns den Ueberfluß; warum bringt ihr uns die Noth? O wie strafbar seid ihr, die ihr keinen größern Ehrgeiz kennt, als uns von allem entblößt zu sehen; oder die ihr in eurem Unmuthe ob der reichlichen Anfüllung eurer Speicher euch wenigstens damit tröstet, daß ihr im voraus die kommenden Mißjahre ausrechnet! Und ihr nennt das Gewandtheit, Vorsicht, kaufmännisches Genie? Das ist Spitzbüberei, das ist Perfidie, das ist Herzlosigkeit, müßt ihr sagen. Nein, ihr seht die Uebel nicht voraus, um sie zu heilen, ihr speculirt auf unsern Hunger, um ihn auszubeuten. Nun, wie soll man das heißen? Ist das Handel oder Diebstahl? Ihr gleicht dem Räuber, der den günstigen Moment erlauert, um den Vorübergehenden in ein Gebüsch zu werfen und zu erwürgen! O Fluch euch Wucherern! Ihr nehmet himmelschreiende Zinsen von unserem Unglück und schafft selbst die Krise, aus der ihr Gewinn ziehet; euer Profit ist unser aller Ruin." [2]

Wie der Erwerb des Eigenthums, so ist auch der Gebrauch desselben nicht in die Willkür des Eigenthümers gestellt.

---

[1] Vgl. *S. Ambrosius,* De Nabuthe cap. 1 et 3. — Dr. Georg Ratzinger, Die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen (Freiburg 1881) S. 72.

[2] Baunard, Leben des hl. Ambrosius (1873) S. 136.

Vor allem gewährt das Eigenthum keineswegs ein Recht zu unsinniger Verschwendung. Den innerhalb der Grenzen des Standes sich haltenden Luxus, welcher nichts anderes ist als eine der Vernunft und Sitte entsprechende reichlichere Verwendung der zur Verfügung stehenden Güter, wird niemand mit Recht bekämpfen können. Allein jener sinnlose Luxus, durch welchen die Güter zwecklos zerstört werden, beruft sich vergebens auf das Eigenthum zu seiner Rechtfertigung. Ist ja doch das Eigenthum gerade als ein für die Menschheit nothwendiges Mittel zur Erreichung einer wirksamern Production, einer geordnetern Verwendung der Güter, einer bessern Versorgung des Einzelnen, der Familie, des ganzen Menschengeschlechtes gerechtfertigt, keineswegs aber als ein Mittel zur zwecklosen, vernunft- und sittenwidrigen Vernichtung der Güter. Ein derartiger Luxus widerspricht der Bestimmung der Güter sowohl wie den Rechtsgründen, auf welche gestützt die Eigenthumsinstitution sich erhebt.

Der Eigenthümer ist aber auch gehalten, von seinem Ueberflusse den Nothleidenden mitzutheilen. Dieser Pflicht der Wohlthätigkeit darf er sich nicht entziehen.

II.

Der Eigenthümer ist ein Glied der staatlichen Gesellschaft, und das Eigenthum, wie die Beweise für seine Berechtigung darthun, insofern eine sociale Institution, als es nicht bloß dem Wohle des einzelnen und der Familie dienen soll, sondern auch dem Gemeinwohle des Ganzen sich anpassen muß.

Es verhält sich mit dem Eigenthume wie mit vielem andern auch. Die Institution selbst an sich genommen ist gut. Aber der Mißbrauch, den menschliche Schwachheit oder Verkehrtheit damit zu machen beliebt, verdirbt alles, verwandelt den Segen in Fluch. Das berechtigte Erwerbsinteresse wird zur Habsucht, die in der Natur der Sache begründete Ausschließlichkeit des Eigenthums wird allzuleicht zu grausam herzloser Selbstsucht. Bei jedem Morde ohne Ausnahme sind menschliche Hände betheiligt; sie mischen das Gift, sie führen den Dolch, sie drücken den Revolver los; es ist kein Mord denkbar, ohne daß eine menschliche Hand dabei thätig war. Kann man deshalb sagen: die Hände sind die Quelle aller Morde? Nein, nicht die Hand ist die Quelle des Mordes, sondern die gefallene Natur des Menschen, seine Abkehr von Gott, die ihn den Gedanken fassen läßt, einen Mitmenschen zu ermorden und zu

dieser That seine Hand zu verwenden. Die Hand ist eine Gabe Gottes; aber der Mensch kann sie zum Morde mißbrauchen. Ebenso ist das Privateigenthum eine von Gott gewollte Einrichtung, aber der Mensch kann sie mißbrauchen.

Gerade diese Möglichkeit des Mißbrauchs legt nun dem Staate die Pflicht auf, für eine den Rechten aller entsprechende Eigenthumsordnung Sorge zu tragen.

Allein, was versteht man unter „Eigenthumsordnung" und einer guten, gesunden Eigenthumsordnung?

Im weitern Sinne bezeichnet der Ausdruck „Eigenthumsordnung" die Eigenthumsverhältnisse innerhalb einer staatlichen Gesellschaft schlechthin, mögen sie gute, mögen sie schlimme sein.

Bestimmenden Einfluß auf die verschiedene Ausgestaltung der Eigenthumsverhältnisse besitzen einmal die wechselnden Zustände und Stufen des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens eines Volkes, sodann die herrschenden sittlichen und rechtlichen Anschauungen, endlich die von jenen beiden Momenten beeinflußte positive, staatliche Gesetzgebung.

Im engern Sinne bedeutet „Eigenthumsordnung" den Inbegriff der jeweiligen positiv-rechtlichen Bestimmungen über den Erwerb, die Ausübung und den Verlust des Eigenthums innerhalb einer staatlichen Gesellschaft.

Im engsten Sinne endlich versteht man unter „Eigenthumsordnung" diejenige gesetzliche Form und Gestaltung der Eigenthumsverhältnisse innerhalb einer staatlichen Gesellschaft, durch welche thatsächlich die Rechte und Pflichten der einzelnen Eigenthümer mit den Rechten und Pflichten aller in gehörigen Einklang gesetzt werden. Ist ja doch „Ordnung" begrifflich nichts anderes als das richtige Verhältniß zwischen Theil und Ganzem, Mittel und Zweck[1].

Fassen wir den Begriff der Eigenthumsordnung im weitesten Sinne, so können wir eine gute und eine schlechte, eine gerechte und eine ungerechte unterscheiden.

Gut und zugleich gerecht ist eine Eigenthumsordnung, die sich als zweckmäßige, den historischen Bedingungen entsprechende Anwendung und Ausgestaltung der naturrechtlichen Grundsätze über Eigenthum und Gesellschaftsleben darstellt.

---

[1] Vgl. Frhr. von Hertling, Naturrecht und Socialpolitik (Köln 1893) S. 41 ff.

Nimmt sie nicht die gebührende Rücksicht auf die thatsächlich gegebenen Verhältnisse, die historische Entwicklungsstufe des socialen und ökonomischen Lebens, tritt sie in Widerspruch zum göttlichen Sittengesetze, dem natürlichen Individual- und Socialrechte, so hat sie keinen Anspruch darauf, als zweckmäßige, gute, gerechte Eigenthumsordnung anerkannt zu werden. Man nennt sie wohl noch „Eigenthumsordnung", in ähnlichem Sinne, wie man von der „Gesundheit" eines Kranken redet. In Wahrheit ist sie „Eigenthums*unordnung*" und als solche die Quelle unsäglichen Elendes.

Schlecht ist namentlich eine Eigenthumsordnung, die es nicht zu verhindern versteht, daß des Menschen natürliches Recht, Eigenthum zu erwerben, für einen Theil der Gesellschaftsglieder entweder gänzlich illusorisch gemacht oder doch durch menschliche Schuld verkümmert wird, — ungerecht eine Eigenthumsordnung, die den privaten Vortheil einzelner auf Kosten der Gesamtheit, des allgemeinen Volkswohlstandes, sogar noch positiv befördert, — verwerflich aber auch eine Eigenthumsordnung, welche den ehrlich erworbenen Besitz nicht in gebührender Weise zu schützen im stande ist.

III.

Die Berechtigung gesetzlicher Eigenthumsschranken kann nicht bezweifelt werden. Sie überschreitet weder die der Staatsgewalt zustehenden Befugnisse, noch widerspricht sie dem Wesen und der Bestimmung des Eigenthumsrechtes.

Um die Berechtigung *gesetzlicher* Bestimmungen über den *Erwerb* und den *Gebrauch* des Eigenthums darzuthun, ist es nicht erforderlich, auf ein unbewiesenes und unbeweisbares *Obereigenthum* (dominium altum) des Staates an den Sachen zurückzugreifen [1]. Es

[1] Dieses „Obereigenthum" des Staates oder der Gesellschaft besteht keineswegs zu Recht, ist eine bloße *Fiction* und dazu eine recht *gefährliche* Fiction. Darum sehen wir auch keineswegs in jedem Besitz eine „*Staatspfründe*" oder „*Staatsactie*", wie Justus Möser sich ausdrückt, oder wie andere sagen, eine „*Gesellschaftspfründe*", eine „*Gesellschaftsactie*". Das Eigenthum ist *Gottes* Lehen, aber durchaus kein *Gesellschaftslehen*, der Eigenthümer kein Lehensträger des Staates oder der „Gesellschaft". Die Einweisung des Menschengeschlechtes in den Besitz dieser Erde überträgt nicht diesem Geschlechte, noch weniger dem „Staate" oder der „Gesellschaft" ein thatsächliches *positives* Gemeineigenthum, sondern bedeutet nur eine Ueberweisung der Erde an die Menschheit im *generischen* Sinne (nicht im *collectiven* Sinne) zu *negativer* Gemeinschaft. *Jeder*, welcher der menschlichen *Natur* theilhaftig ist, soll das Recht be-

genügt hierfür die Jurisdictionsgewalt, welche der staatlichen Autorität gegenüber dem Willen der einzelnen Staatsbürger zusteht.

Wenn nämlich auch das Recht, Eigenthum zu erwerben, dem Menschen von der Natur verliehen ist, so führt sich doch der actuelle Erwerb auf die freie Ausübung der menschlichen Thätigkeit zurück. Dieselbe kann, wie alles, was von der Freiheit ausgeht, höchst mannigfaltig sich gestalten. Ein Gleiches gilt von der Art und Weise des Gebrauches der im Eigenthum befindlichen Dinge. Nun aber ist es nothwendig, daß diese freie Thätigkeit, die von den Staatsbürgern ausgeht, in Einklang gebracht werde mit dem Gemeinwohle der ganzen Gesellschaft. Darum auch ist das Eigenthum, obwohl in der Natur begründet, in vielfacher Beziehung dem Willen des Gesetzgebers unterworfen, allerdings stets nur innerhalb jener Grenzen, die durch den Staatszweck gegeben sind [1].

Genau so lehrt der hl. Thomas von Aquin. Er fordert, daß die im Privateigenthum stehenden Güter „durch richtige Gesetze und Gewohnheiten" dem gemeinsamen Wohle aller dienstbar gemacht werden sollen. So erst verwirklicht sich nach seiner Auffassung der von ihm verfochtene Grundsatz vollkommen, daß die Güter der Fürsorge und Verwaltung nach dem Einzelnen gehören, dem Gebrauche nach aber allen dienen sollen [2].

Von höchster Bedeutung ist es, daß die gesetzliche Behandlungsweise des unbeweglichen Eigenthums nicht genau dieselbe sei wie die Behandlung des beweglichen Eigenthums. „Das Gegentheil", sagt Lehmkuhl [3], „hieße den Unterschied verkennen, der im unbeweglichen und beweglichen Eigenthum selber liegt und in seiner Bedeutung für das ganze gesell-

---

sitzen und bewahren, aus der Güterwelt Eigenthum zu erwerben. Und dafür, daß dieses Recht nicht illusorisch werde, hat die Staatsgewalt nach Kräften zu sorgen, genau so, wie sie verpflichtet ist, das rechtmäßig erworbene Eigenthum zu schützen. Denn ohne Zweifel stehen derjenige, welcher durch den Gebrauch seiner Kräfte danach strebt, einen Theil der irdischen Güter in seine Gewalt zu bringen, und jener, welcher bereits einen Theil in seiner Gewalt hat, der Gesamtheit gegenüber auf derselben Stufe. Beide haben gleichen Anspruch auf den wirksamen Schutz ihrer sei es angebornen, sei es erworbenen Rechte.

[1] Vgl. *Schiffini*, Disputationes philosophiae moralis II, 181 sq.

[2] Vgl. *S. Thom.*, Comment. in Aristot. Polit. lib. II, lect. IV: Oportet enim possessiones simpliciter quidem esse proprias, quantum ad proprietatem dominii, sed secundum aliquem modum communes. . . . Quomodo autem *usus* rerum propriarum possit fieri *communis*, hoc pertinet ad *providentiam boni legislatoris.*

[3] In dieser Zeitschrift Bd. XLVIII, S. 285.

schaftliche Leben. Die Rechtsbehandlung einer Sache muß dem Wesen und der Bedeutung der Sache entsprechen." Stärker noch drückt Taparelli[1] denselben Gedanken aus, und alle katholischen Socialpolitiker fordern ein besonderes Agrarrecht. Die heutige Noth der Landwirtschaft leitet sich zum größten Theil aus dem Umstande her, daß der alles „befreiende" und nivellirende Liberalismus den Boden mobilisirte und kapitalisirte, hierdurch ihn aber von den Schranken „befreite", welche das eigene Interesse des Grundbesitzes sowohl wie das Gesamtinteresse des Volkes nothwendig erheischt. Es wurden dabei die große Bedeutung des Bodens für die ganze Nation und die auf dem Grundbesitz ruhenden nationalen Pflichten völlig verkannt. Der Grundbesitz ist die unentbehrliche Unterlage zur Ernährung und Seßhaftmachung, zu Cultur und höherer Gesittung. Wenn auch getheilt, bleibt der Boden dennoch der gemeinsame Nährboden der Nation. Er gehört daher ebenso dem öffentlichen nicht minder wie dem Privatrechte an.

Der Staat wird jedoch bei der Ausgestaltung der Eigenthumsordnung vor jeder Verletzung des natürlichen Rechtes sich zu hüten haben. Ein directer Eingriff, durch welchen wohlerworbenes Eigenthum dem rechtmäßigen Besitzer geraubt oder eine mit dem Eigenthum naturgemäß verbundene Befugniß gänzlich beseitigt würde, steht dem Staate nicht zu. Nur den einen Fall möchten wir ausnehmen, wo nämlich zur Strafe für den Mißbrauch des Eigenthums gänzliche oder theilweise Confiscation desselben verfügt würde — jedenfalls ein wirksameres Mittel gegen Wucher und Betrug als bloße Freiheitsstrafe.

Uebrigens bedarf es der directen Eingriffe in keiner Weise. Es genügt, daß der Staat die Art und Weise, wie die Bürger ihrer Eigenthumsbefugnisse sich bedienen, in Einklang bringt mit den Forderungen des allgemeinen Wohles.

So kann der Staat die naturrechtlichen Bestimmungen über den Eigenthumserwerb näher bestimmen, festsetzen, unter welchen äußern Voraussetzungen die naturrechtlichen Erwerbstitel im staatlichen Gemeinschaftsleben Geltung haben[2]. Er kann Gegenstände bezeichnen, welche dem

---

[1] Taparelli S. J., Versuch eines auf Erfahrung begründeten Naturrechts. Aus dem Italienischen (Regensburg 1845) I, 484.

[2] Vgl. F. Hitze, Schutz dem Handwerk (Paderborn 1883) S. 39. „Das einmal auf Grund der bestehenden Gesetze erworbene Eigenthum ist heilig und unverletzlich, aber die zukünftige Eigenthumsbildung, die zukünftig zu Recht bestehenden Erwerbstitel hat die Gesetzgebung, natürlich innerhalb des Rahmens des Naturrechtes, zu bestimmen."

individuellen Privateigenthum entzogen bleiben sollen. Die Natur widerstrebt nur dem allgemeinen und ausschließlichen Collectiveigenthum, keineswegs aber dem innerhalb geeigneter Grenzen sich haltenden Gesellschaftseigenthum der Familien, der Gemeinden, des Staates, der Kirche.

Von großer Bedeutung für das Gemeinwohl, speciell auch zur Verhinderung einer übermäßigen Concentration des Besitzes in wenigen Händen, ist eine zweckentsprechende Ausbildung des gesetzlichen Vertragsrechtes. Das Gesetz kann die Bedingungen festsetzen, unter denen ein Vertrag erst seine volle Geltung und Klagbarkeit erlangt, ferner Bestimmungen treffen über die Tragweite der contractlich eingeräumten Befugnisse; es kann einzelne Verträge von zweifelhafter moralischer Güte verbieten und unter Strafe stellen.

Sodann steht es der Staatsgewalt zu, soweit es sich um unzweifelhafte Forderungen des allgemeinen Wohles handelt, Bestimmungen über die Art und Weise des Gebrauches der Eigenthumsobjecte zu treffen. Niemand ist befugt, sein Eigenthum zum Schaden anderer zu verwenden, jeder verpflichtet, diejenigen Einschränkungen der Freiheit sich gefallen zu lassen, durch welche das Gesamtwohl bedingt ist. So darf z. B. der Staat unter gewissen Umständen verbieten, einen Wald zu verwüsten, Ackergebiet in größerem Umfange in Wald und Wiese zu verwandeln oder brach liegen zu lassen u. dgl. mehr. Ohne für den alten Flurzwang, der allen Grundeigenthümern eine bestimmte Form der Bewirtschaftung vorschrieb, auch da noch eintreten zu wollen, wo derselbe wirtschaftlich unzweckmäßig ist, vermögen wir in demselben doch andererseits nicht unter allen Umständen eine Ungerechtigkeit gegenüber dem Eigenthümer als solchem zu erblicken.

Auch wird man der Staatsgewalt nur beipflichten können, wenn sie z. B. niemanden gestattet, Getreidevorräthe, die zur Erhaltung des Volkes nothwendig sind, allein des größern Gewinnes halber auf Lager zu behalten. Man darf sein Eigenthum vortheilhaft, ja auf das vortheilhafteste verwenden, aber niemals zum Verderben anderer oder aller, mag der dabei erhoffte Vortheil auch noch so groß sein [1].

Wenn die kirchliche und private Wohlthätigkeit nicht ausreicht, um dem Elende und der Noth der Armen zu steuern, so ist der Staat berechtigt, den Wohlhabenden sogen. Armensteuern aufzuerlegen.

Ganz besonders bedürfen endlich die naturrechtlichen Grundsätze über die Erbfolge einer vielseitigen nähern Bestimmung durch die positive,

[1] Vgl. A. M. Weiß O. Pr., Sociale Frage und sociale Ordnung I, 326.

staatliche Gesetzgebung. Auch hier wiederum kann der Staat durch gute Gesetze, ohne Verletzung der Gerechtigkeit, sehr viel zu einer gesunden Vertheilung des Besitzes und zur Erhaltung eines allgemeinen Wohlstandes im Volke beitragen. Er wird einerseits durch passende Erbtheilung die in der Hand einzelner angesammelten Reichthümer zerlegen, andererseits durch Anerkennung eines gemäßigten Erstgeburtsrechtes den Familienwohlstand dauernd sichern [1].

Ueber dieses so wichtige Recht der Erstgeburt möge hier noch ein weiteres Wort eingeschaltet werden.

Bei manchen Völkern, z. B. den Israeliten, den Deutschen im Mittelalter, bestand der gesetzliche Brauch, dem Erstgebornen gewisse Privilegien hinsichtlich der Erbfolge zu gewähren. Die französische Revolution räumte principiell mit dem Rechte der Erstgeburt auf.

Voraussetzung für die Berechtigung einer solchen Einrichtung bleibt jedenfalls, daß in gebührender, der Billigkeit entsprechender Weise für Erziehung und Unterhalt der übrigen Kinder genügende Fürsorge getroffen sei.

Ist diese Bedingung erfüllt, so sprechen in der That gewichtige Gründe für das Recht der Primogenitur [2].

Bei gleicher Theilung nämlich wird unmöglich der Familie jene wirtschaftliche Stellung gewahrt bleiben können, welche für ihre bürgerliche und politische Stellung die unentbehrliche Grundlage bildet. Alle Vortheile, die aus einer gewissen Stabilität der leitenden Kreise für das Gemeinwesen erwachsen, würden also in Wegfall kommen.

Aber nicht bloß für die leitenden Kreise, auch für das gewöhnliche Bauerngut empfiehlt sich in gewissem Umfange die Primogenitur oder das „Anerbenrecht“, wie es das im April 1894 dem deutschen Reichstage vorgelegte „Heimstättengesetz“ im Interesse der Landwirtschaft forderte. Die Heimstätte ist untheilbar und durch Erbgang im Falle des Vorhandenseins mehrerer Erben nur auf einen derselben, den Anerben, übertragbar. Bezüglich der Veräußerung, namentlich aber der Verschuldung (die Hälfte des Werthes als Verschuldungsgrenze, Verschuldung nur in amortisirbaren Renten oder Annuitäten zulässig), werden gewisse Schranken errichtet. Die Heimstätte gewährt dem Bauernstande größere Festigkeit und wirksamern Schutz gegen die Uebermacht des mobilen Kapitals. Ueberdies beruht die Forderung nach Einrichtung von Heimstätten auf dem durchaus richtigen Princip, daß Eigenthum an Grund und Boden vornehmlich in der Rücksicht auf die Familie seine naturrechtliche Begründung besitzt.

Die Erfahrungen, welche Frankreich mit der gleichen Theilung gemacht hat, lehren sodann, daß dieses System die Gefahr der Volksverminderung

---

[1] Vgl. *M. F. Le Play,* L'organisation du travail (Tours 1871) p. 499 ss. 503 ss., über den Einfluß des Erbrechtes auf die Familie.

[2] Vgl. *Schiffini* l. c. p. 201 sq.

im Gefolge hat. Die Eltern fürchten eine zahlreiche Nachkommenschaft, auf welche sich ihr Vermögen nur in geringen Portionen vertheilen würde.

Mag ferner auch die Lage des einzelnen nachgebornen Kindes für den Augenblick als eine bessere erscheinen, wenn es seinen Kopftheil an dem elterlichen Nachlasse erhält, der Vortheil ist auf die Dauer geringer, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben möchte. Zunächst für die Nachkommenschaft in ihrer Gesamtheit. Nach drei oder vier Generationen werden die meisten Familienglieder der Dürftigkeit anheimgefallen sein. Auch das einzelne nachgeborne Kind verliert jenen mächtigen Rückhalt an der Familie in Zeiten der Noth und in den mannigfachen Wechselfällen des Lebens. Werden speciell die Töchter, wo das System der Primogenitur herrscht, von der Erbschaft ausgeschlossen, so finden sie zum Theil einen Ersatz in dem Vermögen ihres Gatten, das eben durch jenes System eine Steigerung erfährt. Ueberdies hindert diese Erbfolge ein Vorherrschen des finanziellen Elementes beim Abschluß der Ehe. Die Gattin wird ihrer persönlichen Eigenschaften wegen gesucht, geschätzt, geliebt. Die Ehe bewahrt ihren hohen sittlichen Charakter, während sie heute vielfach zum Handelsgeschäft degradirt ist[1].

Die Feindschaft gegen alle Primogeniturrechte, Stammgüter, Heimstätten u. dgl., entspringt dem individualistischen Liberalismus, der sich hier wieder als Engel des Lichtes aufspielt, von der „natürlichen Billigkeit", von den „Gefahren der Concentration des Besitzes" u. dgl. gar lieblich zu reden weiß. In der That aber bildet ein richtig durchgeführtes Primogeniturſystem einen festen Damm gegen die furchtbarste aller Concentrationsarten, die kapitalistische, welche der Liberalismus uns gebracht hat.

IV.

Wie die Aufführung von Schranken gegenüber der Willkür in Sachen des Eigenthumserwerbes und Eigenthumsgebrauches zweifelsohne innerhalb der Befugnisse des Staates und der staatlichen Gesetzgebung liegt, so läßt sich andererseits auch nicht behaupten, daß derartige Beschränkungen der Natur und dem Wesen des Eigenthumsrechtes selbst widersprechen.

Das Eigenthum gewährt seinem Wesen nach Macht, Gewalt über eine Sache; überdies erzeugt es eine gesellschaftliche Überlegenheit, ist gesellschaftliche Macht. Gleichwohl darf bei alledem nicht vergessen werden, daß es keine bloße Macht, sondern ein Recht, d. h. eine moralische Befugniß, ein Können, eine Macht zwar ist, aber keine lediglich physische Gewalt, sondern ein sittliches Vermögen, welches darum auch nur so weit Anerkennung beanspruchen kann, als es auf dem Boden der sittlichen Ordnung verbleibt.

[1] Vgl. Institut. de Droit Naturel par M. B. (de Lehen) tom. I, n. 303, citirt bei *Schiffini* l. c. p. 203.

Der materialistischen Weltanschauung allerdings fehlt das Verständniß für diese Auffassung des Eigenthums. Sie redet noch von einem Rechte, doch ist es der bloße Name. Recht und Macht sind ihr identisch. Kein anderes Recht kennt sie außer „dem Rechte des Stärkern", jenes Recht, das nur so lange dauert, als es sich Geltung verschafft, das aber verschwindet, wenn ein Stärkerer über dasselbe gekommen ist.

Nicht so die Vernunft[1]. Sie erblickt im Rechte eine moralische, d. h. auf Vernunftprincipien beruhende Befugniß, kein bloß physisches Vermögen. Diese moralische Befugniß ist überdies unverletzlich, d. h. sie setzt in allen andern Vernunftwesen die Pflicht voraus, meine Befugniß zu achten. Diesen moralischen Charakter und diese Unverletzlichkeit aber besitzt das Recht durch seine Beziehung zum Willen Gottes, der allein einen allgemein giltigen, verpflichtenden Einfluß auf alle Vernunftwesen ausüben kann. Mit andern Worten: das Recht ist Recht, nur weil es und insoweit es sich zurückführt auf die natürliche Rechtsordnung als Bestandtheil der sittlichen Weltordnung. Da Gott sich nicht widersprechen kann, so gibt es also kein Recht außerhalb des Sittlichen, d. h. unabhängig von ihm oder gar gegensätzlich zu ihm, kein Recht im Widerspruche zur Rechtsordnung, durch welche nach göttlichem Plane die Verhältnisse der Menschen untereinander im gesellschaftlichen Leben geregelt werden[2].

---

[1] Vgl. Theod. Meyer S. J., Die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts (Freiburg 1868) S. 133. 113 ff. 105.

[2] Die „sittliche Weltordnung" normirt die Beziehungen des Menschen zu Gott, zu sich selbst, zum Nächsten. Die „Rechtsordnung", als Theil jener allgemeinen sittlichen Weltordnung, bildet „das Bindemittel, welches Gott zur Verwirklichung und Erhaltung der gesellschaftlichen Organisation um die Menschheit geschlungen hat" (Theod. Meyer a. a. O. S. 117). Vgl. Ferdinand Walter, Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart § 60: „Die Grundlage des Rechtes und des Rechtsbegriffes ist das dem Menschen eingeborne Rechtsgefühl und Gewissen, welches die Uebereinstimmung der menschlichen Handlungen und Verhältnisse mit der Gerechtigkeit will. Dabei kann man jedoch nicht stehen bleiben, sondern man muß nach dem objectiven, außerhalb des Menschen liegenden Grunde fragen, worauf die Gerechtigkeit selbst beruht. Dieses Objective ist aber die über dem Menschen stehende sittliche Weltordnung, und das Rechtsgefühl und das Gewissen sind eben die Organe, welche Gott dem Menschen verliehen hat, um diese unsichtbare Ordnung zu erkennen und mit ihr in Verbindung zu treten. Sie sind die Augen des Geistes, welche in die dem irdischen Auge unerreichbare übersinnliche Welt hinüberleuchten. Das Recht und die Gerechtigkeit sind also, in ihren letzten Gründen aufgefaßt, die aus den Eigenschaften Gottes fließenden Gesetze der sittlichen Weltordnung, die sich dem Menschen durch das Organ des Gewissens als solche, also als Willen Gottes und als eine über dem Menschen stehende Macht ankündigen."

Darum aber ist es auch überaus thöricht, von einem „absoluten" Eigenthum zu reden. In dem Augenblicke, wo das Eigenthum „absolut" sein will, hört es auf, ein Recht zu sein. Nur insoweit kann es für sich den Charakter und die Befugnisse eines Rechts beanspruchen, als es sich einfügt in die allgemeine sittliche Ordnung und die specielle natürliche und positive Rechtsordnung, durch welche das Gemeinschaftsleben und -Streben der Menschheit geregelt wird.

Das Eigenthumsrecht ist unter den dinglichen Rechten, den iura *in* re, das vollkommenste und höchste, keineswegs aber das höchste Recht schlechthin, welches Menschen im Hinblick auf die Sachenwelt zusteht. Man darf nie vergessen, daß vermöge der göttlichen Bestimmung die irdischen Güter nicht bloß den Zwecken einzelner, sondern der Erhaltung des ganzen menschlichen Geschlechtes, der ganzen menschlichen Gattung dienen sollen. Jeder einzelne Mensch besitzt vermöge jener Bestimmung ein persönliches Recht, wessen er bedarf, zu erwerben. In sachlicher Hinsicht ist dieses Recht, wie gesagt, unvollkommen, weil es keinen unmittelbaren Anspruch auf einen bestimmten Gegenstand gewährt. Bloß im Falle der äußersten Noth weicht die sachliche Unbestimmtheit und Unvollkommenheit, und man darf das Nächstliegende nehmen, ohne daß dadurch dem bisherigen Eigenthümer ein Unrecht zugefügt würde.

Das Recht auf Existenz, auf die nothwendigen Erhaltungsmittel, stellt sich somit als ein höheres Recht dar, vor welchem das erworbene Eigenthumsrecht zurücktreten muß. Wehe aber dem Staate, in welchem der Fall der äußersten Noth keine seltene Ausnahme bildet! Die Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung müßte die Folge sein.

Es wird also die Obrigkeit nicht bloß, um den Absichten Gottes entgegenzukommen, der ganz gewiß nicht die Welt dem Menschen dienstbar machte, um lediglich im äußersten Nothfall ihn vor dem Hungertode zu retten, nicht nur, um das Recht auf Existenz, das jedem Bürger zusteht, zur Geltung zu bringen, sondern auch des eigenen Bestandes der Gesellschaft wegen die Erwerbs- und Dispositionsbefugnisse der Eigenthümer mit den Forderungen des Gesamtwohles des Volkes in Einklang setzen müssen. Die Eigenthümer aber werden gegen die Sicherung des Rechtes auf Existenz für alle Bürger des Staates nichts einwenden können, weil eben die letzte Rechtsgrundlage ihres Eigenthums gerade in der göttlichen Bestimmung der Welt, den Bedürfnissen der

Menschheit und dem Wohle der Gesellschaft zu dienen, gesucht werden muß [1].

Noch ein dritter Gesichtspunkt endlich zeigt uns, wie die dem Eigenthum im Interesse der Gesamtheit und fremder Rechte gezogenen Schranken keineswegs der Natur und dem Wesen des Eigenthums widersprechen.

Das Eigenthum ist nicht Selbstzweck, sondern lediglich das Mittel, um in einer dem Wohle des Einzelnen, der Familie, des Staates entsprechenden Weise die Versorgung der Menschheit zu bewirken.

Wäre das Eigenthum „Selbstzweck", so könnte es durch keine äußern Rücksichten gebunden werden. Ist es aber bloßes Mittel zum Zweck, so findet es eben in seinem Zweck die Grenzen seiner Berechtigung. Seinem Zweck nach nun soll das Eigenthum nicht der bloßen Willkür des Besitzers, seinem Genuß, seinen Launen dienen, sondern ihn und seine Familie versorgen in einer der gesellschaftlichen Ordnung und dem gesellschaftlichen Wohle entsprechenden Weise. Alle Argumente, welche für die Berechtigung des Eigenthums sprechen, führen sich auf den bezeichneten Zweck zurück.

Wenn von der „Versorgung" des Einzelnen und der Familien die Rede ist, muß jedoch vor einer neuerdings wieder hervorgetretenen Uebertreibung gewarnt werden.

Bildet die Nothwendigkeit der im Privateigenthum besessenen Güter für die Erhaltung des Lebens zugleich auch die positive Grenze des berechtigten Eigenthumserwerbes? Mit andern Worten: Ist das „Bedürfniß" positiver Maßstab des erlaubten Eigenthumsbesitzes?

---

[1] Der Bürger darf ohne Zweifel alle seine Kräfte zur Beförderung seines wahren, d. h. geordneten Wohles anwenden, sofern und solange er dabei nicht in Collision mit den Rechten anderer kommt. Im Falle der Collision muß das niedere Recht dem höhern weichen. Denn da beide nicht zugleich zur Geltung kommen können, so fordert die Vernunft offenbar die Bevorzugung des höheren Rechtes, und es wäre gegen die gesunde Ordnung, wenn das niedere Recht auf Kosten des höhern triumphirte. Höher aber ist 1) das Recht, das einer höhern und allgemeinern Ordnung angehört. So ist das Recht der Gesamtheit dem Rechte des einzelnen Individuums vorzuziehen, nicht dem Rechte aller Individuen. Denn alle Bürger zusammen bilden ja eben die Gesamtheit. Höher ist 2) das Recht, welches ein größeres, höheres Gut betrifft. So z. B. geht das Recht auf den nothwendigen Lebensunterhalt, das allen Menschen zusteht, dem Rechte, sein Eigenthum zu vergrößern, vor. Höher ist 3) das Recht, welches ceteris paribus unzweifelhaftere Rechtstitel nachweisen kann.

Keineswegs, wie jeder leicht einsehen kann. Denn

Erstens ist das „Bedürfniß" sehr wenig geeignet, als Maßstab zu dienen. Das „Bedürfniß" ist ein Begriff mit fließenden Grenzen. Habe ich nur die abstracte Natur des Menschen im Sinne, so kann ich allerdings behaupten, daß die Bedürfnisse aller Menschen gleich seien, in Nahrung, Wohnung, Kleidung bestehen. Oeffne ich aber meine Augen für die wirkliche, concrete Welt, so zeigt sich sofort, daß die Bedürfnisse bei den verschiedenen Individuen ganz naturgemäß verschieden sich gestalten nach Alter, Geschlecht, Gewohnheit, Gesundheit oder Krankheit, Zahl der Familienglieder u. s. w.

Zweitens: Die Natur in Verbindung mit dem menschlichen Fleiße ist im stande, viel mehr Güter zu liefern, als zur bloßen Befriedigung der allgemeinsten Bedürfnisse nothwendig sind. Zeigt nicht diese offenbare Thatsache aufs klarste, daß die Grenze des erlaubten Eigenthumsbesitzes naturgemäß keineswegs durch die allgemeinen Menschheitsbedürfnisse gezogen wird?

Drittens: Der Mensch hat auch ein Recht auf Vervollkommnung. Er darf durch eigene Kraft seine und seiner Angehörigen Lage verbessern. Ja es ist gerade ein Vorzug der menschlichen Natur, für zukünftige Bedürfnisse sorgen, eine Verbesserung der zukünftigen Lage vorbereiten zu können. Sollte dieser natürliche Vorzug, welcher den Menschen weit über das Thier erhebt, gegenstandslos, bedeutungslos sein? Sollte ihm das Recht verkümmert werden dürfen, von seinem größern Fleiße, seiner größern Kraft und Geschicklichkeit Gebrauch zu machen, um mehr zu erwerben, als andere besitzen?

Viertens: Der Mensch hat ein natürliches Recht auf die Früchte seiner Arbeit. Denn rücksichtlich meiner menschlichen Natur bin ich niemand zum Dienste verpflichtet. Ich kann vermöge eines Vertrages einem andern gegen gerechten Lohn die Früchte meiner Arbeit abtreten. Sehe ich aber von derartigen accessorischen Verhältnissen ab, behalte ich nur die menschliche Natur im Auge, so ist es klar, daß jenes, was ich thue, ganz in meinen Händen ist. Denn es ist ein Theil von mir, weil es eine Wirkung ist, die von mir ausgeht. Die Wirkung aber folgt der Ursache, ist in der Ursache enthalten, ein Theil der Ursache. Wer also Anspruch machen würde auf das von mir rechtmäßig Erworbene, auf die Früchte meiner Anstrengung, der würde mir, ohne das mindeste Recht, das Meinige rauben. Nun aber wird der verschiedenen körperlichen, geistigen, moralischen Veranlagung der Menschen wegen die Arbeits-

fähigkeit und die Arbeitsleistung bei den einzelnen Menschen sehr verschieden ausfallen müssen. Der eine arbeitet mehr und besser als der andere. Wäre es nun nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man demjenigen, der mit größerer Geschicklichkeit und Ausdauer, mit größerem Fleiße gearbeitet hat, seinen höhern „Arbeitsertrag" rauben und seinen Besitz auf das Niveau des „Bedürfnisses" beschränken wollte?

Fünftens: Wer aus den allgemein menschlichen Bedürfnissen die positive Grenze zur Beschränkung der Ausdehnung des Eigenthumserwerbes herleiten will, übersieht endlich, daß in der Eigenthumsfrage nicht bloß die Bedürfnisse des Einzelnen und seiner Familie, sondern auch die der bürgerlichen Gesellschaft in Betracht zu ziehen sind. Diese aber fordert

ihres organischen Charakters wegen Verschiedenheit der Stände und damit auch des Besitzes; sodann

des culturellen Fortschrittes wegen, daß die Menschen ihrem Vervollkommnungstriebe folgend die menschliche Herrschaft über die Natur je nach ihren Fähigkeiten und Kräften ausdehnen und bethätigen; endlich

der socialen Ordnung wegen, daß die Bürger in dem rechtmäßigen Besitze der infolge verschiedener Veranlagung oder besonderer günstiger Verhältnisse erworbenen, quantitativ und qualitativ verschiedenen Ergebnisse ihres Bemühens belassen und rechtlich geschützt werden.

Einen ganz andern Sinn aber hat die Frage, ob nicht das allgemein menschliche, sondern das gesellschaftliche Bedürfniß die Bedeutung einer negativen Grenze des Gütererwerbes habe. Hierbei untersucht man nicht mehr das Quantum der Bedürfnisse, welche der Mensch als Mensch hat, um ihm dann das entsprechende Maß von Gütern zuzuerkennen. Vielmehr fragt es sich, ob die in einer Gesellschaft vorhandenen oder erreichbaren Güter von einem Theil der Bürger in solchem Umfange und in solcher Art in Besitz genommen werden dürfen, daß ein anderer Theil für die nothwendigen, allgemein menschlichen Bedürfnisse keine Befriedigung mehr finden kann.

Offenbar würde ein solches Verhältniß der Ruin des Staates sein, zugleich aber eine schwere Pflichtverletzung seitens der öffentlichen Gewalten bekunden.

Der Staat ist an und für sich nicht verpflichtet, seinen Bürgern Nahrung oder Arbeit zu geben. Wohl aber bildet es den wesentlichsten Bestandtheil seiner Aufgabe, das Recht des Menschen, durch Arbeit den Lebensunterhalt zu gewinnen, in wirksamer Weise zu schützen.

Allein wird nicht durch alles dieses die freie Bewegung der Eigenthümer gehemmt, ihre Dispositionsbefugniß bedeutend eingeengt? Ohne Zweifel. Jedoch diese Beschränkung ist nothwendig im Interesse des gemeinen Wohles; sie ist nicht einmal für die Eigenthümer ein wahres Uebel, sondern vielmehr ein Gut, insofern die Verminderung der Freiheit in der individuellen Ordnung für die Theilnahme an den Gütern der höhern socialen Ordnung unerläßlich erscheint[1].

Heinrich Pesch S. J.

Die Heldensage von Iran.

Der umfangreichste und zugleich poesievollste Theil des persischen Königsbuches ist unzweifelhaft der erste, welcher die alte Heldensage von Iran behandelt und weit über die Hälfte, nach anderer Abgrenzung fast zwei Drittel der gesamten Dichtung umfaßt. Mit den Tagen der Urzeit hebt der Sänger an und schildert uns in großen, titanischen Zügen die erste Entwicklung menschlicher Gesittung bis zur Höhe einer goldenen, paradiesischen Zeit, dann den jähen Fall der Menschheit durch Stolz und Vermessenheit und endlich den stets sich fortspinnenden Kampf zwischen gut und böse, der in dem Weltkrieg zwischen Iran und Turan seinen Ausdruck findet. Gewaltige Schlachtenbilder und Kampfscenen erinnern an die Ilias, seltsame Wanderfahrten und Streifzüge an die Odyssee, urwüchsige Heldengestalten an das Nibelungenlied, Ritterthum und Ritterabenteuer an die höfischen Epen des Mittelalters, phantastischer Märchenzauber an „Tausend und eine Nacht". Haß und Liebe, Lust und Leid, Scherz und Ernst begegnen sich in buntem Wechsel; doch waltet über dem Ganzen ein tiefer, religiöser Ernst vor, da und dort von Anklängen an die Uroffenbarung, dann wieder von Vorstellungen des Avesta, vorherrschend indes von dem Monotheismus des Korans getragen, der die Dichtung wohl hoch über die echtheidnischen Fabeln der Inder emporhebt, aber doch von der Ideenwelt des Christenthums noch weit entfernt bleibt und auf die großen Räthsel des Menschenlebens keine Antwort weiß als stumme Resignation in das allgemeine Los der Vergänglichkeit und in das unerforschliche Schicksal.

Eine Dichtung von solchem Umfang in einen irgendwie erschöpfenden Abriß zu drängen, ist natürlich unmöglich. Eines läßt sich aber doch vielleicht auch

[1] *S. Thom.*, De reg. princip. I, c. 15: Sicut pars et totum quodammodo sunt idem, ita id, quod est totius, quodammodo est partis.

auf engerem Raume erreichen, eine kurze Uebersicht nämlich, welche einerseits den ganzen Verlauf des Epos mit seinem ungeheuern Gestaltenreichthum möglichst deutlich skizzirt, andererseits aber auch das Verhältniß und den Zusammenhang der einzelnen Theile einigermaßen zur Anschauung bringt, so daß sich jeder ohne große Mühe eine ungefähre Vorstellung von dem Ganzen machen kann. Wir müssen dabei nothwendig der Gruppirung der Dichtung selbst folgen, welche chronikartig nach der mythischen Königsreihe geordnet ist und deshalb etwas prosaisch aussieht, aber es in Wirklichkeit am meisten erleichtert, sich in dem weiten Labyrinth zurechtzufinden.

I. **Kaiumors** (Gajumarth) hieß nach dem Berichte des Dihkans der erste, der sich auf Erden die Krone aufsetzte und ein Reich gründete. Als die Sonne ins Zeichen des Widders trat, erhob er sich strahlend und begann seine Herrschaft. In den Bergen thronte er, mit Pardelfell umkleidet, der erste, der eine Kleidung trug. Wilde und zahme Thiere huldigten ihm ehrfurchtsvoll. Ein Sohn war ihm, Siamek, tugendreich und schön wie der Vater selbst. Und so herrschte der Schah glücklich 30 Jahre. Doch Ahriman, der arge Neider, gönnte ihm sein Glück nicht. Er sammelte ein Heer wider ihn. Siamek trat ihm muthvoll entgegen; doch ohne Panzer, bloß von Thierfellen umhüllt, vermochte er dem Bösen nicht zu widerstehen; er fiel im Kampfe, und ein ganzes Jahr trauerte die Welt um ihn. Er hinterließ aber einen Sohn, Huscheng, der die Peri und die Menschen und die Thiere zum Rachekrieg sammelte, den schwarzen Diw überwand und ihm das Haupt abschlug.

II. **Huscheng** bestieg nun den Thron. Er lehrte die Menschen die Bearbeitung des Erzes, die Schmiedekunst, die Bewässerung der Fluren, den Landbau, Bäckerei und Kochkunst. Im Kampf mit einem Drachen schlug er mit seinem Stahle Feuer aus einem Steine, beschenkte die Menschen mit dieser köstlichsten aller Gaben und setzte zu Ehren dieser Entdeckung das Fest Sedeh ein.

III. **Tahmuras**, sein verständiger Sohn, setzte sein großes Werk fort. Er schor die Widder und Schafe, spann ihre Wolle und webte daraus Kleider und Teppiche. Er zähmte die wilden Thiere, fing und richtete Vögel ab und züchtete Hühner und andere nützliche Thiere. Durch Gebet und Fasten gewann er hohe Reinheit und solche Zaubermacht, daß er dem Ahriman und den übrigen bösen Geistern furchtbar wurde. Umsonst verschworen sich diese wider ihn. Zwei Drittel von ihnen bannte er mit gewaltigem Zauber; den übrigen trotzte er, mit der furchtbaren Keule in der Hand, das Geheimniß der Schrift ab, und zwar nicht bloß in einer Sprache, sondern griechisch, arabisch, persisch, sogdisch, tschinisch, Pehlewi, Hindi, Misri und Berberi, an die 30 Sprachen.

IV. **Dschemschid**, sein Sohn, herrschte gleich ihm als Fürst und Priester glorreich über die Menschen- und Thierwelt. 50 Jahre verwandte er auf Vervollkommnung der Waffen und ihrer Zier: herrliche Helme schuf er, Panzer und Harnische, Waffenröcke und Roßgeschirre. Abermals 50 Jahre widmete er dem Schmucke des Friedens: er lehrte köstliche Prachtgewänder aus Flachs, Seide und Biberhaaren verfertigen; er lehrte das Zwirnen und Garnen, erfand den Webstuhl mit Zettel und Einschlag, ließ grobe und feine Leinwand weben. Wieder 50 Jahre verwandte er darauf, das Volk in vier Stände zu gliedern:

Priester, Krieger, Bauern, Handwerker. 50 Jahre verlegte sich der Schah dann aufs Bauen. Die Diwe, welche er zu seinen Sklaven gemacht, mußten Lehm bereiten, Kalk und Ziegel brennen und genau nach dem Richtscheit mauern. So erhoben sich bald Bäder, Thürme und stolze Schlösser. Aus den Gebirgen holte man Juwelen und Edelmetalle hervor, Silber und Gold, Hyacinthen und Rubinen. In Feldern und Gärten sammelte man köstliche Spezereien und Heilpflanzen, Balsam, Kampfer und Musk, Aloe, Ambra und Rosen, und der Schah erschloß die wunderbaren Heilkräfte der Pflanzen. Wieder 50 Jahre weihte sich der Schah der Schiffahrt und fuhr zu Schiff von Land zu Land. Dann ließ er sich von den Diws einen prachtvollen Thron errichten, der hoch in den Himmel ragte. Die ganze Welt scharte sich huldigend um ihn und feierte bei Gesang und Wein jubelnd den Neujahrstag. Denn in 300 Jahren war niemand auf der Welt gestorben; die Diws, die bösen Geister, standen völlig überwunden im Dienste des Königs und leisteten Frohnarbeit zum Wohle der Menschen. Gesittung und Glück der Menschheit hatten ihren Gipfelpunkt erreicht und mit ihnen der Ruhm des Schahs. Da erfaßte ihn der Schwindel des Stolzes; er schrieb sich selbst alles zu und verlangte von den Völkern, daß sie ihn als Weltschöpfer anbeten sollten. Jetzt wich Gottes Glanz von ihm. Die Welt ward voll des Aufruhrs. Die Völker senkten erst stumm und verlegen ihr Haupt, dann flohen sie ihn, und kein Edler blieb an seinem Hofe.

Eine so schöne Zeichnung des goldenen Zeitalters, zugleich als fortschreitende Entwicklung der Menschheit von rohen Anfängen bis zur höchsten Gesittung gedacht, liegt uns bei keinem andern der alten Völker vor. Sie bildet eine prachtvolle Einleitung zu dem fürder nimmer endenden Weltkampf zwischen gut und böse, der sich in der übrigen Riesendichtung entwickelt. Der Grundgedanke entspricht in hohem Maße der Offenbarung. Stolz, Selbstvergötterung, Ueberhebung über Gott haben das ursprüngliche Glück der Menschheit vernichtet und jenen stäten Kampf herbeigeführt, in welchem das Größte und Schönste, das Bewundernswertheste und Liebreizendste, alles Irdische und rein Menschliche dem Gesetze der Vergänglichkeit zur Beute fällt. Nur das Göttliche dauert ungestört fort in unwandelbarem Lichte.

In der Arabischen Wüste bereitet sich das Unheil vor, das zur Strafe für Dschemschids freventlichen Stolz Iran und die Welt treffen soll. Da lebt ein wackerer Reiterfürst, Mardas mit Namen, reich, fromm und gütig. Doch ehrgeizig und lieblos war Zahâk, sein Sohn, auch Peiwerasp genannt, der Mann mit den 10 000 Pferden. Denn so viele goldgezäumte Thasi- (Araber-) Pferde hatte er, zwei Drittel davon stets gesattelt, nicht zur Schlacht, sondern bloß zum Prunke. An ihn wandte sich Iblis[1] in Gestalt eines guten, wohlmeinenden Mannes, schmeichelte sich in sein Vertrauen ein, versprach ihm hohe Weisheit, nahm ihm ein eidliches Versprechen der Verschwiegenheit ab und rieth ihm dann, seinen

[1] Firdusi gebraucht hier und gelegentlich auch später den mohammedanischen Namen „Iblis“ für den bösen Geist statt des altpersischen „Angro-Mainyu“ oder „Ahriman“. Gewöhnlicher braucht er aber die Namen „Ahriman“ oder „Diw“.

Vater umzubringen, um sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Der Diw (Teufel) verlangt nur die Einwilligung; für die Vollziehung sorgt er selbst. Auf einem Gartenweg, auf dem der fromme Fürst jeden Morgen noch im Dunkel zum Gebete geht, gräbt er ihm eine Fallgrube, die er nicht gewahrt und in der er elendiglich zerschellt. Zohâk besteigt hierauf den Thron und erhält die Versicherung, König über die ganze Welt zu werden. Iblis nimmt nun eine andere Gestalt an, die eines gefälligen jungen Dieners, und meldet sich bei Zohâk als Koch. Man hatte bis dahin nur Pflanzennahrung genossen; Ahriman-Iblis erfand aber die mannigfaltigsten Fleischgerichte, fütterte seinen Herrn mit Eiern, Blut und Fleisch, mit den feinsten Leckerbissen und den schmackhaftesten Brühen. Als der überglückliche Padischah verlangte, er solle sich für all seine Verdienste einen Lohn wünschen, begehrte er nichts als die Gunst, ihn an den Schultern küssen zu dürfen. Mit Freuden gewährte ihm das der Schah. Doch kaum hatte der Diw ihn geküßt, da verschwand er, und aus jeder Schulter des Fürsten wuchs eine Schlange hervor. Verwundert und entsetzt schnitt Zohâk die Schlangen zuletzt weg. Aber sie wuchsen wieder. Kein Arzt wußte Rath wider sie, und Iblis, der jetzt in Gestalt eines Arztes abermals zu ihm trat, schlug als Mittel vor, die beiden Schlangen mit Menschenhirn zu ernähren.

Unterdessen aber hatte sich ganz Iran in wildem Aufruhr gegen Dschemschid erhoben. Das Heer der Aufständischen zog ins Land der Araber und rief Zohâk, den Drachenkönig, zum Schah aus. Dschemschid wurde aus seinem Lande verdrängt und verbarg sich 100 Jahre. Doch endlich fiel er am chinesischen Meere (am Tschin-Meere) in Zohâks Hände und wurde lebend entzweigesägt.

V. **Zohâk** ist nun Herrscher von Iran, ein unerträglicher Tyrann. Die Weisheit ist verachtet, die Thorheit obenauf; die Tugend verschmäht, die Zauberei in hohen Ehren; das Recht in Fesseln, das Unrecht frei. Jeden Tag müssen den zwei Schlangen zwei Männer geopfert werden, bis zwei edle Männer, Irmail und Girmail, sich verkappt als Köche melden und wenigstens einem täglich das Leben retten; die Geretteten müssen aber in die Berge fliehen und bilden dort das Volk der Kurden. Wie Zohâk die jungen Männer zum Fraß für seine Schlangen raubt, so die Töchter für seinen Harem, allen Sitten und Bräuchen höhnend. Im Traum wird er indes durch das furchtbare Gesicht eines Gegners erschreckt, der ihn selbst überwindet und gefesselt bis zum Berge Demawend schleppt. Während die Mobeds für ihr Leben zittern, wagt wenigstens einer, Zirek, ihm den Traum zu deuten, ihm seinen künftigen Sturz zu verkündigen und ihm den Namen des Rächers aus Dschemschids Hause, Feridun, zu nennen. Und ein Feridun wird geboren, ein Sohn Abtins, ein Enkel Humajuns, ein Großenkel Dschemschids. Abtin fällt zwar in Zohâks Gewalt, aber der klugen Mutter Firanek gelingt es, den Neugebornen zu retten. Die Kuh Purmajeh säugt das Knäblein drei Jahre, von einem braven Bauern behütet; als Zohâk ihm auf die Spur kommt, flüchtet die Mutter weiter gen Hindostan, zum Berge Alburs. Da wächst Feridun zum Heldenjüngling heran und erfährt von der Mutter seine Abstammung, das traurige Los des Vaters und das eigene. Er schwört dem Mörder seines Vaters Rache, ob auch die Mutter sein Ungestüm zu dämpfen sucht.

Zohâk hat inzwischen keine Ruhe mehr; er zittert beim Gedanken an Feridun. Heiraten zwischen Menschen und Dämonen sollen sein Heer zahlreicher machen. Er erpreßt sich von seinen Unterthanen ein belobendes Zeugniß seiner Wahrheit und Gerechtigkeit. Alles ist ihm zu Willen. Da stellt sich am Königshof ein muthiger Kläger ein: der ehrliche Schmied Kaweh. Verzweiflung drängt ihn. Denn von seinen Söhnen wurden schon 16 dem unersättlichen Schlangenpaare des Tyrannen geopfert, und jetzt wird ihm der siebzehnte, der letzte, abverlangt. Kühn fordert er den Schah dafür zur Rechenschaft und ergreift die Huldigungsschrift, welche die Großen des Reiches eben gezeichnet hatten, zerreißt sie und stürzt fort, ohne daß ihn jemand zu fassen wagt. Denn der Schah ist starr vor Ueberraschung, wie durch ein Wunder unfähig zu einem Entscheid. Kaweh aber ist unterdessen auf den Marktplatz geeilt, hat sein Schurzfell an einen Lanzenschaft gebunden und unter diesem seltsamen Banner des Aufruhrs alle Mißvergnügten um sich geschart. Sein Beispiel hatte ihnen Muth gemacht. Aus Stadt und Dorf eilen ihm Leute zu, und mit einem stets anwachsenden Heer langt er bei Feridun an.

Das Schurzfell des Schmiedes Kaweh wird nun zum Reichsbanner erhoben und Kawjani Diresch (Banner des Kaweh) genannt. Feridun läßt es mit Brokat umsäumen, mit Gold, Silber und Juwelen schmücken. Darauf läßt er sich eine eherne Keule schmieden, in einem Stierhaupt endigend[1], zur Erinnerung an die Kuh Purmajeh, die ihn gesäugt und die Zohâk um seinetwillen erschlagen. Ein Serosch (Engel) erscheint ihm und theilt ihm wunderbare Kenntniß mit. An der Spitze der Aufständischen, deren Zahl stets wächst, dringt Feridun über den Fluß Arwend (Tigris) bis zu der heiligen Stadt Gangi Dischhokht, dem Sitze des Tyrannen, erobert dessen Stadt und Palast und setzt sich seine Krone auf. Denn Zohâk ist eben in Hindostan. Wohl zieht er nun mit einem mächtigen Heere herbei, dringt bis zu seinem Palaste vor und stürzt sich mit gezückter Waffe auf Feridun. Dieser schlägt ihn mit dem ersten Streiche nieder und holt schon zum zweiten, tödtlichen aus, da erscheint der Serosch und gebietet Einhalt. Auf seinen Befehl fesselt Feridun den Zohâk, schleppt ihn zu dem Berge Demawend und schmiedet ihn dort an die Felsen einer schauerlichen Höhle.

VI. Feridun. Jubelnd begrüßt Feriduns Mutter ihren Sohn als Weltenherrscher. Mit ihm kehrt Recht, Tugend und Glück nach Iran zurück. Ueber Amol zog er nach Temmischeh und schlug da seinen Thron auf. Er nahm die einst von Zohâk geraubten Töchter Dschemschids, Schehrinaz und Arnewaz, zu Frauen. Sie schenkten ihm drei Söhne, welche er aber erst benannte, als sie so alt waren, daß er ihren Charakter und ihre Tapferkeit prüfen konnte, indem er sich in einen feuerspeienden Drachen verwandelte und ihnen erschreckend entgegentrat. Der erste floh und wurde daher Selm genannt; der zweite stürzte tollkühn dem Drachen entgegen und erhielt den Namen Tur; der dritte harrte

[1] Kawehs Schurzfell blieb auch fürder Reichspanier und wurde nebst der Stierkeule Feriduns unter den Reichskleinodien Persiens aufbewahrt, bis die letztern in der Schlacht von Kadesia (635) in die Hände der Araber fielen.

ruhig den Angriff ab und bekam den Namen Iredsch. Unterdessen hatte der Vater aber schon einen Vertrauten auf die Brautschau für sie ausgesandt, und sie erhielten die drei Töchter des Königs von Yemen zu Frauen. Darauf vertheilte Feridun die Welt unter sie: Selm erhielt Rum (Griechenland) und Chawer (Arabien und Afrika); Tur erhielt Turan und Tschin, d. h. ganz Nord- und Ostasien (Turkestan und China); Iredsch endlich erhielt das in der Mitte gelegene Iran, das bevorzugte Perserreich mit seinen auserlesenen Helden.

In dieser Reichstheilung des guten Königs Feridun wurzelt der Kampf, der den weitern Inhalt der Dichtung bildet. Derselbe ist wohl eine Fortsetzung des bisherigen Kampfes zwischen Ormuzd und Ahriman, Licht und Finsterniß, gut und böse; aber er gestaltet sich nunmehr auch zum gewaltigen Rassenkampf des als Lichtreich gedachten Iran gegen das nächtliche Reich von Turan, zu dem gewöhnlich der ganze Norden und Osten steht und das auch die europäische und afrikanische Westwelt (Rum und Chawer) zu Verbündeten zählt.

Die beiden ältern Brüder, Selm und Tur, beneiden den jüngern Bruder, daß ihm bei der Theilung das Schönste und Beste zugefallen. In frechster Weise verlangen sie von Feridun seine Absetzung. Dieser ist tief empört darüber und wünscht, daß Iredsch sie mit bewaffneter Macht demüthige und zur Vernunft bringe. Doch Iredsch, ein argloser, edler Heldenjüngling, gleich dem Siegfried des Nibelungenliedes, weigert sich dessen und will lieber ohne Heer und Wehr zu den Brüdern gehen, um sich in Liebe und Güte mit ihnen zu verständigen. Allein sein Edelmuth reizt nur ihren teuflischen Haß. Sie empfangen ihn scheinbar freundlich, morden ihn dann meuchlerisch und schicken die geschändete Leiche dem Vater. In schmerzlicher Todtenklage ruft dieser den Fluch des Himmels auf die Entarteten hernieder. Die furchtbare Blutschuld Selms und Turs vernichtet abermals das ungetrübte Glück, das Iran und die Welt für kurze Zeit unter Feridun genossen. Eine Blutschuld ruft der andern, und nur in kurzen Zwischenräumen lichtet sich das trübe Los, das Stolz, Neid und Haß in diese Welt gebracht.

Für einen Rächer des ermordeten Iredsch ist gesorgt. Er hinterläßt zwar bloß eine Tochter, die erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickt. Doch nachdem sie zur blühenden Jungfrau erwachsen und dann mit Pescheng vermählt ist, schenkt sie diesem einen Sohn, Minutschehr, in welchem Feridun den geliebten Iredsch wiederfindet. Er wächst zum herrlichsten Fürsten heran, und Feridun läßt ihm von den Großen Irans huldigen. Der Thron von Iran gelangt von neuem zu solchem Glanze, daß den zwei Brudermördern Selm und Tur zu bangen beginnt und daß sie sich durch Unterwerfung und reiches Sühnegeld von ihrer Schuld loszukaufen versuchen. Doch Feridun läßt sich auf nichts ein; er sendet Minutschehr zum Kampf wider Selm und Tur, und dieser überwindet nicht bloß den mit beiden verbündeten Kaku, den Sohn Zohâks, sondern auch die Heere Turs und Selms, erschlägt beide in persönlichem Kampfe und schickt ihre Köpfe an Feridun. So ist der traurigen Pflicht der Blutrache genügt; aber der greise Feridun überlebt den Schmerz nicht, den ihm der Untergang seiner drei Söhne bereitet hat. Er stirbt nach 500jähriger Regierung und wird von Minutschehr feierlich bestattet.

VII. Minutschehr. Bis dahin ist die Heldensage so ziemlich monarchisch. Die Könige stehen im Vordergrund; sie sind zugleich die Hüter der religiösen Ueberlieferung, den bösen Zohâk abgerechnet, und die größten Helden der Welt. In Kaweh, dem Schmied, ist der Sage dann ein demokratischer, echt volksthümlicher Zug beigemischt, welchen man im Orient kaum erwartet und welcher das Königthum Feriduns als ein echt nationales Volkskönigthum erscheinen läßt. Mit Minutschehr beginnt sich nun ein ebenfalls schon vorhandenes Element, das ritterlich-feudale, zu entwickeln, das in Rustem, dem gefeiertsten Volkshelden, den größten Theil der persischen Heldensage beherrscht und sie dem germanischen Heldenthum des Nibelungenliedes und der mittelhochdeutschen Epik so nahe bringt. Mit ihm tritt auch das romantische Element der Liebe stärker in die Dichtung ein und gewährt einige Unterbrechung in dem vorwiegend kriegerisch-epischen Verlauf.

Die Sage tritt dabei allerdings nicht völlig aus dem Königshause der Pischdadier heraus; denn auch Rustem, mit dessen Einführung sie sich einläßlicher beschäftigt als mit einem der frühern Könige, stammt durch seinen Ahnherrn Neriman von Feridun ab, doch von einer Seitenlinie, nicht von einem der drei Söhne, an die er einst die Weltherrschaft vertheilt. Sam, der Sohn Nerimans, muß lange auf einen Nachkommen warten. Als ihm endlich ein Knäblein geboren wird, ist dasselbe zwar bildschön, stark und gesund, aber es hat völlig greise Haare. Der Vater schämt sich dessen so sehr, daß er mit dem Schöpfer hadert und es auf dem Berge Alburs in öder Felseneinsamkeit aussetzen läßt. Aber der Himmel wachte über dem verlassenen Würmchen. Ein Wundervogel, der weise Simurgh, nistete in der Nähe, gewahrte den Kleinen, der an seinen Fingerchen sog, und brachte ihn als Speise zu seinen eigenen Jungen ins Nest. Doch diese erbarmten sich sein, und der kleine Zal ward mit den jungen Riesenvögeln aufgezogen. Statt Milch trank er Blut und wuchs so zum gewaltigen, cypressenschlanken Jüngling auf.

Im Traume ermahnt und sein herzloses Verhalten bereuend, zieht Sam aus, um den preisgegebenen Sohn zu suchen. Er findet ihn im Gebirge, und mit rührendem Danke verabschiedet sich Zal von Simurgh, seiner wundersamen Amme. Sam aber ist überglücklich über seinen Sohn Zal.

Von Kopf zu Fuß nun beschaut er den Sohn,
Und alles war würdig für Krone und Thron:
Ein Löwennacken, ein Sonnengesicht,
Ein Heldenherz und ein Arm von Gewicht,
Die Wimpern schwarz und die Augen Gluth,
Die Lippen Korallen, die Wangen wie Blut,
Kein Fehler und kein Gebrechen war
Zu finden an ihm als das weiße Haar.

Voll Vaterstolz übergibt ihm Sam die Herrschaft über sein Fürstenthum. Zal lernt alles, was nur einen Ritter zieren kann; voll Entzücken sahen ihn Weiber und Männer, und sein Ruf ging aus in die ganze Welt.

Gerade dieser Ruf verwickelt jedoch Zal in einen sehr kritischen Roman. Er kommt an den Hof des Mihrab, Schah von Kabul. Auf bloßes Hörensagen

verliebt sich dessen schöne Tochter Rudabeh in ihn. Ihre Mägde bringen ihr genauere Botschaft und fädeln seinen Besuch ein. Er wirft seine Fangschnur zu den Zinnen ihres Palastes und klettert daran zu ihr empor. So besucht er sie und schwört ihr ewige Treue. Doch ihr Vater und deshalb auch sie ist vom Stamme Zohâks. Es ist der vollständige Romeo und Julie-Roman der persischen Sage. Als Mihrab durch seine Gemahlin Sindokht von dem Verhältniß hört, ergrimmt er so, daß er Rudabeh tödten will. Nur mit Mühe hält ihn Sindokht davon ab. Aber auch bei den Iraniern stößt die gefährliche Mischehe auf Bedenken. Der Schah Minutschehr, zu dem Kunde davon gelangt, fürchtet, der Stamm Zohâks möchte neue Sprossen treiben. Er entbietet den alten Sam zu sich und fordert ihn auf, Mihrab mit seinem Schloß in Kabul zu vernichten. Doch Zal zieht seinem Vater entgegen und vertheidigt Mihrab und die Seinen so gut, daß Sam von seinem Auftrag absteht. Zal geht nun selbst an den Hof Minutschehrs, löst die Räthsel, welche die Mobeds ihm aufgeben[1], zeigt in Kampfspielen seine Tapferkeit und Gewandtheit und gewinnt den Schah vollständig für sich. Zal wird als vollberechtigter Erbe seines Vaters anerkannt, seine Hochzeit mit Rudabeh genehmigt. Auch Mihrab beruhigt sich jetzt; der alte Sam ist überglücklich, und alles löst sich in Wohlgefallen auf.

Der ganze Roman ist bei aller Einfachheit sehr spannend erzählt, stellenweise in ergreifendem Pathos. Er ist ungesucht und ungekünstelt aus der Sage selbst hervorgegangen; denn die ganze Verwicklung ruht auf der alten Feindschaft zwischen dem Hause Dschemschids und Zohâks, zwischen Iran und seinen Gegnern. Bald wird Rudabeh Mutter eines Kindes, wie noch keines dagewesen; nur eine Feder Simurghs, des Wundervogels, erhält sie am Leben. Sie, eine späte Enkelin Zohâks, schenkt der Welt den gewaltigsten aller Recken, der das feindliche Geschlecht der Turanier und aller Gegner Irans bekriegen soll. Das ist Rustem oder Tehemten, d. h. der „Reckenleib". Zehn Ammen reichen kaum aus, ihn zu säugen, und wie er entwöhnt ist, ißt er an Fleisch und Brod soviel wie fünf Männer. Der alte Sam selbst macht sich noch auf Reisen, um das Wunderkind zu schauen und zu grüßen. Kaum den Knabenschuhen entwachsen, erlegt Rustem den weißen Elefanten, den sonst niemand anzugreifen wagte, und erobert mit List, Kühnheit und Tapferkeit das Schloß auf dem Berge Sipend. Als darum der Schah Minutschehr ans Sterben kommt, empfiehlt er seinem Nachfolger Sam, Zal und Rustem als die besten Stützen seines Thrones.

VIII. Newder, der Sohn und Nachfolger Minutschehrs, schlägt die Ermahnungen seines Vaters anfänglich in den Wind und regiert herzlich schlecht; dann kommt er indes zur Besinnung, läßt Sam zu sich kommen und durch ihn das Reich wieder ins Geleise bringen. Allein Zohâks Geschlecht ist mittlerweile in Turan zu neuer Macht gelangt. Als Pescheng, der Fürst von Turan, den Tod Minutschehrs vernommen, rüstet er ein großes Heer, um seinen Sohn Afrasiab in Iran einbrechen zu lassen. Zum Unglück stirbt nun auch der

---

[1] Es sind die Räthsel, welche Schiller, nach den von dem Engländer Champion (1788) mitgetheilten Bruchstücken des Schâhnâme, in seiner „Turandot" so meisterlich verwerthete.

greise Sam, und Afrasiabs Uebermuth kennt keine Schranken mehr. Der Schah Newder zieht ihm zwar mit einem Heer von 140 000 Rittern entgegen; aber nach drei Schlachten fällt er selbst in Afrasiabs Hände, der ihn grausam köpft. Die übrigen gefangenen Iranier läßt Agrirath, der Bruder Afrasiabs, bei günstiger Gelegenheit entkommen, wofür ihn der entrüstete Afrasiab mitten durchhaut.

IX. Zew, ein Greis von 80 Jahren, wird nun zum Schah ausgerufen und regiert fünf Jahre. Die Iranier und Turanier setzen ihren Kampf fort; doch eine Hungersnoth erschöpft beide, und sie schließen einen faulen Frieden.

X. Gerschasp. Auch dieser Schah, der Sohn Zews, regiert nicht lange, und nach seinem Tode tritt eine wirre, herrenlose Zeit ein. Afrasiab, durch den an Agrirath begangenen Brudermord seinem eigenen Vater verhaßt geworden, kann nicht nach Turan zurück; er setzt deshalb abermals über den Dschihun (Oxus) und fällt in Iran ein. Die Lage der Iranier ist jetzt eine verzweifelte. Kein Schah hält die Fürsten und Großen des Reiches zusammen. Der alte Sam ist todt; der kühne Zal, der Pflegling des Simurgh, ist zum müden Greis geworden. Die einzige Hoffnung Irans ruht jetzt auf Rustem, seinem Sohne. Zal ist zwar noch unschlüssig: Rustem scheint ihm noch zu jung, mehr zu jugendlichem Spiel und Lebensgenuß geartet als zur entscheidendsten Rolle im großen Völkerkampf. Rustem will jedoch nichts von jugendlichem Schlaraffenleben mehr wissen; hochgemuth erinnert er an seine ersten Heldenthaten, die Ueberwindung des weißen Elefanten und die Ueberrumpelung des Schlosses auf dem Berge Sipend. Und so willigt Sam denn ein, ihn zu Felde ziehen zu lassen. Als flinkes, kühnes Reitervolk sind die Perser bei den Propheten des Alten Testaments beschrieben. Es ist deshalb ein echt persischer Zug, daß Rustems Pferdewahl ausführlich erzählt wird. Alle Pferdeherden aus Zabulistan und viele aus Kabulistan werden zusammengetrieben. Eine riesige Stute mit ihrem gewaltigen Füllen erregt Rustems Aufmerksamkeit. Das Füllen ist das herrlichste Thier; aber niemand noch gelang es, dasselbe zu bemeistern. Rustem wirft ihm aber kühn die Fangschnur über, schlägt die Stute, die ihm entgegenrennt, mit einem Faustschlag zu Boden und bemächtigt sich des prächtigen jungen Thieres, das Raksch heißt — „der Blitz".

Ein nicht weniger charakteristischer Zug der persischen Ritterschaft als ihre männliche Tapferkeit ist ihre Selbstlosigkeit und ritterliche Treue gegen das angestammte Königshaus. Keiner der gewaltigen Pehlewans oder Heerführer denkt daran, die Wirren im Reiche dazu auszunutzen, um sich zum Hausmeier oder gar selbst zum König aufzuwerfen. Solange noch ein Sprosse des alten Königsgeschlechtes lebt, ist sein der Thron — und keines andern. Für ihn schlagen die tapfern Recken Gut, Blut und Leben in die Schanze.

Sobald deshalb Rustem sein Roß hat, zieht Zal mit Heeresmacht wider Afrasiab und sendet seinen kühnen Heldensohn zum Berge Alburs, wo Kei Kobad, noch ein Sprößling aus dem Hause Dschemschids und Feriduns, bis dahin verborgen lebt, um ihn zum Heere zu holen und ihm Thron und Reich zu übertragen. Rustem findet ihn wirklich auf dem Berge, ohne sich von verlockendem Genuß aufhalten zu lassen, huldigt ihm und bringt ihn glücklich zum Heere, nachdem er ihn unterwegs siegreich wider Türken und bösartige Diws vertheidigt.

XI. Kei Kobad. Iran hat nun wieder einen Schah. Mit ihm beginnt die Reihe jener Herrscher, die den Namen Kei führen (die Kejaniden oder Kajaniden), die aber im Gedichte nicht als ein eigentlich neues Herrscherhaus erscheinen. Sobald das Heer ihm gehuldigt, zieht er wider Afrasiab zu Felde. Afrasiab verachtet den Rustem um seiner Jugendlichkeit willen; doch Rustem hebt ihn aus dem Sattel, und nur schnelle Flucht rettet dem geschlagenen Turanier das Leben. Jetzt kommt das ganze Heer der Turanier ins Wanken und wird von den iranischen Helden über den Dschihun zurückgetrieben. Afrasiab flieht zu seinem Vater, und dieser schließt mit Kei Kobad Frieden. Kei Kobad schlägt darauf seinen Sitz zu Istakhr (Persepolis) in Pars auf, wo sich der Schatz des Reiches befindet, besucht dann alle Theile seines Reiches, baut viele herrliche Städte und Dörfer und stirbt endlich nach einer glänzenden Regierung von 100 Jahren. Von seinen vier Söhnen folgt ihm der älteste, Kei Ka'us.

XII. Kei Ka'us. Mit diesem König gelangt die Sage in ein breiteres Strombett. Während den bisherigen Königen zusammen 5306 Doppelverse gewidmet sind, kommen auf Kei Ka'us allein 7452 und auf seinen Nachfolger Kei Khosru sogar 12298. Es beginnt damit jedoch keineswegs ein neuer, etwa anders gearteter Theil der Dichtung. Der Name der Herrscher ist auch hier, wie früher, bloß das einheitliche Band, das die bunte Fülle des Sagenstoffs zum Kranze windet und in schöne, leichtfaßliche Gruppen theilt. Doch erst unter diesen zwei Königen kommt der Kampf zwischen Iran und Turan und in ihm Rustem, der größte der iranischen Helden, zur glänzendsten Entfaltung, und der Stoff häufte sich dermaßen, daß die Sagenbildung ihn in einzelne untergeordnete Gruppen schied. Das Epos selbst geht dabei ungestört und völlig einheitlich seinen ruhigen Gang weiter, indem sich das Licht ziemlich gleichmäßig auf den bevorzugten Helden Rustem und die beiden Könige, die glänzendsten Verkörperungen des iranischen Volksthums, vertheilt.

1. Der Zug des Kei Ka'us gegen Mazenderan. Im Sonnenschein des Glückes aufgewachsen, wird Kei Ka'us früh übermüthig und schätzt sich selbst höher als alle Herrscher der Vorzeit, von Dschemschid bis Kei Kobad. Das merkt sich der Geist der Finsterniß, um ihn in Gestalt eines fahrenden Spielmannes zu äffen. Wie der Schah eines Tages mit seinen Großen fröhlich beim Trunke sitzt, erscheint er und singt von dem Zauberland Mazenderan, dem üppigen Küstenstrich am Südufer des Kaspischen Meeres, der noch heute als eine der schönsten Gegenden Persiens gilt.

Grün sind die Auen, die Luft ist lind,
Nicht kalt noch warm, stets Frühlingswind,
In Gärten singt die Nachtigall,
Das Reh geht auf der Berge Wall,
Nicht ruht es aus von Sprung und Tanz,
Durchs ganze Jahr ist Duft und Glanz.
Wie Rosen erquickend Seele und Sinn,
Fließen süßduftend die Bäche dahin.
September, October, December und März
Siehst du dort Tulpen allerwärts.

Und allzeit schimmert der Ufer Smaragd
Und schweben die Falken in fröhlicher Jagd.
Und allenthalben ist Schmuck bereit,
Gold, Samt und Seide und Kostbarkeit.
Da dienen dir Feen himmlisch hold,
Geschmückt mit Krone und Gürtel von Gold.
Wer nicht in diesem Lande gereist,
Weiß nicht, was Leben und Freude heißt.

Der junge Schah ist rasch entschlossen. Er will sich sofort mit Heeresmacht dieses herrliche Land erobern. Umsonst schütteln alle die Großen seines Hofes ihr Haupt: Tus und Guderz und Keschwad und Giw, Kharrad, Gurgin und Bahram. Denn Mazenderan ist völlig im Besitze der Diwe, und keiner der frühern Könige hat es gewagt, seinen Fuß dahin zu setzen und mit den Teufeln anzubinden. Vergeblich lassen die Großen von Iran den greisen Zal herbeikommen; vergeblich bietet dieser alle seine Klugheit und Beredsamkeit auf, um den jungen König von dem gefährlichen Wagniß abzubringen. Kei Ka'us will seinen Willen haben und zieht nach Mazenderan in kaiserlicher Pracht und in frohem Jugendübermuth. Alles geht gut bis zum Berge Asprus. Da bricht plötzlich die Hexerei und Zauberei los. Undurchdringliche Nacht umgibt das Heer. Es regnet Steine. Ein Theil des Heeres flieht nach Iran zurück.

Als nach der Nacht es begann zu tagen,
War der Schah mit Blindheit geschlagen;
Zwei Drittel des Heeres waren blind,
Die Edeln waren ihm bösgesinnt,
Das Heer gefangen, der Schatz geraubt,
Das junge Glück des Schahs entlaubt.

Kei Ka'us wäre verloren, wenn es nicht gelänge, noch Botschaft nach Iran an Zal und Rustem zu senden. Zal ist schon über 100 Jahre alt; er kann nicht selber kommen; doch er schickt Rustem aus und räth ihm, den kürzern, aber gefährlichern Weg einzuschlagen. Rustem nimmt für immer Abschied von Vater Zal und Mutter Rudabeh, stürzt sich dann aber auf seinem Rosse Rakſch mit fröhlich-ritterlichem Muthe in die ihm drohenden Abenteuer. Die Dichtung faßt sie unter dem Namen „Rustems sieben Rasten" zusammen. Denn jeden Tag, wenn er rasten will, droht ihm eine neue Gefahr. Bei der ersten Rast ist es ein Löwe, den aber, während er schläft, sein wackeres Pferd mit dem Huf erschlägt. Darauf ist er in Gefahr, in glühendheißer Wüste vor Durst zu verschmachten, findet aber glücklich eine Quelle und rettet sich. Bei der zweiten Rast hat er mit einem feuerspeienden Drachen zu kämpfen, bei der dritten mit einer Zauberin, bei der vierten mit jener schauerlichen Finsterniß, der die andern Iranier erlagen, bei der fünften mit dem Diw Aulad, bei der sechsten mit dem Diw Arscheng, bei der siebenten endlich mit dem Diw Sipend, dem er seinen Dolch mitten durchs Herz stößt. Jedes dieser Abenteuer bildet eine prächtige Ballade, die sich den schönsten Ritterballaden des Mittelalters vergleichen läßt; sie sind aber nicht bruchstückweise, sondern offenbar als Ganzes gedichtet und

führen den Hauptstoff zum erwünschten Schluß. Der gewaltige Rustem befreit nicht nur den schwergeprüften Schah aus seiner peinlichen Lage, sondern überwindet auch den König von Mazenderan und zieht dann glorreich und reich beschenkt mit Kei Ka'us nach Hause.

2. Der Zug des Kei Ka'us nach Berberistan und andere Geschichten. Kei Ka'us ist indes von seiner Jugendlichkeit noch nicht völlig geheilt. Anstatt den Krieg gegen die Araber, welche ihn bedrohen, stramm und folgerichtig fortzuführen, verliebt er sich in die schöne Sudabeh, die Tochter des Königs von Hamaweran, und gewinnt sie zur Gattin. Trotz ihrer Warnung nimmt er dann eine Einladung ihres Vaters an und wird dabei mit seinen sämtlichen Helden verrätherischerweise überrumpelt und gefangen genommen. Abermals ist Iran ohne Schah, abermals muß Rustem zu Hilfe kommen. Er überwindet den König von Hamaweran und die Könige von Misr und Berberistan und erkämpft so seinem eigenen Herrscher Leben und Freiheit. Kaum ist aber Kei Ka'us wieder in seine Lande eingezogen und hat sich mit Rum (Griechenland) und Turan (Ostasien) verglichen und so die Ordnung in der ganzen Welt hergestellt, da plagt ihn Iblis, der Teufel, zum drittenmal. Er raunt ihm ins Ohr, sich auch noch die Herrschaft über den Himmel und die Sternenwelt zu verschaffen. So läßt der Schah denn vier starke, junge Adler füttern, fesselt sie dann an einen Königsthron, befestigt an den vier Ecken des Thrones Lanzenschäfte mit frischem Fleisch und versucht so, mit dieser Adlerkutsche in den Himmel zu fahren. Er kommt ziemlich hoch. Doch endlich werden die Adler müde und sinken mit dem König jämmerlich in einen Wald bei Amol nieder. Da finden ihn seine Paladine Rustem, Tus und Giw. Zum Glück hat er weder das Genick noch sonst etwas gebrochen. Allein er bekommt jetzt derbe Wahrheiten zu hören und thut ernstliche Buße in Gebet, Fasten und wohlthätigen Spenden. Seine Lehr- und Wanderjahre sind damit erfüllt; aber für Rustem, der bisher in unüberwindlichem Glanze strahlte, beginnt jetzt zum erstenmal ein tragisches Los.

3. Geschichte des Sohrab. Auf einer Jagd in Semengan verliert Rustem sein sonst von ihm unzertrennliches Pferd Raksch, den Blitz, und ist genöthigt, bei dem König daselbst Unterkunft zu suchen. Der Ruf seiner Thaten aber hat Tehmimeh, des Königs einziges Kind, mit solcher Sehnsucht nach ihm erfüllt, daß sie ihn aufsucht und um seine Liebe wirbt. Er ehelicht sie, aber nur, um sie alsbald wieder zu verlassen, nachdem sein Pferd glücklich wieder gefunden ist. Er läßt ihr einen Onyx zurück: wenn sie eine Tochter erhält, soll sie ihr das Kleinod ins Haargeflecht stecken, wenn aber einen Sohn, ihm dasselbe um den Arm binden. Es ist ein Sohn, riesig, stark, des Vaters Ebenbild. Sohrab wird er genannt, weil er immer lacht. Dem Vater gleich wählt auch er sich ein auserlesenes Pferd vom Stamme des Raksch, und sobald er groß genug, will er nach Iran, um seinen Vater zu sehen. Afrasiab hört davon und gibt ihm ein Heer mit zwei seiner besten Helden, Human und Barman, mit geheimem Befehl, den Sohn in Kampf mit dem Vater zu verwickeln, aber ihn nicht mit dem Vater bekannt werden zu lassen, damit entweder der Vater durch den Sohn falle, oder der Tod des Sohnes dem Vater tödtlichen

Kummer bringe. In kühnem Ungestüm dringt Sohrab voran, erobert im Sturm das weiße Schloß, das festeste Bollwerk an Irans Grenze, und verbreitet Schrecken vor sich her. Rustem wird zur Abwehr aufgeboten, nimmt die Sache aber nicht ernst; denn er fürchtet keinen der Turanier; seinen eigenen Sohn aber hält er noch für zu jung, um ihn in dem neuen Gegner zu erblicken, der Iran bedrängt. Kei Ka'us ergrimmt über sein Säumen dermaßen, daß er als echt orientalischer Despot Rustem mit dem Tode droht. Allein er ist da an den Unrechten gekommen:

Doch Rustem loderte in Zornesgluth
Und rief zum Schah: „Bezähme deine Wuth!
Dein Handeln und dein Thun ist ohne Ruhm,
Und nicht verdient hast du dein Königthum!
Dem Türken Sohrab mit dem Galgen drohe!
Ihn schmähe, wider ihn von Ingrimm lohe!
Vor meines Rosses Hufen aber liegt
Rum, Miser und Mazenderan besiegt;
Tschin, Sagser und Hamaweran bekunden,
Wie meine Pfeile und mein Schwert verwunden:
Und du, der nur durch mich du König bist,
Wie kommt es, daß dein Zorn sich so vergißt?"

Dann schlägt er Tus, der ihn vom Throne wegreißen will, mit einem Faustschlag zu Boden und schleudert dem launenhaften und tyrannischen König die Worte zu:

„Wenn ich ergrimme, muß der Schah erblassen!
Wer ist denn Tus, mich bei der Hand zu fassen?
Gott ist es, der mir Kraft und Macht verlieh,
Und keinem Schah der Welt verdank' ich sie!
Raksch ist der Königssitz, auf dem ich throne,
Die Welt mein Knecht, der Stahlhelm meine Krone;
Die Lanze und die Keule sind mein Schutz,
Mit meinem Arme biet' ich Kön'gen Trutz;
Mein Schwert durchflammt gleich einem Blitz die Nacht
Und mäht die Häupter auf dem Feld der Schlacht;
Kein Sklave bin ich, frei ward ich geboren,
Nur Gott, sonst keinem hab' ich Dienst geschworen."

Der persische Achilles ist dem griechischen in seinem Heldenzorne völlig ebenbürtig; doch die Verwicklung wird entschieden pathetischer und tragischer. Es gelingt den andern Heerführern, den König zu beruhigen und mit dem tief verletzten Rustem wieder auszusöhnen; aber dieser setzt jetzt seine ganze Kraft und Leidenschaftlichkeit ein, um sich im Kampf wider Sohrab von neuem als Stütze des Thrones und des Landes von Iran zu bewähren. Er schleicht sich bei Nacht ohne Waffen in Sohrabs Lager, um den jungen, vielgerühmten Helden selbst zu sehen, und schmettert, in Gefahr, erkannt zu werden, den Zende Rezm nieder, den Tehmimeh ihrem Sohne zu besonderem Schutze mitgegeben. Ohne Sohrab erkannt zu haben, aber voll Bewunderung für seine

Persönlichkeit, kehrt Rustem zu den Iraniern zurück. Sohrab läßt sich am andern Tage von ferne die iranischen Führer zeigen; allein gerade über seinen Vater wird er von Hedschir grausam getäuscht. So greift er Rustem an. Er vermuthet, daß der Gegner Rustem sein könnte; er frägt ihn; allein Rustem gibt sich für einen gewöhnlichen Krieger aus. Sie gehen auf einander los. Sohrab hält im ersten Kampfe Rustem die Stange, in einem zweiten bringt er ihn, den bisher unüberwindlichen, sogar zu Fall, so daß sich dieser nur mit einer List noch zu retten weiß. Alles drängt darauf, daß sich beide gegenseitig erkennen; doch Rustem ist verblendet von Stolz und Leidenschaft, und so kommt es zum dritten, entscheidenden Kampf, und erst nachdem Rustem Sohrab sein Schwert in die Brust gestoßen, erkennt er in dem Sterbenden seinen eigenen Sohn. Tiefgebeugt kehrt Rustem nach Zabulistan zurück; Tehmimeh stirbt vor Gram.

Die ganze Erzählung ist hinreißend schön und auch für sich allein schon fesselnd genug; allein sie ist durchaus keine bloße Episode. Erst im Zusammenhang des Epos erhält sie ihre volle Bedeutung, gibt der Charakteristik Rustems die packendsten Züge und führt den großen Völkerkampf in ergreifendster Weise weiter.

4. Die Geschichte des Sijawusch ist wie jene des Sohrab einer der schönsten Theile der Dichtung. Sie wächst allerdings noch zufälliger als diese aus dem Hauptstoff heraus, ist jedoch im Charakter des Kei Ka'us gut begründet, genügend mit Rustem verbunden und später aufs innigste mit der Haupthandlung verknüpft. Zwei der iranischen Helden, Giw und Guderz, treffen im Walde ein von seinem Vater verstoßenes Mädchen von wunderbarer Schönheit. Sie gerathen in Streit um seinen Besitz und wenden sich schließlich an den König, der, kurz und gut, die beiden reich beschenkt und das Mädchen sich selbst antraut. Sie schenkt ihm einen herrlichen Knaben, Sijawusch, der zum hoffnungsvollsten Thronerben heranwächst. Um ihn zum vollendeten Helden heranzuschulen, sendet ihn der Schah zu Rustem nach Zabulistan. Wie er aus dieser Heldenschule zurückkehrt, in allen Künsten der Ritterschaft wohl unterrichtet, schön von Antlitz, Gestalt und Wuchs, hat er eine schwere Probe der Tugend zu bestehen. Sudabeh, die erste Frau seines Vaters, wird von der heftigsten Leidenschaft für ihn erfaßt und bietet alles auf, um ihn zu verführen. Gleich dem ägyptischen Joseph leistet er jedoch der Versucherin heldenmüthigsten Widerstand; gleich ihm wird er nun von dem leidenschaftlichen Weibe der Schuld angeklagt, zu der sie ihn hatte verführen wollen. Als Schuldbeweis verschafft sich Sudabeh durch eine Zauberin zwei neugeborne, eben getödtete Kinder. Kei Ka'us schwankt. Um sich Sicherheit zu verschaffen, läßt er Sijawusch die Feuerprobe bestehen, aus der er glänzend hervorgeht. Der Schah will die Verleumderin tödten; doch Sijawusch selbst, der schwergekränkte, erwirkt ihr Gnade und Verzeihung.

Es scheint, als ob der edelmüthige Prinz durch seine Herzensgüte auch über den Erbfeind von Iran, über Turan, friedlich triumphiren solle. Da der Schah ihn als Feldherrn wider die Turanier entsendet, wird König Afrasiab durch einen schreckhaften Traum davon abgemahnt, den Krieg weiterzuführen, und stellt deshalb günstige Friedensbedingungen. Obwohl nun Sudabeh am

Hofe zur Fortsetzung des Kampfes hetzt und Kei Ka'us ihr Folge leistet, läßt sich Sijawusch nicht dazu bewegen, an dem Feinde einen Wortbruch zu begehen. Da sein Vater darüber grollt, zieht er zu Afrasiab und gewinnt dessen Vezier Piran in so hohem Maße, daß dieser ihm seine Tochter Dscherireh zur Frau gibt. Afrasiab selbst gewinnt ihn lieb und schenkt ihm die Hand seiner ältesten Tochter Ferengis und eine ganze Provinz, die bis ans Meer von Tschin reicht. Sijawusch baut zwei prächtige Städte: Gangdiz und Sijawuschgird. Dscherireh schenkt ihm bald einen hoffnungsvollen Prinzen, der Firud genannt wird. Ganz Turan, wie einst ganz Iran, ist seines Lobes voll. Der alte Rassenstreit zwischen Iran und Turan scheint durch ihn für immer ausgeglichen. Allein eben die Huld, die Sijawusch bei Afrasiab und den Turaniern genießt, erweckt ihm Neid und Haß. Gersiwez, der Bruder des Afrasiab, welchen Sijawusch bei öffentlichen Kampfspielen überflügelte, kann ihm das nicht vergessen. Er ruht und rastet nicht, bis er durch verleumderische Reden Afrasiab zum Verdacht, endlich zu grimmer Eifersucht und Haß wider ihn gereizt. Afrasiab zieht gegen den nichts Arges ahnenden Sijawusch zu Felde. Dieser sucht auf verrätherisches Zureden des Gersiwez nach Iran zu entfliehen, wird aber von den Turaniern auf der Flucht aufgehalten. Er kann noch, durch einen Traum gewarnt, sein Testament machen und von Ferengis, seiner Gattin, Abschied nehmen. Dann fällt er aber in Afrasiabs Hände und wird durch den elenden Gerwi meuchlerisch ermordet. Aus seinem Blute sprießt eine Blume, die ein Abbild seines Gesichtes zeigt.

Afrasiab weiß, daß Ferengis guter Hoffnung ist. Auch auf das noch ungeborne Kind erstreckt sich seine Furcht, Turan möchte durch dasselbe in die Hände von Iran gelangen. Er gibt deshalb Befehl, auch Ferengis, seine einst heißgeliebte Tochter, hinzumorden. Doch ist er nicht ganz so blind in seiner Wuth wie der jüdische Herodes. Auf Zureden seines Veziers Piran setzt er Ferengis wieder in Freiheit, stellt sie aber unter Pirans Aufsicht und macht diesen für alles verantwortlich. An Piran und seiner Gemahlin findet die verlassene Ferengis die großmüthigsten Beschützer. Als ihr ein schöner Knabe, Kei Khosru, geboren wird, und später, als derselbe heranwächst, erwachen zwar in Afrasiab wieder schwarze Gedanken; allein Piran weiß das Leben des Kindes zu retten, indem er es erst Hirten zur Erziehung übergibt, später, da es die schönsten Geistesgaben verräth, an Afrasiabs Hof bringt und diesen dadurch täuscht, daß er den Knaben sich als Idioten stellen läßt. So hält ihn Afrasiab nicht mehr für gefährlich und läßt ihn ruhig nach Sijawuschgird zurückkehren.

5. Die Heimholung Kei Khosrus nach Iran. Für den Schah Kei Ka'us und das Land Iran ist die Ermordung des Sijawusch ein furchtbarer Schlag. Alle frohen Hoffnungen der Zukunft sind damit zerstört. Eine neue, schreckliche Blutschuld lastet auf Turan, eine neue verhängnißvolle Pflicht der Blutrache lastet auf Iran. Der Schah ist schon alt, sein einziger Sohn dahingeschlachtet, sein Enkel mit der Mutter noch in Feindeshand, und ebenso ein zweiter Enkel, Firud, der Sohn des Sijawusch von Dscherireh. Die Blutrache kann nicht vollzogen werden, ohne das Leben der theuersten Verwandten aufs Spiel zu setzen. Das hat Sudabeh mit ihren Kriegshetzereien verschuldet.

Sie hat Sijawusch nach Turan getrieben und den Frieden der beiden Völker vereitelt. Gegen sie richtet sich zunächst Rustems Zorn, da er aufgeboten wird, als Rächer gegen Turan zu ziehen. Sie tödtet er zuerst; kein Sijawusch fleht jetzt mehr für ihr Leben. Dann zieht er über den Oxus, schlägt und tödtet Surkhe, den verwegenen Sohn Afrasiabs, der ihm entgegengezogen, überwältigt auch Afrasiab selbst, welcher an der Spitze neuer Truppen den Tod seines Sohnes rächen will. Rustem zwingt ihn zu schleuniger Flucht und verheert Turan mit Schwert und Feuer. Von beiden Seiten schreit stets neues Blut um Rache. Nur fast wie durch ein Wunder bleiben Firud und Kei Khosru bei der Erbitterung der Turanier noch erhalten. Im Traume wird der alte Held Guderz durch den Engel Serosch ermahnt, den Prinzen aus Turan zurückzuholen, und beauftragt seinen raschen und gewandten Sohn Giw mit dieser schwierigen und gefahrvollen Sendung. Sieben Jahre zieht Rustem verwüstend durch die weiten Gaue von Turan, ohne indes Afrasiabs Macht völlig brechen zu können; sieben Jahre irrt der kluge Giw in einsamen Bergeswildnissen umher, bis er endlich Kei Khosru an einer freundlichen Quelle trifft und an einem Muttermal als den Erben des Kajanidenthrones erkennt. Kei Khosru führt Giw nach Sijawuschgird, bemächtigt sich dort des trefflichen Pferdes Behzad, das einst Sijawusch getragen, und ergreift dann mit seiner Mutter Ferengis unter Giws Leitung die Flucht nach Iran. Es ist weit dahin. Der Weg führt durch schreckliche Wüsten und Felsgebirge, über gewaltige Ströme. Abenteuer reiht sich darum an Abenteuer. Dazu werden sie beständig verfolgt, erst von Kelbad und Nestihan, dann von Piran, der für Kei Khosru Bürgschaft geleistet. Unter unzähligen Gefahren gelangen sie endlich über den Dschihun und dann weiter in die Königsstadt, wo sie vom alten Schah Kei Ka'us mit Jubel aufgenommen werden.

Doch hier entstehen neue Verwicklungen. Schon ist Kei Khosru nach Istakhr geführt, um dort als künftiger Schah gekrönt zu werden und die feierliche Huldigung der Großen zu empfangen: da weigert sich Tus, ihn anzuerkennen, weil er mütterlicherseits von Turan stamme; er verlangt Feriburz, einen andern Sohn des Kei Ka'us, zum Herrscher. Aus dem Streite droht Bürgerkrieg zu werden, da legt Kei Ka'us die Entscheidung in die siegreiche Waffentüchtigkeit der zwei Thronbewerber. Wer von beiden die Festung Ardebil des dämonischen Zauberers Bahman erobert, der soll Schah sein. Tus setzt für Feriburz vergeblich alle seine Kraft ein; Kei Khosru dagegen erstürmt die Teufelsburg mit leichter Mühe, und so besteigt er, der Sohn des Sijawusch, den Thron von Iran.

XIII. Kei Khosru, ex ossibus ultor. Mit ihm beginnt der umfangreichste Theil des persischen Epos. Denn ihm wird die Aufgabe, das Blut seines Vaters Sijawusch an seinem mütterlichen Großvater Afrasiab zu rächen; die Blutrache aber gestaltet sich zu einem riesigen Völkerkrieg, in welchen nicht nur Iran und Turan, sondern alle Nationen der Welt hineingerissen werden, und in welchem die Mächte des Lichts als Bundesgenossen Irans mit den Mächten der Finsterniß als den Beschützern Turans bald durch natürlichen Schutz, bald durch wunderbare Dazwischenkunft auf Tod und Leben ringen.

Ließen sich schon die bisherigen romantischen und kriegerischen Abenteuer kaum andeutungsweise in eine kurze Skizze übersichtlich vereinigen, so wird das jetzt noch weit schwieriger, wo die wunderbar reiche Heldendichtung bald in heroischen Kampfschilderungen der Ilias gleicht, bald in Abenteuerlichkeit mit den romantischen Epen des Mittelalters wetteifert, bald endlich in riesigen Schlachtgemälden alle uns gewohnten Schranken überschreitet und zum eigentlichen Weltkampf wird, ohne indes dabei der Maßlosigkeit der indischen Dichtungen anheimzufallen. Das gewaltige Kampfschauspiel, dessen Schauplatz vom Mittelmeer bis hinüber nach China und von den Steppen am Kaspischen Meer bis nach Indien reicht, vorzugsweise aber doch im östlichen Persien und Hochasien sich vollzieht, ist von der Sage selbst in sieben Hauptacte gegliedert.

1. Der erste Zug wider Afrasiab. Nachdem Kei Khosru die Huldigung der Großen des Reiches entgegengenommen und die verschiedenen Länder selbst bereist hat, verpflichtet er sich durch feierlichen Schwur an Kei Ka'us, seinen Vater Sijawusch an Afrasiab zu rächen. Er hält eine großartige Truppenschau und vertheilt an die Pehlewans glänzende Geschenke. Rustem wird nach Indien gesandt, um die dortigen Nordprovinzen aus der Gewalt Turans wieder in diejenige Irans zurückzubringen. Den Oberbefehl über das Heer, das nach Turan selbst ziehen soll, erhält der alte Tus, ein tüchtiger Recke, aber heftig und eigenmächtig. Noch weilt bei den Turaniern Firud, der andere Sohn des Sijawusch, mit seiner Mutter Dschereh, auf dem Felsenschloß von Kelat. Um ihn nicht zu gefährden, hat der Schah dem Heerführer Tus ausdrücklich befohlen, den Weg nicht über Kelat und Dschehrem zu nehmen, sondern einen kleinen Umweg durch die Wüste zu machen. Gegen diesen Befehl marschirt Tus auf Kelat los, und nun geschieht das Unvermeidliche. Firud vertheidigt das Felsenschloß mit Heldenmuth gegen das Heer seines eigenen Bruders. Er besiegt und tödtet zwei der besten Helden, Rivniz und Zerasp, sticht dem gewandten Giw das Pferd unter dem Leibe nieder, muß sich jedoch vor Bischen in das Schloß zurückziehen. Bei einem abermaligen Ausfall wird der tapfere Jüngling von der Uebermacht der Iranier wieder in die Burg zurückgetrieben, diesmal schwer verwundet, und stirbt unter dem Klagegeschrei der Seinigen. Seine Mutter gibt sich den Tod. Auch die Großen von Iran trauern um den so früh geknickten Heldenjüngling. Tus bekommt schwere Vorwürfe zu hören, hat wenig Glück und wird von Kei Khosru zurückberufen. Die Iranier haben unter schrecklichem Schneefall und dann wieder unter plötzlichem Thauwetter zu leiden. Ein nächtlicher Ueberfall Pirans bringt sie in äußerste Gefahr, und trotz aller Tapferkeit erleiden sie schwere Niederlagen.

2. Geschichte des Kamus von Kaschan. Kei Khosru ist furchtbar ergrimmt über den Ungehorsam des Tus, dem sein eigener Bruder zum Opfer gefallen. Er fühlt nicht wenig Lust, Tus und alle seine Unterfeldherren an tausend Galgen aufknüpfen zu lassen. Auf die Fürbitte Rustems verzeiht er ihm jedoch und schickt Tus mit seinem Heer zur Fortsetzung des Krieges nach Turan zurück. Piran erwartet sie schon, und Afrasiab schickt ihm ein neues Heer zu Hilfe. Wohl halten sich die Iranier tapfer; Tus selbst tödtet den kampfesmuthigen Türken Erscheng und hält sogar dem furchtbaren Human

stand. Allein die Turanier wenden nun Zauberei an, und die Lage der Iranier wird stets eine bedrängtere. Sie ziehen sich unter schweren Verlusten auf den Berg Hemawen zurück, werden aber hier vom Feind umzingelt und vollständig blockirt. Ein nächtlicher Ausfall bringt ihnen wohl etwas Erleichterung und Beute, vermag sie aber nicht freizukämpfen. Unterdessen zieht, von Afrasiab gesandt, ein ungeheures Heer von Bundesgenossen heran unter dem gewaltigen Kamus von Kaschan und unter dem Khakan von Tschin, Völkermassen, wie sie zuvor noch kein Krieg geschaut. In stolzem Siegesbewußtsein mustert Kamus die Reihen der Iranier. Keiner ihrer Helden vermag etwas wider ihn auszurichten. Ihre Lage wird immer verzweifelter. Endlich naht von Iran ein Entsatzheer, an seiner Spitze der unbesiegliche Rustem. Es ist die höchste Zeit. Noth, Erwartung, erstes Aufleuchten der Hoffnung — sind mit hinreißender Spannung beschrieben. Feriburz eilt dem Heer voraus, der vor seinem Aufbruche noch Ferengis, die Wittwe des Sijawusch, zur Gattin erhalten. Schon sein Erscheinen belebt wieder den erloschenen Muth der verzweifelten Iranier. Als vollends Rustem kommt, da athmen sie wieder freier auf. Die Heere nehmen Schlachtstellung, der Kampf beginnt. Rustem schießt den stolzen Ekschebus nieder. Piran fängt an, die Ankunft Rustems zu merken und vor ihm zu bangen. Kamus aber fordert ihn übermüthig heraus und tödtet in raschem Ansturm seinen Schildknappen Alwa. Da aber schießt Rustem auf ihn selbst los, reißt ihn mit der Fangschnur vom Roß, knebelt ihn und trägt ihn unter seinem Arm ins Lager der Iranier.

3. Der Kampf Rustems mit dem Khakan von Tschin. Das ganze Schlachtgemälde gruppirt sich jetzt um Rustem. Immer gigantischer tritt er hervor. Der Khakan kennt ihn noch nicht und meint leichten Kaufs die Niederlage des Kamus rächen zu können. Allein Schenkil, der sich vertrauensselig vorwagt, wird von Rustem im Nu niedergestreckt. Trotz aller Uebermacht der Turanier und ihrer Verbündeten wird der Khakan nun nachdenklich. Er sendet erst Human als Unterhändler zu Rustem ab, dann Piran, den Oberfeldherrn von Turan. Es ist eine ergreifende Scene, wo der greise Piran, einst der Beschützer des Sijawusch und der Retter des Kei Khosru, sich vor Rustem beugt und um Frieden fleht. Doch Rustem besteht auf der alten Forderung: Piran soll Gersiwez und alle Betheiligten am Morde des Sijawusch ausliefern und selbst zu Kei Khosru kommen. Darauf kann Piran nicht eingehen, denn er ist schließlich Turanier; Ehre und Pflicht ketten ihn an Afrasiab. In beiden Heeren wird noch einmal Rath gehalten. Dann kommt es zum Entscheidungskampf; Rustem nimmt den Khakan von Tschin gefangen und schlägt das Heer der Turanier völlig in die Flucht. Ungeheure Beute fällt in seine Hände. Afrasiab verliert den Muth zu weiterem Widerstande und zieht sich scheu vor dem weiter vordringenden Rustem zurück, der darauf innehält und zu Kei Khosru heimkehrt.

4. Der Kampf Rustems mit dem Diw Akwan. Der große Rachekrieg ist durch Afrasiabs Flucht noch keineswegs beendigt; doch wird die breitspurige Kampfschilderung vorläufig wieder durch ein Stück orientalischer Zauberei und eine romantische Liebesgeschichte unterbrochen.

Der heimgekehrte Rustem findet seinen Herrscher Kei Khosru hart bedrängt durch den bösartigen Dämon Akwan, der in Gestalt eines Waldesels die Pferdewiesen unsicher macht und den schönsten Streitrossen die Knochen bricht. Rustem reitet mit der Fangschnur gegen ihn aus; doch der Arge entwischt ihm und packt Rustem, während dieser an einer Quelle schläft, trägt ihn hoch in die Lüfte und läßt ihm dann die Wahl, ob er auf die Berge oder ins Meer geworfen werden wolle. Rustem wählt das Land; da wirft ihn der Diw jedoch gerade ins Meer. Allein Rustem hat noch Zeit, über den Wellen das Schwert zu ziehen; mit der einen Hand hält er die Seeungeheuer von sich ab, mit der andern schwimmt er ans Ufer, findet glücklich sein Pferd Raksch wieder, trifft unerwartet den Diw an einer Quelle und schlägt ihn todt. Ein Stück Odyssee mischt sich da in die persische Ilias, und der persische Achilles strahlt gleich Herakles als Sieger über Dämonen und Ungeheuer. Es wird ihm nun aber auch noch die Aufgabe zu theil, gleich den mittelalterlichen Rittern unglücklich Liebende zu befreien und zu retten.

5. Die Geschichte von Bischen und Menischeh. Irmanier kommen zum Padischah, klagend, daß Eber ihre Wälder verheerten. Bischen, ein noch jugendlicher Held, der sich in den letzten Kriegszügen ausgezeichnet, und Gurgin melden sich zur Verfolgung der Eber. Gurgin, ein verrätherischer Schurke, läßt Bischen mitten in der größten Jagdgefahr im Stich, und da Bischen nichtsdestoweniger die Eber bemeistert, sucht er ihn durch ein romantisches Abenteuer zu vernichten. In der Nähe ist ein herrliches Lustschloß, wo die schöne Menischeh, Afrasiabs Tochter, haust. Bischen geht in die ihm gestellte Falle. Bald raubt ihm die Liebe allen Verstand. Er besucht Menischeh, und diese glaubt auch, nicht mehr ohne ihn leben zu können. Sie läßt ihn, während er schlummert, in ihren Palast entführen, wo er einige Zeit minnetrunken mit ihr lebt. Doch er wird bald von dem haßerfüllten Gersiwez entdeckt, vor Afrasiab geschleppt und in einen schauerlichen Felsenkerker eingesperrt. Der verrätherische Gurgin kehrt unterdessen nach Iran zurück und verbreitet allerlei Lügen über Bischen; man traut ihm jedoch nicht, und Giw bringt ihn vor den Schah. Kei Khosru nimmt Dschemschids Weltenbecher zur Hand, d. h. einen Krystallbecher, der die ganze Welt spiegelt, und entdeckt darin das schreckliche Verließ, in welchem Bischen schmachtet. Rustem macht sich nun auf, ihn zu suchen, trifft mit Menischeh zusammen, befreit Bischen aus seinem schauerlichen Burgverließ, stürmt den Palast des Afrasiab und kehrt, von neuem Siegesglanze umstrahlt, zu Kei Khosru zurück. Der Roman ist eine der poesievollsten Episoden der ganzen Dichtung.

6. Der Kampf der zwölf Recken. Afrasiab sieht sich nun zur Wiederaufnahme des Kampfes genöthigt. Gegen das Heer, das er aufstellt, wird der greise Guderz gesandt. Die Dichtung gestaltet sich wieder zum Schlachtenepos im großen Stile: auf verschiedentliche Unterhandlungen folgen breitspurige Truppenaufstellungen, Herausforderungen, Schlachten und Einzelkämpfe. Für den prosaischen Europäer des 19. Jahrhunderts spinnen sie sich zu weit aus. Aehnliche Motive und Situationen, Beschreibungen und Reden wiederholen sich. Für die kampflustigen Perser des Alterthums und Mittelalters muß das ein un-

erschöpfliches Lieblingsthema gewesen sein. Es fehlt auch durchaus nicht an neuen Elementen und tiefern tragischen Motiven, welche, mit dem Gange der Handlung innig verbunden, dieselbe lebensvoll weiterführen. Rustem ist diesmal nicht mit dabei; an seiner Stelle treten bei den Iraniern Guderz, Giw, Bischen und Feriburz in den Vordergrund, bei den Turaniern erst Human, den Bischen im Panzer des Sijawusch überwindet und tödtet, dann Piran, der, mit beiden kämpfenden Parteien verwandt, den tragischen Fluch des ganzen Krieges am tiefsten empfindet. Abermals sucht er einen Frieden herbeizuführen, abermals wird er von den Iraniern abgewiesen und sieht sich genöthigt, Afrasiab um Verstärkung zu bitten. Da ein Kampf zwischen Giw und Piran unentschieden bleibt, so kommen die beiden Heerführer Guderz und Piran überein, keine allgemeine Schlacht mehr zu schlagen, sondern von jeder Seite elf Helden auszuwählen und den Entscheid von diesen elf Zweikämpfen abhängig zu machen, denen die Sage erst später noch einen zwölften zugezählt zu haben scheint. Man erwartet, daß wenigstens einer oder der andere der Helden von Turan seinem Gegner die Stange halte; aber wenn auch mit verschiedenen Waffen und in immer neuer Kampfesart, werden sie alle von den Iraniern niedergemacht. Endlich messen sich die zwei Oberfeldherren, der greise Guderz und der greise Piran. Guderz will des Verwundeten schonen, doch Piran nimmt keinen Pardon an; er kämpft bis zum äußersten, bis Guderz mit einem Pfeil sein Herz durchbohrt. Dann beweint der greise Feldherr an Pirans Leiche Sijawusch und die eigenen siebzig Söhne, die ihm der schreckliche Krieg geraubt. Der Schah Kei Khosru aber läßt Piran und den gefallenen Helden der Turanier ein prachtvolles Denkmal errichten.

7. Der große Krieg des Kei Khosru gegen Afrasiab. Die Blutrache für Sijawusch ist indes noch nicht erfüllt, und so spinnt sich der gewaltige Kampf noch weiter; aber an die Spitze der beiden Heere treten nunmehr statt der bisherigen Feldherren die zwei Könige selbst, Kei Khosru und Afrasiab, beide umgeben von den Großen ihrer Reiche und von der Heldenschar, die ihnen das blutige Walten des Krieges noch übriggelassen. Das Schlachtenbild erweitert sich deshalb wieder und gelangt zur großartigsten Entfaltung. Ein paar Kriegsberichte in Briefform, die Kei Khosru an den noch lebenden Kei Ka'us richtet, tönen freilich fast ein wenig wie eine Kriegsgeschichte in Versen; aber sie stehen doch an ihrem guten Platz und ermangeln nicht echt poetischer und tragischer Motive. In der Erzählung jedoch folgt sich Schlag auf Schlag in spannender Entwicklung. Afrasiab greift an, wird aber schon beim ersten Zusammenstoß zurückgeschlagen; Kei Khosru besiegt und tödtet seinen Sohn Schideh und zwingt ihn abermals zur Flucht. Während Afrasiab über Bokhara nach Gangdiz flieht, setzt Kei Khosru über den Dschihun und zwingt Afrasiab zu einer neuen Schlacht. Dieser wendet sich nun an den Faghfur von Tschin und ruft die Völker des Ostens zu seiner Hilfe auf; allein ehe er Unterstützung erhält, greift ihn Kei Khosru in seiner Hauptfestung an, erobert Gangdiz und läßt Afrasiab nichts übrig, als weiterzufliehen. Afrasiab vereinigt die Trümmer seines geschlagenen Heeres mit den Truppenmassen, welche ihm der Faghfur von Tschin zu Hilfe führt; allein das Glück ist von ihm gewichen. Ein nächtlicher Ueberfall auf die

Iranier endigt mit einer jämmerlichen Niederlage der Turanier. Es bedarf kaum mehr einer warnenden Gesandtschaft von Kei Khosru, und der mächtige Fürst des Ostens läßt den geschlagenen Afrasiab im Stich. Der einzige, der noch für ihn einzutreten wagt, der König von Mekran, bezahlt diesen Versuch mit seinem Leben. Und jetzt hat Afrasiab keine Stütze mehr. Ganz Turan muß sich den Iraniern beugen. Als Sieger zieht Kei Khosru in Gangdiz und Sijawuschgird ein und tritt sodann die Rückkehr nach Iran an, wohin er schon unermeßliche Kriegsbeute vorausgeschickt. Nur durch dämonische Zauberkünste gelingt es Afrasiab noch, sich zu verstecken. Hum, ein Sprößling Feriduns, entdeckt ihn in einer Höhle und bemächtigt sich seiner. Noch einmal entkommt er. Allein Kei Khosru nimmt seine Zuflucht zum Gebet, und sein Flehen wird nicht zu Schanden. In höchst seltsamer Weise fällt der Erzfrevler, der Anstifter alles Unheils, endlich in seine Hände, und im Blute des Afrasiab und des Gersiwez rächt Kei Khosru endlich das schuldlose Blut des Sijawusch.

Jetzt erst stirbt der alte Schah Kei Ka'us, der einst so übermüthig in das Zauberland Mazenderan eingebrochen und dann mit den Adlern gen Himmel fliegen wollte. Durch Rustems riesige Heldenkraft ist er zwar aus allen Nöthen siegreich hervorgegangen; allein die schönsten Träume und Hoffnungen seiner Jugend hat alle längst der Tod geknickt. In der Blüthe und Schönheit der Jugend ward sein Sohn Sijawusch dahingerafft, und ist sein Blut auch jetzt gerächt, so hat die furchtbare Pflicht der Rache doch ganz Iran und Turan mit Strömen von Blut überfluthet und ganze Geschlechter der edelsten Helden dem edeln Königssprossen nach ins Grab gerissen. Er selbst ist jetzt über hundertfünfzig Jahre alt, sein Haar weiß, sein Rücken tief gebeugt, und ruhig schaut er seinem Ende entgegen. Und so stirbt er. Ganz Iran trauert um ihn. Man setzt seine einbalsamirte Leiche, mit einer Krone geschmückt und in die kostbarsten Gewänder gehüllt, auf einem Elfenbeinthron in die Gruft, über die ein riesiges Denkmal emporragt. Da ruht er aus von Kampf und Rache. —

Kei Khosru steht jetzt im Sonnenglanze der Macht und des Ruhmes; alle seine Feinde, von einem Ende der Erde bis zum andern, sind überwunden; alle seine Wünsche sind erfüllt. Das Gute hat triumphirt, und die Welt braucht nicht mehr vor dem Bösen zu zittern. Und doch, mitten in diesem Glück wird der Schah von tiefer Trauer und Ueberdruß erfaßt. Er fürchtet die Leidenschaften in seiner eigenen Brust, die Neigung zum Bösen, die er durch seine Mutter von Afrasiab ererbt; er fürchtet, Gott untreu zu werden und sich mit den Mächten der Finsterniß einzulassen, wie Zohâk und Dschemschid, wie Tur und Selm, wie Kei Ka'us und Afrasiab. Zugleich überwältigt ihn der Gedanke an die Nähe des Todes, an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an das einzig Bleibende: die Huld Gottes hienieden und die Seligkeit im Jenseits. Er läßt die Pforten seines Hofes schließen, zieht sich von allem Verkehre zurück, nimmt ein Läuterungsbad, kleidet sich in ein weißes Gewand und widmet sich eine ganze Woche lang ausschließlich dem Gebete und frommer Beschauung. Das begreifen die alten thatkräftigen Recken von Iran nicht. Sie versammeln sich alle im Palaste und verlangen Gehör, Tus und Guderz, Giw und Gurgin, Bischen und Rehham. Sie beklagen sich über des Königs Verhalten und begehren Aufschluß über das

Geheimniß, das dahinter steckt. Kei Khosru verschiebt die Antwort und widmet sich abermals eine Woche dem Gebete. Wieder erscheinen die Pehlewane vor ihm, wieder entläßt er sie gütig, doch ohne entscheidende Antwort. So lebte er fünf Wochen in Gebet und Beschauung, da erscheint ihm Serosch, der Engel, und verkündet ihm, daß sein Gebet erhört sei, daß er bald aus dieser Welt scheiden werde und deshalb seine letzten Anordnungen treffen solle.

Unterdessen sind, von den andern Pehlewanen aufgefordert, auch Zal und Rustem, die ältesten und gewaltigsten der iranischen Helden, aus Zabulistan am Königshofe eingetroffen, tief trauernd über die unheimliche Lage des Königs und des Reiches. Zal führt diesmal im Namen der übrigen Großen das Wort und begehrt vom Schah Aufschluß über sein seltsames Einsiedlerleben und die Vernachlässigung aller Reichsgeschäfte. Ruhig und klar eröffnet Kei Khosru die Gründe, die ihn dazu bewogen, und den Bescheid, der ihm von oben über seinen nahen Hingang geworden. Da braust Zal in wildem Unmuth auf wie über etwas Unerhörtes, er vergißt alle Ehrfurcht vor der königlichen Majestät, schmäht die Abkunft des Königs, seine Vorgänger, sein Verhalten im Kriege und seinen jetzigen Entschluß. Der Schah aber verliert nicht einen Augenblick seine Ruhe und Fassung, sondern widerlegt klar und schlagend die Vorwürfe des ungestümen Recken. Das bricht dessen Widerstand. Er und die übrigen sehen ihr Unrecht ein und flehen um Verzeihung. Kei Khosru setzt darauf einen großen Reichs- und Volkstag fest, auf freiem Felde, und schlägt seinen Thron zum letztenmal in voller Königsherrlichkeit inmitten der zahllosen Zelte auf. Da macht er am achten Tage feierlich sein politisches Testament. Guderz wird mit der Vertheilung seiner Schätze und mit der vorläufigen Verwaltung des Reiches betraut; Rustem erhält auf die Bitte Zals Zabulistan, Kabul, Dumbar, Mai und Indien und andere Länder. Giw wird über Kum und Isfahan gesetzt; Tus wird mit dem Titel Sipehdar auch für künftige Zeiten das Reichsbanner übergeben; zum Nachfolger im Königthum aber beruft Kei Khosru zum Staunen aller den Lohrasp, an den keiner gedacht, nimmt sich die Krone vom Haupt und setzt sie ihm auf. Während die andern unwillig murren, braust Zal laut auf und weigert sich, als König einen armen Menschen anzuerkennen, der nur mit einem Pferd nach Iran gekommen sei. Da ihn Kei Khosru jedoch belehrt, daß Lohrasp von Huscheng abstamme und von Gott selbst zum König bestimmt sei, unterwirft er sich und die übrigen Iranier mit ihm.

Darauf nimmt der Schah Abschied von seinen vier Frauen und übergibt sie und die ganze trauernde Familie dem Schutze Lohrasps, der ihm treue Fürsorge für sie gelobt. Und nun zieht Kei Khosru ins Gebirge, verabschiedet Lohrasp, indem er ihm noch einmal alle Pflichten eines guten Königs ans Herz legt. Nur von seinen alten Pehlewanen und Waffengefährten läßt er sich weiter begleiten.

Ungerufen ziehen ihm jedoch des folgenden Tages an die hunderttausend Iranier nach, Männer und Frauen, klagend und weinend und alles aufbietend, um ihn zur Rückkehr zu vermögen. Er bleibt aber unerschütterlich bei seinem Entschluß und fordert das Volk auf, in die Stadt zurückzukehren. So reißt sich denn endlich die Volksmasse von ihm los; auch Zal, Rustem und Guderz sagen

ihm ihr letztes Lebewohl und steigen den Berg hernieder. Doch Tus, Giw, Feriburz, Bischen und der tapfere Gustehem wollen sich um keinen Preis von ihm trennen. Einen ganzen Tag und bei Nacht folgen sie ihm durchs Gebirge, bis sie erschöpft an einer Quelle niedersinken. Da erquicken sie sich und plaudern noch einmal traulich von ihren frühern Heldenthaten. Mitten in der Nacht aber erhebt sich der Schah, badet Haupt und Leib in der Quelle, wirft sich vor Gott nieder und nimmt dann auf immer Abschied von seinen Freunden, sie mahnend, daß sie ihn des folgenden Morgens nicht suchen, sondern ruhig nach Hause gehen sollten.

Traurig schlummern die Pehlewane wieder ein. Als die Sonne am folgenden Morgen sich über den Spitzen der Berge erhebt, finden sie ihren König nicht mehr. Vergeblich suchen sie ihn den ganzen Tag und treffen sich abends wieder an der Quelle. Der Boden ist warm, der Himmel heiter. Trotz der erhaltenen Warnung bleiben sie auf den Vorschlag des Feriburz bei der Quelle, um da zu übernachten, und unterhalten sich vom Lobe und von den Großthaten des entschwundenen Herrschers. Da erhebt sich plötzlich ein Sturm und hüllt das ganze Gebirg in dunkle Wolken ein. Schnee fällt, immer dichter und dichter. Die fünf wackern Recken suchen sich zu ihrem Schutz eine Höhle zu graben; allein sie werden völlig eingeschneit und erstarren vor Kälte.

Drei Tage vergehen, und man erwartet die Helden unten in der Ebene noch immer vergebens. Am vierten macht sich Rustem mit Zal, Guderz und andern Rittern auf, um sie zu suchen. Sieben Tage forschen sie umsonst und kehren wehklagend heim. Dann schicken sie Arbeiter, welche die fünf Leichen endlich finden, ausgraben und zu den Ihrigen bringen. Alles trauert um die fünf Helden und um den König, der wie eine Cypresse in einem Garten blühte. Doch verbreitete sich der Glaube, daß er lebend in den Himmel eingegangen, und Lohrasp besteigt nun den Thron.

* * *

So schließt der erste Theil des großen persischen Epos. Zwar sind Zal, Rustem und Guderz noch am Leben und verbinden den bisherigen Sagenkreis mit jenem der folgenden Periode. Allein die eigentliche Glanzzeit des ältesten Heldenthums ist mit Kei Khosru und mit seinen fünf unzertrennlichen, bis in den Tod treuen Gefährten zu Grabe getragen. Der Schluß ist ein prachtvoller, tiefergreifender. Er erinnert an den Auszug der Pandu-Söhne im Mahâbhârata und an Râmas Auszug im Râmâyana. Die schrillen Dissonanzen der langen, blutigen Rachekriege klingen endlich in friedliche, versöhnende Accorde aus; zwischen den Trümmern zerstörter Hoffnung und vernichteter Königsherrlichkeit öffnet sich die Aussicht auf ein ewig dauerndes Leben im Jenseits, und ein Strahl der Verklärung umleuchtet von dort die für immer untergegangene Heldenwelt.

Daß die Dichtung nicht die planmäßige, geschlossene Einheit der Ilias besitzt, brauchen wir nicht zu wiederholen. Weder Rustem noch einer der Könige bildet einen festen, ausschließlichen Mittelpunkt, noch weniger eine einzelne That oder Unternehmung dieser Helden. Dennoch sind die einzelnen Theile der Sage nicht bloß gliederartig als Aventiuren aneinander gereiht, sondern organisch,

psychologisch verbunden. Man mag sie mit den Ringen eines mächtigen Baumstammes vergleichen, die sich in stätem Wachsthum immer weiter umeinander gliedern und endlich den Waldesriesen bilden, der mit der schattenreichen Fülle seiner Krone alles überragt. Man mag sie auch mit den geschichtlichen Tragödien Shakespeares vergleichen, welche, einzeln für sich ein bedeutsames Kunstwerk bildend, sich zu einem tragischen Ganzen zusammenschließen, das noch viel tiefer wirkt und einigermaßen die Tragik der Weltgeschichte selbst zum Ausdruck bringt. Doch ist das Ineinandergreifen im Schâhnâme weit stärker, unmittelbarer und lebendiger. Haß und Liebe, Fluch und Segen, Blutschuld und Blutrache vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht, so daß sich in jedem der mythischen Könige nicht bloß das zeitweilige Geschick des Volkes verkörpert, sondern das tragische Los der ganzen bisherigen Dynastie. Erst Kei Khosru durchbricht die bis dahin unzerreißbare Kette, indem er in dem größten aller Kämpfe alle früher aufgehäufte Schuld sühnt, und im Gegensatz zu dem himmelstürmenden Kei Ka'us in demüthiger Unterwerfung unter die Gottheit auf alle Dinge dieser Welt verzichtet und nur mehr den Besitz des Ewigen anstrebt.

A. Baumgartner S. J.

Bibel und altchristliche Kunst.

Die Beschäftigung mit den Denkmälern der altchristlichen Kunst gewährt ohne Zweifel in mannigfaltigster Weise Freude und Nutzen. Dem Liebhaber des Alterthums erzählen ja ihre Bauten und Bilder in beredter Sprache von längstvergangenen Zeiten. Dem Freunde der Kunst eröffnen sie ein fast unbegrenztes Gebiet, und in vollen Zügen genießt er da die Schönheit und Erhabenheit der ältesten Werke christlicher Meister. Dem Theologen sind ihre Gemälde und Sculpturen und Inschriften ein wahres Arsenal, das ihm die Waffen zur Vertheidigung des heiligen Glaubens in reichster Fülle bietet. Eben hierin liegt aber auch für jeden Christen die große Bedeutung jener Monumente: für alle sind sie herrliche Zeugen des Glaubens der christlichen Vorfahren; für alle legen sie ein unverdächtiges und unwiderlegliches Zeugniß ab für so viele Wahrheiten unserer heiligen Religion.

Dieses Zeugniß der altchristlichen Denkmäler für unsern heiligen Glauben nach allen Seiten hin gebührend zu behandeln, kann natürlich nicht in unserer Absicht liegen; es würde Stoff zu einem großen Werke,

einer Glaubenslehre aus den Monumenten bieten. Nur einen kleinen Theil des großen Gebietes wollen wir durchstreifen: wir wollen sehen, was die altchristlichen Gemälde und Sculpturen uns von der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testamentes sagen, und wie sie den einen oder andern Punkt der kirchlichen Lehre über die Bibel bestätigen. Selbst bei dieser Beschränkung müssen wir aber auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes verzichten; doch auch eine unvollkommene Betrachtung der Bilderbibel der ersten Christen wird schon recht viel des Belehrenden und Erhebenden bieten.

I.

Zum leichtern Verständniß der Darlegung wird es gut sein, zum voraus einen Blick zu werfen auf die Denkmäler der altchristlichen Kunst und ihren Charakter im allgemeinen.

In der altchristlichen Kunst hat man hauptsächlich zwei Perioden zu unterscheiden, deren Grenze naturgemäß die Zeit der Befreiung der Kirche unter Konstantin bildet. In der ersten Periode, die man wohl die Katakombenzeit im eigentlichen Sinne nennt, waren die Darstellungen hauptsächlich für den Schmuck der unterirdischen Ruhestätten und Kapellen bestimmt, deren Wände und Gewölbe von Anfang an mit Gemälden reich verziert wurden. Zu diesen Gemälden kommen dann kleinere Sculpturen auf den Grabmälern und die Anfänge der christlichen Darstellungen auf Sarkophagen, von denen wenigstens einige schon in das 2. und 3. christliche Jahrhundert gehören, z. B. derjenige der Livia primitiva mit den ältesten Symbolen, Fisch und Anker, und dem Bilde des guten Hirten [1]. Auch die Kunst, in Goldgläsern mannigfaltige Scenen darzustellen, stand schon vor Konstantin in Blüthe; diese Goldgläser entstanden nach de Rossi in der Zeit von 250—400 n. Chr. Gewöhnlich stellte man dieselben so her, daß man auf einem flachen Glasboden ein Goldblatt befestigte, von diesem alles nicht zur Zeichnung Gehörige entfernte und dann durch eine zweite Lage Glas das Bild vor den Einwirkungen der Luft und andern äußern Beschädigungen schützte. Meistens waren diese Gläser Böden von Trinkgefäßen, die theils bei weltlichen Festlichkeiten, Hochzeiten u. s. w., theils bei den Agapen oder kirchlichen Feiern gebraucht wurden; zum Theil waren es auch gläserne Patenen, deren man sich bei der Feier der heiligen Eucharistie bediente.

---

[1] *Garrucci*, Storia dell' arte cristiana, tav. 296, 3.

Schon aus der vorkonstantinischen Zeit stammen außerdem noch eine Reihe von Bildern auf Katakombenlampen, Münzen, Ringen, Steinen, Gemmen, Elfenbeinfiguren und ähnlichen Gegenständen der Kleinkunst, die häufig in den Katakomben gefunden wurden. Manche von diesen Sachen mögen in den Katakomben als Erkennungszeichen für das Grab eines verstorbenen Verwandten gedient haben.

Der Charakter der Darstellungen aus der ersten Periode ist im allgemeinen ein symbolisch-dogmatischer: die Bilder werden zunächst nicht um des dargestellten Gegenstandes willen gemalt, sondern dienen als Sinnbild, um den christlichen Beschauer auf erhabene Wahrheiten der Religion hinzuweisen. P. Tongiorgi, Professor der Archäologie an der Gregorianischen Universität in Rom, bezeichnete diesen Satz als den Hauptcanon für die alten Katakombendarstellungen, und Msgr. Wilpert, der mit unermüdlichem Fleiße die Katakombenbilder seit Jahren an Ort und Stelle geprüft und abgezeichnet, sowie mit großem Scharfsinne erklärt und vertheidigt hat, fand unter denselben im ganzen nur sechs Darstellungen von Scenen aus dem realen Leben ohne symbolischen Charakter[1].

Die Hauptwahrheiten, deren Sinnbilder wir in den ältesten Bildern finden, entsprechen dem Orte und der Zeit der Darstellung. Der Ort der Grabesruhe legte es nahe, die sichere Hoffnung des Christen auf die einstige Auferstehung im Bilde auszudrücken, während die Stätte des Gebetes und der Feier des heiligen Opfers ganz besonders den Hinweis auf den Mittelpunkt des kirchlichen Gottesdienstes, die hochheilige Eucharistie, als passend erscheinen ließ. Wegen der Zeit der blutigen Verfolgungen aber wählte man gerne solche Bilder, die besonders an die mächtige Hilfe des Herrn erinnerten, zum muthigen Ausharren im Kampfe aufforderten und auf den herrlichen Siegespreis hinwiesen.

Eben dieser Zeit entsprechend wurden die Bilder aber meistens so dargestellt, daß sie zwar dem Christen auf den ersten Blick verständlich waren, dagegen von den etwa eindringenden Heiden nicht verstanden wurden. So finden wir auch in den Bildern der Katakomben ebenso wie in den Schriften der gleichzeitigen Väter überall die Spuren der so nothwendigen und weisen Geheimlehre (disciplina arcani), d. h. jener Anordnung der Kirche, kraft welcher manche Geheimnisse des Glaubens in den ersten Jahrhunderten den Ungetauften nicht enthüllt werden durften.

[1] Vgl. Röm. Quartalschrift I, 20.

Die zweite Periode der christlichen Denkmäler umfaßt die Zeit von Konstantin bis gegen Ende des 7. Jahrhunderts, bis zum allmählichen, durch die Völkerwanderungen und Kriege herbeigeführten Verfall der altchristlichen Kunst. Auch in dieser Zeit entstanden noch neue Gemälde in den Katakomben, obwohl die Begräbnisse in denselben allmählich und seit Alarichs Einfall (410) wohl ganz aufhörten. Namentlich wurden die Grabstätten und Kapellen derjenigen Heiligen und Martyrer reich geschmückt, welche eine besondere Verehrung genossen. Vor allem aber finden wir in der Zeit nach Konstantin die Darstellungen auf den Sarkophagen in höchster Blüthe. Nach dem herrlichen Triumphe der Kirche konnte ja auch die christliche Sculptur sich ungehindert entfalten und besonders den großen Flächen der häufig verwendeten Steinsärge einen würdigen, christlichen Schmuck geben. Daneben sind auch in Holz, Thon, Stein, Metall, Elfenbein gar manche interessante Darstellungen aus dieser Zeit erhalten auf Kirchenthüren, bischöflichen Thronsesseln, Lampen, geschnittenen Steinen, Ringen, Münzen, Medaillen, Buchdeckeln, Reliquiaren u. s. w.

Die nach dem Siege der Kirche alsbald überall erstehenden christlichen Basiliken, Todtenkapellen und Taufkirchen boten endlich auch den Anlaß zur Entwicklung der christlichen Mosaikmalerei, deren erste Blütheperiode in diese Zeit fällt.

Was den Gegenstand der Darstellungen in all diesen verschiedenen Zweigen der christlichen Kunst angeht, so ist die zweite Periode im großen ganzen der ersten ähnlich, aber der Kreis der abzubildenden Scenen hat sich bedeutend erweitert; zu den symbolisch-dogmatischen Bildern, die aus der ersten Zeit herübergenommen werden, kommen jetzt mehr historische Darstellungen, Bildnisse von Heiligen, Martyrerscenen u. s. w.

Ein „vorwaltend historischer Charakter" dieser Periode läßt sich aber, wenigstens bei manchen Klassen von Kunstwerken, nicht nachweisen. Viele von den Darstellungen namentlich auf den Sarkophagen, die für diese Periode so charakteristisch sind, beweisen zur Genüge den auch jetzt noch vielfach bleibenden symbolischen Charakter der christlichen Kunst.

Zu den Wahrheiten, welche in den Darstellungen ihren Ausdruck finden, kommt jetzt, dem Charakter der Zeit entsprechend, besonders der herrliche Triumph des Herrn und seiner Kirche hinzu, der vorzüglich in den großartigen Mosaiken der alten Kirchen Roms und Ravennas sich ausspricht [1].

[1] Ueber die letztern vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVI, S. 27 und Bd. XLVII, S. 422 ff.

Zu den bildlichen Darstellungen treten in beiden Perioden noch Inschriften hinzu, die gewöhnlich zur Erinnerung an den Verstorbenen auf seinem Grabe angebracht sind, die Bilder als Erklärung begleiten u. s. w. In der ältesten Zeit sind die Grabschriften wortkarg; außer dem Namen oder den klassischen drei Namen des Verstorbenen bieten sie vielleicht noch den frommen, der Heiligen Schrift (Eccli. 44, 14) entlehnten Wunsch in pace und das Symbol des Fisches und Ankers. Später werden der Worte immer mehr; es kommen genaue Angaben über Lebenszeit des Verstorbenen, verschiedene Wünsche für ihn und Bitten an ihn hinzu. Doch findet sich im allgemeinen in den Grabschriften wenig, was eine directe Beziehung auf die Heilige Schrift hätte. Desto mehr bieten uns dafür aber die bildlichen Darstellungen, die namentlich in der ältern Zeit fast immer biblische Scenen zum Gegenstand haben oder sich wenigstens an dieselben anlehnen.

Um noch eine kurze Uebersicht der häufigsten biblischen Bilder vorauszuschicken, so sehen wir auf den altchristlichen Kunstwerken am öftesten natürlich unsern Herrn und Heiland abgebildet. Eine wenngleich unvollkommene Zusammenstellung aller altchristlichen Darstellungen [1] ergibt über tausend Bilder, in welchen Christus vorkommt; fast die Hälfte dieser Bilder zeigt uns verschiedene Wunder Christi, darunter am häufigsten die Auferweckung des Lazarus, die Brodvermehrung, die Heilung des Blinden und die des Gichtbrüchigen, das Wunder zu Kana u. s. w. Besonders beliebt war auch das Bild des guten Hirten, das sich gleich von den ersten Zeiten an außerordentlich häufig findet; es war ja der schönste Ausdruck der Gesinnungen des heiligsten Herzens. Neben dem Heiland erwarten und finden wir auch recht oft seine heilige Mutter: Liell behandelt in seinem schönen Buche „Die Darstellungen der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria auf den Kunstdenkmälern der Katakomben" 96 Marienbilder; wenn wir alle altchristlichen Darstellungen zusammennehmen, auf welchen Maria vorkommt, so ließe sich diese Zahl noch wohl um 50 vermehren.

Nach dem Bilde Christi findet sich am häufigsten das seines Stellvertreters, des hl. Petrus, entweder allein, oder bei dem Heilande, oder mit dem hl. Paulus, oder mit allen Aposteln, während auch Moses, der

---

[1] Nach *Garrucci*, Storia dell' arte crist. 6 voll. in fol. Prato 1872—1880, und Kraus, Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. 2 Bde. Freiburg 1882—1886, unter Vergleichung von *Kraus*, Roma Sotterranea [2], de Waals Röm. Quartalschrift u. a.

Führer des auserwählten Volkes im Alten Bunde, sehr oft in den Denkmälern wiederkehrt. Neben diesem sehen wir aus dem Alten Testamente am häufigsten dargestellt das Opfer Abrahams auf dem Berge Moria, ferner die Geschichte des Jonas, Daniel, Adam und Eva, die drei Jünglinge, Noe u. s. w.[1]

II.

Was sagen uns nun diese Darstellungen über die Heilige Schrift? Sie zeigen uns zunächst im allgemeinen, daß die Christen der ersten Zeiten die Bibel als das Buch der Bücher ansahen, aus dem sie fortwährend ihre religiöse Belehrung und Erbauung schöpften. Davon überzeugt uns gleich beim ersten Schritte eine Wanderung durch die alten Versammlungsorte der Gläubigen: die Darstellungen sind mit wenigen Ausnahmen der Heiligen Schrift entnommen. Durch die Lehre der Apostel und die Erklärungen ihrer Nachfolger, der Bischöfe und Priester, wurden die Christen von Jugend auf in das Verständniß der dargestellten Scenen eingeführt; sie lernten so in dieser Bilderbibel immer wieder von neuem lesen und aus ihr Licht und Muth und Kraft für das tägliche Leben schöpfen. Auch wir können noch heute in dieser monumentalen Bilderbibel lesen; laut und beredt legt sie Zeugniß ab für die Hochschätzung, die man von den ältesten Zeiten an für die Heilige Schrift hegte. Diese halbverblichenen Bilder der Kapellen und Gräber wiederholen uns verständlich genug die Worte so mancher heiligen Väter, die nicht müde wurden im Lobpreis der heiligen Bücher, dieses „unermeßlichen Schatzes", dieser „unerschöpflichen Goldgrube", dieses „Paradieses" voll Lust und Herr-

---

[1] Bei Garrucci und Kraus 2c. finden wir, ohne daß die Zahlen auf Genauigkeit Anspruch machen, aus dem Alten Testament ungefähr 150mal Moses (darunter 100mal, wie er an den Felsen schlägt), 100mal Abrahams Opfer (Wilpert, Röm. Quartalschr. I, 130), 85mal Jonas, 80mal Daniel (darunter 70mal in der Löwengrube), 60mal Adam und Eva, 40mal die drei Jünglinge im Feuerofen, 35mal Noe in der Arche, 12mal Tobias, 12mal Susanna, 10mal Job, 9mal Elias, 8mal Kain und Abel, 5mal David und Goliath u. s. w. Aus dem Neuen Testament sehen wir ungefähr 180mal den Pastor bonus, 90mal Scenen aus der Kindheit Jesu (darunter 70mal Epiphanie), 70mal Christus zwischen Petrus und Paulus, 60mal Scenen aus der Passion (davon nur zwei in den Malereien der Katakomben), 25mal Taufe Christi, 90mal Auferweckung des Lazarus, 85mal Brodvermehrung, 70mal Heilung des Blinden, 50mal Wunder in Kana, 40mal die Kananäerin oder das blutflüssige Weib, 20mal das Gespräch mit der Samariterin u. s. w., ca. 250 Bilder mit dem hl. Petrus, 140 mit dem hl. Paulus u. a. Trotz des großen Werthes der beiden Hauptwerke von Garrucci und Kraus ist doch zu bedauern, daß ihre Angaben nicht überall gleich zuverlässig sind.

lichkeit, das mit seinen Flüssen und Fluren noch jetzt den Kindern der Kirche als Garten der Wonne offen steht [1]. Ihre begeisterten Worte hallen uns noch heute an den heiligen Stätten der Katakomben in freudigem Echo entgegen; denn jede Nische, jede Kapelle wiederholt es uns, daß die heiligen Bücher der Bibel vor allem würdig waren, den Gegenstand des Schmuckes jener Orte zu bieten, an welchen die heiligsten Geheimnisse gefeiert wurden.

Diese Hochschätzung vor der Heiligen Schrift machte aber gleich in den ersten Zeiten keinen Unterschied zwischen den Büchern des Alten und des Neuen Testamentes; mit gleicher Verehrung schöpften die Christen aus beiden Quellen die Wasser des Heiles. Das lehren uns wiederum die Bilder der Katakomben. Wenn wir z. B. eine der ältesten Katakombenkapellen besuchen, die berühmte Cappella Greca, die „Hauptkrypta und vornehmste Kammer der Priscilla-Katakombe“ (Wilpert), die schon die Schüler der Apostel eintreten sah, so wird uns gleich der erste Blick von der völligen Gleichstellung der heiligen Bücher beider Testamente überzeugen. Ihre Wände und Gewölbe waren ganz mit Gemälden bedeckt, die nach dem übereinstimmenden Urtheile der Archäologen wenigstens der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. angehören; wir können um so leichter dieses Urtheil als richtig annehmen, als selbst protestantische Autoren, wie z. B. Professor Victor Schultze von Greifswald, das unbequeme Datum im großen ganzen anerkennen. Die Beweise für ein so hohes Alter entnehmen wir der Anlage der Kapelle im ältesten Theile des apostolischen Cömeteriums der hl. Priscilla; ferner der Beschaffenheit der Wandbekleidung, auf der die Fresken gemalt wurden, sowie der Stuckverzierungen, die zum Theil noch erhalten sind; endlich dem Stile der Darstellungen und Ornamente, deren herrliche Formen an die Blüthezeit der alten römischen Kunst erinnern und einen Vergleich mit heidnischen Arbeiten aus der Zeit Trajans und Hadrians recht wohl aushalten.

In dieser alten Kapelle also sehen wir im vordern Theile auf den Seitenwänden zur Rechten und Linken die Geschichte der Susanna dargestellt im engsten Anschluß an die Worte des Buches Daniel. Die drei Hauptmomente der schönen biblischen Erzählung sind jedenfalls die Versuchung und Verleumdung der Susanna durch die beiden gottlosen Richter im Garten des Hauses, dann die Anklage und Verurtheilung vor dem

---

[1] Vgl. *Cornely*, Historica et critica introductio in utriusque Testamenti libros sacros I², 2.

Volke, endlich die Befreiung durch Daniel. Diesen drei Momenten entsprechen nun auch die drei Scenen des Gemäldes, von welchen die erste die ganze Seitenwand zur Rechten bedeckt, während die beiden andern auf der Wand zur Linken dargestellt sind. — Auf der Eingangswand über dem Bogen der Thüre erblicken wir im Mittelfelde einen Mann, welcher mit dem Stabe einen Felsen berührt, aus dem ein reichlich sprudelnder Wasserquell hervorquillt. Zur Rechten stehen die drei Jünglinge auf dem flammenden Ofen, ihre Hände zum Gebete erhebend; von der andern Seite weist ein Jüngling im Pallium mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die Gruppe der drei Betenden hin. — Dem Eingang gegenüber, oberhalb des Durchganges zum zweiten Theile oder Chorraume der Kapelle, sehen wir auf dem gebührenden Ehrenplatze das Bild der lieben Mutter Gottes mit dem Kindlein auf dem Schoße, während die heiligen drei Weisen mit ihren Geschenken in Eile nahen. — Die Bekleidung des Gewölbes ist leider samt den Gemälden zum großen Theile zerstört. Wir erkennen nur noch einen Rest der symbolischen Figuren der vier Jahreszeiten und die Gestalt des geheilten Gichtbrüchigen, der fröhlich sein Bett auf den Schultern davonträgt. Ohne Zweifel schlossen sich daran in den übrigen Gewölbefeldern andere biblische Scenen an, wie wir sie so oft in dieser und in andern Katakomben neben dem geheilten Gichtbrüchigen finden[1].

Der zweite Theil der Kapelle, der Chorraum, in dem sicherlich der Altar für das heilige Opfer gestanden hatte, bot dem Besucher bis vor kurzem außer zwei flüchtigen griechischen Inschriften und drei Nischen gar nichts Bemerkenswerthes. Ueberall sah das Auge nur öde, mit Mörtel und Schmutz bedeckte Mauerflächen, deren grober Bewurf scheinbar auf eine spätere Entstehungszeit dieses Theiles hindeutete. Erst dem unermüdlichen Forschereifer Msgr. Wilperts gelang es Mitte März vorigen Jahres, unter der unscheinbaren Hülle die kostbarsten Schätze aufzudecken. Die scheinbar so grobe Wandbekleidung war ein Tropfsteingebilde, das sich im Laufe der Zeit an den feuchten Wänden festgesetzt hatte. Nach der ziemlich mühsamen Entfernung der Stalaktitkruste fand Wilpert über dem Eingangsbogen die Auferweckung des Lazarus dargestellt, über der Nische oder Apsis zur Rechten Daniel zwischen zwei

[1] Wilpert beschreibt in seinem Buche „Ein Cyklus christologischer Gemälde aus der Katakombe der hll. Petrus und Marcellinus“ (Freiburg, Herder, 1891) eine Reihe von Gemälden, die er neben der Heilung des Gichtbrüchigen in einer andern Kapelle entdeckte: die Heilung des Blindgebornen, der blutflüssigen Frau und das Gespräch mit der Samariterin.

Löwen, über der zur Linken Abraham, der mit der erhobenen Rechten das Schwert über Isaak zückt; über der Apsis in der Mitte endlich, an dem Ehrenplatze dieses Chorraumes, zeigte sich die Darstellung des eucharistischen Opfermahles: sechs Personen sitzen an einem Tische, auf dem zwei Teller mit fünf Broden und zwei Fischen stehen, während vor dem Tische sieben Körbe mit Brod gemalt sind. Zur Linken sieht man vor der Schmalseite der Tafel einen bärtigen Mann im Begriff, ein Brod zu brechen; vor ihm steht ein doppelgehenkelter Pokal auf dem Tische [1].

In diesen Bildern der Cappella Greca, auf die wir noch wiederholt zurückkommen werden, sehen wir also klar und deutlich ausgesprochen, daß die Bücher des Alten und Neuen Testamentes bei den ersten Christen gleiche Verehrung genossen. Neben Christus mit den heiligen drei Königen erblicken wir die Geschichte der Susanna; bei dem geheilten Gichtbrüchigen finden wir Moses am Felsen und die drei Jünglinge im Feuerofen; mit Abraham und Daniel vereinigt sich Lazarus. Diese Verbindung der Bilder ist aber nicht eine rein äußerliche, örtliche Nebeneinanderstellung, sondern die innigste innere Verknüpfung zum Ausdruck eines einheitlichen, großen Gedankens in dem ganzen Schmucke der Kapelle, wie wir später sehen werden.

Dabei ist ein Umstand ganz besonderer Beachtung werth. Wir wissen, daß schon in den Zeiten Christi und der Apostel manche apokryphe Schriften über das Alte Testament bekannt waren. Ferner verbreiteten sich schon vom 2. Jahrhunderte an andere apokryphe Bücher, welche die heilige Geschichte des Neuen Testamentes, Kindheit, Leben und Leiden Christi, seiner heiligsten Mutter und der Apostel zum Gegenstande hatten [2]. Wie einige dieser Apokryphen, so boten auch manche Schriften der apostolischen Väter, insbesondere der „Pastor" des Hermas, durch die phantasiereichen Schilderungen und Visionen einen Stoff, der sich ganz vorzüglich für die bildliche Darstellung eignete und zugleich der christlichen Erbauung sehr förderlich war. Auch wurden z. B. der „Pastor" und manche andere außercanonische Schriften beim öffentlichen Gottesdienst vorgelesen, und deshalb auch sicher beim Unterricht den Christen erklärt. Trotzdem ist es aber eine anerkannte Thatsache, daß sich in den Denkmälern der ersten

[1] Bis zum Erscheinen des lange erwarteten Buches Mfgr. Wilperts über die Cappella Greca vgl. Röm. Quartalschr. VIII, 121 ff.; „Katholik" 1894 I, 481 ff., und diese Zeitschrift Bd. XLVII, S. 55 ff.

[2] Vgl. *Cornely*, Introductio I², 214 sqq.

drei oder vier Jahrhunderte niemals irgend ein Zug findet, der aus einer apokryphen Schrift entnommen wäre. Eine einzige Ausnahme in Bezug auf den „Pastor“ des Hermas bildet ein Gemälde aus der Katakombe des hl. Januarius in Neapel[1], in welchem nach der gewöhnlichen Erklärung die Kirche unter dem Bilde eines Thurmes dargestellt ist, an dessen Aufbau Jungfrauen arbeiten, eine Anspielung auf die neunte Similitudo des „Pastor“. Vielleicht das erste Beispiel für die Benutzung der eigentlichen Apokryphen in der christlichen Kunst begegnet uns im 5. Jahrhundert in einigen Mosaiken von S. Maria Maggiore, in welchen Papst Sixtus III. gleich nach dem ephesinischen Concile (431) ein Denkmal des Triumphes der Gottesmutter über die Irrlehre des Nestorius errichtete. Msgr. de Waal hat dieses auffallende Fehlen von Darstellungen aus den Apokryphen in der altchristlichen Kunst im ersten Jahrgang der Römischen Quartalschrift eingehend behandelt. Er schließt daselbst mit den Worten de Rossis: „Die Monumente der ersten drei oder vier Jahrhunderte, im besondern die römischen, geben Zeugniß für die canonischen Bücher und nicht für die Apokryphen. Im 5. Jahrhundert dann aber, als man ohne Gefahr für die Autorität der vier Evangelien den Künstlern gestatten durfte, gewissen Traditionen zu folgen, die in den Apokryphen verzeichnet sind, begann die Verwendung derselben in der christlichen Kunst.“[2]

In der That, die Monumente legen Zeugniß ab für die canonischen Bücher. Das Bemühen, Darstellungen aus apokryphen oder überhaupt außercanonischen Büchern zu vermeiden, sagt uns, daß die Kirche jenen Büchern, aus denen sie den Gegenstand der Bilder für ihre heiligen Stätten entnahm, eine Autorität beilegte, durch welche dieselben von allen andern Schriften unterschieden waren; diese Autorität kann aber keine andere sein als die eines canonischen, vom Heiligen Geiste inspirirten Buches. Ein anderer Grund dürfte schwerlich jenes so auffallende Vermeiden eines Anklanges an die Apokryphen genügend erklären. Um so mehr Gewicht hat dann aber auch für uns der Umstand, daß die Bilder aus dem Neuen Testamente gleich in den ältesten Denkmälern vollständig in gleicher Ordnung mit den Scenen des Alten Bundes erscheinen. Es ist uns dies ein Beweis für die völlige Gleichstellung der Bücher beider Testamente als wahrhaft canonischer Schriften.

---

[1] Bei *Garrucci* tav. 96, 3.

[2] Röm. Quartalschr. I, 173 ff.; *de Rossi*, Bullett. 1865 p. 31.

III.

Vielleicht möchte sich aber ein Zweifel darüber erheben, ob denn diese Darstellungen nothwendig aus einer bereits schriftlich fixirten Quelle oder nicht vielmehr aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft seien. Es ist zunächst wohl klar, daß der Natur der Sache gemäß ein Beweis aus den Monumenten der Malerei und Bildhauerei nicht für jeden dieselbe Evidenz haben kann, welche z. B. bei einem Argumente aus den klaren und übereinstimmenden Aussagen vieler heiligen Väter möglich ist. Trotzdem bieten sich aber, scheint uns, im vorliegenden Falle Anhaltspunkte genug, um dem Beweise eine feste Stütze zu geben. Wir brauchen natürlich nicht anzunehmen, daß jeder Künstler beim Malen eines Bildes seine Bibel in einem Handexemplar vor sich gehabt habe. Es genügt, zu zeigen, daß schon die ältesten Bilder die Abfassung der heiligen Schriften auch des Neuen Testamentes, insbesondere der heiligen Evangelien, vorauszusetzen scheinen. Auch dies ist ja, namentlich für das Evangelium des hl. Johannes, in den ersten Decennien des 2. Jahrhunderts immerhin von Bedeutung.

Es ist hierbei hauptsächlich ein Dreifaches zu beachten. Zunächst stimmen viele Darstellungen auch in ganz unbedeutenden Nebenumständen so genau mit der geschriebenen Quelle überein, daß man leicht eine directe Entlehnung aus dieser Quelle anzunehmen geneigt ist. Bei der Auferweckung des Lazarus z. B. in der Griechischen Kapelle ist das große Grabmonument abgebildet, und in dem offenen Eingang desselben erscheint Lazarus, Hände und Füße und Körper in die Leichentücher gehüllt; nicht weit davon sehen wir eine Frau, die mit der Hand ihre Freude zu erkennen gibt, und neben ihr wiederum Lazarus in weißem Gewande, aber noch mit dem Schweißtuche um das Haupt. Jedenfalls muß es auffallen, wie diese Einzelheiten genau dem Texte des hl. Johannes entsprechen: er erwähnt das offene Monumentum und Martha bei demselben, und das Hervorkommen des Lazarus und die Tücher um seine Hände und Füße, und besonders noch das Schweißtuch um sein Haupt (Joh. 11, 44)[1].

Wichtiger als diese Uebereinstimmung ist die innigste Verbindung und vollkommene Gleichstellung der Scenen aus dem Neuen Testamente mit

[1] In spätern Darstellungen finden sich weitere Einzelheiten, die in auffallender Weise an den Text des hl. Johannes erinnern, z. B. daß die Frau vor dem Heiland auf den Knieen liegt (Joh. 11, 32), oder daß einer der Umstehenden beim Grabe den Finger an die Nase hält (Joh. 11, 39; vgl. *Garrucci* tav. 312, 3), oder daß das Monument in Form einer Grotte erscheint (Joh. 11, 38; vgl. *Garrucci* tav. 83, 2) u. a.

den Darstellungen aus dem Alten Bunde. Wir sahen es schon in der Griechischen Kapelle, wie beide Arten von Bildern völlig auf gleicher Stufe stehend erscheinen, und dasselbe zeigt uns sozusagen jede andere Kapelle in jenen unterirdischen Grüften. Bei den Darstellungen aus dem Alten Testamente kann es aber gar nicht zweifelhaft sein, daß eine schriftliche Grundlage für dieselben vorhanden war. So dürfen wir wohl schließen, daß auch die Bilder aus dem Neuen Testamente nach dem Texte der schon schriftlich von den Aposteln hinterlassenen canonischen Bücher dargestellt wurden.

Wenn wir ferner bedenken, daß unter all den altchristlichen Darstellungen bis zum 5. Jahrhundert nur eine einzige Scene sich findet, die einem außercanonischen Buche entlehnt ist, daß aus dem außerchristlichen Ideenkreis verhältnißmäßig wenig Symbole und Typen herübergenommen sind, daß weiterhin in der alten Kirche beim Gottesdienste und wohl auch beim christlichen Unterrichte auch außercanonische Bücher gebraucht wurden, so können wir die fast ausschließliche Verwendung von biblischen Scenen, zugleich mit der genauesten Uebereinstimmung zwischen Bild und Text und der innigsten Verknüpfung mit den Scenen des Alten Testamentes, in genügender Weise kaum anders erklären als dadurch, daß die Kirche nach den heiligen Büchern, welche die Apostel schriftlich hinterlassen hatten, ihren Künstlern den Schmuck der heiligen Stätten übertrug. Bei einem schriftlich vorliegenden Texte konnte sie sicherere Bürgschaft haben, daß kein unrichtiger, dem Worte Gottes fremder Zug in die Darstellung eindringe.

Das Gesagte gilt zunächst und vorzüglich von den heiligen Evangelien. Wir finden gleich in den ältesten Bildern ohne Unterschied Scenen, die von allen Evangelisten, und solche, die bloß von dem einen oder andern berichtet werden. Matthäus allein erzählt z. B. die Anbetung der Weisen, die wir schon in der Cappella Greca sahen und im ganzen etwa 70mal auf den alten Denkmälern finden; ebenso erwähnt er allein die Parabel von den zehn Jungfrauen, die wir z. B. in der ostrianischen Katakombe an der Via Nomentana und in S. Ciriaca an der Via Tiburtina antreffen[1]. Auf Matthäus und Marcus allein weisen die Bilder des kananäischen Weibes hin. Das Gleiche gilt von dem Umstand, daß in vielen Bildern der Brodvermehrung und auch bei dem eucharistischen Gemälde in der Griechischen Kapelle sieben Körbe mit Brod abgebildet sind; denn bei

[1] *Garrucci* tav. 64, 2; 59, 2.

der ersten Brodvermehrung, die von allen Evangelisten erzählt wird, füllten die Apostel zwölf Körbe mit den Ueberbleibseln. Für Lucas zeugt unter anderem das herrliche Bild der Verkündigung Mariä, das nahe bei der Griechischen Kapelle das Gewölbe einer Krypta schmückt[1], und von Msgr. Wilpert auch in der Katakombe der hll. Petrus und Marcellinus in einer ganz ähnlichen Darstellung aus etwas späterer Zeit entdeckt wurde[2].

Von besonderer Bedeutung ist es aber, daß sich gleich unter den ältesten Bildern eine Reihe von Scenen findet, welche nur von Johannes allein berichtet werden. Die Auferweckung des Lazarus in der Cappella Greca wurde schon besprochen[3]. Desgleichen legen für Johannes Zeugniß ab das Mahl der sieben Jünger am See Tiberias, wie es sich auf den Wänden der ältesten Kapellen von S. Callisto[4] findet und woran auch wohl das eucharistische Mahl in der Griechischen Kapelle erinnert; ferner das Bild des Gespräches Christi mit der Samariterin in der Katakombe der hl. Domitilla und in S. Prätextat[5]. Auch das Bild des guten Hirten, das so außerordentlich oft von den ältesten Zeiten an sich findet, könnte man einigermaßen hierher rechnen. Denn wenn auch die Parabel

---

[1] *Garrucci* tav. 75, 1. [2] Röm. Quartalschr. V, 196.

[3] In späterer Zeit findet man dieselbe Scene bald auf allen möglichen Gegenständen aus allen Theilen der christlichen Welt: auf Gemälden, Sarkophagen, Glasschalen (Podgoritza), Elfenbeinkästchen (Brescia), Silberringen (Kircherianum), Kunstwebereien, Mosaiken u. s. w. Vgl. Kraus, Real-Encyklopädie II, 286 f., wo noch manche Nummern hinzuzufügen wären, z. B. in den Gemälden *Garrucci* tav. 9. 12. 25. 41. 67. 70 u. a.

[4] *Garrucci* tav. 5, 2; 7, 4.

[5] *Garrucci* tav. 26, 2; 38, 3; vgl. tav. 7, 5. Von andern Darstellungen vgl. das Wunder von Kana, das etwa 7mal auf Goldgläsern, 35mal auf Sarkophagen vorkommt und auch einen Theil des eucharistischen Gemäldes in der Katakombe des hl. Petrus in Alexandrien bildet (*Kraus*, Roma Sott.², 251); ferner die Fußwaschung, den ungläubigen Thomas mit der Hand in der Seitenwunde des Herrn u. s. w. Auch in dem so oft wiederkehrenden Bilde der Heilung eines Blinden könnten wir häufig wohl mit Recht einen Hinweis auf das Evangelium des hl. Johannes sehen. Denn obwohl auch von den andern Evangelisten ein solches Wunder berichtet wird, so zeichnete sich doch die von Johannes allein erzählte Heilung des Blindgeborenen in ihren Umständen vor allen übrigen ähnlichen Wundern ganz besonders aus. Sie hatte auch unter den Juden das größte Aufsehen erregt, so daß sie am Grabe des Lazarus besonders darauf hinweisen (Joh. 11, 37). Auch die Stellung des Blinden in manchen Gemälden, wie z. B. in einem sehr alten Bilde von S. Callisto (*Garrucci* t. 29, 3), scheint auf die Worte des Johannes hinzuweisen: Et procidens (caecus natus) adoravit eum (Joh. 9, 38): Der Blinde kniet vor dem Heilande und breitet seine Hände gegen ihn aus.

vom verlorenen Schäflein bei Matthäus und Lucas erzählt wird, und wenn auch schon bei Isaias (40, 11) und Ezechiel (34, 23; 37, 24) vom Messias unter dem Bilde des Hirten die Rede ist, so hat doch Johannes allein uns die rührenden Worte des Heilandes aufbewahrt, in welchen er jene Parabel und diese Weissagungen auf sich anwendet und so nachdrücklich uns erklärt: Ego sum pastor bonus (Joh. 10, 11).

Wollte man außer diesen, den einzelnen Evangelien entnommenen Bildern noch einen weitern, mehr directen Beweis für die vier Evangelien in den später so häufigen Darstellungen der vier Evangelisten und ihrer symbolischen Zeichen suchen, so würde man für die Zeit vor dem 4. Jahrhundert aus den bis jetzt bekannten Monumenten wohl kaum genügende Belege dafür finden können. Die älteste sichere Darstellung der vier Evangelisten haben wir wohl auf einem Sarkophagfragmente aus Spoleto in Umbrien, das de Rossi ins 4. Jahrhundert setzt; es stellt das Schifflein der Kirche dar, in welchem Christus am Steuer sitzt und die vier Evangelisten die Ruder führen: die beigefügten Namen Jesus, Marcus, Lucas, Johannes schließen jeden Zweifel über die Erklärung aus. Bei Johannes ist das Stück abgebrochen, auf dem jedenfalls Matthäus seinen Platz hatte[1]. Auch ein Bild aus einer unbekannten Katakombe, das man gewöhnlich auf die vier Evangelisten deutet, gehört, nach dem Heiligenschein und dem Monogramm Christi zu urtheilen, frühestens ins 4. Jahrhundert; es zeigt den Heiland als Lehrer zwischen vier Männern sitzend, von denen einer auf einen Stern hinzeigt; zu Füßen des Heilandes steht ein Behälter mit vier Buchrollen[2]. Was die vier symbolischen Gestalten bei Ezechiel (1, 4) und in der Apokalypse (4, 6) betrifft, die schon der hl. Irenäus auf die vier Evangelisten anwendet[3], so erscheinen sie wohl zum erstenmal abgebildet in den Mosaiken von S. Pudenziana in Rom, aus der Zeit der Päpste Siricius und Innocenz[4].

Wie wir mit diesem letzten Beweise für die Evangelien nicht über das 5. Jahrhundert hinauskommen, so müssen wir uns in Bezug auf die Apokalypse mit einigen Denkmälern aus dem 3. Jahrhundert und den spätern Zeiten zufrieden geben. Die Darstellungen, welche der Geheimen Offenbarung entnommen sind, beschränken sich außerdem, wenigstens in der ältern Zeit, auf das Alpha und Omega neben dem Monogramm Christi oder dem Kreuze (vgl. Offb. 1, 8; 22, 13) und das Lamm auf

[1] *Garrucci* tav. 395, 6. [2] *Garrucci* tav. 17, 2.

[3] Adv. haer. III. 11, 8. *Migne,* P. G. 7, 885.

[4] *Garrucci* tav. 208.

dem Berge (ebd. 14, 1). Bilder oder Inschriften mit Alpha und Omega finden sich vereinzelt schon im 3. Jahrhundert[1], während das Lamm auf dem Berge, gewöhnlich mit den vier Paradiesesströmen zu seinen Füßen, erst im 4. Jahrhundert vorzukommen scheint. Beide Bilder waren aber bald sehr häufig und überall verbreitet, besonders auf den Sarkophagen und in den Mosaiken der Basiliken, in welchen dann auch andere Bilder aus der Apokalypse hinzukamen, namentlich das Buch mit den sieben Siegeln (Offb. 5, 1) und der Heiland mit den vierundzwanzig Aeltesten (ebd. 4, 4). Für die Thatsache aber, daß sich auf den ältesten Denkmälern kein Zug aus der Apokalypse findet, mag nach einer Bemerkung de Rossis[2] ein Grund vielleicht auch darin liegen, daß die Großartigkeit der apokalyptischen Visionen dem Pinsel des Katakombenmalers zu große Schwierigkeiten bot.

IV.

Vielleicht mit noch größerer Bestimmtheit als für manche Bücher des Neuen Testamentes können wir für die sogen. deuterocanonischen Bücher des Alten Testamentes die allgemein anerkannte völlige Gleichberechtigung mit den protocanonischen Schriften aus der altchristlichen Kunst nachweisen. Zu diesen deuterocanonischen Büchern gehören bekanntlich Baruch mit dem Briefe des Jeremias, Weisheit, Ecclesiasticus, Tobias, Judith, Makkabäer, ferner aus dem Buche Daniel das Gebet des Azarias und der Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen (Dan. 3, 24—90), die Geschichte der Susanna (ebd. Kap. 13), die Tödtung des Drachen und die zweite Verurtheilung Daniels, sowie sein zweites Verweilen in der Löwengrube (ebd. Kap. 14); endlich einige Theile des Buches Esther (in der Vulgata Kap. 11—16). Die altchristlichen Monumente liefern uns nun wenigstens für einige aus diesen Büchern den unzweifelhaften Beweis, daß sie in den ersten Zeiten der Kirche gerade so gut wie alle andern Bücher des Alten Testamentes als canonisch anerkannt waren.

Gleich in der apostolischen Kapelle, die wir schon mehrmals besuchten, sehen wir die drei Hauptscenen der Geschichte Susannas getreu nach den Worten des heiligen Textes dargestellt. Dasselbe Bild der unschuldig Verfolgten und durch Gottes Eingreifen wunderbar Erretteten finden wir wiederholt in den Katakomben und auf den Goldgläsern. In dem Cömeterium

---

[1] Vgl. die Inschrift von Cherchel in Mauretanien, ein Glasfläschchen (Blutampulle) aus S. Callisto u. a.; *Ubaldi*, Introductio II, 401. Vgl. *Garrucci* t. 58, 1.

[2] Bei *Ubaldi* l. c. II, 402.

des hl. Prätextat an der Appischen Straße ist in einem Gemälde aus dem 3. Jahrhundert ein Lamm abgebildet, auf welches von rechts und links zwei Wölfe (oder ein Wolf und ein Leopard) zueilen. Damit der Sinn nicht zweifelhaft sei, schrieb der Maler über das Haupt des Lammes das Wort Susanna und über den Wolf zur Rechten Senioris[1]. Aehnlich lesen wir auf einem alten Goldglase von Podgoritza in Albanien über einer betenden Frau die Worte Susana de falso cremine[2], und so finden wir öfters auf Goldgläsern Susanna betend zwischen zwei Bäumen, zuweilen mit ihrem Namen bezeichnet.

In derselben Cappella Greca begegneten uns auch schon die drei Jünglinge im Feuerofen, neben dem Bilde des Moses am Felsen und gegenüber der Anbetung der heiligen drei Könige. Sowohl in diesem Bilde als auch in fast allen andern altchristlichen Darstellungen der drei Jünglinge finden wir einen Umstand ausgedrückt, der gerade auf den deuterocanonischen Theil der biblischen Erzählung hinzudeuten scheint: wir sehen nämlich die drei mit erhobenen Händen und oft auch mit halbgeöffnetem Munde das Lob Gottes singend abgebildet. Auf einem alten Katakombenlämpchen aus Afrika[3] haben zwar die drei Jünglinge und der Angelus Domini, der bei ihnen steht, nicht die Hände zum Gebete erhoben; aber der eine zu äußerst auf der Rechten hält ein musikalisches Instrument in der Linken, das er mit den Fingern seiner rechten Hand anschlägt. So weist der Künstler uns noch klarer hin auf den Lobgesang, von dem nur in dem deuterocanonischen Theile des dritten Kapitels bei Daniel die Rede ist.

Ein ähnlicher Umstand läßt uns bei Daniel in der Löwengrube oft ganz deutlich erkennen, daß nicht die erste Verurtheilung aus dem protocanonischen Theile des Buches (Kap. 6), sondern die zweite, deuterocanonische aus dem 14. Kapitel als Quelle diente: unter den etwa siebzig Darstellungen der Scene aus dem christlichen Alterthume finden wir nämlich wenigstens dreizehn, in welchen der Prophet Habakuk mit der Nahrung für Daniel in der Grube erscheint[4]. Zuweilen hält ein Engel den Habakuk bei den Haaren, zuweilen faßt ihn eine Hand aus den Wolken, zuweilen legt Gott der Herr ihm die Hand aufs Haupt und

---

[1] *Garrucci* tav. 39, 2.

[2] Kraus, Real-Encyklopädie II, 801; vgl. I, 614.

[3] Kraus a. a. O. II, 78; schlecht bei *Garrucci* tav. 475, 7.

[4] *Garrucci* tav. 318, 3; 323, 2; 348, 1; 358, 3; 365, 2; 366, 3; 367, 1. 2. 3; 368, 2; 384, 3; 461, 4; 498, 8. Vgl. tav. 322, 2 (?); 364, 2. 3 (?).

bedeutet ihm, dem Daniel die Speise zu reichen[1]. Diese liebende Fürsorge Gottes für seinen armen, bedrängten Diener in der Löwengrube wird aber nur im 14. Kapitel berichtet.

Dasselbe Kapitel erzählt uns auch, wie Daniel den Götzen Bel und den göttlich verehrten Drachen tödtete. Auch diese Scene finden wir auf den Sarkophagen und auf einem Goldglase, im ganzen etwa zehnmal dargestellt.

Die Geschichte des Tobias begegnet uns auch schon einigemal in den Katakomben, besonders auf einem Gemälde vielleicht schon aus dem 2. Jahrhunderte, und dann öfters auf den Goldgläsern[2]. Gewöhnlich ist der junge Tobias mit dem Fische, zuweilen auch mit seinem Reisegefährten Raphael dargestellt. Doch auch der alte Tobias fand seinen Platz in den Gemälden, wie z. B. in der Vorhalle der alten Basilika des hl. Felix zu Nola, die der hl. Paulinus im Jahre 401 und 403 besingt; derselbe erwähnt zugleich, daß neben der Königin Esther auch die Heldin Judith dargestellt war:

„At geminas, quae sunt dextra laevaque patentes (scil. cellas),
Binis historiis ornat pictura fidelis:
Unam sanctorum complent sacra gesta virorum,
Iobus vulneribus tentatus, lumine Tobit;
Ast aliam sexus minor obtinet, inclita Iudith,
Qua simul et regina potens depingitur Esther.“[3]

Bei all diesen Darstellungen haben wir nicht erst zu beweisen, daß sie auf die schriftliche Quelle der deuterocanonischen Bücher zurückgehen. Um aber die Beweiskraft der Bilder für die Gleichstellung dieser Bücher mit den protocanonischen klar zu erkennen, müssen wir uns zunächst wieder erinnern an den „Canon der altchristlichen Kunst“, daß in den ersten vier Jahrhunderten, mit wenigen Ausnahmen, keine profanen und apokryphen Darstellungen in die heiligen Hallen der Katakomben Einlaß fanden[4]. Hätte

---

[1] Kraus a. a. O. I, 344.

[2] Kraus a. a. O. II, 872; *Garrucci* tav. 171, 1; 173, 8—10; 175, 10.

[3] *Migne*, P. L. LXI, 663.

[4] Ein interessantes Beispiel dafür bietet uns außer vielem andern auch der Hirsch an der Wasserquelle. Schon von den Zeiten der alexandrinischen Bibelübersetzer an knüpfen sich an diesen Hirsch alle möglichen Fabeln von Unken und Schlangen, die er verschlucken soll u. a.; auch in die meisten alten Erklärungen der Psalmen, schon unter den heiligen Vätern, sind diese Fabeln übergegangen, während neuerdings eben wegen dieser Fabeln und aus kritischen Gründen sogar die Existenzberechtigung des armen Hirsches in den Psalmen (41 [42], 2) bezweifelt wird. Trotz all dieser vielverbreiteten Fabeln findet sich aber unter den ca. 25 Darstellungen des Hirsches am Wasserquell in altchristlichen Gemälden, Mosaiken, Sculpturen aus allen Theilen der Welt niemals das geringste Zeichen eines Zuges, welcher der Heiligen Schrift fremd wäre.

man die deuterocanonischen Bücher als „Apokryphen“ betrachtet, wie die nichtkatholische Wissenschaft sie heute zu nennen pflegt, so würden uns die aus ihnen entnommenen Scenen, von denen manche zu den häufigsten der Katakomben gehören, ein Räthsel in der altchristlichen Kunst schaffen, dessen Lösung noch nicht gegeben ist: wir hätten auf der einen Seite in Rom, wo Hermas seinen „Pastor“ schrieb, wo so manche nichtcanonische Bücher zu Erbauung und Belehrung gelesen und erklärt wurden, doch bis zum 5. Jahrhundert niemals den geringsten Zug daraus in den so zahlreichen Bildern der unterirdischen Grüfte; — auf der andern Seite hätten wir in derselben Ewigen Stadt in vielen größern Cyklen von Bildern die eine oder andere, und oft sogar mehrere, der hervorragendsten Scenen aus jenen apokryph sein sollenden Büchern, und zwar von den ältesten Zeiten an!

Noch unerklärlicher wird uns aber dieses Räthsel erscheinen, wenn wir sehen, daß in den Katakomben, auf den Sarkophagen, in den Goldgläsern überall ohne jeden Unterschied Scenen aus beiden Klassen der heiligen Bücher aufs innigste miteinander verbunden und verknüpft sind. Schon in der Griechischen Kapelle machten wir diese Beobachtung, und wo immer wir uns hinwenden, überall finden wir dieselbe Erscheinung. Die eine, große Idee, welche in dem ganzen Bildercyklus einer Kapelle zum Ausdruck gebracht werden soll, beginnt z. B. in der Cappella Greca mit Moses am Felsen, dem Bilde des Heilandes, der in seiner Kirche die Wasser der Gnade so reichlich bietet, und seines Stellvertreters auf Erden, der den Zugang zu diesen Gnadenquellen eröffnet. Die Berufung zum wahren Glauben in dieser Kirche wird dann durch die anbetenden drei Weisen dargestellt, während gegenüber die drei betenden Jünglinge an die Prüfungen und Versuchungen erinnern, die auch den Christen in der heiligen Kirche um seines Glaubens willen erwarten. Aber wie schon dieses Bild, so zeigt noch mehr die Geschichte der Susanna die Hilfe, welche Gottes rettende Hand den unschuldig Verfolgten zu theil werden läßt. Die Wunder des Heilandes weisen dann noch deutlicher auf den milden und mächtigen Helfer und seine Heilsmittel hin, die er noch fortwährend in der Kirche spendet. Von den vorbereitenden Bildern und Zeichen aber werden wir in den Bildern des Chorraumes der Kapelle weiter geführt zum Mittelpunkte unseres Glaubens, zur Hauptquelle aller Hilfe und alles Trostes in der Kirche, zum Heilande im heiligsten Sacramente. Zuerst zeigt sich uns da ein Vorbild des heiligen Opfers in Abraham, der seinen Sohn Isaak zu opfern bereit ist. In der Mitte

sehen wir das heiligste Sacrament selbst, unser wahres Opfer und Gastmahl, in welchem Christus genossen und das Gedächtniß seines Leidens erneuert wird.

Die Hauptpunkte dieser Erklärung dürften aber aus den deutlichen Anzeichen in den verschiedenen Darstellungen der einzelnen Scenen und aus den Aussprüchen der heiligen Väter sich genügend begründen lassen, wie wir bei der Besprechung der einzelnen Scenen sehen werden. Für jetzt können wir aber aus dem Gesagten schon abnehmen, daß in einem solchen Bildercyklus die Scenen aus den deuterocanonischen Büchern nicht bloß örtlich neben und unter den protocanonischen Darstellungen ihren Platz haben, sondern auch in viel höherer Weise durch die Einheit des Gedankens mit ihnen verbunden und verknüpft werden. Eben diese Einheit der Idee, nämlich die durch Christus in der heiligen Kirche sich wirksam vollziehende Heiligung und Vollendung des Menschen, zeigt uns aber am deutlichsten, wie beide Klassen der heiligen Bücher völlig gleichgestellt und als göttliche Quelle der Heilswahrheiten betrachtet wurden.

Außer den genannten Darstellungen bieten uns die ältern Monumente für die übrigen deuterocanonischen Bücher nur wenige Beweise. Beim Buche der Weisheit Salomons und der des Siraciden können wir ja auch in Anbetracht ihres Inhaltes kaum Bilder aus ihnen erwarten, und Citationen von Bibelstellen finden sich überhaupt nur selten in den alten Monumenten. Für das Buch Baruch ließe sich noch anführen, daß auf den Erzthüren der alten konstantinischen Basilika des hl. Paulus an der ostiensischen Straße unter den übrigen Propheten auch Baruch zur Seite des Jeremias dargestellt war mit den Worten aus seiner Prophetie: „Hic Deus noster, et non reputabitur alius ad eum“ (Bar. 3, 36). Auch hier erscheint er also mit Jeremias verbunden, wie seine Weissagungen oft mit diesem Propheten in demselben Buch vereinigt wurden.

Für die Bücher der Makkabäer zeugt der in der Kirche schon seit alter Zeit bestehende Cult der sieben makkabäischen Brüder, denen nach dem Zeugniß des hl. Augustinus schon früh in Antiochien eine Basilika errichtet wurde; Augustinus selbst hielt ihnen zu Ehren zwei Homilien, und Chrysostomus feierte ihr Lob in drei herrlichen Reden. Viele andere Beweise für diese alte Verehrung der makkabäischen Brüder bringen die Bollandisten zum 1. August[1]. Als monumentales Zeugniß kann dafür, außer einem unsichern Glasgefäße[2], noch der Sarkophag dienen, welcher

[1] Acta Sanctorum. Editio nova (Paris 1867). August. I, 7 sqq.

[2] *Cornely,* Introductio I², 98.

unter dem Hochaltar der Kirche S. Pietro in Vincoli am 3. September 1876 aufgefunden wurde. Nach der Ueberlieferung fanden nämlich die Reliquien der sieben heiligen Martyrer dort ihre Ruhestätte. Der neu aufgefundene Sarkophag enthielt nun sieben getrennte Coculi, und bestätigte somit diese Tradition [1]. Im übrigen haben wir ja für die deuterocanonischen Bücher genügende andere Beweise aus der Tradition der heiligen Kirche.

(Schluß folgt.)

L. Fonck S. J.

Aus dem Kernerhaus [2].

Kaum 33 Jahre sind es her, seit sich die Gruft über dem schwäbischen Arzt und Dichter Justinus Kerner geschlossen hat, und doch muthet uns das Buch, welches sein Sohn über sein Vaterhaus, dessen Bewohner und Gäste kürzlich veröffentlicht hat, wie eine Schilderung aus frühern Jahrhunderten an. Mehr als die Berühmtheiten, die im Laufe der Jahre das gastfreie Haus und seinen Herrn besuchten, mehr als die Beiträge zur Literaturgeschichte, die es enthält, mehr als die Berichte über magnetische Kuren, Spuk- und Gespenstergeschichten, bildet der Geist dieses Hauses mit seiner Einfachheit und seiner deutschen Gastfreundschaft, seiner allem modernen Schein und Prunk abholden biderben Ehrlichkeit das eigenthümlich Anziehende dieses Erinnerungsbuches.

Wenn man von der europäischen Berühmtheit des schwäbischen Dichterheims hört, die Namen liest, deren Träger hier im Laufe der Jahre für längere oder kürzere Zeit einkehrten: Prinzen, Fürsten und Grafen, Diplomaten und Soldaten, Aerzte und Naturforscher, Mystiker und Schwärmer, Künstler und Dichter, Amerikaner, Engländer, Schweden und Polen wie Norddeutsche und Schwaben, Protestanten, Katholiken und Juden, — so ist es kaum anders möglich, als daß man sich dieses Haus mit vornehm ausgestatteten Räumen, feinen Sälen, reichen Fremdengemächern, ausgewählter Küche und gehaltvollen Kellern vorstellt. Und wie sieht man sich da fast auf jeder Seite des Buches angenehm enttäuscht, daß es einem wirklich behaglich dabei zu Muthe wird und man unwillkürlich aufseufzt: Die Glücklichen, sie durften Menschen sein! Dem heutigen gespreizten Wesen der neuesten Literatur, der ungesunden Großstadtluft mit ihrem schneidenden Nord der gegenseitigen Mißgunst und Verketzerung oder

[1] *Garrucci,* Storia tav. 313, 3; *Ubaldi,* Introductio II, 397.

[2] Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1894.

dem athembeklemmenden Dunst gegenseitiger Lobhudeleien, dem hastenden Jagen nach raschem Ruhm und Lohn, dem hohlen Phrasenthum und Stutzerwesen könnte ein Besuch in dem schlichten Hause unterhalb der Weibertreu nur gesund und lehrreich sein, vorausgesetzt, daß der Hausherr, der sonst freundlich allen seine Thüre öffnete, solche Gäste über seine Schwelle gelassen hätte. Jedenfalls hätte er ihnen zuerst zugerufen, was er einem jungen Herrn in Glacéhandschuhen sagte, nachdem er ihn eine Weile unruhig angeschaut: „Ziehen Sie doch Ihre Affenfingerchen aus, es beengt mich" (S. 335).

Den Dichter selbst beengten weder Glacéhandschuhe noch Etikette. Beim Besuch eines Prinzen gingen sie selbdritt durch den Garten. Kerner redete den Gast mit „Durchlaucht" an. Der mehr moderne Sohn zupfte ihn am Rock und flüsterte „Hoheit!" Da sagte Justinus zum Prinzen: „Ei, eben sagt mir mein Theobald, Sie seien Hoheit, ist das wahr?" — „Ja", entgegnete dieser. — „Königliche Hoheit?" fragte Kerner. — „Nein", erwiderte lächelnd der Prinz. — „Ach, das thut nichts," sagte der Hausherr und klopfte dem Gast tröstend auf die Achsel, „ich bin's auch nicht!"

Die Zahl der Besucher im Lauf der Jahre läßt sich unmöglich mehr berechnen. Eine annähernde Idee davon gibt eine von Kerner selbst einige Jahre hindurch geführte Liste, die nicht weniger als 27—28 Spalten zu durchschnittlich 28 Namen enthält. Von den Literaten Deutschlands zu jener Zeit dürfte kaum einer fehlen. Neben andern katholischen Namen finden wir auch verzeichnet: Missionär P. Zeil, also einen wahrhaftigen Jesuiten. Doch, wie gesagt, weniger als die Besuche interessirt uns das Haus selbst mit seinen Bewohnern. Gegenüber dem heutigen Luxus, der selbst das einfachste Bürgerheim nicht verschont, kann eine Schilderung dieses Hauses, seiner bei aller Gastfreiheit bescheidenen einfachen Art nur nützlich und heilsam wirken. Es zeigt, daß die Gemüthlichkeit und die Ehre und der Ruhm nicht im äußern Glanz und kostspieligen Aufwand, sondern in der persönlichen Tüchtigkeit, dem herzlichen Wesen und der deutschen Einfachheit beruht. Unter diesem Gesichtspunkte möchten auch die folgenden Auszüge aus dem mehrfach interessanten Buche betrachtet sein.

Das im Jahre 1822 am Fuß der Weibertreu erbaute Haus war anfangs eine kleine, anspruchslose Doctorwohnung, „hatte parterre Stall und Remise und ein Zimmer, eine Treppe höher vier Zimmer, im Dachstock zwei Kammern. Anno 1827 wurde ein Schweizerhaus mit Altane angebaut, wodurch zwei weitere Zimmer entstanden, und im großen Garten dem Hause gegenüber bot das ‚Alexanderhäuschen' auch drei trauliche Zimmerchen zum Uebernachten für friedliche Gäste. Dieser große Garten soll in frühern Zeiten ein Kirchhof gewesen sein und das Gartenhaus, mit der Jahreszahl 1600 über dem Eingang, ein Todtenhaus... Im andern Garten ... steht hart an der Weinsberger Stadtmauer ein uralter Gefängnißthurm, im Volk Geisterthurm genannt, welchen mein Vater von der Stadt gekauft hatte. Dieser bot auch, wie Uhland in einem Gedichte sagte, ‚Gelaß für Teufel und für Tintenfaß'. In den dicken Mauern ward nämlich ein gotisches Zimmer mit Nischen und runden Kirchenscheiben wohnlich eingerichtet. Unter diesem Zimmer war das Burgverließ und oben eine Plattform. Bei Tag nahm sich das Ganze hübsch

und poetisch aus, aber in der Nacht machte der Thurm ... einen gespenstischen, nichts weniger als einladenden Eindruck, namentlich für einen Fremden, der etwa spät abends im Kernerhause ankam, und weil kein anderes Schlafzimmer vorräthig, in diesem Thurmzimmer übernachten mußte. Ein Bett war auch nicht darin, nur ein Armsessel und ein großer Teppich; in diesen konnte er sich einwickeln und träumen. Da gab's denn oft eine schlechte Nacht!" (S. 3 ff.)

Ein früherer Kirchhof als Garten beim Hause, als Dependenzen ein ehemaliges Beinhaus und einen Geisterthurm mit Kerker u. s. w.: das war so recht etwas für Kerners Geistesrichtung und für manche seiner mystisch-magnetischen Freunde. Für andere freilich weniger. Uhland schlief zwar mit Vorliebe im „Sargzimmer", Hermann Kurz übersetzte im Thurmzimmer den „Rasenden Roland", und Lenau sagte: „Wenn ich im Thurmzimmer an meinem ‚Faust' dichte, fühle ich oft deutlich, wie der Teufel hinter mir steht und mir über die Achseln ins Manuscript schaut" (7).

Aber alle waren nicht so ruhig wie Uhland und so seltsam wie Lenau. Wenn Geibel im Kernerhause weilte, war er tagsüber lustig und gesprächig, — abends im Alexanderhäuschen, wo er mit dem jungen Kerner wohnte, „hatte er trotz seines Schnurr- und Knebelbartes Angst. Wurde ich nachts zu einem Kranken gerufen, so bat er mich um alles in der Welt, nicht fortzugehen, und mußte ich es doch thun, so zog er sich lieber wieder an und begleitete mich... Im Jahre 1852 ... besuchte er wieder meinen Vater und logirte im Gartenhaus. Den andern Morgen kam er todblaß herüber und erzählte meinem Vater, er habe heute Nacht einen Geist gesehen. Er sei hellwachend im Bette gelegen, da sei plötzlich eine Frau in altdeutschem Gewande vor seinem Bette gestanden, habe sich über ihn gebeugt, ihn traurig angeschaut und sei dann verschwunden. Den Einwand meines Vaters, es sei bloß ein Bild seiner aufgeregten Phantasie gewesen, ließ er durchaus nicht gelten und reiste schnell ab" (203). Zehn Jahre später versicherte er dem jungen Kerner in München auf Ehrenwort, er habe damals ganz hell gewacht und sei vollkommen bei Sinnen gewesen, als er den Geist sah, und nichts könne ihn von diesem Glauben abbringen. Noch im Jahre 1878 sagte er: „Nach Weinsberg brächten mich keine zehn Pferde mehr. Ich habe dort ... einen Geist gesehen, und gewiß, ganz gewiß, es war kein Traum, keine Täuschung, keine Einbildung — es ist Thatsache" (204).

Die Familie war nicht besser behaust als die Gäste. Was man sich wohl heute unter dem Studirzimmer eines Arztes, weltberühmten Schriftstellers und Dichters vorstellt? Höchstwahrscheinlich „ein geräumiges, von den andern Gemächern des Hauses streng abgeschlossenes Zimmer mit heiliger Stille, rings an den Wänden bis zur Decke hinauf hohe Schränke und Gestelle mit Büchern und Schriften; neben dem hohen Fenster ein großer Schreibtisch mit großen und kleinen Schubladen und Fächern, davor ein gepolsterter Armsessel, in den man sich bisweilen sinnend zurücklehnen kann, nachts eine hohe, helle Lampe mit grünem Schirm; weicher Teppich über dem Boden"... Da käme man aber im Kernerhause schlecht an. „Bei den vielen Gästen und den engen Räumen des Hauses gab es zwar ein Studirzimmer, das man Studirzimmer nannte und in welchem mein Vater die Patienten empfing, Recepte und Bücher

schrieb; aber dieses Zimmer hatte drei Thüren: eine führte ins Schlafzimmer meiner Eltern, das neben dem Wohnzimmer war und den Tag über auch den Gästen offen stand; die andere Thür ging dem Garten zu auf die Altane; die dritte in die nebenanstoßende Küche. Durch das Studirzimmer war also ein vielfaches, unruhiges Wandern. Dann befand sich im Studirzimmer eine große Bettkommode, worin wir Kinder nachts schliefen, wenn das Sargzimmer oben auf der Bühne besetzt war. Ferner war ein Tisch da, an dem wir im Winter, wenn keine Gäste da waren, zu Mittag und Abend speisten. War dieser Tisch nach dem Nachtessen abgeräumt, so saßen Knecht und Magd daran; die Magd strickte, nähte oder spann, der Knecht las Linsen, wichste Schuhe und Stiefel oder unterwarf sich sonst einer nützlichen, nicht allzulauten Beschäftigung. Auf dem Tisch derselben brannte in einem blechernen Leuchter eine gezogene Unschlittkerze; auf dem Schreibtisch meines Vaters aber eine gegossene in einem messingenen Leuchter. Die gegossenen waren etwas theurer und dicker als die gezogenen, aber beide mußte man alle fünf Minuten putzen, mit der Lichtschere den Putzer abschneiden, sonst brannten sie gar trübe. Der Schreibtisch meines Vaters war von ihm selbst, da er als Knabe die Schreinerei erlernt hatte, im Anfang seiner ärztlichen Praxis angefertigt; es war ein breiter, braunroth angestrichener Tannentisch mit einer Schublade; die Tischplatte war auf drei Seiten mit einem halbschuhhohen Brett eingefaßt, damit die aufgestellten Bücher nicht herabfielen. Diese Einfassung machte ihn besonders tauglich zu einem Wickeltisch; als solcher wurde er auch bei meinem Schwesterlein Emma gebraucht... Auf dem Schreibtisch stand ein großes bleiernes Tintenfaß, das schwer umzuwerfen war, und eine irdene Sandbüchse. Für einige Bogen Papier und für geschnittene Federkiele sorgte immer meine Mutter und die Tinte lieferte ein Schulmeister des Ortes. Auf dem Schreibtisch lag ferner ein großes Buch, in das mein Vater die Namen der Patienten und die Recepte, welche er ihnen aufgeschrieben hatte, notirte; auf die erste Seite desselben hatte er mit Tinte ein Skelett gezeichnet mit der Unterschrift: ‚Für den Tod kein Kraut gewachsen ist.‘ Dann lagen mehrere Bücher darauf, die er gerade brauchte. Die andern Bücher waren in einem großen Wandschrank im Hausgang aufbewahrt. Ueber dem Schreibtisch hing in schwarzem Rahmen das Bild seines Bruders Georg. Einige einfache Strohsessel, ein Schränkchen, auf welchem drei große Essigkolben standen, da meine Mutter den Weinessig immer selbst bereitete, vollendeten das Ameublement des Studirzimmers. Einige Jahre vor seinem Tode schenkten wir Kinder dem Vater einen bessern Schreibtisch, aber mit den vielen Schubladen daran kam er nicht zurecht, und ich glaube, er wünschte sich oft wieder insgeheim seinen alten Schreibtisch“ (13 f.).

Die Frau Doctor war die Seele und Beherrscherin des Hauses. Nach den Aufzeichnungen des Sohnes muß sie das Muster einer deutschen Hausfrau gewesen sein: immer freigebig und sparsam, immer beschäftigt und gut aufgelegt. „Es gehörte das — ich möchte sagen — Feldherrntalent meiner fleißigen und umsichtigen Mutter dazu, die Gastfreundschaft so lange und in dieser Ausdehnung fortzuführen. Es war, als ob sich auf ihren Wink die Wände des Hauses dehnten, um Raum für alle Gäste zu bieten“... Doch auch die Gäste brachten den rechten Geist mit; „sie waren noch nicht durch Eisenbahnen und

Hotelleben verdorben, und fanden anspruchslos an der Einfachheit des Dargebotenen Gefallen. So waren vielen die Zinnschüsseln, in denen die Speisen aufgetragen wurden, eine amüsante Merkwürdigkeit. Ja, du lieber Gott, woher sollte man all das theure Porzellan nehmen? Zinn ist dauerhaft, hält auch einen Puff aus, und alle Tage schön mit Lauge geputzt, glänzt es wie Silber. Auch die Zeiten waren wohlfeiler. Der Garten lieferte Gemüse und Obst; Fische, Wildpret, Geflügel, Krebse waren auch billig zu haben, und das Kochen verstand meine Mutter excellent. Da schmeckte es den Gästen! Oft aber auch — ich darf dieses Familiengeheimniß jetzt wohl verrathen —, wenn kurz vor dem Mittagessen noch unerwartet ein neuer Trupp Gäste ankam, sagte die Mutter: ‚Kinder, heut dürft ihr nichts zu Mittag essen, es reicht sonst nicht!' Das fanden wir nun nicht allein natürlich, sondern es freute uns auch, auf so geheime Art zur allgemeinen Zufriedenheit beitragen zu dürfen. Der Vater durfte freilich von dieser Verschwörung nichts wissen, er mußte durch ungestörten Appetit auch die andern zum Essen animiren. Suppe und Brod bekamen wir meist zur Genüge, dann aßen wir Kinder eben an diesem so langsam als möglich und schauten einander dabei pfiffig an... Fremde Weine kamen nie auf den Tisch, es waren auch keine im Keller. Mein Vater kaufte jeden Herbst den Wein süß in den Keller, es war ein leichter weißer Tischwein, den alles gern trank; zugleich gab es für Kinder und andere schwache Naturen guten Apfelwein in beliebiger Menge. Getrunken wurde im ganzen viel, mehr noch als bei der regelmäßigen Mahlzeit in der Zwischenzeit im Garten und auf dem Thurme" (10).

Der Tisch im Eßzimmer, an den alle Gäste kamen, war rund, so daß es kein oben und unten gab. Wem die gemischte Gesellschaft des Hausherrn nicht behagte, mußte sehen, wie er sich zurecht fand. „Oft, wenn hoher Besuch dagewesen war, sagte mein Vater: ‚Siehst du, wie wohlthuend einfach und natürlich dieser Mann war, ohne die geringste Ueberhebung; das ist wahre Vornehmheit. Der Adelstolz ist nur bei nieder angelegten Naturen zu finden, bei solchen, die sich ohne ihren Adel geistig arm fühlen, und dann darf man ihnen den Adelstolz eigentlich nicht übel nehmen, er entspringt aus innerer Bescheidenheit" (335).

Lenau kritzelte häufig, in Gedanken verloren, auf den Rand der Zinnteller halb unleserlich den Namen irgend einer Person; nicht selten stach er auch im Eifer der Rede mit dem Messer ins Tischtuch, was dann die Hausfrau immer mit gelindem Schreck erfüllte. Der Dichter schrieb damals an seinem „Faust" und kam eines Tages in bester Laune aus seinem Geisterthurm und sagte nach dem Mittagessen: „Jetzt, Frau Rickele, muß ich Ihnen das Neueste aus meinem ‚Faust' vorlesen. An zwei Stellen habe ich dabei an Sie gedacht." Und nun las er die Scene: „die Schmiede", wo Faust bei dem Schmied zur Nacht speist:

„Ich hab's erfahren oft auf meinen Reisen,
Der Frauen Herz voll räthselhaften Zügen
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe."

Dabei reichte er der Hausfrau die Hand und sagte: „Das, gute Mama ist ganz aus meiner Seele gesprochen; es schmeckt mir nicht umsonst so gut bei Ihnen, ich glaube auch, es ist Hexerei dabei; wer bei Ihnen ißt, dem ist, als äße er die Lieblingsspeisen seiner Jugend." Dann las er weiter, wie Faust spöttisch sagt:

„‚Oft schon ergötzte mich auf meiner Fahrt
Der guten Hausfrau'n wunderliche Art,
Daß sie am Tischzeug hängen fast abgöttisch,
Daß so ein Stich auf ihre weißen Linnen
Ins Herz sie trifft.' Er stößt die Messerspitze
Tief durchs geblümte Tuch, und aus der Ritze
Sehn alle schreckensbleich Blutstropfen rinnen!"

und fügte dann bei: „Sehen Sie, liebe Mutter, schon Faust hatte diese böse Gewohnheit; ich habe es von ihm geerbt und darum müssen Sie mir verzeihen. Auch mein Kritzeln in die Zinnteller soll morgen eine Stelle in meinem Faust finden" (135).

Daß das „Menu" der Doctortafel nicht das feinste war, ist bei der Beschränktheit der Mittel und der ausgedehnten Gastfreundschaft selbstverständlich. Einst, als Kerner die liebsten Freunde Uhland, Schwab und Mayer zum Besuch hatte, im Kernerhause also höchster Festtag war, da gab es einen echt schwäbischen Tisch: Kerbelsuppe, Ochsenfleisch mit Gurkensalat, Leberknöpfe mit Zwiebelsauce und Kopfsalat, und „allen und besonders Schwab, dessen Leibgericht es war, schmeckte es ausgezeichnet gut. Uhland salzte natürlich wieder alles, noch bevor er es gekostet hatte, noch einmal besonders für sich" (179).

Vor großem Luxus war Kerner übrigens schon durch seine knappen Geldverhältnisse bewahrt. „Das Geld war ihm etwas Fremdes, Unverstandenes; er war ein schlechter Rechner und konnte kaum die Münzen unterscheiden. Als er sich einst mit vieler Arbeit einige tausend Gulden erspart hatte, legte er sie auf Zureden eines Freundes in Actien auf dessen Fabrik an und wurde um die ganze Einlage betrogen. Das ging ihm sehr nahe, mehr wegen der Schlechtigkeit jenes Freundes als des eigenen Geldverlustes. Die Frau Doctor zahlte alle Rechnungen. Mußte er selbst je kleine Geldausgaben besorgen, so war er außerordentlich ängstlich damit, hielt die Summe für eine übergroße; dabei stand er aber keinen Augenblick an, durch Anordnung neuer Bauten . . . durch großartige Unterstützung anderer, auch durch seine über die Verhältnisse ausgedehnte Gastfreundschaft seiner haushälterischen Gattin oft große Sorgen aufzubürden, die sie ihm sorgsam verschwieg und durch geheime Sparsamkeit zu verwischen suchte. Seine Einnahme aus der ärztlichen Praxis war stets eine geringe, da er selten Rechnungen aussandte und die meisten Kranken — wie die Armut der Leute es mit sich brachte — unentgeltlich behandelte. Einen reichen, alten, gebrechlichen Mann in Weinsberg besuchte er z. B. jeden Tag als Arzt. Jeden Neujahrsmorgen brachte dafür die Magd des Patienten stolz durch die Straßen schreitend . . . auf einem großen Porzellanteller unter einer zusammengefalteten Serviette einen in einem weißen Papier wohlversiegelten, württembergischen Ducaten (ca. 10 *M.*). Dies war das ärztliche Honorar für

das ganze Jahr. Die Gattin meinte oft: ‚Du solltest dem reichen H . . . eine Rechnung senden.‘ ‚Ach nein,‘ sagte Kerner, ‚es könnte ihn beleidigen; der alte Mann ist es jetzt schon so gewohnt.‘“ — Einst hatte er die Frau eines hochbegüterten Edelmannes in Behandlung; dieselbe wohnte mit ihrem Manne, zwei Kindern und einem Bedienten sechs Wochen im Kernerhaus. Nach gelungener Kur bekam er eine große Schachtel mit — Spargeln. Die Frau Doctor war empört darüber; Kerner sprach entschuldigend: „Es ist lieb von ihm, daß er in mir nur den Freund und nicht den Arzt sieht, und die Spargeln sind doch auch sehr schön und groß“ (49). Für seine erste Schrift (sechs und einhalben Druckbogen) erhielt er 32 Gulden 30 Kreuzer, die er in Büchern zu beziehen hatte!

Schiller, der größte aller dichtenden Schwaben, sagt irgendwo: „Der Schöpfer der Welt . . . hat dem schuldlosen Menschen als innigsten guten Kern den Spieltrieb eingepflanzt. Er ist die wesentliche Bethätigung des Geistes, es ist das, was an den Menschen himmlisch, harmonisch, ursprünglich, naiv, wahr, gut und unverdorben ist. Der spielende Mensch ist der tugendhafte Mensch. Ihm ist wie dem Kinde das Himmelreich offen. Das Spiel ist die rein menschliche, ursprüngliche, gottgewollte, würdige Bethätigung des Menschen.“ Trotz der leicht erkennbaren Uebertreibungen liegt in diesen Worten eine tiefe Lebenswahrheit. Es mögen nicht die größten Männer sein, aber jedenfalls sind es keine kleinen und schlechten, die sich zur rechten Zeit noch in Kinderart am kindlichen Spiel ergötzen können. So entwirft uns der Sohn auch einige häusliche Genrebilder, die uns Fin-de-siècle-Kindern schon nahezu unverständlich scheinen. Da ist zuerst das „Schlummerstündchen“. „Mein Vater ist, von den nächtlichen Krankenbesuchen müde heimgekommen, nicht mehr aufgelegt zum Schreiben. Da legt er sich denn nach dem Nachtessen nahe dem Ofen den langen Weg auf den Stubenboden und wir Kinder lagern uns neben ihn. Das nennen wir unser Schlummerstündchen oder auch ‚Sarganmessen‘, seit ein Fremder, der bei seinem Eintritt in das Zimmer uns so ausgestreckt auf dem Boden liegen sah, erschrocken ausgerufen hatte: ‚Aber was thun Sie denn da?‘ und ihm mein Vater mit dumpfer Stimme geantwortet hatte: ‚Wir messen uns unsere Särge an!‘ Ach, wie war dieses Schlummerstündchen immer so gut! Der Boden war eben, man konnte an keiner Seite hinausfallen, sich so behaglich ausstrecken, und was die Hauptsache war, wir ersparten noch eine oder zwei Stunden, die wir beisammen bleiben durften, nicht in das Bett mußten. Dann lagen wir die Arme unter dem Kopf und sahen halb träumend der immer fleißigen Mutter zu, wie sie am Tische saß und spann, und hörten das Rädchen schnurren“ (59).

Wie auch die vielbeschäftigte Frau Doctor einen Scherz wohl mitmachte, zeigt das Folgende.

„Wenn mein Vater nach Heilbronn fuhr, kehrte er gerne in dem vor dem Fleinerthor gelegenen Gasthof zur Traube ein. Die Wirtschaft führte eine schon hochbetagte, grundbrave Wittwe namens Linsenmeyer, mein Vater hatte sie sehr lieb und unterhielt sich gerne mit ihr. Im Winter, wenn draußen Schnee fiel und im Hause keine Gäste waren, seufzte mein Vater oft und sagte: ‚Ach, ich wollt', ich säße bei der Frau Linsenmeyer, und ich und Theobald tränken mit-

einander dort ein Glas Bier.' — ‚Nun, so geh zu deiner Frau Linsenmeyer!' sagte meine Mutter dann und ging zur Thüre hinaus. Ich setzte mich mit dem Vater an den Tisch, und er klopfte und rief: ‚Frau Linsenmeyer!' — Da trat meine Mutter, die unterdessen eine weiße Haube aufgesetzt und eine weiße Küchenschürze umgebunden hatte, ganz wie es die Frau Linsenmeyer anhatte, herein und sagte: ‚Ah, Sie sind's, Herr Oberamtsarzt? Und das ist Ihr Herr Sohn? Ach, was die jungen Leute heranwachsen, da sieht man erst, wie alt man wird! — Was befehlen Sie?' — ‚Bringen Sie uns ein Glas Bier!' sagte mein Vater. — ‚Ja, das ist gerade gut, ich habe erst vor einer Stunde ein frisches Faß anstechen lassen,' antwortete sie, geht hinaus und bringt dann für jeden ein Glas Bier und sagt: ‚Wohl bekomm's!' und wir trinken und mein Vater unterhält sich mit Frau Linsenmeyer. . . ‚Jetzt aber müssen wir heimfahren, es ist schon spät; was sind wir schuldig?' — ‚Eine Portion Käs und Brod', sagt sie, ‚macht 5 Kreuzer, und zwei Schoppen Bier 6 Kreuzer, macht 11 Kreuzer, und der Herr Sohn hat das Nämliche — zusammen 22 Kreuzer.' — ‚Ja, und was hat der Kutscher gehabt?' — ‚Ein Stück Backsteinkäs mit Brod 4 Kreuzer, einen Schoppen Wein 6 Kreuzer macht 10 Kreuzer, dann die Pferde Brod mit Salz 18 Kreuzer, alles zusammen 50 Kreuzer.' — ‚Hier,' sagte mein Vater und gibt der Frau Linseumeyer einen Patsch und thut, als ob er ihr Geld gäbe, und jetzt: ‚Gute Nacht, liebe Frau Linsenmeyer, ich komme bald wieder.' — ‚Wird mich freuen, Herr Oberamtsarzt, ruhsame gute Nacht.' Und die Mutter legte jetzt Haube und Schurz ab, und mein Vater sagte: ‚Das Bier im Wirtshaus und bei der Frau Linsenmeyer schmeckt eben viel besser, als wenn man's zu Haus trinken würde!'" (65 ff.)

Bisweilen überschritt der Ulk wohl auch die häusliche Schwelle; aber in Schwaben ist's halt gemüthlich. So erzählt uns der Sohn die köstliche Pfannkuchenreise, die er mit seinem Vater in Weinsberg machte, um zu erfahren, wer dort die besten Pfannkuchen backe. Am ersten Tage versuchte man es bei der „Gerichtsbeisitzer Theurer", am folgenden bei der „Pfarrerswittwe Koch", am dritten bei der „Stiftspfleger Weber". Ueberall wurden die beiden Aerzte freundlich mit improvisirten Pfannkuchen bewirtet, aber zuletzt stand es beiden doch fest, daß die Mutter nichtsdestoweniger die besten Pfannkuchen backe (123 ff.).

Wie der Herr, so der Knecht. Zu dem Geisterseher und Mystiker Kerner gehört so ganz natürlich „Der Todtengräber als Kutscher". „Der Doctor in der Chaise, der Todtengräber auf dem Bock, so machten sie die Krankenbesuche auf dem Land. Außer Kutscher und Todtengräber war Zipperle auch Poet, doch seine Muse war immer eine Grabesmuse.

‚O schwarzer Gaul, wenn ich und du
Mit unserm Herren fahre,
Dann denk' ich an die ew'ge Ruh'.
Dort unten in der Bahre,
Da hört man keinen Peitschenknall,
Es ist ganz still dort unten,
Den Doctor, der die Krankheit heilt,
Hat jeder dort gefunden.'

„Als Zipperle eines Abends einen Gast fortgebracht hatte, schrieb dieser einige Tage später an Kerner: Während ich so dahinfuhr, war es mir schon einige Zeit zwischen Wachen und Träumen, als hörte ich eine ferne, traurige Melodie; plötzlich ertönte vom Bock außen in die schwarze Nacht hinein mit dumpfer, trauriger Stimme das Lied

‚Alle Menschen müssen sterben!‘

und kein Vers wurde mir geschenkt; dann war es wieder todtenstill. Am Heilbronner Kirchhof aber wandte sich der Schauerliche nach mir um und sagte, mit der Peitsche über die Kirchhofmauer deutend: ‚Die da innen liegen alle nicht regelrecht, alle gehören einen halben Schuh tiefer, da mache ich's doch besser‘. — ‚Ums Himmels willen, wer sind Sie denn?‘ rief ich angstvoll, ‚sind Sie nicht der Kutscher von Dr. Kerner?‘ — ‚O ja, aber auch der Todtengräber von Weinsberg‘, sagte er mit unerschütterlicher Ruhe“ (70 ff.).

Eine andere Kutschergeschichte zeigt uns Kerner von seiner besten Seite. Beim Begräbniß einer Amtsperson hatte der etwas unpäßliche Oberamtmann dem Oberamtsrichter und dem Dr. Kerner seine zweisitzige Chaise zur Verfügung gestellt. Als sie einsteigen wollten, bemerkten sie mit Schrecken, daß der Sitz fehlte, der beim Reinigen herausgenommen und aus Vergeßlichkeit nicht wieder hineingestellt worden war. „Ach, ums Himmels willen,“ raunte ihnen flehentlich der Kutscher zu, „steigen Sie schnell ein und thun Sie, als ob Sie sitzen thäten; Sie wissen ja, wie mein Herr ist, er würde mich aus dem Dienst jagen, wenn er meine Nachlässigkeit erführe.“ Was war zu thun? „Der arme Kerl dauerte sie. Nun war aber der Oberamtsrichter wie mein Vater groß und schwer, und es kostete sie nicht geringe Mühe, den langen Weg durch die Stadt und bis an den Friedhof die gekrümmte Stellung Sitzender beizubehalten und dazu noch bei der Trauerfeierlichkeit angemessen ernste Gesichter zu bewahren“ (87).

Daß die Besuche nicht immer die allerkurzweiligsten und interessantesten waren, liegt auf der Hand. Kerner that aber immer sein Bestes, um keinem seiner Gäste weh zu thun. An unfreiwilliger Komik fehlte es auch nicht. Einst besuchte der Hofkoch S. aus Stuttgart das Kernerhaus, und der Dichter ließ sich von ihm über seine Thätigkeit erzählen. Endlich sagte der Koch: „Wenn man etwas Gutes, aber einfach Bürgerliches essen will, so nehme man Schweinscoteletten, schneide u. s. w. (nun kommt ein wenig einfaches Kochrecept) . . . dann schmecken sie wie Aal und sind ganz vortrefflich! Uebrigens Ihre Gedichte“, setzte er hinzu und verbeugte sich höflichst gegen den Hausherrn, „sind gleichfalls ganz vortrefflich!“ „Jetzt weiß ich doch, wohin ich mit meinen Gedichten gehöre,“ sagte Kerner später, „ich schraubte mich schon hinauf und glaubte bereits in meiner Eitelkeit, ich sei ein gesulzter Wildschweinskopf mit einem Lorbeerzweig hinter den Ohren“ (121).

Ein andermal kam ein Schulmeister und bat Kerner, etwas singen zu dürfen. Darauf setzte er sich an das Klavier und sang mit näselnder Stimme ein zwölf Strophen langes, selbst gedichtetes und componirtes Lied, dessen Refrain immer lautete:

„Die Liebe nämlich ist
Ein Umstand, der mich sehr erfreut!“

Dann trat er stolz vor den Doctor, reckte den Arm beschwörend aus und sagte: „Nicht wahr, ich bin ein Dichter!" (189.)

Wiederholt kamen Gesang- und Turnvereine nach Weinsberg, um den Dichter zu besuchen und ihm ein Ständchen zu bringen. So erschien eines Tages auch ein Liederkranz aus der Nähe von Würzburg und bat durch seinen Vorstand um die Erlaubniß, dem Dichter Justinus Kerner „eines seiner schönsten Lieder vor seinem Hause singen zu dürfen". Nach erhaltener Zusage erschallt es bald vor den Altanen: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?" Ohne eine Wimper zu verziehen, sprach am Schlusse der Pseudo-Körner seinen herzlichsten Dank aus, und mit einem Hoch auf ihn zogen die wackern Sänger stolz von dannen (172). Im allgemeinen war Kerner für die „Liederkränze" nicht sehr begeistert. Er meinte, durch sie gehe der echte Volksgesang verloren. Wie das Bier schlechter geworden, seit gelehrte Chemiker sich der Bereitung desselben annahmen, so verliere durch das schulmeisterliche Eindrillen der Lieder und das ängstliche Sortiren und Hinaufschrauben der Stimmen der Volksgesang sein Ursprüngliches; man merke überall den Tactstock heraus und das Bestreben, es den Städtischen nachzumachen. Auch die Lieder seien meist keine Volkslieder mehr; durch die Liederkränze seien aus freien Lerchen Dompfaffen gemacht worden, die nach der Orgelpfeife singen (117).

Auch vor den Autographenjägern und Albumsnarren hatte Kerner einen gerechten Respect, blieb aber immer freundlich. Er erzählte einst Freiligrath, er habe jahrelang in alle Albums immer das Gleiche geschrieben: „Das Kreuz ist des Sternes Fundament." Die einen hätten es gelesen und sich stumm verneigt; andere ihm die Hand gedrückt und gesagt: „Wahr, sehr wahr!" Endlich aber habe ihn einer gefragt: „Was verstehen Sie eigentlich darunter, Herr Doctor?" Da habe er verblüfft gesagt: „Ja, ich verstehe gar nichts darunter, aber der Satz tönt so gut und ist auch so kurz zum Schreiben" (191). Ob hier nicht ein kleiner Irrthum obwaltet? Der Satz, der jedenfalls nicht von Kerner herrührt, hat einen ganz guten Sinn. Man lege zwei gleichschenkelige Kreuze quer übereinander, so erhält man einen achtzinkigen Stern, und je mehr Kreuze man einzeichnet, um so strahlenreicher wird der Stern. Der Verfasser des Satzes hat sich also ganz gut etwas bei seinen Worten denken können, z. B. je mehr Kreuz um so mehr Herrlichkeit, ohne Kreuz keine Krone oder dgl.

Erwähnen wir nach den mehr oder minder komischen auch noch einen tragischen Besuch. Der Herausgeber erzählt: „1826 trat ein schlanker, blonder Herr, noch rüstig, aber durch die Jahre etwas gebeugt, mit einem ledernen, mit grüner Wachstuchdecke bekleideten Ränzchen auf dem Rücken und einem Stechpalmenstock in der Hand, als müder Wanderer in das Kernerhaus. Er legte im Vorzimmer Stock und Ränzchen ab und fragte meine Mutter, die aus der Küche trat: ‚Ist Justinus Kerner zu sprechen?' Sie bat ihn, ins Wohnzimmer einzutreten, und rief meinem Vater. ‚Sind Sie Justinus Kerner?' fragte er diesen. Auf seine Bejahung sagte er: ‚Und ich war einst Gustav IV., König von Schweden; jetzt durchirre ich als Oberst Gustavson wie Ahasver die Welt und will einige Stunden weilen und vergessen, was mir die Menschen Böses gethan haben.' Er aß bei uns zu Mittag, sprach mit großer Bitterkeit über

sein Los und die ihm zugefügten Ungerechtigkeiten, ‚und doch', setzte er hinzu, ‚habe ich als armer Oberst Gustavson und befreit von aller Etikette und falschen Höflingen, die mich ins Verderben führten, oft glückliche Seelenstunden, wie ich sie als König nie hatte!' Er sprach viel über Magnetismus, Swedenborg, Ahnungen, bedeutungsvolle Träume und war in allen diese Geistesrichtung behandelnden Schriften wohl bewandert. Nach Tisch ging er mit meinem Vater durch die Gärten, auf den Thurm, die Weibertreu, und abends nahm er wieder, trotz des Zuredens meines Vaters, länger zu bleiben, Rock und Ränzchen, um zu Fuß über Heilbronn nach St. Gallen zurückzukehren. Mein Vater sagte, er wolle ihn ein Stück weit begleiten und ich solle das Ränzlein tragen. Ich war als neunjähriger Knabe stolz darauf, das Ränzlein eines Königs tragen zu dürfen, und streichelte unterwegs oft insgeheim das grüne Wachstuch" (53 f.).

Auch der „deutsch-katholische" Ronge besuchte von Heilbronn aus, wo er gepredigt hatte, das Kernerhaus. Von ihm sagt Kerner, der den Vortrag gehört hatte: „Dieser Reformator in seinen Glacéhandschuhen [in welchen Ronge zu predigen pflegte] ist wie ein Commis voyageur, der in destillirtem Weihwasser macht. Das lebendige, frische Gebirgswasser spendet er auch nicht. In der Schule übersetzte einmal ein Schüler: vox populi vox Dei: die Stimme der Pappel ist die Stimme Gottes. Dieser hat, ohne es zu wollen, das Wahrste gesprochen. Würden sich nur die Menschen in ihrem Glauben an die Natur halten, sich nicht über sie stellen wollen!" Trotz dieses Naturglaubens sagte doch Kerner folgenden Tages zu Ronge, indem er ihn an das Marienbild führte: „Lieber Ronge, Sie dürfen mir mit Ihrer neuen Lehre einreißen, so viel Sie wollen, aber das sage ich Ihnen: die Jungfrau Maria lassen Sie mir stehen, sie ist das einzig Poetische, was wir im Christenthum haben" (206).

Ueber die Verschwommenheit der religiösen Ansichten jener Tage und Männer gibt das Buch noch mancherlei traurig stimmende Auskunft. Vom Hausherrn selbst entwirft der Sohn eine nichts weniger als erfreuliche religiöse Charakteristik. Als Kerner alt und leidend geworden war, hielt es der (protest.) Decan von Weinsberg für seine Pflicht, ihm einen seelsorgerlichen Besuch zu machen; der Patient aber erklärte ihm: „Als Freund sind Sie mir jederzeit willkommen, aber Ihr Magisterkäppchen lassen Sie zu Hause! Der Mensch hat nichts zu thun als demüthig zu sein. Er hat keinen Grund, sich höher zu stellen als die Pflanzen und Thiere; ein Leben nach dem Tode hat er nicht anzusprechen; schenkt es ihm Gott doch, so weiß dieser auch am besten, an welchen Platz er ihn stellen soll; Menschen steht kein Urtheil und am wenigsten ein Wissen darüber zu" (208). Derber und ebensowenig stichhaltig wies er die „Bekehrungsversuche" einiger pietistischen Prediger zurück. Sein Sohn sagt von ihm: „Wie mein Vater in seinen religiösen Ansichten freisinnig dachte, jeder Sectirerei abhold war, sich keiner Confession, sei sie protestantisch, katholisch oder israelitisch, ausschließlich zuneigte, in jeder aber das Beste anerkannte, keine Kirche besuchte und auf orthodoxe Glaubensartikel nur wenig Werth legte, aber in jedem den kirchlichen Sinn hochachtete, wenn es demselben ernst damit war und er ihn werkthätig bewies, so war er auch in der Politik freisinnig, ohne Andersdenkenden schroff gegenüberzustehen" (333). In seinem „letzten Willen"

heißt es: „Meine Leiche soll man in aller Stille ohne Gesang und Klang wie die meines Vaters begraben. Mit meinem Sohn und dem Tochtermann soll nur noch ein Freund und ein Geistlicher, sonst niemand meine Leiche zu Grabe geleiten. Keine Rede soll gehalten, auch nicht gesungen werden. Man soll ein stilles Vaterunser beten, den Sarg versenken und dann fortgehen. Dieses soll geschehen und nichts anderes" (352). Hätte er bis in unsere Zeit gelebt, so hätte er sicher nach Gotha gebracht werden wollen; denn schon damals meinte er: „... man sollte wenigstens so vernünftig sein und den todten Leib verbrennen" (346).

Das Bezeichnendste indes, was uns das vorliegende Buch über den religiösen Mischmasch jener Tage und Gegenden bietet, finden wir in den Beziehungen des allbekannten Prälaten, Fürsten Alexander von Hohenlohe. Derselbe war dem Dichter bereits durch den Ruhm seiner Heilungen bekannt, die ihm den Namen eines „Wunderthäters" in ganz Süddeutschland eingetragen hatten. Im August 1834 schrieb der Prälat: „Seit dem Erscheinen Ihrer Werke zähle ich mich unter Ihre aufmerksamsten Leser. Katholik aus innerster Ueberzeugung, hindert es mich nicht, von Grund des Herzens mich zu freuen über den Christussinn, der in allen Ihren Schriften herrscht, und den festen biblischen Glauben, dem Sie huldigen, der leider den winzigen Männleins unserer Zeit als ‚Auskehricht' erscheint. Scheiden uns auch Dogmen, einigt uns doch das Band der heiligen Liebe, einer Liebe, die meine Kirche bekennt und übt, denn der Katholicismus ist Consequenz, Toleranz und Liebe, und wer ihn anders beschreibt, kennt ihn nicht, und wer ihn anders übt, handelt nicht im Geiste der Kirche. Der Teufel bläst seinen Dudelsack und die Welt tanzt dazu, darum gebären die Zeiten nichts Gutes, das sieht wohl jeder ein, der nicht ganz blind ist. Lange kann wohl die allgemeine Spannung nicht dauern. Das Licht wandelt nach Amerika, und ich fürchte, nach etwa 100 Jahren wird man von dort nach Europa reisen, um die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeiten zu sehen, wie wir nach Griechenland und in den Orient reisen, denn offenbar wandert der Christusglaube aus und mit ihm das Licht, dann aber bricht unfehlbar die Nacht herein. Gott segne Sie, theurer Mann, und leite Ihnen Ihre Feder, damit Sie des Guten noch viel wirken mögen" (316).

In einem andern Briefe klagt Hohenlohe: „Es schmerzt mich, daß die Sionswächter in meiner Kirche auch nun anfangen, das Gebot der Liebe hintanzusetzen, und mit ihrer Verketzerungssucht Feuerlärm schlagen, wo die Gemüther nur mehr sich entfremden, die in caritate Christi intime conjuncti esse deberent. Das Losungswort unserer Zeit sollte sein: Estne Christianus? Das cognomen catholicum wird dann von selbst kommen. Papst Leo XII., der ein gnädiger Gönner und Freund von mir war, starb zu früh. Er war 18 Jahre in Deutschland, kannte und schätzte unsere Geistlichkeit, war ganz vom Geiste der Liebe durchdrungen, der hätte viel gestalten können. Es sollte nicht sein. Nun fängt Rom an zu politisiren, was mir nicht gefallen will. Jede Macht bleibe in ihrer Sphäre, der Altar beim Altar, der Thron beim Schwert der Gerechtigkeit. Doch pia desideria!" (322.) Dieser Brief ist vom 25. März 1835; seine Vorwürfe gelten also dem energischen Auftreten Gregors XVI. gegen die

revolutionäre Partei in Italien und gegen die modernen liberalen Ideen in Philosophie und Theologie. Wenn sich Hohenlohes Prophezeiung von der Auswanderung des Christenthums aus Europa innerhalb eines Jahrhunderts bis heute nicht erfüllt hat, so ist das eben nicht zum geringsten Theil eine Folge der Maßnahmen jenes „politischen" Papstes und seiner Nachfolger.

Je weniger von positiver Religion und von religiös Uebernatürlichem in dem Buche die Rede ist, um so mehr wird von dem Magnetismus, Somnambulismus und all den Formen des Hellsehens, der Besessenheit u. s. w. gesprochen. Und da scheint uns die Anekdote typisch, welche uns erzählt, wie einst auch der Heidelberger Philosoph de Wette bei einem magnetisch-mystischen Exorcismus mithelfen wollte. Er legte dem Kranken die Hand auf und rief: „O du, der du nichts bist, der du nur ein Wahn bist, fahre aus!" Da kamen aus dem Besessenen mit diabolischem Lachen die ungeschlachten Worte: „Dummer Kerl, wenn ich nichts bin, wie kann ich ausfahren?" (282.)

Im übrigen können wir hier den ganzen Seherinnen- und Teufelsspuk und Kakomagnetismus u. s. w. auf sich beruhen lassen. In dieser Beziehung hat es unser Geschlecht eben doch sogar noch etwas weiter gebracht, und selbst Kerner trotz seiner Seherin von Prevorst würde noch manches zu lernen haben.

Im allgemeinen zeigt uns dieses Buch mit seinen Lebenserinnerungen wieder, wie der ganze Pessimismus und Schauerromantismus Kerners in der Dichtung doch eigentlich nur ein Ueberschuß heiterer, naiver Lebenskraft war, wie dies übrigens auch der volle kräftige Humor mancher Dichtung zur Genüge erweist. Andererseits erkennen wir aber auch hier wieder, wie Leben und Dichten des Mannes „oft zwischen Himmel und Erde schweben, ohne daß er selbst recht zu sagen wüßte, was ihm fehlt und was er sucht".

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Das Evangelium nach Markus in einer selbständigen Monographie erklärt für Theologiestudierende und Theologen von P. **Fr. Sales Tiefenthal** O. S. B., Kapitular des Stiftes Einsiedeln, Professor im Kolleg St. Anselm zu Rom. 8°. (X u. 530 S.) Münster i. W., Russells Verlag, 1894. Preis *M.* 9.

Anerkennenswerth ist die Sorgfalt, mit der die Vergleichung und Ausgleichung der Darstellung des hl. Marcus mit den betreffenden Erzählungen der andern Evangelisten durchgeführt ist. Ebenso hat der Herr Verfasser in Eintheilung und Gruppirung der evangelischen Erzählungen manchen glücklichen Griff gethan. So bemerkt er zu dem Abschnitt 2, 1 bis 3, 6: „Wie Marcus im vorausgehenden durch fünf Erzählungen (1, 16—45) gezeigt hat, wie das Wirken Jesu bei dem Volke Anerkennung fand, so stellt er im folgenden fünf nach Zeit und Ort und Umständen verschiedene Begebenheiten zu einer Gruppe zusammen, um zu zeigen, wie neben der großen Begeisterung der Volksmenge für Jesus von seiten der geistlichen Volksleiter sich Widerspruch gegen sein messianisches Wirken erhob und rasch bis zur Todfeindschaft sich steigerte" (S. 124). Ebenso S. 152: „Hier also haben wir zwei Gruppen von Begebenheiten, indem in der ersten gezeigt wird, wie Jesus seine zwölf Apostel zum Verständnisse seiner Lehre (4, 1—34), und in der folgenden, wie er sie zum Glauben an seine Person erzieht (4, 35 bis 6, 13)." Nicht minder verdient besondere Erwähnung die auf S. 188, 193, 316 gegebene Gruppirung. In der Einzelerklärung selbst wird man oft dem Herrn Verfasser Beifall zollen. So ist die Stelle 3, 29 durchaus nicht abgeschwächt; trefflich ist S. 185 die Bemerkung, daß Christus einzelne Gnomen eben verschiedenemal und in verschiedener Beziehung ausgesprochen habe; daß 6, 1 der Besuch in Nazareth von Luc. 4, 16 zu unterscheiden sei, wird gut hervorgehoben; das igne salietur 9, 48 wird ganz richtig vom Feuer der Trübsal erklärt, durch welches jeder rechte Jünger Christi geläutert werden muß (S. 317). Mit Recht wird auch S. 420 aus Joh. 13, 30 geschlossen, daß Judas vor der Einsetzung der hl. Eucharistie aus dem Kreise der Tischgesellschaft sich entfernt habe. Hervorgehoben sei noch die Bemerkung S. 485: „Die Hohenpriester, deren Herzensstellung zur römischen Obrigkeit dem Pilatus sicher nicht verborgen war, konnten nicht tiefer gedemüthigt werden als dadurch, daß sie durch die anhaltende

Weigerung des Pilatus, Jesum kreuzigen zu lassen, genöthigt wurden, um ihren Willen durchzusetzen, auf die Frage des Pilatus: Euern König soll ich kreuzigen? zu antworten: Wir haben keinen König, sondern nur den Kaiser (Joh. 19, 19). Von diesem Standpunkt aus fällt auch auf die Schlußverhandlung des Pilatus mit Jesu (Joh. 19, 9 ff.) ein neues Licht.“ Gern wird man auch dem Herrn Verfasser beistimmen, daß die bei Christi Kreuzigung eingetretene wunderbare Finsterniß auf Judäa zu beschränken sei und daß πᾶσαν τὴν γῆν in diesem Sinne zu fassen sei (S. 494). Warum wird aber dann S. 493 „über die ganze Erde“ übersetzt und nicht: über das ganze Land (die ganze Gegend)?

Für die vielen und oft recht passenden Stellen, die angeführt werden aus dem Commentar des Beda Venerabilis, aus St. Augustin (De consens. evang.), aus den Homilien des hl. Gregor, aus der Catena aurea und der Summa des hl. Thomas u. s. f., wird man gleichfalls Dank wissen. Nur wäre dringend zu wünschen, daß die z. B. aus der Catena aurea entnommenen Stellen auch stets als solche gekennzeichnet würden. Es wäre das eine Mahnung, daß da eben manche unechte Stellen mit unterlaufen. Der Herr Verfasser bemerkt S. 42 ganz gut, daß der dem hl. Hieronymus zugeschriebene Commentarius in evangelium secundum Marcum (*Migne* XXX, 590) unecht sei. Aber trotzdem werden eine Anzahl Stellen aus demselben einfach als Aussprüche des hl. Hieronymus angeführt. Es wird den Theologiestudirenden keine Möglichkeit geboten, die echten Stellen von den unechten zu unterscheiden. Auch bei den Sermones des hl. Augustin ist zuzusehen. Wie viele sind in der trefflichen Benediktiner-Ausgabe als unecht in den appendix verwiesen! Dazu gehört z. B. der sermo 138 de tempore; es sollte daher ein Satz desselben S. 506 nicht einfachhin unter des Heiligen Namen angeführt werden, um so mehr, da jener Ausspruch eine wichtige dogmatische Wahrheit enthält.

Ferner wäre zu wünschen, daß die Vergleichung des Vulgatatextes mit dem Griechischen richtiger und genauer angestellt würde. So ist es ungenau, wenn zu 6, 37 gesagt ist: „Die Vulgata setzt in disco hinzu, was im Griechischen sich nicht vorfindet.“ Ebenso soll zu 6, 33 nicht einfachhin bemerkt werden: „Dieses letzte Glied fehlt in Vulgata“; es fehlt auch in den besten Handschriften und den kritischen Ausgaben. Und zu 6, 36 heißt es: „Rührend ist das Ende des Verses, das von Vulgata ganz ausgelassen ist“; auch hier wäre eine nähere Angabe über die kritische Beschaffenheit dieses Endes gut angebracht. Zu 7, 30 wird als griechische Lesart angegeben, was in einigen Handschriften und Ausgaben sich findet, aber nicht in den besten; ebenso heißt es zu 10, 14 S. 326: „fehlt im Griechischen“; nach Ausweis des kritischen Apparates bei Tischendorf steht das Fehlende in sechs Uncialhandschriften (darunter in Sinait. Alex. Ephr. rescr. und in vielen Minuskeln. Wenn es heißt, die Vulgata läßt dieses oder jenes, was im Griechischen steht, aus, so erweckt diese Redeweise die Ansicht, als ob die griechischen Textzeugen völlig übereinstimmend wären, was durchaus nicht der Fall ist; das gilt von 12, 4 (S. 359) und von 14, 19 (S. 423) u. a. Zu 14, 72 Et coepit flere wird bemerkt S. 473: „Das coepit der Vulgata läßt sich sprachlich nicht rechtfertigen“ — allerdings, wenn man nur ἐπιβαλών vor Augen hat. Allein falls man bedenkt, daß im

Anschluß an Codex D ἤρξατο κλαίειν die Itala-Codices coepit haben, stellt sich die Sache doch anders dar, besonders wenn man noch dazu erwägt, wie sich der hl. Hieronymus in seiner Textrevision zu der alten Uebersetzung stellte. Die Stelle 2, 5 wird übersetzt: „Es sollen dir nachgelassen sein die Sünden", und dazu die Bemerkung gemacht S. 129: „ἀφέωνται Aor. II. coni. mit Präsensb." Dazu hätte ein Zweifaches angegeben werden sollen. Zunächst, daß diese Form schon von den Alten (Herodian [Etymol. magn.], Suidas; vgl. Winer, Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms § 14, 3) und von den Neuern richtiger als Präteritum erklärt wird, wie denn auch drei Itala-Codices remissa sunt (dimissa sunt) übersetzen; sodann, daß daneben auch ἀφίενται als Lesart sich findet, die z. B. Tischendorf und Westcott-Hort in den Text aufgenommen haben.

Unverständlich und irreführend ist S. 73 der Satz: „Die Taufe war für die menschliche Natur Christi die persönliche Aufnahme in das neue, von ihm in der Menschheit zu gründende Gottesreich." Die S. 77 und 82 als Erläuterung des heiligen Textes angeführten Sätze aus Hofmann und Keil hätten einer berichtigenden Bemerkung bedurft, da sie dogmatisch Unrichtiges enthalten. Die Herabkunft des Heiligen Geistes bei der Taufe Christi betrachtet der Herr Verfasser als „objective Ausrüstung Jesu zu seinem Auftreten und Wirken als Messias", als „Geistesmittheilung zur Ausrichtung seines Amtes, der er bedurfte, weil seine menschliche Natur durch die Taufe geschickt gemacht worden ist, die ihm eigene δόξα des Sohnes Gottes in Wundern u. s. w. zu manifestiren", und „So ist die Ausrüstung Jesu mit diesem Geiste als eine Entwicklungsstufe in dem persönlichen Leben seiner gottmenschlichen Natur zu betrachten" (S. 77. 79). Diese Sätze wird man nicht unterschreiben können. Zudem ist es irreführend, wenn nach diesen Sätzen einfachhin steht: „vgl. S. Th. P. 3, Qu. 7 und 12 und Qu. 12, n. 2 und Qu. 14 und 15". Denn der hl. Thomas lehrt da durchaus keine „Entwicklungsstufe" im obigen Sinne. Er schreibt im Gegentheil: „Sic igitur manifestum est, quod gratia Christi non potest augeri ex parte ipsius gratiae, sed neque etiam ex parte subiecti, quia Christus, secundum quod homo, a primo instanti suae conceptionis fuit verus et plenus comprehensor. Unde in eo non potuit esse gratiae augmentum, sicut nec in aliis beatis, quorum gratia augeri non potest, eo quod sunt in termino" (q. 7, art. 12). In der q. 12, n. 2 (art. 2) handelt der heilige Lehrer von der scientia acquisita Christi im Unterschiede von der scientia beata und infusa, eine Frage, die mit obigen Sätzen nichts zu thun hat. — Ich möchte auch nicht sagen, daß „nach Annahme der Kirche" die Taufe Christi am 6. Januar stattfand (S. 63). Aus dem kirchlichen Officium folgt das keineswegs; denn es ist klar, daß die Hochzeit zu Kana, die im Officium am selben 6. Januar gefeiert wird, nicht ein Jahr nach Jesu Taufe stattfand; das erhellt aus dem vierten Evangelium. Sonderbar ist der Ausdruck zu 12, 18—27: „Jesus zeigt in der folgenden religiösen Frage entschiedene Rechtgläubigkeit" (S. 363). Zu S. 163 und 233 ist zu bemerken, daß Philippus, dem die Herodias untreu wurde, nicht der Tetrarch Philippus ist. Es gibt in griechischen und lateinischen Handschriften zu 6, 3: nonne hic

est faber, auch die Lesart: fabri filius. Daraus erklärt es sich, warum Origenes sagt, Jesus werde in den Evangelien nicht τέκτων genannt (zu S. 216). In der S. 348 aus Hieronymus (Ep. ad Damasum) angeführten Stelle hat natürlich Hieronymus nicht Jehova geschrieben, sondern Adonai. Der Herr Verfasser glaubt zu 13, 30 „dieses Geschlecht" nur von der Zeitgenossenschaft Christi verstehen zu können; aber wie stimmt dazu: donec omnia ista fiant?

Der Herr Verfasser liebt es, mystische Erklärungen zu bringen; so z. B. aus dem hl. Franz von Sales die mystische Auslegung des Honigs, der Heuschrecken, der Kamelhaare; der Ausdruck „Riemen seiner Schuhe" (1, 7) gibt ihm Veranlassung, die symbolische Bedeutung des Beschuhtseins zu erklären. Man findet auch sonst bei der Lesung manches, was man in einem Commentar nicht erwartet, ganz abgesehen von mehreren sehr fragwürdigen Etymologien (Jerusalem = Erbe des Friedens; Genesareth = Rauschen des Wasserfalles).

An einzelnen Stellen müßte der Stil besser besorgt sein.

Jos. Knabenbauer S. J.

Im Kerker vor und nach Christus. Schatten und Licht aus dem profanen und kirchlichen Cultur- und Rechtsleben vergangener Zeiten. In drei Büchern. Von **F. A. Karl Krauß**, Anstaltsgeistlichem am Großh. Landesgefängnis in Freiburg i. Br. gr. 8⁰. (X u. 380 S.) Freiburg i. B. und Leipzig, Mohr, 1895. Preis *M.* 6.

Der Herr Verfasser, seit Jahren als Seelsorger an einer großen Strafanstalt thätig, hat seine Mußestunden benutzt, um über Straf- und Gefängnißwesen vergangener Zeiten sich Notizen zu sammeln. Durch geschwächte Gesundheit und anstrengende Arbeit verhindert, dieselben zu vervollständigen, hat er sich bestimmen lassen, die gesammelten Lesefrüchte „in vollster Erkenntniß ihrer Unvollständigkeit" zu veröffentlichen.

Das erste Buch enthält Notizen über Rechtszustände, Gerichtsverfahren und Gefängnisse bei den vor- und nichtchristlichen Culturvölkern, theils aus Specialforschungen von Fachgelehrten, theils aus Reisebeschreibungen, theils auch aus großen Sammelwerken wie den Weltgeschichten von Weiß oder Oncken. Es ist eine fleißige Zusammenstellung merkwürdiger, zum Gefängnißwesen in näherer oder entfernterer Beziehung stehender Dinge; in Bezug auf die Gefängnisse bei Juden und Römern gewährt dieselbe einen ziemlichen Einblick.

Das zweite Buch (S. 81—188) bezeichnet der Verfasser selbst als den „Kern des ganzen Werkes", und es ist jedenfalls derjenige Theil, der am meisten Werth hat. Er enthält jedoch nicht, wie man erwarten sollte, eine dem ersten Theile analoge Darlegung des Rechtsganges und der Gefängniß-Einrichtungen in den christlich gewordenen Staaten, sondern stellt eine vom ersten Buche ganz unabhängige selbständige Arbeit dar, welche bereits 1889 in den „Blättern für Gefängnißkunde" veröffentlicht und auch im Sonderabdruck auf den Büchermarkt gebracht worden war. Zusätze und Quellenangaben sind allerdings neu beigefügt. Dieser Theil des Werkes will einen „geschichtlichen Ueberblick" geben über „Die christliche Liebesthätigkeit für die Gefangenen und die Verbrecher in den ersten 17 Jahrhunderten nach Christus".

Man kann es dem Verfasser nur zum Verdienst anrechnen, daß er hier so viel Schönes und Gutes zusammengetragen hat. Um ja nicht in den Verdacht „katholischer“ Tendenz zu kommen (vgl. S. 164), hat er sich auch bemüht, allem, was von protestantischer Seite an Interesse und Fürsorge für das Los der Gefangenen ausfindig gemacht werden konnte, möglichst Gewicht beizulegen. So bereitwillig der Katholik alles wahrhaft Gute anerkennt, wo er es findet, dürfte er doch bei Lesung des Buches dem gegenüber um so mehr die außerordentliche Lückenhaftigkeit in der Schilderung dessen empfinden, was innerhalb der katholischen Kirche zu allen Zeiten so reichlich und großartig geschehen ist. Es kann den Wünschen des Herrn Verfassers nicht entgegen sein, wenn hier auf einen kleinen Theil der Unterlassungen hingewiesen wird.

Nach S. 356, n. 14 gedenkt die „neuere Kirche“ der Gefangenen nicht mehr im Gebet; es wäre aber doch an die Bitten der Karfreitagsliturgie zu denken „aperiat carceres, vincula dissolvat etc.“ S. 86 wird geklagt, daß von seiten der Kirche nur „vereinzelte Bestrebungen“ in Bezug auf Milderung der Strafrechtspflege hervorgetreten seien. Um so auffallender ist es, daß nicht wenigstens diejenigen, deren Spuren dem Verfasser bekannt geworden sind, gebührend zur Darstellung gekommen sind. Der Canon 20 des Concils von Orleans im Jahre 549 war für den Hauptgegenstand des Werkes von größter Wichtigkeit; denn er bezeugt eine thätige Sorgfalt der Bischöfe für die Gefängnißsträflinge. Der Verfasser aber übergeht diesen Canon bei der historischen Entwicklung, um denselben S. 279 in frembem Zusammenhang nur ganz beiläufig zu erwähnen.

Es werden viele Beispiele jährlicher Gefangenenfreilassungen an christlichen Festtagen erwähnt, aber ausschließlich für Italien. Sicher bestand eine ähnliche Sitte in andern Ländern. In Rouen wurde jährlich am Himmelfahrtstage ein Gefangener befreit (*Migne*, P. L. t. CXLVII, col. 110, n. 255). Ein gleiches Recht übte der Clerus von Notre-Dame in Paris am Palmsonntag, der von Vendôme am Fest des hl. Lazarus. Welch hervorragende Rolle die Freilassung von Gefangenen bei den Bischöfen des mittelalterlichen Frankreichs spielte, bezeugen die Lebensgeschichten der meisten heiligen Bischöfe vom 5. Jahrhundert an, von denen nur Eptadius von Autun, † 525, Germanus von Paris, † 576, Gaugerich von Cambrai, † 614, Eligius von Noyon, † 659, St. Menou, Bischof von Quimper, gleichfalls im 7. Jahrhundert, genannt werden sollen; von ihren ältern Vorbildern, wie Apre von Toul, † 450, und Agnanus von Orleans, † 453, ganz zu schweigen. Die neugewählten Bischöfe von Orleans und Laon übten bei ihrem ersten Einzug das Recht allgemeiner Amnestirung das ganze Mittelalter hindurch; ähnliche Rechte hatten zeitweise die von Genf und Embrun. Auch die heilige Königin Radegundis, † 587, der Klosterstifter Columban, † 615, der fromme Priester und Mönch St. Mederich, † 700, dürfen als Wohlthäter und Befreier von Gefangenen nicht vergessen werden.

Vom 6. bis einschließlich des 11. Jahrhunderts findet der Verfasser S. 148 in Bezug auf Liebesthätigkeit gegen die Gefangenen „fast nur leere, dunkle Flächen“. Ein Schriftsteller des 9. Jahrhunderts dagegen, Bischof Jonas von Orleans, † 843, nennt unter den üblichen Werken der Barmherzigkeit, die öfter und leichter geübt würden als aufrichtige Verzeihung von Beleidigungen, neben andern auch „aegro vel incluso visitationem, captivo redemptionem“ (De institutione laicali lib. III, c. 10; *Migne*, P. L. t. CVI, col. 253).

In der „Ehrenhalle“ für die Wohlthäter der Gefangenen vermißt man eine Anzahl der für diese Art der christlichen Charitas klassischen Gestalten. Es soll nicht

Gewicht darauf gelegt werden, daß neben dem hl. Leonhard als Patron der Gefängnisse auch der hl. Wulfram, Bischof von Sens, † 720, wohl hätte genannt werden sollen. Auffallender ist, daß auch der hl. Albinus von Angers, † 550, unerwähnt geblieben ist, den man mit Recht als den großen Vorläufer eines Vincenz von Paul gefeiert hat. Aber auch die hl. Hedwig, † 1243, ist vergessen mit all ihrer mütterlichen Fürsorge für die Gefängnißsträflinge; nicht minder der hl. Ambrosius Sansedoni, † 1286, der schon als Jüngling, noch vor seinem Eintritt in den Dominikanerorden, zu Siena den Gefangenen seine große Liebe widmete und nachmals als päpstlicher Legat auch in Florenz segensvoll für dieselben gewirkt hat. Ebenso fehlt die große Gestalt des Erzbischofs Robert Kilwardby von Canterbury, † 1279, und der Engel der Gefängnisse von Tours, Jeanne-Marie de Maillé (Madame de Sillé), † 1414. Bei der Spärlichkeit der bis jetzt über Deutschland in dieser Hinsicht gesammelten Nachrichten hätte auch der hl. Evermode, Bischof von Ratzeburg, † 1168, als Wohlthäter der Gefangenen nicht übergangen werden sollen. Auch im Leben der hl. Elisabeth von Thüringen wie in dem Thomas Beckets noch vor seiner Erhebung zum Erzbischof wird thätige Barmherzigkeit gegen die Gefangenen gerühmt. Die herrliche Stelle im Speculum morale, des Fortsetzers von Vincenz von Beauvais (lib. III, pars 10, dist. 24), wo dieser für die Liebesthätigkeit gegen die Gefangenen auf das Beispiel der Engel (gegen Daniel, Petrus u. s. w.) und der Heiligen hinweist, müßte genügen, um das Mittelalter von dem Vorwurf zu reinigen, daß es für Gefangene keine Barmherzigkeit geübt habe.

S. 129 wagt der Verfasser auf Grund seiner sehr unvollständigen Lesefrüchte die ungeheuerliche Behauptung: „Für die sittliche Besserung der Gefangenen geschah aber, wenigstens bis zum 17. Jahrhundert, so viel wie nichts. Von Gottesdienst für sie und Sacramentenspendung war keine Rede.“ Wenn im Leben des hl. Hippolyt, Bischof von Belley, † 769, erzählt wird, daß er fleißig die Gefängnisse besucht habe — ein Beispiel, das sicher nicht vereinzelt stand —, was mag er wohl im Gefängniß gethan haben? In der Kirche von Reims bestand die Vorschrift, daß an allen Hauptfesten des Jahres zwei Archidiakone die Gefängnisse zu besuchen hatten. Geschah dies nur zum Zeitvertreib? Was in der alten Lebensbeschreibung eines Wohlthäters der Gefangenen, des hl. Meberich, gesagt wird, „quibus corporalem administrabat curam exterius, verbo salutis curabat interius“, darf dies nicht von allen Priestern, von allen frommen Personen vorausgesetzt werden, welche christliche Liebe zum Besuch der Gefangenen trieb?

Im Leben Bischof Evermodes von Ratzeburg wird berichtet, daß zwei in strengem Gewahrsam gehaltene Gefangene am Ostertag, allerdings mit ihren Ketten beladen, am Gemeindegottesdienst theilnahmen. Auch von Bologna wird aus dem 12. Jahrhundert berichtet, daß Gefangene den kirchlichen Feierlichkeiten zu Ehren des hl. Petronius, die sich auf 14 Tage erstreckten, beiwohnen durften. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch anderswo Gefangene in ihren Ketten wenigstens an den Hauptfesten zum Gottesdienst geführt wurden. Uebrigens ist ein Beispiel von Gottesdienst im Gefängniß in Salerno schon aus dem 13. Jahrhundert bekannt (Kobler-Digby, Katholisches Leben im Mittelalter II [Innsbruck 1888], 645). Auch bringt der Verfasser selbst S. 293 das Zeugniß Tanons für Gefängnißgottesdienst im mittelalterlichen Frankreich. Auf der Synode von London 1268 führen (im Can. 2) die Bischöfe Klage, daß vielfach in England die Gefängnißwärter es den Gefangenen unmöglich machen, das Bußsacrament zu empfangen; es soll mit den schärfsten kirchlichen Strafen gegen solche Gefängnißbeamte eingeschritten werden. Man hat sich also doch wohl um die Seelsorge für die Gefangenen ge-

kümmert, und dies stände fest für jeden, der den Geist der katholischen Kirche richtig erfaßt hat, auch wenn kein einziges schriftliches Zeugniß dieser Art auf uns gekommen wäre. Bischof Johannes von Capoblanco von Syracus, † 1673, gehört allerdings bereits dem 17. Jahrhundert an, hat aber doch geraume Zeit vor dem Regierungsantritt Clemens' XI. (1700) gelebt, mit welchem der Verfasser eine neue Epoche der Gefangenenpflege eröffnen will. Auf dem von diesem Bischof neu errichteten Gefängniß wurde, wie man in Bd. I der Sicilia Sacra ersehen kann, die Inschrift angebracht:

Hic mentis sanies afflictione corporis sanatur.
Ioannis Syracusani Episcopi pietas, commiserans malos, a fundamentis erexit.

Man hat also doch wohl schon früher auch von einem System der Besserung der Sträflinge einen Begriff gehabt.

Im Zusammenhang mit sonstigen übereilten und unbegründeten Urtheilen des Verfassers wird S. 359, n. 79 der Satz aufgestellt: „Von einer Liebespflicht gegen die Gefangenen schweigen alle spätern Ordensregeln" (d. h. alle nach der Gründung der Trinitarier). Nun schreibt der hl. Ignatius von Loyola, † 1556, in den von ihm abgefaßten Ordensconstitutionen (Constitut. pars VII, c. 4, n. 9) in Bezug auf die Thätigkeit seines Ordens:

„Auch auf Werke der leiblichen Barmherzigkeit sollen sie eifrig bedacht sein, soweit die geistliche Fürsorge, die von größerer Wichtigkeit ist, es zuläßt und die Kräfte es gestatten, indem sie z. B. in den Spitälern den Kranken beistehen, dieselben besuchen und auch andere dazu veranlassen, den Kranken zu dienen . . ., ebenso auch den Armen und den Sträflingen in den öffentlichen Gefängnissen, soweit es geschehen kann, in eigener Person ihre Lage erleichtern und dafür sorgen, daß auch andere es thun."

Hiezu kam der (pars VII, c. 2, decl. D) allgemein aufgestellte Grundsatz hinsichtlich der seelsorglichen Thätigkeit, es sei denjenigen Arbeiten ein Vorzug einzuräumen, wo (ceteris paribus) der Nächste „der Hilfe am meisten bedürftig ist, sei es wegen Mangels anderer Seelsorger, die sich um ihn annehmen, sei es wegen des traurigen Zustandes, der sittlichen Schwäche und der Gefahr des ewigen Heiles, in welchen er sich befindet."

Seit dem ersten Beginn der Gesellschaft Jesu galt daher sowohl in den officiellen auf den Orden bezüglichen Schriften wie in der Praxis die Sorge für die Gefängnißsträflinge als eine dem Orden besonders eigene Thätigkeit („ministerium Societati *proprium*"). Als 100 Jahre nach der Gründung die jungen Ordensbrüder in Belgien zur Feier des ersten Centenariums des Ordens die Festschrift Imago primi Saeculi Societatis Jesu (Antverpiae 1640) veranstalteten, feierten sie neben andern Leistungen ihrer Väter deren aufopfernde Sorge für die öffentlichen Gefängnisse. Anknüpfend an die Opfer und Mühen im Spitaldienste, fährt (p. 391) die Festschrift fort:

„Aber wie viel reicher ist die Ernte [an Seelen] in den Gefängnissen, wo die Insassen in großer Entblößung [inopes], oft mit schweren und scheußlichen Krankheiten behaftet in Trauer sich verzehren! Da war es das Bestreben der Genossen des Ordens, durch Zuspruch zu trösten, durch Labsal zu erquicken, durch Dienstleistungen zu erleichtern, emsig für die Sträflinge Sorge zu tragen, für ihre Befreiung allen Eifer aufzubieten, zu ihrer Unterstützung Bruderschaften ins Leben zu rufen und andere dergleichen Dienste zu erweisen. Aber mit diesem allem erstreben sie nichts anderes, als in den Sträflingen den Boden zu bereiten, um deren Seelen retten zu können, nachdem sie durch Wohlthaten ihr Zutrauen gewonnen. . . . Sie

richten Kapellen ein in den Gefängnissen, bewegen zum Empfang der Sacramente, führen regelmäßige Andachtsübungen ein, bringen die Gefangenen dazu, auch gemeinsame Gebete und Wechselgebete zu verrichten. . . .“

Es würde genügen, die Historia Societatis Jesu von Orlandini, Sacchini und ihren Fortsetzern zu durchblättern, oder besser, die Geschichte irgend einer einzelnen Provinz des Ordens, wie Agricola mit seinen Fortsetzern für Deutschland, Reiffenberg für den Niederrhein, Schmidt für Böhmen, Santagata für Sicilien, oder auch nur irgend eine Sammlung von Litterae annuae oder ein Menologium der Gesellschaft Jesu einmal ernsthaft durchzusehen, um eine reiche Auswahl der schönsten Beispiele für Liebesthätigkeit gegen die Gefängnißsträflinge zusammenzubringen.

P. Nikolaus Delanoy schreibt von Wien aus am 24. April 1552 an den Ordensgeneral: „Doctor Petrus Canisius hat schwere Mühe aufgewendet für die Gefängnißsträflinge. Mit großer Liebe und Besorgniß, aber auch nicht ohne viele Schwierigkeit ist es ihm gelungen, sie durch die Beicht vorbereitet alle gemeinsam zum Empfang des heiligen Leibes des Herrn hinzuzuführen. Diejenigen unserer Ordensbrüder, welche der deutschen Sprache mächtig sind [man stand noch in den ersten Anfängen des Wiener Collegs und des Ordens überhaupt; viele waren Ausländer], pflegen diese Sträflinge öfters zu besuchen; einige unterrichten sie in den Grundlehren des Glaubens [Katechismus], alle aber ermahnen sie durch kleine Ansprachen und Predigten zu Ehrbarkeit und Frömmigkeit“ (Monumenta historica Soc. Jes., annus II [Madr. 1895], p. 574).

Wenig später begannen die Jesuiten in Goa ihre Sorge für die Staatsgefangenen. Paul IV. hatte für 1559 ein Jubiläum ausgeschrieben, zu dessen Gewinnung 40 Fasttage nebst Almosen vorgeschrieben waren. Im Jesuitencollegium wurde das Almosen den Staatsgefangenen bestimmt, und an allen Tagen, an welchen im Colleg gefastet wurde, sollten 8—10 Ordensgenossen mit Speisen und Erquickungen zu den Sträflingen ins Staatsgefängniß gehen. Entsetzt durch die grauenhafte Verwahrlosung und Unreinlichkeit, welche diese beim ersten Besuche vorfanden, kehrten sie am folgenden Tage mit Besen und allem zur Reinigung Nöthigen zurück, und ließen nicht ab, auch an den folgenden Tagen die schwere Arbeit fortzusetzen, bis der ganze Augiasstall gründlich gereinigt und erneuert war (*Sacchini*, Hist. Soc. Jes. pars II, lib. III, c. 137 und 138, p. 106).

In Prag versahen 1563 die Jesuiten drei öffentliche Gefängnisse; vielen Gefangenen erwirkten sie Freilassung; in der Stadt veranstalteten sie öffentliche Sammlungen für die Gefangenen. In Olmütz übernahmen sie 1567 die gleiche Sorge. Von da an wird in allen neugegründeten Collegien Böhmens gleich beim Beginn auch die Sorge für die Gefängnisse übernommen (*Ioan. Schmidt,* Historiae Soc. Jes. Provinciae Bohemiae [Prag. 1747] pars I, lib. III, n. 98, p. 250; vgl. ib. lib. II, n. 95, p. 141). Der ebengenannte Geschichtschreiber der böhmischen Ordensprovinz macht im zweiten Bande seines Werkes, nachdem er im Inder zu dem Worte Carcerum cura (Sorge für die Gefängnisse) eine große Zahl von Stellen zusammengetragen hat, die bezeichnende Bemerkung: „Das kehrt überhaupt bei allen unsern Häusern immer wieder.“ Wie er berichtet, war 1593 im städtischen Gefängniß von Olmütz allwöchentlich eine Predigt. Auch die heilige Messe wurde dort gelesen, allerdings in einem ziemlich düstern Raume. Da gelang es P. Christophor Schlegel, das nöthige Geld zusammenzubetteln, um eine neue geräumige Gefängnißkapelle zu bauen, die 1614 mit großer Feierlichkeit eingeweiht wurde.

Ueber Tyrnau berichten die Litterae annuae der österreichischen Provinz 1670, es sei früher Regel gewesen, „einige Male im Jahr“ im Gefängniß die heilige Messe

zu lesen; durch Störungen sei dies in den letzten Jahren unterlassen worden; es sei aber jetzt (1670) den dortigen Jesuiten gelungen, durch milde Gaben einen Fonds zusammenzubringen, mit welchem ein Weltpriester angestellt werden könnte, der alle Sonn- und Feiertage im Gefängniß den Gottesdienst halte. Auch in München versahen die Jesuiten drei Gefängnisse, wie überhaupt aus den meisten Städten, in welchen sie längere Zeit wirkten, z. B. Köln, Mainz, Coblenz, Berichte über diese Art ihrer Thätigkeit vorliegen. Der Verfasser führt S. 186 P. Bourbaloue als fleißigen Besucher der Gefängnisse an; er hätte ihm aus viel früherer Zeit den berühmten Gräcisten P. Georg Mayr (Jesuit seit 1583, † 1623) in Augsburg an die Seite stellen können. Er erwähnt auch S. 158 die durch P. J. B. Tellier (nicht Tallier), † 1579, in Rom ins Leben gerufene, für das Los der Gefangenen so überaus segensreich wirkende Erzbruderschaft; ein Blick in Sacchinis Historia Soc. Jes. (pars IV, lib. III, n. 34) oder in ein Menologium der Gesellschaft Jesu würde über die persönliche Wirksamkeit dieses Mannes für die Gefängnißsträflinge manches Interessante ergeben haben. Eine ganz ähnliche Gründung wie eine ähnliche charitative Thätigkeit verdankt Venedig dem P. Andrea Alcenago, † 1724. Ein anderer großer Wohlthäter der Gefängnisse, P. Jacob della Fuente, † 1616, gründete zu Madrid einen Priesterverein zum Beistande der zum Tode Verurtheilten; P. Pedro de Leon, † 1631, der 40 Jahre lang seine Kraft den Gefängnißsträflingen geweiht hat, zu Sevilla eine Congregation von 30 der angesehensten Advocaten, deren Aufgabe es war, die Processe der Gefangenen schleunig und unentgeltlich zu erledigen. Abwechselnd mußten zwei der Mitglieder jede Woche persönlich die Kerker besuchen, um Erkundigungen einzuziehen. Die Zahl der durch diese braven Männer befreiten Gefangenen belief sich im ersten Jahre auf nahezu 2000; beim Tode des Gründers der Congregation soll sie auf 20 000 angewachsen gewesen sein. Noch etwas länger als P. de Leon diente P. Francesco Piazza, † 1661 zu Palermo, der Seelsorge und Wohlthätigkeit für die Gefangenen; P. Pietro Ferracuto in Neapel zählte 42 Jahre in ihrem Dienst. Den Bemühungen des letztern gelang es, die Abschaffung der Bastonnade durchzusetzen, mit welcher bis dahin jeder Sträfling beim Eintritt ins Gefängniß bedacht worden war. In ähnlichem Sinne wirkte Nicolo de Notariis, † 1586, an verschiedenen Orten des neapolitanischen Gebietes, Antonio Carvalho, † 1616, zu Lissabon, Ottavio Beccarini, † 1686, zu Mantua, und ungezählte andere Jesuiten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Nun ist aber kein Zweifel, daß auch die ältern Orden auf diesem Gebiete der Nächstenliebe vieles gewirkt haben. Der hl. Dominicus hatte während seines Aufenthaltes in Rom persönlich hierin ein leuchtendes Beispiel gegeben; hervorragende Mitglieder des Ordens haben ihm nachgeahmt. Außer den früher bereits genannten sei nur der sel. Moritz von Ungarn, † 1336, erwähnt, welchen seine fürstliche Herkunft von diesem Dienste der Liebe nicht zurückgehalten hat. Nicht anders kann es im Orden des hl. Franciscus gewesen sein. Jeanne-Marie de Maillé wenigstens gehörte dem Dritten Orden des hl. Franciscus an und erhielt von Franziskanern die Seelenleitung. Ein Studium der betreffenden Ordensannalen oder der biographischen Sammlungen über besonders ausgezeichnete Mitglieder würde jedenfalls reiche Ausbeute bieten und auch über die Gefängnißeinrichtungen manches Neue an den Tag bringen. Solange nicht diese Quellen wie überhaupt die kirchliche Literatur des Mittelalters in Bezug auf die Frage der Gefängnißbesuche und Gefängnißseelsorge besser ausgebeutet sind, als es bis jetzt geschehen — und über die alleroberflächlichste Compilation ist man noch nicht hinausgekommen —, wird man sich daher vor Aburtheilung zu hüten haben.

Das dritte Buch des vorliegenden Werkes befaßt sich wieder mit einem zu dem unmittelbar vorhergehenden Theile in keiner Gedankeneinheit stehenden Gegenstand. Der Verfasser verbreitet sich über das kirchliche Strafverfahren im Mittelalter und selbst bis in unsere Zeit, zunächst innerhalb der religiösen Orden, dann über das der bischöflichen Gerichte gegenüber dem Weltclerus, endlich der kirchlichen Gerichte gegen die Laien (der Inquisition). Dieser dritte, nahezu die Hälfte des gesamten Werkes (S. 190—347) umfassende Theil wird durch die auffallende, mit Sperrschrift reichlich versehene Erklärung eingeleitet: „... Wenn der Geistliche speciell auch das kirchliche Gefängnißwesen zum Gegenstand seiner Studien macht, so wird man diese Wißbegierde wohl sicherlich ganz begreiflich finden. Und wenn er endlich die Ergebnisse dieser Studien nicht in seinem Schreibtische verschlossen hält, sondern weitern Kreisen bekannt gibt, so ist niemand berechtigt, ihm dafür andere Motive unterzuschieben, als eben nur die Absicht, einen gewiß vielen erwünschten Beitrag zur Gefängnißkunde zu liefern."

Mit den Motiven, die der Herr Verfasser gehabt haben mag, hat sich eine sachliche Kritik überhaupt nicht zu befassen. Entgegen dem, was von einer natürlichen Entfaltung des dem Werke zu Grunde liegenden Gedankens zu erwarten war, ist in seinem Buche vermieden worden, das Strafverfahren und die Einrichtungen an den landesfürstlichen und städtischen, auch an den gutsherrlichen Gefängnissen des Mittelalters zur Darstellung zu bringen. Und doch wäre dies nothwendig gewesen, um zum richtigen Verständniß des kirchlichen Gefängnißwesens jener Zeit den Maßstab zu haben und, wie der Titel zu versprechen schien, „Schatten und Licht" in der richtigen Vertheilung zu finden. Um so ausführlicher verweilt dann das dritte Buch bei der „unmenschlichen Härte und Grausamkeit", den „drakonischen Bestimmungen", den „Schrecken und Greueln" der kirchlichen Gerichte und Strafen. S. 293 wird sogar das, was nach den herrschenden Rechtsanschauungen von den Gerichten bischöflicher Territorien, welche Bischöfe als oberste Gerichtsherren hatten, verfügt wurde, durch ein kühnes „somit" den kirchlichen Gerichten auf die Rechnung geschrieben. Gleichwohl wäre es ungerecht, deshalb beim Verfasser gerade eine Absicht vorauszusetzen, und es würde das jedenfalls die der Kritik gezogene Grenze überschreiten. Unzweifelhaft aber ist die Kritik berufen zu beurtheilen, ob hier wirkliche „Ergebnisse" und inwieweit hier ein wirklicher „Beitrag zur Gefängnißkunde", entsprechend der Anlage des Werkes und den gemachten Ankündigungen, vorliegen. Und da wird sie sich der Frage nicht erwehren können: Welchen Zweck kann es haben, bekannte Aufsätze Kobers aus einer theologischen Zeitschrift in breitem Auszug, oft wörtlich, auf vielen Seiten wieder abzudrucken, und das wahrlich nicht in verbesserter Gestalt? Wie kommt man dazu, nachdem die letzten 10 Jahre eine wirklich bedeutende wissenschaftliche Literatur über die Inquisition zu Tage gefördert haben, mit einer Darstellung über diesen Gegenstand hervorzutreten, die lediglich auf Excerpte aus Hefeles Cardinal Ximenez (2. Aufl. 1851), aus dem Calvinisten Limborch, dem Aufklärer Llorente und aus dem elenden Pamphlet von Fr. Hoffmann sich zurückführt?

Die Einrichtungen der Inquisitionsgefängnisse und die Vorschriften für deren Controlle bieten ohne Zweifel für die Gefängnißkunde recht viel Interessantes,

und ein ernstes Studium derselben ist nur zu wünschen. In dem kirchenfeindlichen Werke des Generals Rivas Palazios, **México á través de los siglos**, würde z. B. der Verfasser sehr merkwürdige Dinge über diese Gefängnisse, wie sie in Mexico bestanden, gefunden haben. Auch schon aus C. Henner, Beiträge zur Organisation und Competenz der päpstlichen Ketzergerichte, S. 180 ff., hätte er manches lernen können. Allein in dieser ganzen zweiten Hälfte des Werkes tritt bei dem Herrn Verfasser die eigentliche Gefängnißkunde überhaupt stark in den Hintergrund. Neben einigem Guten und Dankenswerthen, das gewöhnlich Kober oder Reiffenstuel entlehnt ist — S. 245 wird jedoch dieser letztere treffliche Autor neben Suarez als „Rigorist" (!) gebrandmarkt —, wird eine Masse fremdartiger Dinge und weitreichender Fragen aus ganz anderen Gebieten hereingezogen. Dabei liebt es der Herr Verfasser, seinen Gefühlsäußerungen einen ziemlich großen Spielraum zuzugestehen, und läßt sich zuweilen zu Kritiken und Verdicten hinreißen, die das Maß überschreiten und im besten Falle überflüssig erscheinen. Schon in den früheren Theilen des Werkes fand sich eine Anzahl von Aeußerungen und Urtheilen, welche eine Zurückweisung herauszufordern schienen. Dieser zweite Theil des ganzen Buches aber erscheint mit Auffassungen, Urtheilen und Behauptungen versetzt, die noch weit ernstere Bedenken zu erregen geeignet sind. Es ist aller Achtung werth, wenn ein vielbeschäftigter Geistlicher in edlem Eifer für seinen speciellen Beruf sich in allen mit demselben irgend in Beziehung stehenden Gebieten eine gewisse Belesenheit anzueignen strebt. Dieses Streben verdient auch dann noch Anerkennung, wenn dessen Ergebniß mit Unvollständigkeit und Einseitigkeit behaftet sein sollte. Allein eine solche dilettantische Belesenheit kann noch nicht eine Competenz begründen, um an kirchlichen Einrichtungen, Anschauungen und Satzungen öffentliche Kritik zu üben, wie dies leider in diesem Werke an der einen oder andern Stelle geschehen ist. Schon die Oberflächlichkeit und Mangelhaftigkeit in der Kenntniß der besprochenen, so verschiedenen Gebieten angehörenden Verhältnisse hätte davon zurückhalten müssen.

Um alle schiefen Darstellungen im einzelnen richtig zu stellen, würde es einer ganzen Broschüre bedürfen, was nicht noththut.

Von solchen besondern Fragen abgesehen, scheint der „Geist der Humanität", welchen der Verfasser an der Neuzeit rühmt, wirklich in sehr modernem Sinne von ihm erfaßt zu sein. Er schreibt bei der Schilderung der mit der Neuzeit anbrechenden „Morgenröthe besserer Zustände für die Gefangenen" u. a. S. 188: „Nun wurde die Kirche Mitarbeiterin des Staates und ihr in der vom Staate angerufenen und als ein Hauptfactor in den gesamten Strafvollzugsorganismus eingefügten Gefängnißseelsorge die vorzügliche Aufgabe übertragen, den mit der Sühne verbundenen Strafzweck der Besserung zu verwirklichen. Und neben dieser ‚amtlichen Thätigkeit' der christlichen Kirche für die Gefangenen in unserer Zeit sehen wir von England und Amerika ausgehend und in Deutschland durch den hochverdienten evangelischen Pfarrer Fliedner ins Leben gerufen, auch die reichste ‚freiwillige Liebesthätigkeit' für unsere Unglücklichen auf einem weitherzigen interconfessionellen und internationalen Untergrunde, in mancherlei Vereinen und Anstalten blühen und gesegnete Früchte bringen."

Da der Herr Verfasser noch ein weiteres Werk in Aussicht stellt, so darf wohl auch eine Bemerkung hinsichtlich der äußeren Einrichtung seines Buches hier Platz finden. Seite 161 liest man die merkwürdige Anmerkung: „Wir bitten hier um besondere Berücksichtigung der Anmerkungen 88 ff., die sehr wichtiges im Text nicht verarbeitetes Material zur Belehrung bieten.“ In zweifacher Hinsicht ist diese Bemerkung kennzeichnend. Es ist gewiß nicht das Richtige, wenn „sehr wichtiges Material“, das den Hauptgegenstand selbst betrifft, im Texte nicht verarbeitet wird; noch schlimmer, wenn, wie S. 156, das im Text Gesagte durch die Anmerkung direct widerlegt wird. Im Texte ist das Bedauern ausgesprochen, daß Vereine christlicher Barmherzigkeit für Gefangene in dem betreffenden Zeitraum innerhalb des deutschen Vaterlandes nicht angeführt werden könnten; in der Anmerkung 81 (S. 359) wird eine recht schöne derartige Vereinigung aus dem 15. Jahrhundert in Nürnberg angeführt. Aber die Bemerkung am Fuße der Seite 161 verräth zugleich die Voraussicht des Verfassers, daß man seine Anmerkungen leicht übersehen könnte. In dieser Beziehung hätte wirklich das Buch kaum unpraktischer eingerichtet werden können. Es gehört, zumal bei den ungeschickten Seiten-Ueberschriften, eine wahre Kunst dazu, oder vielmehr ein ziemliches Quantum Geduld und Zeitverlust, um aus dem Wust von Anmerkungen am Schluß des Bandes stets diejenige herauszufinden, die einer gegebenen Stelle entspricht.

Otto Pfülf S. J.

Social England. Vol. I: **From the earliest times to the accession of Edward I.** 8⁰. (LVI and 504 p.) Vol. II: **From the accession of Edward I. to the death of Henry VII.** 8⁰. (IX and 587 p.) Vol. III: **From the accession of Henry VIII. to the death of Elizabeth.** 8⁰. (IX and 592 p.) London, Cassell, 1894—1895. Preis 45 *Sh.*

Eine Geschichte des englischen Volkes zu schreiben, seines Fortschrittes, seiner Religion, seiner Gesetze, seiner Industrie, seines Handels, seiner Literatur und seiner Sitten, ist für den Einzelnen gegenüber den hochgespannten Erwartungen des Publikums ein Ding der Unmöglichkeit. Man kann es daher nur mit Freuden begrüßen, daß Dr. Traill, der Herausgeber des vorliegenden Werkes, eine Reihe von Fachgelehrten gewonnen hat, welche die einzelnen Abschnitte bearbeitet haben. Der Herausgeber hat sich indes seine Aufgabe vielfach zu leicht gemacht und den Mitarbeitern zu freien Spielraum gewährt (fast jeder hat seine eigene Methode, seinen eigenen Standpunkt) und hat nicht einmal die Widersprüche ausgemerzt. Die Wahl der Mitarbeiter ist zudem nicht eine durchaus glückliche. A. L. Smith, dem die politische Geschichte Englands zugefallen, ist seiner Aufgabe nicht gewachsen, auch Beazleys Darstellung der religiösen Zustände ist ungenügend; dagegen sind die Beiträge von Maitland, Poole, Dr. Creighton, Heath in ihrer Art vortrefflich und bieten reiche Belehrung.

Die schwächste Partie des ganzen Werkes ist die Geschichte Britanniens unter keltischer und römischer Herrschaft; die Verfasser stehen auf einem ganz veralteten Standpunkte und haben sich nicht die Mühe genommen, die Resultate

der neuesten Forschung zu verwerthen. Haverfield (in English Historical Review 1894, p. 723—726) hat eine Reihe von groben Schnitzern nachgewiesen, die man nicht für möglich halten sollte. Auch in der Darstellung der Eroberung Englands durch die Angelsachsen finden sich manche Fehler. Smith hält noch immer an der selbst von Freeman zum Theil wenigstens zurückgenommenen Ansicht fest, die sächsischen Eroberer hätten die Eingebornen entweder ausgerottet oder in die Gebirge getrieben und sich mit denselben nicht vermischt. Die Kriegsgeschichte von der politischen Geschichte zu trennen, wie hier geschieht, führt zu vielen Wiederholungen. Der Bearbeiter der militärischen Geschichte läßt bisweilen der Phantasie die Zügel schießen und begnügt sich nicht mit einfacher Angabe dessen, was er in den Quellen gefunden hat.

Es wäre unbillig, bei einem Buche, das so viel Neues und Gutes bietet, bei den Fehlern allein zu verweilen. Die Abschnitte über Literatur, Ackerbau und Handel sind sehr interessant; am lehrreichsten ist die Darstellung der damaligen Rechtsverhältnisse durch Maitland. Es wird wohl manche Leser interessiren, zu erfahren, daß von der normännischen Eroberung an bis herab auf das Jahr 1731 die lateinische, nicht aber die französische oder englische Sprache die Gerichtssprache war; daß selbst unter den Angelsachsen Verleihungen in lateinischer Sprache abgefaßt waren. Unter Heinrich II. (1154—1189) verloren die localen Gerichtshöfe ihr Ansehen; alle wichtigen Processe wurden vor dem königlichen Gerichtshof in Westminster ausgefochten. Das englische Recht stand unter Heinrich II. in großer Gefahr, von dem römischen verdrängt zu werden. „Wir haben", sagt Maitland (I, 280), „uns unserer englischen Gesetzgebung zu laut gerühmt, denn sie ist kein reiner Gewinn. Wäre das römische Recht bei uns eingeführt worden, so hätten wir uns manche Verlegenheiten erspart. Es ist vielleicht gut, daß wir mit unserem Experimentiren vorangestolpert sind und aus unsern Fehlern etwas gelernt haben."

Ueber die religiösen Zustände Englands finden sich manche gute Bemerkungen.

Die Verdienste der zwei großen Bettelorden, der Dominikaner und der Franziskaner, um die geistige Erneuerung Englands werden auch hier anerkannt, ebenso ihre Verdienste um die Wissenschaft. Die große Popularität der Bettelorden übte einen heilsamen Einfluß auf die Mönche und den Weltclerus aus, der die Seelsorgspflichten eifriger zu erfüllen begann. „Selbst im 14. Jahrhundert", sagt Beazley (II, 31), „ist der religiöse Fortschritt sichtbar. In der Erziehung, in religiösen Liedern und Hymnen in der Muttersprache, in Andachtsbüchern, Werken der Barmherzigkeit suchte man die Mittel dem Zwecke anzupassen." Sehr viel geschah für Erziehung des Clerus durch Gründung von Collegien, für die Aufnahme armer Schüler in die Collegien an den Universitäten. Für den Unterricht der Laien war in den zahlreichen Latein- und Klosterschulen gesorgt. Seit 1270 traf man ernstliche Anstalten, einen regelmäßigen katechetischen Unterricht durch die Pfarrer einzuführen. Der Bau und die Ausschmückung von Kirchen, die Sorge für Aussätzige, Arme und Waisen durch Gründung von Spitälern 2c. zeigte, daß der religiöse Sinn und die christliche Liebe noch nicht ausgestorben waren (p. 32).

Der Wycliffe gewidmete Abschnitt verdient Anerkennung. Der Inhalt von Wycliffes Lehre ist nicht neu, wohl aber die Form; vieles ist Fitzralph und Occam entnommen. Während Poole Wycliffe Originalität abspricht, nennt ihn Heath, der den Abschnitt „Literatur" behandelt, einen großen, originellen Denker, aber einen schlechten Stilisten, der zwar kein einziges literarisches Kunstwerk hervorgebracht, wohl aber viele neue Ideen vorgetragen habe. Heath widerspricht nicht nur Poole, sondern sich selbst, wenn er den größten Theil der Bibelübersetzung Wycliffe zuschreibt. Gasquets Artikel, der behauptet, die Wycliffe zugeschriebene Uebersetzung sei von einem Katholiken verfaßt, wird von Heath nicht berücksichtigt.

Wycliffes Einfluß an der Universität Oxford war ein persönlicher gewesen; man hatte in ihm den großen Lehrer geehrt, den man schonend behandeln müsse; seine Irrthümer betreffs des Altarssacramentes und die socialen Grundsätze, die er vorgetragen, waren nie populär gewesen und geriethen an der Universität bald in Vergessenheit. Seine socialen Grundsätze, welche durch die Armen Prediger verbreitet wurden, drangen ins Volk und behaupteten sich auch noch lange nach der Vernichtung der Lollarden als einer politischen Macht. Erst die Reformatoren zogen Wycliffe wieder ans Licht.

Ueber die religiösen Zustände vor Ausbruch der Reformation gibt uns Hutton interessante Aufschlüsse (II, 464—475). Cardinal Morton stand an der Grenzscheide des Mittelalters und der neuen Zeit. Er zeigte großes Verständniß für die socialen Aenderungen, die sich schon damals vollzogen, und suchte die materielle Wohlfahrt der arbeitenden Klasse zu fördern. Der Niedergang der Klöster hatte bereits unter Heinrich begonnen; sittliche Verirrungen waren verhältnißmäßig selten, dagegen hatte sich die financielle Lage mehr und mehr verschlimmert. Die Mönche waren nicht länger Bahnbrecher in der Bewirtschaftung ihrer Güter, sondern hielten an den alten Traditionen fest. Manche Klöster waren dem Bankrotte nahe. Infolge ihrer Armut konnten sie nur wenig Novizen aufnehmen und die Zucht nicht mit derselben Strenge wie früher handhaben. So wurden denn schon lange vor dem Ausbruch der Reformation verschiedene Klöster, die dem Verfalle nahe waren, aufgehoben. Manche Fehler, welche die bischöflichen Visitatoren zu rügen hatten, kamen auf Rechnung der Aebte, welche den Klöstern aufgedrängt worden waren. Waren die Obern tüchtig, so herrschte auch Zucht und Ordnung im Kloster; vernachlässigten sie ihre Pflicht, so fanden sie in der Communität nur zu gelehrige Nachahmer. Dieselben Klöster, in welchen die Visitatoren schwere Fehler zu rügen hatten, wurden wahre Muster, wenn sie gute Obere erhielten. Es läßt sich kaum läugnen, daß in manchen Klöstern eine gewisse Lässigkeit herrschte, daß zwar wenig Schlechtes, aber im Vergleich zu früher weniger Gutes geschah, daß mehrfach der rege Eifer, die Begeisterung fehlte. Auch Gasquet in seinem bekannten Werke gibt das mehr oder weniger zu. Die Bettelmönche besaßen noch immer populäre Prediger, aber wissenschaftliche und gelehrte Männer nicht mehr in so großer Zahl wie früher. Hutton faßt sein Urtheil über den Clerus in folgende Sätze zusammen:

„Trotz aller Satiren, seien sie verdient oder unverdient, besteht darüber kein Zweifel, daß die Kirche unter Heinrich VII. populär und die Kirche

äußerlich stark war. Der Clerus bildete eine Kaste mit seinen eigenen Gesinnungen und Interessen, war aber ganz und gar nicht exclusiv. Er war durch enge Bande mit allen Familien des Landes verknüpft. Man wünschte nichts mehr, als Söhne zu haben, welche die Priesterweihe erhielten. Es war das Zeitalter der großen Pfarrkirchen. Ihre Größe und die herrliche Arbeit an denselben offenbaren die herrschende kirchliche Gesinnung. Einige der schönsten Kirchen waren offenbar von dem Volk und für das Volk gebaut" (II, 471).

Dies war auch das Zeitalter der Restauration der Kirchen. Ein italienischer Berichterstatter (Italian Relation, Camden Soc. p. 23 u. 29) gibt um das Jahr 1500 von dem religiösen Leben der Engländer die folgende Schilderung: „Die Leute gehen jeden Tag zur Messe und beten öffentlich viele Paternoster; die Frauen tragen lange Rosenkränze in der Hand, und die, welche lesen können, recitiren das Officium der Mutter Gottes mit ihrem Nachbar leise in der Kirche. Die Sonntagsmesse hören sie immer in der Pfarrkirche; sie geben reichliches Almosen ... und unterlassen überhaupt keine einzige der religiösen Pflichten, welche guten Katholiken obliegen. ... Der Reichthum des Volkes wird vor allem in den Kirchenschätzen entfaltet; denn in dem ganzen Königreich ist keine Pfarrei so arm, daß sie nicht Crucifixe, Leuchter, Rauchfässer, Patenen und Kelche von Silber hätte, noch gibt es einen Convent von Bettelmönchen, wo nicht alle diese Artikel von Silber wären, nicht zu reden von vielen andern Kunstgegenständen aus demselben Metall, welche einer Kathedralkirche würdig wären." Der Chor wurde höchstens von einem oder dem andern aus dem Regularclerus vernachlässigt. Die Predigt war nicht so gewöhnlich wie heute; die Bischöfe gaben den Geistlichen seit dem Aufkommen der Lollarden oft nur ungern die Erlaubniß zum Predigen. Die Messe wurde von allen verstanden; der Laien Meßbuch, eine Uebersetzung und fortlaufender Commentar der Meßgebete, war in fast aller Händen. Die Gebetbücher wurden schon frühe durch den Druck verbreitet. Processionen waren noch immer sehr häufig. Einige Reformen waren vielleicht nöthig und wurden vielleicht zu lange verschoben; aber die Kirche stand noch immer so mächtig da, daß der italienische Berichterstatter sagen konnte: „Der Clerus besitzt den größten Einfluß im Land" (ibid. p. 34). Das Bedürfniß nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern machte sich in England wenigstens nicht fühlbar. Die Kirche würde sich von innen heraus leicht reformirt haben, wenn der Staat ihr seine Minister und Diplomaten, für die es damals keine Pensionen gab, nicht als Bischöfe und kirchliche Würdenträger aufgedrängt hätte.

Der dritte Band übertrifft die zwei vorhergehenden nach Form und Inhalt. Die Abschnitte über Ackerbau, Armengesetzgebung, epidemische Krankheiten, über die Literatur sind wirklich mustergiltig. Wer diese Abschnitte mit der Darstellung Froudes vergleicht, wird sofort erkennen, daß hier mit dem protestantischen Mythus gründlich aufgeräumt ist, daß Heinrich VIII., weit davon entfernt, ein Freund und Wohlthäter seines Volkes, ein Reformator zu sein, eine wahre Gottesgeißel war. Ashleys Behauptungen in English Economic History P. II sind durchgängig gründlich widerlegt. In England war für die Armen weit besser gesorgt als in andern Ländern, z. B. Deutschland: einmal, weil die

Klöster zahlreicher und gut vertheilt waren; dann, weil die Gilden über große Mittel verfügten; endlich, weil der Clerus angehalten wurde, einen Theil seiner Einkünfte zu Gunsten der Armen zu verwenden. Heinrich VIII., der durch Einziehung der Klostergüter die Landbevölkerung arbeitslos und brodlos gemacht, der wohl Gesetze gegen die Verwandlung des Ackerlandes in Schafweiden erließ, aber über deren Ausführung nicht wachte, der infolge seiner nutzlosen Kriege und unsinnigen Verschwendung die Münzen dermaßen verschlechterte, daß nur ein Drittel von dem edlen Metalle übrig blieb, zwei Drittel eine Mischung waren, that nichts, um die Noth des Volkes zu erleichtern. Der Preis der Lebensmittel und der vom Ausland eingeführten Waren war stetig im Steigen, die Löhne aber wurden kaum erhöht; denn der Markt war überfüllt, da alle, welche früher als Bauern Beschäftigung gefunden, in die Städte eilten und dort Arbeit suchten.

Nur der Tod hinderte Heinrich an der Einziehung der Güter der Gilden und Gewerkvereine; die Höflinge des Kindes Eduard, das 1547 den Thron bestieg, verschleuderten die Klostergüter, welche sich noch in der Hand der Regierung befanden, und nahmen die Güter der Gilden in Beschlag; ebenso wurden die Güter der Hospitäler eingezogen.

Noch Hallam hat behauptet, die Höflinge, welche die Klostergüter erhalten, hätten die Pflichten der Gastfreundschaft aufs treueste erfüllt. Hier wird nachgewiesen, daß das von Heinrich VIII. erlassene Gesetz, welches Gastfreundschaft zur Pflicht macht, ein todter Buchstabe blieb; daß die neuen Großgrundbesitzer sich selten auf ihren Gütern sehen ließen und den Pachtzins gewaltig erhöhten. Cobbetts Darstellung, die von Ashley so heftig angegriffen worden ist, kommt somit wieder zu ihrem Rechte. Auf die Armengesetzgebung, die ausführlich behandelt ist, kann hier nicht eingegangen werden. Das protestantische England des 16. Jahrhunderts unterscheidet sich sehr von dem gegenwärtigen. Während heutzutage alle Klassen Opfer bringen und selbst die, welche zum Theil durch ihre eigene Schuld infolge der Strikes ihre Arbeit verloren haben, nach Kräften unterstützen, war es zur Zeit der Tudors sehr schwer, milde Gaben für die Armen zu erhalten. Die Regierung nahm zu Geldstrafen ihre Zuflucht, freilich ohne ihr Ziel zu erreichen; denn die Magistrate und Friedensrichter drangen nicht auf Ausführung der Gesetze. Die Mittelklassen wurden reich, die höhern Klassen waren äußerst verschwenderisch, die niedern Klassen darbten und mußten sehen, daß man sie wie Vagabunden und Landstreicher grausam strafte, obgleich sie ohne ihre Schuld arbeitslos waren.

Daß die Armen keine Freunde der bestehenden Ordnung und der von der Königin Elisabeth vorgeschriebenen Staatsreligion waren, läßt sich leicht denken. Die Prediger konnten schon darum nicht populär sein, weil sie keine Almosen gaben. Die einen waren geizig, die andern waren bettelarm und konnten nur mit Mühe sich und ihre Familie ernähren; auch die Einkünfte der anglikanischen Bischöfe waren gar sehr vermindert worden zu Gunsten der Höflinge Elisabeths.

Aus den recht guten Angaben über das religiöse und sociale Leben sei hier nur Folgendes angeführt. Die Lockerung der guten Sitte und Zucht hatte schon unter Heinrich begonnen; aber der ganz weltliche, irreligiöse Ton, die

schrankenlose Prachtliebe und Genußsucht rissen erst unter Elisabeth ein, die dem Volke mit dem schlechten Beispiele voranging. Die Kleidung der Frauen war ebenso prunkhaft als unschön, die der Männer war kaum besser.

Gegen Ende der Regierungszeit Elisabeths treten die großen Schriftsteller auf, welche die Blütheperiode der englischen Literatur begründeten. Manche der besten dramatischen Werke fallen jedoch in die Regierungszeit Jakobs I.

Dieser Band bildet eine nothwendige Ergänzung der Werke von Lingard und Froude, welche die socialen Fragen vielfach nur gestreift haben.

A. Zimmermann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Commentarius in Genesim, auctore Francisco de Hummelauer S. J. (Cursus Scripturae Sacrae auctoribus R. Cornely, J. Knabenbauer, Fr. de Hummelauer, aliisque Soc. Jesu presbyteris.) 8°. (612 p.) Parisiis, Lethielleux, 1895. Preis *Fr.* 12.

Ein neuer wissenschaftlicher Commentar zur Genesis setzt wie kein anderer Vertrautheit mit mannigfaltigen und weiten Gebieten gelehrter Forschung voraus und hat mit zahlreichen und ansehnlichen Gegnern sich abzufinden. Es bedurfte dafür in der That eines Mannes, der wie der Verfasser für die wichtigsten Punkte des Werkes auf gelehrte Untersuchungen hinweisen kann, mit welchen er bereits vor zwei Jahrzehnten hervorgetreten, und welche zu vertiefen und zu vervollständigen er seitdem nicht müde geworden ist. Dafür darf aber auch der neue Commentar auf das Interesse und die Dankbarkeit wie des Exegeten so des Apologeten rechnen, und dies wohl nicht allein innerhalb der Kreise seiner Kirche. Denn jedem bibelgläubigen Christen, dem es mit der Hochhaltung des Wortes Gottes ernst ist, muß ein solches Werk, das bei aller theologischen Bestimmtheit der Höhe des heutigen Profanwissens in nichts vergibt, hochwillkommen sein. Die Vorzüge der Darstellung v. Hummelauers sind: Nüchternheit, Klarheit und Kürze, verbunden mit dem Ernst und der Ehrfurcht, wie sie der Behandlung des heiligen Textes gebühren. Die Kürze ist vor allem anzuerkennen in der meisterhaften, nur 45 Seiten zählenden Introductio, wie bei allen polemischen Ausführungen, die deshalb an Kraft der Ueberzeugung nichts verlieren. Auch hindert diese Kürze nicht, daß an einzelnen Stellen die Darstellung zu einer Lebendigkeit und Schönheit sich erhebt, die inmitten des trockenen Commentars überrascht. Bezüglich der Bestandtheile der Genesis hält der Verfasser fest an einer ununterbrochenen „Ueberlieferung“, welche, sei es mündlich, sei es theilweise schriftlich, jedenfalls aber sicher und unverfälscht, von Adam bis Moses sich fortgeerbt habe, und in welcher er drei Hauptschichten unterscheidet. Der Commentar selbst gliedert sich nach den elf sachlichen Hauptstücken des Buches in der Weise, daß das siebente derselben, die „Geschichte der großen Patriarchen“, in die fünf letzten als

Unterabtheilungen zerlegt wird. Zur Erklärung des Sechstagewerkes bleibt der Verfasser bei der Revelationstheorie, welche er bereits 1877 im 4. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach" verfochten. Die Streitfragen hinsichtlich der Sündfluth werden mit aller Ausführlichkeit so dargelegt, daß nicht nur die Fragepunkte und Argumente, sondern auch die Geschichte der Controversen zur Beurtheilung vorliegen; der Verfasser selbst läßt die Fragen offen. Die Untersuchungen über die Zahlenangaben der Genesis werden mit großer Sorgfalt geführt und mehrfach durch Tabellen erläutert. Es versteht sich, daß auch die andern vielumstrittenen Fragen, wie die über die Lage des Paradieses, die Sprachverwirrung, die Völkertafel u. s. w., zu eingehender Erörterung gekommen sind; besondere Hervorhebung aber verdient es, daß, wie z. B. p. 205, manchmal ganz trockene Aufzählungen infolge der trefflichen Erklärung einen ungeahnten Reichthum des Inhaltes zu erkennen geben.

Unser Glaube ist ein vernünftiger Glaube. Ein Wort zur Bekämpfung des Unglaubens und zur Vertheidigung des Glaubens von A. F. Der Erlös ist für das Missionshaus „Heilig Kreuz" in Neuland bestimmt. 8°. (200 S.) Steyl, Verlag der Missionsdruckerei (Joh. Janssen), 1894. Preis geb. *M.* 1.

Das Büchlein von bescheidenem Umfang, hübscher Ausstattung und billigem Preis will eine volksthümliche Vertheidigung der katholischen Lehre bieten. Inhaltlich lehnt es sich an bekannte apologetische Werke an; es ist in schöner Sprache und mit großer Wärme geschrieben. Der heilige Ernst, der das Ganze durchdringt, wird auf Gläubige wie Halbgläubige und selbst auf Ungläubige nicht leicht seinen Eindruck verfehlen. Ob freilich dieses Büchlein gerade den geeignetsten Ton trifft für „die Hütte des Arbeiters und die bescheidene Stube des Landmanns", dürfte zu bezweifeln sein. Es ist jedoch gewiß fähig, in recht weiten Kreisen, namentlich bei dem strebsamern Theile der heranreifenden Jugend, mit Nutzen gelesen und beherzigt zu werden. Die als „Anhang" beigegebene Apologie der Beicht wäre besser dem Ganzen eingegliedert und dementsprechend etwas umgestaltet worden. Es kann nicht zum Vortheil sein, daß sich die ganze Darlegung nach dem gehässigen Artikel eines protestantischen Blattes einrichtet, zu dessen Widerlegung sie ursprünglich für eine katholische Zeitung abgefaßt worden ist. Auch ist es kaum psychologisch, wenn mit dem Abschnitt „Ein schlechter Priester" aller positiven Begründung des Beichtinstituts der peinvollste, man möchte sagen verletzendste, und doch in Wirklichkeit der fernliegendste von allen Einwürfen vorangestellt wurde. Im übrigen verdient das Büchlein ganz die Empfehlung, welche Herr Professor Dr. Krieg in Freiburg in einem schönen „Geleitswort" ihm mit auf den Weg gegeben hat.

Das Grunddogma des Christenthums, vertheidigt gegen die Angriffe des Materialismus. Populär-philosophische Abhandlungen von P. Rissart. 8°. (102 S.) Bonn, Hanstein, 1895. Preis *M.* 1.50.

Die Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele gegen die Angriffe des Materialismus zu vertheidigen und die Unhaltbarkeit und Hohlheit der materialistischen Weltanschauung zu zeigen, ist der Zweck dieser Schrift. Sie weist auf das traurige Verhältniß dieser Weltanschauung zum menschlichen Leben hin. Treffend sagt der Verfasser vom Materialismus (S. 97): „Er hat kein Auge, das zum Himmel blickt; kein Ohr, das auf eine Stimme aus der Ewigkeit horcht; keine Zunge, die einen Laut der Geisterwelt hervorbringt; kein Herz, das für Tugend und Heiligkeit empfindlich ist; keine Hand, die sich für Unsichtbares oder Unvergängliches in Be-

wegung setzt; keinen Fuß, der sich jemals aus dem Kothe erhebt. Kalt und herzlos entreißt er dem armen, von Kummer und Schmerz niedergebeugten, vom Unglück und von Leid gequälten Menschen den letzten und einzigen Trost, die Hoffnung auf den Himmel. Anstatt zu helfen, reißt er nieder; anstatt zu beleben, erstickt er die letzten guten Keime; anstatt zu heilen, schlägt er erst Wunden; anstatt zu stützen, bringt er uns an den Abgrund der Verzweiflung." Das sind sehr wahre und beherzigenswerthe Worte. In seiner positiven Beweisführung für die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele schließt sich der Verfasser enge an die scholastische Philosophie, besonders an den hl. Thomas von Aquin an. Daher ist die Argumentation gründlich und überzeugend. Nur in einzelnen Punkten (z. B. S. 25, 27, 36) scheint uns die Beweisführung nicht ganz befriedigend. Die Darstellung der philosophischen Wahrheiten, wie der Verfasser sie bietet, ist durchschnittlich eine recht anschauliche und auch für weitere Kreise verständliche.

Leitfaden der katholischen Religionslehre für höhere Lehranstalten von Dr. Theodor Dreher, Domkapitular an der Metropolitankirche zu Freiburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. V. Kirchengeschichte. kl. 8°. (54 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis 50 *Pf.*

Der auf dem Gebiete des Religionsunterrichts rühmlichst bekannte Verfasser liefert in diesem „Leitfaden" der „Kirchengeschichte" eine vortreffliche Uebersicht über die hervorragendsten kirchlichen Ereignisse und Persönlichkeiten der christlichen Jahrhunderte. In Anbetracht des geringen Umfanges bietet das Büchlein einen reichen Inhalt. Auf Eintheilung und Darstellung, die bei einem Lehrbuche von so hoher Bedeutung sind, hat der hochw. Herr Verfasser sichtlich die größte Sorgfalt verwendet, und gerade hier treten sein pädagogischer Tact und seine pädagogische Erfahrung glänzend zu Tage.

Erweiterter katholischer Katechismus für die Mittelklassen der Gymnasien und die entsprechende Stufe anderer höherer Lehranstalten im Anschluß an den Diöcesan-Katechismus von Köln, Trier, Münster, Paderborn, Breslau, Ermland, Fulda und Limburg. Von Dr. J. Schmitz. Mit oberhirtlicher Approbation. 8°. (224 S.) Regensburg, Pustet, 1895. Preis 70 *Pf.*; geb. 90 *Pf.*

Kleine Apologetik oder Begründung des katholischen Glaubens. Ein Leitfaden für den Unterricht an den höhern Lehranstalten und zum Privatstudium für Gebildete. Von Dr. J. Schmitz. Mit oberhirtlicher Approbation. 8°. (88 S.) Regensburg, Pustet, 1895. Preis 40 *Pf.*; geb. 60 *Pf.*

Beide Schriften wollen vorzugsweise dem Religionsunterrichte an unsern Gymnasien von Quarta bis Untersecunda, beide einschließlich, als Grundlage dienen. Der diesbezügliche Lehrplan des Gesamtepiskopates Preußens vom Jahre 1893 empfiehlt für die drei ersten der genannten Klassen einen „erweiterten Katechismus" und schreibt für Untersecunda, im Interesse derjenigen Schüler, welche mit Absolvirung dieser Klasse ihre Gymnasialstudien abschließen, „eine populär gehaltene Begründung des katholischen Glaubens" vor. Wie bedeutsam bei der gegenwärtigen Zeitströmung und wie schwierig zugleich die Durchführung dieser Verordnung ist, wird niemand verkennen. Die durch sie gestellte, nichts weniger als leichte Aufgabe ist in den beiden genannten Schriften in glücklicher Weise gelöst. Erweitert hat

der Verfasser den Kölner Elementarkatechismus, der sich nur wenig von dem Katechismus der andern auf dem Titel der ersten Schrift genannten Diöcesen unterscheidet, indem er theils die Zahl der Fragen von 692 auf 907 vermehrt, theils in Kleindruck Zusätze eingeschoben hat, welche das Verständniß der Glaubenswahrheiten zu vertiefen bezwecken. Die Apologetik behandelt in streng logischem Gang und knappster Form, dabei aber in edel-populärer Darstellung, die praeambula fidei, so zwar, daß das Hauptgewicht auf die göttliche Stiftung der Kirche und die Unfehlbarkeit ihres Lehramtes gelegt wird. Auch ein Secundaner, welcher nach Anleitung dieses Leitfadens sich die Voraussetzungen unseres christkatholischen Glaubens klar gemacht hat, wird sagen können: *Scio,* cui credidi.

Durch Atheismus zum Anarchismus. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christenthum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet von Nikolaus Siegfried. 12°. (151 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 1.

Ein vortreffliches Büchlein gegen den Umsturz von oben. Dasselbe wendet sich gegen die Verbreitung von Lehren, welche thatsächlich jede Autorität untergraben und so mit logischer Nothwendigkeit zur vollen Anarchie hindrängen. Geschrieben ist die Broschüre zunächst zu Nutz und Frommen derer, welche an den deutschen Universitäten solche Lehren vom Katheder herunter als Resultate der „Wissenschaft" verkünden hören. Das hohe Verdienst der sehr zeitgemäßen Schrift kann man wohl in die Sätze zusammenfassen, daß erstens die große Verbreitung atheistischer Lehren an den deutschen Universitäten documentarisch nachgewiesen wird, daß zweitens dem Atheismus und den mit ihm zusammenhängenden Lehren das gleißende Gewand der „Wissenschaft" unbarmherzig heruntergerissen wird, und daß drittens der innere Zusammenhang der atheistischen, der socialdemokratischen und der anarchistischen Ideen eine lichtvolle und wirklich überzeugende Darlegung findet. Die novellistische Einkleidung trägt nicht wenig dazu bei, die Lectüre auch solchen mundgerecht zu machen, die an abstractes Denken nicht gewöhnt sind.

Die moderne Litteratur in ihren Beziehungen zu Glaube und Sitte. Randglossen zur Umsturzvorlage. Von Dr. H. Roby, Pfarrer in Östrich a. Rhein. 8°. (X u. 96 S.) Mainz, Kirchheim, 1895. Preis *M.* 1.

Die sogen. Umsturzvorlage ist freilich begraben. Es möchte darum wohl mancher denken, vorstehend angezeigte Schrift sei nunmehr gegenstandslos. Das wäre aber ein großer Irrthum. Im Gegentheile wird dieselbe einen dauernden Werth behalten. Sie ist nämlich im wahren Sinne des Wortes ein Beitrag zur Culturgeschichte des letzten Viertels unseres aufgeklärten Jahrhunderts. Auch unsere Söhne und Enkel werden noch daraus lernen: So sah es aus im Jahre 1895, als man dem Unwesen der Hypercultur durch staatliche Gesetze zu steuern versuchte, aber den Versuch wegen des Widerspruchs der „Besitz, höhere Bildung und Wissenschaft repräsentirenden Klassen" wieder aufgeben mußte. Wer Robys fleißige Arbeit aufmerksam liest, der wird sich in der That nicht wundern über die entsetzlich rasche Abnahme von Glaube und Sittlichkeit in unserem Volke, namentlich in den Schichten der städtischen Bevölkerung. Wohl aber wird er sich wundern über die Blindheit so vieler Leute, welche meinen, man könne mit einigen Palliativmitteln: Zurückdrängung der Socialdemokratie aus der Oeffentlichkeit, Verstärkung der Militärmacht, Vermehrung der discretionären Befugnisse der Polizei u. dgl., dem Sturz nach abwärts vorbeugen. Wir empfehlen die Schrift nachdrücklich allen, welche an dem Wohlergehen unseres

Volkes warmen Antheil nehmen, in erster Linie aber denen, welche durch ihre amtliche oder sociale Stellung Einfluß auf engere oder weitere Volkskreise auszuüben im stande sind. Auf die zweite Abtheilung möchten wir noch im besondern die Aufmerksamkeit der Seelsorgsgeistlichkeit in Stadt und Land hinlenken. In dieser Abtheilung werden einige Kunstgriffe bloßgelegt, durch welche das Gift der ungläubigen und sittenlosen Literatur in die Kreise des noch gläubigen Kleinbürgerthums und der ländlichen Bevölkerung geleitet wird. Eine Inhaltsangabe der Schrift wollen wir hier nicht geben. Nur die eine Bemerkung sei gestattet, daß die Broschüre viel mehr enthält, als ihr bescheidener Titel vermuthen läßt.

Muster des Predigers. Eine Auswahl rednerischer Beispiele aus dem homiletischen Schatze aller Jahrhunderte. Zum Gebrauch beim homiletischen Unterrichte und zum Privatgebrauche. Von Nikolaus Schleiniger, Priester der Gesellschaft Jesu. Dritte, neu bearbeitete Auflage, besorgt durch Karl Racke S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Gutheißung der Ordensobern. 8°. (XVIII u. 948 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 8; geb. *M.* 10.

Der durch seine weitverbreiteten Werke um das Studium der Beredsamkeit hochverdiente Verfasser konnte die dritte Auflage des vorliegenden Werkes nicht mehr selber besorgen, da er bereits am 24. November 1888 in das bessere Jenseits abberufen wurde. Der neue Herausgeber hat mit großer Sorgfalt seines Amtes gewaltet und nicht wenig zur Vervollkommnung des Buches beigetragen. Eine beträchtliche Anzahl der frühern Beispiele ist durch neue ersetzt worden, die zum größten Theil der modernen Predigtliteratur angehören. Betreffs der Anordnung des Stoffes ist im einzelnen manches geändert, insbesondere aber für größere Uebersichtlichkeit gesorgt. Die aus fremden Literaturen übersetzten Stücke sind sprachlich noch weiter vervollkommnet, die Citate revidirt bezw. berichtigt. Sehr angemessen und gewiß vielen erwünscht war es endlich, daß den Namen der einzelnen der Vergangenheit angehörenden Kanzelredner jetzt kurze biographische Nachrichten beigefügt sind. Es genüge, auf diese Aenderungen der neuen Auflage hingewiesen zu haben, da bereits bei Erscheinen der zweiten Auflage das wichtige Werk dem hochw. Clerus und allen Priesteramts-Candidaten eindringlich empfohlen wurde (s. Bd. XXIII, S. 321).

1. **Manuale liturgiae Romanae** ad usum Ven. Cleri ministerio parochiarum addicti, necnon alumnorum ad ministerium sacrum aspirantium, ex fontibus authenticis concinnatum a R. D. Fr. Xav. Piller, SS. D. N. Leonis PP. XIII. cubiculario secreto supernumerario, S. Theologiae Professore. Editio tertia ab auctore recognita et emendata. 8°. (XXII et 612 p.) Friburgi Helvetiorum, in librariis consociationis S. Pauli, 1894. Preis *Fr.* 4.50.

2. **Compendium sacrae liturgiae** iuxta ritum Romanum, una cum appendice de iure ecclesiastico particulari in America foederata sept. vigente. Scripsit P. Innoc. Wapelhorst O. S. F., S. Theologiae Lector, olim Rector sem. Salesiani et S. Liturg. Professor. Editio quinta emendatior. 8°. (XVIII et 599 p.) Neo-Eboraci, Cincinnati, Chicago, Benziger Fratres, 1895. Preis geb. $ 2.50.

Nr. 1 war für die jetzt erschienene Ausgabe von dem hochbetagten Verfasser noch vorbereitet. Doch nur mehr die ersten Druckbogen konnten durch seine Hand

gehen; da rief ihn der Tod ins bessere Leben ab und machte die Weiterbesorgung durch Freundeshand nöthig. Diese Aufgabe übernahm der Professor des bischöflichen Seminars in Freiburg, Fr. Pahud; derselbe hat die eigenen Zuthaten auf möglichst wenige beschränkt und dieselben als solche kenntlich gemacht. Die vielen und hohen Empfehlungen des Werkes machen ein weiteres Lob unnütz. Das Buch beschränkt sich darauf, in den liturgischen Functionen des gewöhnlichen Priesters, einschließlich des Stundengebetes, diesen über alle maßgebenden kirchlichen Vorschriften zu unterrichten, mit Angabe jedoch der jedesmaligen Quelle. Diese Unterweisung geschieht mit großer Pietät und Frömmigkeit; auch ist sie so einfach und klar, daß sich sofort jeder mit diesem Buch in der Hand bei allen betreffenden liturgischen Handlungen bis aufs kleinste hin zurechtfindet. Schade, daß im Beginn des Buches die Angaben über Occurrenz und Concurrenz verschiedener Feste nicht mehr ganz genau mit den neuesten Decreten de festis primariis et secundariis in Einklang gebracht werden konnten; das diesbezügliche Hauptdecret vom 22. bezw. 27. August 1893 ist jedoch im Anhang mitgetheilt.

Nr. 2 verdient nicht geringeres Lob. Auch dieses Buch ist schon durch den Tod seines ersten Verfassers in die zweiten Hände übergegangen. P. Raph. Fuhr O. S. F. hat es mit großer Sorgfalt durchgesehen, um die neuesten maßgebenden Decrete zu verwerthen. Wiewohl die Seitenzahl etwas geringer ist als bei Nr. 1, so ist es doch bei kleinerem Druck sachlich reichhaltiger, freilich auch erheblich theurer. Es bietet außer den liturgischen Vorschriften auch historische und ascetisch-mystische Erklärungen, gibt manche pastorelle Winke und bringt auch, mit besonderer Rücksicht auf Nordamerika, auszüglich die Decrete des zweiten und dritten Plenarconcils von Baltimore. Der Erfolg, daß das Werk von 1887 bis jetzt fünf Auflagen erlebt hat, steht in vollem Einklang mit der ihm von mehr als 20 Bischöfen ertheilten Empfehlung.

Der hl. Bonifatius, Apostel der Deutschen. Von Dr. theol. Bernhard Kuhlmann, Gymnasialober- und Religionslehrer. 8°. (XVI u. 504 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1895. Preis *M.* 3.60.

Diese neue Lebensbeschreibung des hl. Bonifatius hat nicht nur die alten Quellen in ihren zuverlässigsten Ausgaben zu Grunde gelegt, sondern auch die zahlreichen spätern Arbeiten und Untersuchungen über den gleichen Gegenstand fleißig herangezogen. Auch die Kritiker und Tadler des Heiligen sind reichlich zu Wort gekommen und treten in das richtige Licht. Das Buch ist mit wohlthuender Wärme geschrieben; allenthalben verräth sich der Schulmann, der Wahrheiten fest einprägen, Irrthümer berichtigen will, aber auch der Priester, der, begeistert für die ruhmreiche Vergangenheit der deutschen Kirche, gleiche Begeisterung in andern wachzurufen sucht. Nicht bloß die Person des hl. Bonifatius, sondern mehr noch dessen Werk ist Gegenstand des Buches, und deshalb bietet dasselbe eine Geschichte der alten deutschen Kirche überhaupt, noch weit über Bonifatius hinaus, und einen lehrreichen Ausblick über deren ganze fernere Entwicklung. Denen, welche für die Zeit des Aufbaus der deutschen Kirche und deren große Vergangenheit sich interessiren, kann daher das fleißige, auch fließend geschriebene Werk sich nur empfehlen. Ohnehin dient es einem sehr edlen Zwecke, indem das Honorar für den Bonifatiusverein bestimmt ist. — Unter den kleinen Versehen ist S. 254 die Ausführung über die „Kugelgestalt" der Erde zu bedauern, ebenso S. 493 die Bezeichnung Mabillons als „Benediktiner von St-Denis". Der S. 345 genannte Historiker ist P. Joh. Gamans.

Les Jésuites à Cayenne. Histoire d'une Mission de vingt-deux ans dans les Pénitenciers de la Guyane, par le P. Paul Mury S. J. 8°. (XVI et 283 p.) Strasbourg, Le Roux & Cie (Paris, Retaux & Fils), 1895. Preis *M.* 4.

Der Name Cayenne hat einen scharfen Beigeschmack, wie der berühmte Pfeffer, der seine Marke trägt. Die Kolonie war ja bekanntlich seit 1851 der Deportationsort französischer Staatsverbrecher und wurde ein Schreckenswort, ähnlich wie Sibirien für Russen und Polen. Allein die furchtbare Geißel des Gelben Fiebers, das in dem einen Jahre 1856 62% der Deportirten hinwegraffte, erschien selbst für Sträflinge zu grausam, und so trat Cayenne seit 1864 seine traurige Bestimmung zum größten Theil an Neu-Caledonien ab. Als Seelsorger der Strafkolonie wurden von Anfang an französische Jesuiten bestimmt, deren Brüder hier in älterer Zeit eine blühende Heidenmission gegründet und geleitet hatten. Die vorliegende, auf officiellen Acten beruhende Schrift erzählt die ergreifende Geschichte dieser eigenartigen, einen Zeitraum von 22 Jahren umfassenden Sträflingsmission. Die Geschichte der Deportation, das traurige Geschick der Gefangenen, die dunklen Schatten ihres sittlichen und religiösen Elends bilden den düstern Hintergrund, auf welchem der heroische Opfermuth einer Handvoll apostolischer Männer und katholischer Ordensschwestern, ihr wunderbar segensreiches Wirken und ihre treue Ausdauer bis in den Tod als ergreifendes Lichtbild sich doppelt wirksam abheben. In den beiden Jahren 1855 und 1856, in denen das Gelbe Fieber besonders furchtbar wüthete, starben nicht weniger als acht Patres und Brüder und sieben Schwestern im Dienste der Kranken. Von 1853—1872 fanden 18 Jesuiten ihr Grab in dem mörderischen Klima, während zahlreiche andere den Todeskeim mit sich in die Heimat zurücktrugen. Besonders interessant ist die im dritten Buch erzählte Geschichte der Gründung, Organisation und Blüthe der seit 1858 von Maroni ins Leben gerufenen sogen. Arbeiterkolonien. Das Buch ist sehr schön geschrieben und bildet einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des katholischen Gefängnißwesens.

Leo Dupont, sein Leben und Wirken. Frei nach französischen Quellen bearbeitet von Jos. Neumann, Rektor, Präses der Männer- und Arbeiterinnen-Kongregation. Mit geistlicher Genehmigung. kl. 8°. (V u. 183 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1895. Preis 70 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Eine kurze Lebensbeschreibung des im Rufe der Heiligkeit 1876 gestorbenen Dieners Gottes Leo Dupont aus der Feder Janviers wurde uns schon vor zehn Jahren in autorisirter deutscher Uebersetzung von M. Hoffmann geboten (vgl. diese Blätter Bd. XXX, S. 336). Dieses neue Lebensbild lehnt sich zwar auch an französische Vorlagen an, faßt aber doch in besonderer Weise die deutschen Leser ins Auge und schildert dabei mit Vorliebe das christlich sociale Wirken Duponts. Der edle Laie griff überall anregend, helfend, fördernd ein, wo immer es galt, den Nöthen der Gegenwart Abhilfe zu schaffen. Großes Verdienst erwarb er sich u. a. um die Vincenz-Conferenzen und Arbeitervereine, um Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten, um die Errichtung der Bruderschaft zur Sühne für Gotteslästerungen und die Entheiligung des Sonntags, um die Einführung der „nächtlichen Anbetung" und ganz hauptsächlich um die Verehrung des heiligen Antlitzes, deren hoher Aufschwung mit seinem Namen aufs engste verknüpft ist. Das Büchlein bietet in der That viel des Erbauenden und Erhebenden. An einer sorgfältigen Druckcorrectur hat es demselben leider gefehlt. So ist gleich in der ersten

Zeile der ersten Seite als Geburtsjahr Duponts 1707 statt 1797 gedruckt. Auch die Eigennamen sind mehrfach durch Druckfehler verunziert. Schon in der Vorrede liest man zweimal Lassere statt Lasserre. S. 18 steht Lezcari statt Lercari, S. 22 Geranger statt Guéranger, S. 28 Béronger statt Béranger u. s. w.

Ueber ein in Deutschland verschollenes Werk des Thomas von Kempen. Von Dr. Jos. Pohl, Gymnasialdirector. 4⁰. (28 S.) Kempen (Rhein), Klöckner und Mausberg, 1895. Preis *M.* 1.

Gleich die erste Arbeit Dr. Pohls über den Verfasser der „Nachfolge Christi“ mußte in jedem Leser die Hoffnung wecken, daß die große Frage einmal wieder eine gründliche und ausgiebige Erörterung finden werde. Diese Hoffnung wird durch die vorliegende Schrift durchaus befestigt. Es handelt sich zunächst um ein äußerst vernachlässigtes, in Deutschland vergessenes Werk des Thomas von Kempen, welches fromme Erwägungen über das Leben und Leiden des Herrn enthält und kurz als „Betrachtungen“ bezeichnet werden kann. Die Aufzählung der Ausgaben und Uebersetzungen sowie der zur Beurtheilung angezogenen Hilfsmittel gibt Zeugniß für die wissenschaftliche Umsicht und zugleich für die rastlose Bemühung des Berichterstatters, eine abschließende Behandlung der Thomasliteratur einzuleiten. Es wäre daher auch sehr wünschenswerth, wenn die von ihm S. X ff. aufgestellten „Desiderata“ überall die gebührende Beachtung fänden. Ergänzungen der einschlägigen Literatur wird man an keine bessere Adresse richten können. Ein weiterer Beleg dafür ist die Genauigkeit, mit welcher die Echtheit der „Betrachtungen“ behandelt wird. Die hier vorliegenden wie die frühern kritischen Untersuchungen Dr. Pohls tragen den Stempel ruhiger Objectivität und können nicht wohl anders als durch Beibringung ganz neuen Materials angefochten werden.

Praktische Rathschläge über kirchliche Gebäude, Kirchengeräthe und Paramente. Von Joh. Gerhardy. 8⁰. (VIII u. 258 S.) Paderborn, Schöningh, 1895. Preis *M.* 2.80.

Man kann diesem Buche kein besseres Lob spenden, als wenn man anerkennt, es entspreche seinem Titel, sei wirklich praktisch und gebe treffliche Winke für die Herstellung, Erhaltung und Verbesserung der Kirchen und ihrer Geräthe. Man sieht es fast jedem der 97 Abschnitte an, daß sie aus den Beobachtungen eines erfahrenen Seelsorgers hervorwuchsen. Ein in einem wichtigern Punkte ertheilter Rathschlag bedarf wohl der Einschränkung. S. 163 wird empfohlen, die alten, unbrauchbar gewordenen Missalia „mit den unbrauchbaren Paramenten in dem Osterfeuer zu verbrennen“. Es ist durchaus richtig, daß man Dinge, die dem Altare dienten, nicht in einer Ecke der Sakristei verschimmeln lassen darf. Wirklich Werthloses wird besser verbrannt als unwürdig behandelt. Aber die Stoffe älterer Paramente, auch solcher des vorigen Jahrhunderts, mehr noch liturgische Bücher ältern Stiles sind oft nicht ohne Werth. Jene Bücher, welche noch den jetzt abgeschafften Ritus der Diöcese enthalten, werden für eine Bibliothek immer werthvoller. Kann man sie nicht in der Pfarrbibliothek aufstellen, so schenke man sie einer größern Anstalt, der sie für die Geschichte der Liturgie nützlich sein werden.

Miscellen.

„Freie Forschung“ und protestantische Predigt. Es ist bekannt, daß es liberale protestantische Prediger gibt, welche geistige Falschmünzerei treiben, indem sie dem christlichen Volke unter der Firma christlicher Predigt das gerade Gegentheil der christlichen Glaubenswahrheiten bieten. Wie aber machen es Prediger von gläubigerer Richtung? Zu ihnen dürfen wir Herrn Pfarrer Eibach in Nassau rechnen, welcher „Kritisch angefochtene Predigttexte und ihre homiletische Behandlung“ (2. Aufl., Berlin 1895) veröffentlicht hat. Allerdings will er die „biblische Kritik“ von den „akademischen Lehrstühlen“ und den „fortgeschrittenen Religionslehrern“ an den Gymnasien auch in das Pfarramt überführen (S. 1, 2). Aber er hat doch noch nicht den ganzen Christenglauben hinwegkritisirt, und er versichert: „Die Frage, ob Jesus Wunder gethan habe, ist uns nicht mehr discutabel. Er hat sie ohne Zweifel gethan“ (S. 48). „Auch abgesehen von der Gottessohnschaft ... waren ihm die Teufel unterthan, so legte er die Hände auf Kranke, und das Fieber oder die andere Krankheit wich von ihnen. Die Thatsache, daß er Wunder gethan hat, daß eine Kraft von ihm aus und auf die, welche glaubten, überging, steht uns daher außer allem Zweifel“ (S. 50).

Ganz gut. Aber dann wieder welches Schwanken, welche Unsicherheit, welche Widersprüche! Seite 24 erklärt Herr Eibach: „Wissenschaftlich, nämlich nach unserer thörichten, menschlichen Wissenschaft, kann es möglicherweise nicht wahr sein, daß Jesus von einer Jungfrau geboren ist, ... und doch kann der Glaube ... niemals anders bekennen als mit den Worten: ‚Wahrer Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren.‘ Selbst wenn daher ... die wissenschaftliche Entscheidung gegen die traditionelle Annahme ausfallen müßte, so bliebe dadurch das Geheimniß der Sache selbst völlig unberührt.“ Ein schönes „Geheimniß“, ein schöner „Glaube“, deren Gegentheil möglicherweise wissenschaftlich erhärtet werden könnte!

Wenn Herr Eibach wirklich glaubt an die Menschwerdung Gottes, so liegt nichts näher, als daß er diese Wahrheit, die Grundlage des gesamten Christenthums, vom Prediger besprochen wissen will an jenem Tage, an welchem das betreffende Evangelium (Luc. 1, 26—38) in der Kirche verlesen wird. Dieses Evangelium berichtet uns, wie ein Engel der Jungfrau Maria verkündigt: „Der Heilige Geist wird über dich kommen.... Darum wird auch das Heilige, welches aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden.“ Also das große Werk der göttlichen Erbarmung, daß Gott Mensch werden wollte, um uns zu erlösen, allenfalls auch die hohe Würde jener reinen Jungfrau, welche ihn gebären sollte — das ist der natürliche Gegenstand der Predigt, welche aus diesem Evangelium hervorfließt. Indes Herr Eibach meint, „der Vorgang, um den es sich hier handelt, entzieht sich, soweit es sich um das geschlechtliche Leben handelt, ... der öffentlichen Besprechung. ... Nicht der

Engel Gabriel und das Zwiegespräch, das er mit der Mutter des Herrn führte, ist die Hauptsache. Die Hauptsache ist vielmehr die Lauterkeit und Reinheit des jungfräulichen Herzens, die durch dies Gespräch an den Tag kommt" (S. 27, 28). Dies Lob der Reinheit könnte nun aber den Herrn Pfarrer des Katholisirens verdächtigen. Darum fügt er hinzu: „Sollen wir der katholischen Kirche allein das Ideal der Herzensreinheit und Lauterkeit lassen? Ihr, die es doch schließlich wieder vor die Säue wirft, indem sie das geschlechtliche Leben als eines, das niedere Heiligkeit hat, hinter eine willkürliche und selbstgemachte Heiligkeit stellt?" (S. 28.) Sehr höflich! Der Herr hat wohl nie das siebente Kapitel des ersten Korintherbriefes gelesen. Statt die alte katholische Kirche zu schmähen, thäte er besser, die Prediger seines Bekenntnisses zu mahnen, daß sie an das Evangelium, welches uns die Menschwerdung Gottes erzählt, eine Predigt knüpfen, in welcher sie offen vor der ungläubigen Welt die Gottheit Christi und seine Geburt aus einer Jungfrau bekännten. Doch um hierzu aufzufordern, müßte der Herr seines Glaubens etwas sicherer sein, als er ist, und nicht gelegentlich erklären, der Eintritt des Herrn in die Welt sei „ein Wunder, mag er nun von einer Jungfrau empfangen und geboren sein oder nicht.... Denn diese Lehre ist ein Accidenz, ein Postulat des Glaubens, für das möglicherweise ein anderes gefunden werden kann" (S. 36).

Offen erklärt sich Herr Eibach auch für die Auferstehung Christi. Sie ist, sagt er, „nicht bloß der Grundstein, sondern auch der Schlußstein unseres Glaubens.... Sie ist eine Thatsache, oder der Glaube ist ein Nichts. Sie ist eine Thatsache, oder Jesus Christus war ein Mensch wie Sokrates oder Gauretama (sic!), weise und gut, aber nicht der Erlöser. Um meines Glaubens willen bekenne ich: Er ist wahrhaftig auferstanden von den Todten. Und seine Auferstehung gibt mir Kraft, Muth und Lust, das zu glauben." Unmittelbar aber fährt der Herr fort: „Da ist ein logischer Fehler, ohne Zweifel, aber es ist eben der logische Fehler, der die Anerkennung eines geistigen und sittlichen Lebens in dieser Welt der Sinnlichkeit und Leiblichkeit ausspricht und sich im Leben darauf einrichtet. Es ist der Fehler des Idealismus dem consequenten Sensualismus gegenüber. Es geht ohne diese Widersprüche im Leben nicht ab" (S. 71, 72).

Nicht doch, Herr Pfarrer! Bei uns Katholiken geht es ab ohne diese Widersprüche. Bei uns braucht man nicht auf folgerichtiges Denken zu verzichten, um alles zu glauben, was Gott geoffenbart hat und durch seine heilige Kirche uns zu glauben vorstellt. Wenn aber Sie einen solchen Verzicht auf die Logik verlangen, um die Auferstehung Christi zu bekennen; wenn Sie den Glauben an die jungfräuliche Geburt unseres Herrn von Ihren Zuhörern fordern, obgleich für dieses „Accidenz", dieses „Postulat des Glaubens" „möglicherweise ein anderes gefunden werden kann"; wenn Sie bekennen, die Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit sei „von der Kirche stets als ein **articulus fundamentalis**, als ein Artikel der stehenden und fallenden Kirche und als das eigentliche Schibolet des christlichen Gottesbegriffes allen andern Religionen gegenüber angesehen worden" (S. 87); wenn Sie dann wieder erklären, diese Lehre sei aus der Heiligen Schrift gezogen „mehr mit den Künsten eines Taschenspielers, als weil sie wirklich darin verborgen gelegen

hätte" (S. 88); wenn Sie das erklären, obgleich Sie als Protestant keine Lehren gelten lassen als jene, die aus der Heiligen Schrift geschöpft sind; wenn Sie einige Wunderberichte der Heiligen Schrift gelten lassen oder für „ohne Zweifel historisch so glaubwürdig wie nur irgend ein Stück aus dem Leben Jesu" (S. 67, 57) erklären; wenn Sie andern dagegen die historische Glaubwürdigkeit absprechen (S. 46, 64) oder sie gar vergleichen mit den „Geschäften der Fakirs und Aissauahs, von denen sich ein Trupp auf der letzten Pariser Weltausstellung producirte" (S. 83): wie können Sie nach alledem erwarten, daß Ihre Predigtweise im stande sei, einen Glauben an die Grundwahrheiten des Christenthums zu schaffen, welcher stark genug wäre, allen Stürmen und Versuchungen des Lebens Trotz zu bieten und eine feste Grundlage der christlichen Socialordnung zu bilden?

Bei dieser Lage der Dinge kann es nicht wunder nehmen, wenn die Leipziger „Grenzboten" (24. December 1891) erklären: „Zunächst hat die protestantische Welt der römischen Kirche dafür zu danken, daß ihr überhaupt der Christenglaube bis heute erhalten geblieben ist; denn er ist dort beständig in Gefahr, an der Schwindsucht zu sterben." Die Sache erinnert uns auch an die Klage eines zwinglianischen Bauers aus der Gegend von Zürich. Als derselbe hörte, David Strauß sei an die dortige Universität berufen, jammerte er: „Wir haben nur noch ein so kleines Gläuble, und das wollen sie uns auch noch nehmen!"

Arme Protestanten! Ein Theil ihrer Prediger läugnet die Grundwahrheiten des Christenthums; andere bekennen dieselben, meinen aber, sie ständen im Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand oder könnten gelegentlich von der Wissenschaft widerlegt werden! Was soll da noch aus der Festigkeit des Glaubens werden? Wie sollen sie standhalten gegen die Angriffe des Unglaubens und des Umsturzes, welche alles in Frage stellen? L. v. H.

Zur Geschichte der Leibeigenschaft in Böhmen. Wie hart nach dem 30jährigen Krieg die Lage der unterthänigen böhmischen Bauern sich gestaltete, ist bekannt und öfters ausgeführt worden. Das Beispiel, welches die edle Spanierin Maria Magdalena v. Byglia, Wittwe des Generals Buquoi, gegeben, indem sie die Unterthanen der Leibeigenschaft entließ (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen XII [1874], 160), fand wenig Nachahmung. Die meisten Adeligen ließen die vorgefundene Einrichtung der Erbunterthänigkeit bestehen; viele dehnten sie gegen Recht und Gesetz noch weiter aus, um ihren verwüsteten Besitzungen wieder aufzuhelfen. Unter solchen Umständen ist es um so erfreulicher, wenn man aus einzelnen Spuren erkennt, daß nicht alle Kreise mit den vorhandenen Mißbräuchen einverstanden waren, daß namentlich aus den Reihen des katholischen Clerus sich Widerspruch erhob. Eine Denkschrift des Tepler Abtes Grafen v. Trautmannsdorf (1767—1789) an Maria Theresia, in welcher er gegen die Leibeigenschaft sich ausspricht, wurde vor einigen Jahren von v. Höfler veröffentlicht (Mitth. d. Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen XXVII [1888—1889], 350—363). Eine ähnliche Schrift aus der Mitte des 17. Jahrhunderts hat vor kurzem Professor Ant. Rezek bekannt gemacht (Sitzungsberichte der kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Klasse

f. Phil. &c. 1893, Nr. II). Was den Verfasser der Denkschrift zu seiner Meinungsäußerung bewog, geht aus dem Schriftstück selbst hervor. Ein vornehmer Grundherr gräflichen Standes in Böhmen hatte ihn zu seinem Beichtvater verlangt; der gewissenhafte Priester erklärt nun, daß er dies Amt nicht auf sich nehmen könne, solange die Behandlung der Bauern nicht geändert werde. Die Denkschrift scheint uns beachtenswerth genug, um im Auszug hier mitgetheilt zu werden.

„Da das Geschäft des ewigen Heiles von solcher Bedeutung ist, daß die größten Angelegenheiten der Welt im Vergleich damit nur Kinderspiel sind, — denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele;

„Da Ew. Excellenz in solchem Alter stehen und bei den jetzigen Zeitverhältnissen plötzlich zum Kriegsdienst abberufen werden können, in dem Hochdieselbe zur Ordnung Ihrer geistlichen Angelegenheiten nicht soviel Zeit finden können, als nothwendig ist, um die so wichtige Angelegenheit, von der ich sprechen will, vor Gott zu bereinigen;

„Da es allgemeine Lehre der Theologen ist, was der gelehrte P. Hermann Busenbaum l. VI seiner Medulla, tract. 4 de poenit., c. 2, dub. 5: De officio confessarii, mit folgenden Worten wiedergibt: ‚Wenn die Beichtväter von Fürsten, Prälaten und andern hochgestellten Personen wissen, daß diese Beichtkinder ihrer Pflicht z. B. rücksichtlich der Regierung der Unterthanen nicht genugthun, so ist der Regel nach der Beichtvater verpflichtet, das Beichtkind an seine Pflicht zu mahnen. Wenn er schweigt und die Lossprechung ertheilt, so ladet er die Sünden auf seine eigenen Schultern, und indem ein Blinder den andern führt, fallen sie beide in die Grube, nämlich in die Hölle. Der Grund der Mahnpflicht liegt darin, weil bei solchen Beichtkindern selten unüberwindliche Unwissenheit vorliegt, selten das Aergerniß ausbleibt, indem die Untergebenen für erlaubt halten, was sie die Herren thun sehen, und weil selten Schaden für das Gemeinwohl vermieden wird‘,

„So werden Ew. Excellenz leicht schließen können, warum ich die Sorge für dero Gewissen und damit die Verantwortung vor Gott nicht auf mich nehmen kann, ohne meine schon begonnenen Vorstellungen fortzusetzen, damit Ew. Excellenz klar in der Sache sehen und Ihre Maßnahmen treffen. Im Gefühl meiner Pflicht meinte ich also die folgenden Erwägungen Ew. Excellenz vorlegen und Sie bei der Sorge für Ihr ewiges Heil . . . bitten zu müssen, die vorgelegten Gründe eindringlich zu erwägen und mir sobald als möglich Ihre Ansicht darüber und Ihren Entschluß mittheilen zu wollen. Sonst könnte ich in keinem Fall, auch wenn der Gewinn von 1000 Welten mir in Aussicht stände, die Sorge für Ihre Seele auf mich nehmen. Da ich aber für keinen andern Herrn im Königreiche zu sorgen habe, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich die Angelegenheiten irgend eines andern nicht zu berühren im Sinne habe, wie ich auch mit der hier behandelten Sache mich nie beschäftigt hätte, wenn nicht meine Pflicht als Beichtvater dazu mich zwänge."

Es folgen dann mehrere weit ausgeführte Erwägungen. Die erste soll zeigen, daß der Herr nicht mit gutem Gewissen die Unterthanen zu beliebigen,

unentgeltlichen Arbeiten heranziehen könne; die zweite, daß er sie nicht in jeder Woche drei Tage lang ohne Vergütung mit Arbeiten belasten dürfe. Eine dritte Reihe von Gründen will erweisen, daß die bestehende Art und Weise der Frohnden jedenfalls nicht ohne Schädigung der Nächstenliebe und des Gottesdienstes bestehen könne, selbst wenn die Gerechtigkeit nicht dadurch verletzt würde. Drei andere Erwägungen, welche die Nachtheile der jetzigen Ordnung, die Vortheile einer andern, bessern, und die Art, wie eine solche durchzuführen, betreffen, sind nicht näher ausgeführt.

Von der Belastung der Unterthanen gibt namentlich der dritte Abschnitt ein erschreckendes Bild. Auf den 20 Gütern des Grafen, an den der Verfasser sich wendet, müßten ungefähr 2000 Bauern, nur um die Aecker zu besäen, ungefähr 24 000 Arbeitstage verwenden, ganz abgesehen von der Zeit, welche für Heranfahren und Vertheilung des Düngers, für Ausdreschen und Wegfahren des Getreides verwandt werden müsse. Mehrere von den Bauern hätten einen Weg von sieben Meilen zurückzulegen, um nur zum Ort der Arbeit zu gelangen. Rechne man noch hinzu, daß von den Bauern der Flachs versponnen, 2000 Wagen Heu weggefahren, Holz in die Brauhäuser geschafft, die Fischteiche mit unsäglicher Mühe unterhalten werden müßten, so möchten 48 000 Arbeitstage für das alles ein nicht zu starker Ansatz sein. Und das sei noch nicht alles. Es komme noch hinzu die Arbeit in den Weinbergen und Gärten, die Schur vieler Tausend Schafe; ferner könne der Unterthan auch die Arbeit auf seinem eigenen Acker nicht rein zum Unterhalt seiner Familie verwenden, sondern müsse davon sein Haus in Stand halten, die Schäden an Wagen, Pflug, Beschlag der Pferde und Zugthiere, Zaum, Sattel u. s. w. ausbessern, endlich die Schulden an seinen Herrn, die Steuer an seinen König bezahlen. „Rechne das einer zusammen und urtheile, ob so vieles ohne enorme Belastung der Unterthanen geleistet werden kann.“ Manche Güter tragen bei dieser Art der Bewirtschaftung einen Zins, der ein Kapital von zwei Millionen Gulden, also einen ganz unverhältnißmäßigen Werth der Grundstücke voraussetzen würde. „Ecce quale onus conscientiae!“

Den letztern Gedanken, das Mißverhältniß zwischen dem Nutzen, der aus den ausgedehnten Landgütern durch das Robotwesen gezogen wird, und dem Werth, wie er in der böhmischen Landtafel verzeichnet ist, führt die zweite Erwägung sehr im einzelnen aus. Die Berechnung schließt mit dem Ergebniß, die Unterthanen dürften auch nicht einen Tag ohne Entgelt zu Arbeiten gezwungen werden, welche in den Urbarien nicht ausdrücklich erlaubt seien.

Daß der Verfasser des Gutachtens mit seinen Ansichten nicht allein stand, sieht man aus einem Anhang, welchen er der dritten Erwägung beigegeben hat. Er zählt dort 27 Arten von Uebergriffen der Grundherren auf, welche die Theologen für besonders unerlaubt und bedenklich für das Gewissen halten. Das Gleiche ergibt sich aus den Gründen, welche die erste Erwägung dem Grafen zu bedenken gibt. Wer guten Gewissens, wird dort ausgeführt, den Unterthanen nach Gutdünken neue Lasten auflegen will, müßte sein Recht dazu beweisen. „Zum Beweis aber wird nichts beigebracht als die gewaltthätig eingeführte Gewohnheit einiger hartherzigen Grundherren. Aber gegen diese Gewohnheit

stehen der gegentheilige Brauch bei gewissenhaftern und gelehrtern Leuten, sowie bei den königlichen Domänen, der gesunde Menschenverstand, die Entscheidungen der tüchtigsten einheimischen Theologen und Wirtschaftsverwalter, die öffentliche Meinung, die tadelnden Bemerkungen der Mehrzahl der Prediger und endlich das natürliche Licht der Vernunft in jedem einsichtigen Menschen ebenso wie die Grundsätze des Naturrechts und die Sonderbestimmungen in den Urbarien und den andern hierzulande geltenden Rechtsbüchern. Aus alledem läßt sich leicht abnehmen, wie bedenklich für das Gewissen die bestehende Gewohnheit ist. . ."

Eine Bemerkung auf der Handschrift der „Erwägungen" bezeichnet als deren Verfasser den Jesuiten Jakob des Haies (geb. 1615, gest. 1682), als die Person, an welche sie gerichtet sind, den Grafen Wilhelm Lamboy.

Ein Ordensbruder des Verfassers, Christoph Fischer, gibt in einem Brief an P. Grobbendoncque S. J. (28. August 1658) sein Urtheil über die „Erwägungen" dahin ab, daß in gar manchen Punkten allerdings den Unterthanen unrecht geschehe. Allein auch P. des Haies habe in seinen Berechnungen in sehr vielen Punkten „die Rechnung ohne den Wirt gemacht". Eine dritte Hand aber — jedenfalls P. Grobbendoncque — schreibt hinzu: „Mir scheint, man kann nicht behaupten, P. N. N. habe in sehr vielen Punkten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn das meiste, was er vorbringt, ist so klar, daß es von aufrichtigen Gewissen nicht geläugnet werden kann, mögen auch einige tyrannische Grundherren Gepflogenheiten wie immer haben."

Die Schlußbemerkung findet sich nicht auf dem noch erhaltenen Original der Denkschrift, aber auf einer gleichzeitigen Abschrift. Jedenfalls wirft sie wie die letzten Sätze überhaupt ein Licht auf den Standpunkt, den die kirchlichen Kreise in der Frage der Leibeigenschaft einnahmen. „Dieser Standpunkt", bemerkt der Herausgeber Professor Rezek, „entspricht im ganzen der bisher schon erkannten historischen Wahrheit, daß mit den königlichen Gütern, auch auf den Besitzungen der Geistlichkeit (bis auf einige Ausnahmen) den Unterthanen es immer besser ging als auf den Gütern der weltlichen Adeligen."

Zur Todtenfeier des jüngsten Affenmenschen. Vor drei Jahren brachte die Zeitschrift „Globus" (Bd. LXIV, Nr. 1) einen Bericht über eine äußerst interessante Entdeckung; derselbe war der Zeitschrift der Niederländischen Königlichen Geographischen Gesellschaft (D. X. p. 310 ff.) entnommen und machte bald auch durch andere Zeitschriften und Zeitungen die Runde. Man hatte nämlich in den altdiluvialen Schichten von Trinil auf Java in der linken Uferwand des Flusses Bengawan im September 1891 einen Zahn gefunden, der von dem holländischen Militärarzt Eugen Dubois einem Verwandten des Schimpanse zugeschrieben wurde. Im October desselben Jahres wurde 1 m von der ersten Fundstelle entfernt ein Schädeldach, und endlich im August 1892 15 m weiter stromaufwärts auch ein linker Oberschenkelknochen ausgegraben. Auf diese drei Fundstücke begründete Dubois eine neue Art der Gattung Anthropopithecus und beschrieb sie unter dem Namen Anthropopithecus erectus; die neue Art sollte hiernach zu derselben Gattung mit dem Schimpansen (Anthropopithecus chimpanza) gehören und, obgleich in manchen Punkten

mit dem Menschen näher verwandt, doch noch ein echter Affe sein. Das war jedoch zu wenig Ehre für den neuen merkwürdigen Fund. Deshalb entschloß sich Dubois später, aus dem „aufrechtgehenden Menschenaffen“ einen „aufrechtgehenden Affenmenschen“ zu machen: er erhob ihn zu einer neuen Gattung, welche das lange gesuchte Bindeglied zwischen Mensch und Affe bilden sollte, und nannte das neue Geschöpf *Pithecanthropus erectus*. (Vgl. Eugen Dubois, Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Uebergangsform aus Java. Batavia 1894.) Glückliche Entdeckung, durch welche endlich die bisher unausfüllbare Kluft zwischen Thier und Mensch überbrückt und die Abstammung des Menschen vom Affen glänzend bestätigt wurde!

Diese Entdeckung war ein um so großartigerer Triumph für die darwinistische Entwicklungstheorie, weil sie von dem begeisterten Propheten des Monismus, Dr. Ernst Haeckel in Jena, bereits vor mehr als einem Vierteljahrhundert vorausgesagt worden war. In seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ hatte Haeckel den Pithecanthropus erectus schon als Postulat der Wissenschaft aufgestellt und mit seinem Seherblick sogar dessen Eigenschaften beschrieben. Und nun gelingt es thatsächlich, ein solches Wesen zu entdecken! Dubois brauchte ihm nur den Namen zu geben, den Haeckel in seinem unvergleichlichen Ahnungsvermögen ihm schon längst vorherbestimmt hatte. Das war in der That ein glänzender Erfolg der darwinistischen Abstammungslehre, ein Erfolg, der von ausschlaggebender Bedeutung dafür werden mußte, daß endlich auch die Anthropologie — trotz aller Proteste von Ranke und Virchow — den Darwinismus als ihre wissenschaftliche Grundlage anerkenne und den vielverleumdeten Ahnen des Menschengeschlechtes Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Man stand bereits vor der Frage, welcher Triumph der modernen Wissenschaft eigentlich größer sei, die Entdeckung des Neptun durch Leverrier und Galle oder die Entdeckung des Pithecanthropus erectus durch Haeckel und Dubois. Der Planet, dessen Dasein und Stellung Leverrier aus den Störungen der Nachbarplaneten mit Hilfe der Mathematik vorausberechnet hatte, wurde von Galle mittelst des Fernrohrs entdeckt; und der Affenmensch, dessen Dasein und dessen aufrechte Stellung Haeckel aus den Störungen, die in der Continuität der Entwicklungsreihe durch den Mangel dieses Zwischengliedes entstanden, mit Hilfe der Entwicklungstheorie vorausberechnet hatte, wurde von Dubois aus dem Schoße der Erde hervorgezogen, — die Aehnlichkeit zwischen beiden Entdeckungen ist unläugbar; es fragt sich nur noch, welche von beiden glorreicher ist.

Es dauerte auch nicht lange, und der neuentdeckte Affenmensch aus dem Malayenlande trat seinen Triumphzug durch die populär-wissenschaftliche Literatur an. Es gibt kaum eine „wissenschaftliche Zeitschrift“, welche nicht ein mehr oder weniger ausführliches Referat über ihn gebracht hätte. Sogar die Tagespresse bemächtigte sich des Fundes und stattete entweder unter dem Strich oder sogar in Form von Leitartikeln dem lange vermißten Onkel in Java ihre Huldigung ab. Das Petit Journal vom 7. Februar 1895 feierte ihn z. B. unter der Spitzmarke „Un oncle à la mode de Sumatra“, wobei allerdings ein kleiner Fehler in der Adresse mitunterlief. Aber der Adressat war bereits so berühmt, daß die Stephanssöhne ihn trotzdem ohne Schwierigkeit gefunden haben würden.

Auch das thut nichts zur Sache, daß der Onkel wahrscheinlich eine Tante war; denn die Knochenfragmente sollen nach Dubois' erstem Bericht einem ausgewachsenen Weibchen angehört haben.

In anthropologischen Kreisen dagegen wurde die neue Entdeckung mit kühler Reserve aufgenommen. Dieselben hatten noch den Dryopithecus Fontani Lartet in frischer Erinnerung, jenes einstmals so berühmte und vielbesprochene Bindeglied zwischen Affe und Mensch, welches im Jahre 1856 am Nordabhang der Pyrenäen ausgegraben, sofort als tertiärer Vorläufer des Menschen in Südeuropa ausgegeben, mit articulirter Stimme ausgestattet und sogar zum Verfertiger der ersten Steinwaffen erhoben wurde, — bis das berühmte Thier schließlich von Gaudry selbst, der ihm anfangs ein so hohes Ansehen verschafft hatte, als ein ganz gemeiner, keineswegs mit dem Menschen nahe verwandter Affe befunden und die vorgeblichen tertiären Steinwerkzeuge als Verwitterungsproducte erkannt wurden. Dryopithecus Fontani hatte seine Rolle als „Menschenaffe" rasch ausgespielt und stieg wiederum zum Hades hinab, — die Todten reiten schnell!

Auch der neue Pithecanthropus erectus ist bereits wieder an der Fähre des Charon angelangt, nachdem er kaum das Todtenreich verlassen hat. Schon gleich anfangs bei seinem Erscheinen waren kritische Stimmen unter den Anthropologen wie unter den Zoologen laut geworden, die dem Gespenste nicht trauen wollten. Unter andern hat auch Dr. Westhoff bereits im ersten Hefte 1894 der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" in einem vortrefflichen Artikel auf die verblüffende Leichtfertigkeit aufmerksam gemacht, mit der man aus drei nicht einmal sicher zusammengehörigen Knochenfragmenten den „aufrechtgehenden Menschenaffen" zusammensetzen wollte. Jetzt kommt auch die Zeitschrift „Globus", dieselbe Zeitschrift, die vor drei Jahren den neuen Vorfahren des Menschengeschlechtes dem deutschen Publikum mit Freuden vorgestellt hatte, und leistet ihm den Todtengräberdienst. Dr. Rudolf Martin, ein selbst auf entwicklungsfreundlichem Standpunkte stehender Professor der Anthropologie in Zürich, bringt in einem der letzten Hefte des „Globus" (Bd. LXVII, Nr. 14, März 1895) einen zehn Spalten umfassenden, eingehenden Artikel unter dem Titel „Kritische Bedenken gegen den Pithecanthropus erectus Dubois"; wir wollen die Hauptergebnisse desselben hier mittheilen.

„Die fast durchgehends kritiklose und oberflächliche Art, mit der man die ungenügend fundirten Speculationen Dubois' angenommen und weiter verbreitet hat, macht es für den Fachmann geradezu zur Pflicht, auch weitere Kreise über die wahre Bedeutung und die wirkliche Tragweite dieses an sich wichtigen Fundes aufzuklären." So beginnt Dr. Martin den Trauermarsch zum Grabgeleite des Pithecanthropus.

Der große, unbestreitbare Werth des Fundes beruhe bloß darin, so führt Martin weiter aus, daß er bis in den Anfang der Diluvialperiode, vielleicht sogar bis in das Ende der Tertiärzeit zurückreiche; aber ob die Fundstücke einem anthropoiden Affen, einem Menschen oder einem Zwischengliede beider angehört haben, das sei eine ganz andere Frage.

Die Zusammengehörigkeit der drei Skelettreste, des Zahnes, des Schädeldaches und des Oberschenkelknochens, schien dem Erfinder des Pithecanthropus,

Herrn Eugen Dubois, über alle Zweifel erhaben; „es wäre thöricht," sagt er, „auf Grund jener so geringen Entfernung der Fundstellen an derselben zu zweifeln". Martin dagegen gibt nur die Möglichkeit einer Zusammengehörigkeit jener drei Theile zu; „aber bewiesen ist dieselbe keineswegs".

Das wichtigste der drei Fundstücke ist das Schädeldach. Dubois vergleicht es auf Grund sehr oberflächlicher Gesichtspunkte einerseits mit dem Schädel der Anthropoiden, andererseits mit dem des Menschen und findet seine Form ähnlicher dem Affenschädel, die Größe dagegen ähnlicher dem Menschenschädel. Erstere Behauptung ist nach Martin zum größten Theil unrichtig; im Gegentheil, aus der von Dubois gegebenen Beschreibung geht hervor, daß er die wichtigsten Vergleichspunkte übersehen hat, in denen der Schädel des Pithecanthropus durchaus von dem Affenschädel abweicht und demjenigen des Menschen entspricht.

Von der größten Wichtigkeit ist nach Dubois die Capacität des fossilen Schädels, d. h. das Volumen seines Innenraumes. Er schätzt dieselbe auf mehr als 1000 ccm, also bedeutend höher als jene der Anthropoiden und ebenso hoch wie diejenige mancher Menschenrassen, z. B. der ceylonesischen Wedda. Zu diesem Ergebniß gelangt er durch den einfachen Vergleich des äußern Längen- und Breitendurchmessers des fossilen Schädelfragmentes mit der Abbildung eines oberflächlich ähnlichen Schimpansenschädels! Martin bemerkt hierzu: „Eine auf solche Weise geschätzte Capacitätsziffer kann — milde ausgedrückt — nur einen ganz approximativen Werth beanspruchen und sollte unter keinen Umständen zur Basis weitgehender Speculationen verwendet werden... Die ganze messende Anthropologie steht und fällt mit der Exactheit ihrer Methoden und mit der Gewissenhaftigkeit ihrer Vertreter." Das heißt mit andern Worten: von Exactheit und Gewissenhaftigkeit ist in der Duboisschen Untersuchung wenig zu finden.

„Was also das Schädelfragment anlangt, so kommen wir nach der genauen Prüfung der Thatsachen und der angewandten Methoden, sowie im Hinblick darauf, daß es sich um einen einzelnen Fall handelt, zum Schluß, daß die Sonderstellung, die Dubois der fossilen Form zuweist, nicht als wissenschaftlich begründet angesehen werden kann. Der Capacität nach, die ja nur ganz approximativ bestimmt ist, könnte das Schädeldach auch einem Menschen angehört haben, und zu dem gleichen Schlusse hat uns ja bereits auch die Betrachtung der äußern Form und der äußern Reliefverhältnisse geführt." In diesen Worten faßt Martin sein Urtheil über das Schädeldach des vorgeblichen Affenmenschen zusammen. Ja er fügt sogar hinzu, ein Vergleich dieses fossilen Schädels mit denjenigen der Spy-Skelette ergebe eine vollständige Uebereinstimmung in allen wesentlichen Punkten.

Das zweite der Fundstücke, aus denen Dubois seinen Pithecanthropus erectus aufgebaut, ist ein wohlerhaltener dritter Mahlzahn der rechten Seite, dem Weisheitszahn des Menschen entsprechend. Die Unterschiede, die ihn von dem letztern trennen sollen, sind nach Martin sehr unbedeutend und beziehen sich auf Punkte, die bei verschiedenen Menschenrassen und bei verschiedenen Individuen derselben Rasse oft beträchtliche Abweichungen zeigen; daher sei dieses

Fundstück ungeeignet, um auf dasselbe eine neue, zwischen Affe und Mensch stehende Gattung zu gründen. Zudem spreche die fast ganz fehlende Abnützung der Kaufläche gegen die Zusammengehörigkeit des Zahnes zu dem Schädeldach, das einem ältern Individuum angehört haben muß. Also auch mit dem Backenzahn ist nichts anzufangen.

Schließlich kommt noch der Oberschenkelknochen in Frage. Auf ihn hatte Dubois hauptsächlich sich gestützt zum Beweise, daß wir es mit einer von allen bekannten Affen durchaus verschiedenen Form zu thun haben, die dem Menschen sehr nahe stehe und auch wie dieser einen aufrechten Gang besessen haben müsse. Martin findet nun, daß dieses Fragment in der That einem menschlichen Oberschenkelknochen nicht bloß auf den ersten Blick sehr ähnlich sehe, sondern sich bei näherer Betrachtung auch in all seinen Theilen wirklich als ein menschlicher Oberschenkelknochen erweise! Die drei von Dubois als Eigenthümlichkeiten des Pithecanthropus-Oberschenkels hervorgehobenen Bildungen sollten, wie Dubois ausdrücklich bemerkt, genügen, „um die betreffende Art vom Menschen, der sich hierin stets abweichend verhält, zu trennen". „Diese letztere Behauptung", so sagt hierzu Dr. Martin, „ist ein thatsächlicher Irrthum: ich habe alle obengenannten Bildungen an dem Material der Züricher anatomischen und anthropologischen Sammlung als beim Menschen vorhanden nachweisen können." Daß der Besitzer oder die Besitzerin jenes Knochens einstmals aufrecht gegangen ist, steht wegen der Form desselben allerdings außer Zweifel; aber dieser Er oder diese Sie scheint kein „Pithecanthropus erectus", sondern vielmehr ein richtiger, ungefähr 1,63 m hoher homo sapiens gewesen zu sein.

Martin schließt seine kritische Untersuchung mit den Worten: „Was bleibt aber nach alledem von dem Pithecanthropus, der den klaffenden Abgrund zwischen dem höchsten Menschenaffen und dem Menschen ausfüllen sollte, noch übrig? Die Antwort auf diese Frage lautet: Die Existenz einer solchen Zwischenform, die Dubois bereits den ‚Urerzeuger des Menschen' nennt, ist durch die drei Fundstücke und die vorliegende, in mancher Hinsicht mangelhafte Untersuchung wissenschaftlich nicht bewiesen. Damit fallen auch die weitern Speculationen des Verfassers, die bereits den ganzen ‚Weg der Menschwerdung' aufzudecken glauben, von selbst in sich zusammen. Zuerst müssen wir unanfechtbare, mit exacten Methoden erforschte Thatsachen haben, ehe wir luftige Speculationsgebäude construiren; denn diese geben den Gegnern wahrer Wissenschaft eine Waffe in die Hand, mit der sie ernstlich Schaden thun können."

Unseres Erachtens sind die schlimmsten Gegner der wahren Wissenschaft jene Leute, die in so leichtfertiger Weise „Affenmenschen" fabriciren, welche wie der Pithecanthropus erectus Dubois', kaum ausgegraben, auch schon wiederum eingescharrt werden müssen, unterdessen aber für den Materialismus im Namen der „Wissenschaft" Propaganda machen und unberechenbaren Schaden in den leichtgläubigen Kreisen unserer „gebildeten Welt" anrichten.

Ein Festgeschenk

zur silbernen Hochzeit der Bresche an der Porta Pia (20. Sept. 1895).

Die silberne Hochzeit des dritten Roms wird schon längst mit allen Glocken eingeläutet. Kaum kann man eine italienische Zeitung in die Hand nehmen, ohne gleich im Leitartikel von den „nozze d'argento dell' Intangibile" zu lesen. Schon wurden katholische Redacteure, die nicht glauben wollen, daß alles so silbern in Rom und Italien unter der neuen Regierung, um jubiliren zu können, zu Gefängniß und Geldstrafen verurtheilt. Gleichzeitig geht das bleiche Gespenst, der Hunger, allenthalben unter dem blauen Himmel um, und keiner erbarmt sich des Elendes. Nichtsdestoweniger wirft man mit den Millionen nur so um sich. Schon zehn Jahre baut man an dem Riesendenkmal Vittorio Emanueles auf dem Kapitol. Vierzig Millionen sind von dem Baue bereits verschlungen, und neuerdings wurden sechzehn neue gefordert. Eine Vollendung des Werkes ist in den nächsten zehn Jahren nicht abzusehen. Und jetzt gerade, wo wir dies schreiben, steigt schon der Sockel zu einem neuen Denkmal. Oben auf der Höhe des Janiculus, am herrlichsten Punkte, soll weit ausschauend und die ganze Stadt beherrschend die Reiterstatue Garibaldis aufgepflanzt werden. Das soll das Wahrzeichen des dritten Roms sein, wie der Adler das des ersten, das Kreuz Christi das Zeichen des christlichen Roms. Am 20. September dieses Jahres soll das Garibaldi-Monument fertig dastehen, um enthüllt zu werden. Wie dem auch sei — mögen die Monumente fertig werden oder für ewig Torsos bleiben —, ebenso wie das bevorstehende Jubiläum der Bresche an der Porta Pia den 20. September 1895 sind sie nichts anderes als eine himmelschreiende Verherrlichung einer Unzahl von Verbrechen, deren Ziel und Zweck die Gründung Jungitaliens mit der „Roma intangibile".

In den 25 Jahren sind nun über das Werden dieses neuen italienischen Reiches von Freund und Feind so viele Enthüllungen, Denkwürdigkeiten,

Briefe und Actenstücke jeder Art ans Licht gebracht worden, daß eine wahrheitsliebende Geschichtsforschung, wenn sie auch heute noch nicht im stande ist, ihr endgiltiges Urtheil über alle Phasen in den italienischen Wirren dieses Jahrhunderts abzugeben, jedenfalls heute schon das ganze Werk als eine Revolution und ein Verbrechen im großen Stil kennzeichnen muß, als ein Verbrechen, für welches das arme Italien jetzt schon ein Vierteljahrhundert, wenn nicht in Sack und Asche, so doch unter Seufzen und Zähneknirschen in moralischem und finanziellem Elend Buße zu thun gezwungen ist. Eine vollständige Geschichte dieser Revolution läßt sich noch nicht schreiben: dazu muß noch der Schlußact abgewartet werden, der nach allen bisherigen Anzeichen verhängnißvoll genug zu werden droht. Unterdessen hat ein römischer Patricier eine verdienstvolle Vorarbeit geliefert, die sich gerade jetzt am besten empfehlen läßt. Drei schwere Bände liegen bereits vor — auch ein Monument zur richtigen Würdigung Jungitaliens. Ganz gewiß findet die „Roma intangibile" kein heilsameres Festgeschenk zum 20. September 1895 [1].

Der Verfasser Paolo Mencacci hat schon seit einer Reihe von Jahren das reiche Material, das zerstreut dalag und täglich sich mehrte, emsig gesammelt und bietet uns dasselbe zu einem Ganzen vereinigt in den drei Bänden, denen wenigstens noch ein vierter folgen soll, ehe das Werk zum Abschluß gekommen. Ueber Zweck und Plan seiner Arbeit spricht der Verfasser sich in folgenden Worten aus:

„Katholik und Monarchist aus tiefster Ueberzeugung, schreibe ich zur Ehre Gottes, um der Wahrheit Zeugniß zu geben mitten im augenblicklichen Triumph der Lüge. Als Römer beklage ich bitter den Ruin des christlichen Roms, der das letzte Ziel der Revolution. Als Italiener erröthe ich darüber, daß die Einheit Italiens als Frucht solcher Verbrechen vor der Welt dasteht. Ich sammle Denkwürdigkeiten, schreibe nicht Geschichte, was annoch ein Ding der Unmöglichkeit, wo die politischen Leidenschaften überall so heiß glühen. Ich sammle Denkwürdigkeiten und thue es soweit als möglich mit der Ruhe des christlichen Philosophen, der an der Hand von Documenten der Nachwelt das Monstrum zeigt, welches die Kinder der Finsterniß zum Verderben der Kinder des Lichtes hervorgebracht. In den sieben Jahren ununterbrochener Arbeit, die ich

---

[1] Memorie documentate per la Storia della Rivoluzione italiana, raccolte da *Paolo Mencacci* romano. Roma, tip. Armanni 1879. Vol. 1 in 4^{0}, di pp. 389, 392. Vol. 2, di pp. 445, 320. Vol. 3, tip. Artigianelli 1889, di pp. 350, 416. Vol. 4 in corso di stampa. — Tutti con giunta di foglietti non numerati.

darauf verwendete, glaubte ich oft zu träumen: so unglaublich erschienen mir selbst die Thatsachen, die ich registriren mußte. Jeder ehrenhafte Mensch, der mich liest, wes Geistes Kind er auch sein mag, wird nicht umhin können, der handgreiflichen Wahrheit der Begebenheiten, die ich ihm vor Augen führe, seinen Tribut zu zollen. Und vielleicht wird er dann mein Werk segnen, um so dem Verfasser einen Ersatz zu bieten, der seine ganze Existenz der Vertheidigung von Thron und Altar widmete."

Ein Mann wie Paolo Mencacci kann so schreiben. Seit vielen Jahrzehnten steht die Familie Mencacci unter den Vorkämpfern für die Rechte des Apostolischen Stuhles. Schon im vorigen Jahrhundert und zumal am Anfange dieses Jahrhunderts machten sich die Mencacci hier in Rom rühmlichst bekannt.

Napoleon I. hatte durch Decret Pius VII. kurzweg für abgesetzt erklärt, Rom und den Kirchenstaat dem Kaiserreich einverleibt. Am selben Tag verhängte der Papst die Excommunication über den kaiserlichen Kirchenräuber. Es galt nun, die Bannbulle in der herkömmlichen Weise in Rom zu veröffentlichen: in Rom am hellen Tage, auf den öffentlichsten, meist besuchten Plätzen, während eben die Franzosen alles besetzt hatten. Hier treffen wir die Mencacci. Am Morgen des 11. Juni 1809 senkte sich das päpstliche Banner auf der Engelsburg, statt dessen ward unter dem Donner der Kanonen die Tricolore gehißt. Gleichzeitig wurde das kaiserliche Decret mit Trompetenschall in den Straßen der Stadt verkündigt. Der Cardinalstaatssecretär Pacca eilte sogleich in die Gemächer des Heiligen Vaters und las ihm das Decret Napoleons, das ihm soeben eingehändigt worden war, vor. Während unterdessen der Kanonendonner fortdröhnte zum Zeichen des Jubels über die ungerechte Usurpation und Entthronung, welche das Decret mit so empörender Frechheit über Pius VII. aussprach, trat dieser gelassen an den Tisch und unterschrieb den Protest, der in der folgenden Nacht angeheftet wurde. „Ich fragte den Heiligen Vater jetzt," so fährt Cardinal Pacca in seinen Memoiren fort, „ob ich Befehl geben solle zur Veröffentlichung der Bannbulle. Nach einer kurzen Ueberlegung sagte er: ‚Wohlan, sie möge ihren Lauf nehmen; doch sorgen Sie dafür, daß die Vollstrecker Ihrer Befehle nicht entdeckt werden. Sie würden gewiß erschossen werden, und ich wäre untröstlich darüber.' — ‚Heiliger Vater,' antwortete ich, ‚ich werde anordnen, daß man alle Vorsichtsmaßregeln trifft und sich nicht der Gefahr aussetzt. Doch wage ich nicht dafür einzustehen, daß alles ohne Unglück abgehen wird. Will übrigens Gott die Sache, kann er sie auch schützen und begünstigen.'

In Wirklichkeit gelang das Wagniß wenige Stunden nachher vollkommen, und zwar auf so merkwürdige, ja fast wunderbare Weise, daß die Franzosen stutzig wurden und ganz Rom staunte. Obgleich es eingeschärft war, so vorsichtig als möglich zu sein, hatten die Ausführer den Muth, die Bulle öffentlich am hellen Tage an den bestimmten Stellen, vor den drei Basiliken St. Peter, Maria Maggiore und St. Johann im Lateran, anzuheften, während das Volk zu den Vespern, die eben dort gesungen wurden, ein und aus ging. Viele sahen sie bei ihrem Werke; doch wurde keiner, weder damals noch später, entdeckt oder festgenommen, und das, obgleich die sogenannte außerordentliche Consulta, außer sich vor Wuth, mit der größten Strenge alle möglichen Nachforschungen und Untersuchungen anstellte." So weit der Cardinal, der später in einer Note hier beifügt: „Da ich im Kerker schrieb, stets in der Furcht, meine Papiere möchten der französischen Regierung in die Hände fallen, mußte ich einige Umstände verschweigen." An erster Stelle sind das die Namen der beiden Jünglinge, die mit ihrem Muth an Quadratus und Pancratius in Wisemans Fabiola erinnern, sich aber nach wie vor der That ruhig in Rom aufhielten. Es waren eben Vincenzo und Giacomo Mencacci, letzterer später der Vater unseres Paolo Mencacci. Diese kühne That kennzeichnet übrigens so recht die Aufopferung der Mencacci im Dienste der guten Sache. Als deshalb später der von Thron und Reich durch die Mache der Freimaurer vertriebene König von Portugal, Miguel I., mit seiner Familie bei Gregor XVI. Schutz suchte, fand er nach dem Wunsche des Heiligen Vaters gastfreundliche Aufnahme im Palaste der Mencacci, solange er in Rom weilte, von 1834—1847. Freilich verdienten sich jene dadurch neue Aufmerksamkeit von seiten der Loge. So liegt uns ein Freimaurerblatt aus dem Revolutionsjahr 1848 vor, das schon damals den kaum zwanzigjährigen Paolo Mencacci in der gehässigsten Weise angriff und ihn den „Brüdern" damit empfahl. Solcher Aufmerksamkeiten machte sich Paolo Mencacci in spätern Jahren noch mehr würdig. Er stand 1859 mit an der Spitze, als römische Adelige Pius IX. ein Freiwilligencorps anboten zum Schutze des Heiligen Vaters. Ward es ihm dann auch nicht vergönnt, mit dem Schwerte in der Hand den Papst und das Papstthum zu vertheidigen, so that er es um so eifriger mit der Feder. Er schrieb mehrere populär gehaltene Werke aus der Geschichte des Papstthums, die alle denselben Geist athmen. Wir nennen nur Titel wie: Gregor VII.; Italien ohne den Papst (1300 bis 1377); Die Päpste und ihre Verfolger. Mehr bekannt auch im Aus-

lande wurde der Verfasser durch seine religiöse Zeitschrift Il divin Salvatore, die er mit persönlichen Opfern in den schlimmsten Zeiten dreißig Jahre lang (1864—1894) redigirte und zum besten Theile selbst schrieb. Auch hierin führte er ritterlich den Kampf für Kirche und Papst. So war er denn auch der einzige, der mit seinem Blatte den Sturm und die Einnahme Roms überlebte, während alle andern katholischen Blätter bei der Revolution eingegangen waren. In der Nummer vom 1. October 1870 wagte er es, öffentlich und feierlich Protest einzulegen gegen das Plebiscit, das tags darauf, am 2. October, Pius IX. für entthront erklären sollte. Er schloß mit den Worten: „Wir schätzen uns glücklich, dieses Zeugniß zugleich unserer Liebe und unseres Schmerzes dem hartgeprüften Pius IX. zu Füßen legen zu dürfen. In Demuth danken wir dabei Gott, daß unsere Zeitschrift trotz all der Widersprüche und Gegner jetzt als das einzige Organ der römischen Presse dastehen darf, um dem Apostolischen Stuhle in den schweren Stunden diesen unsern Tribut zu zollen."

Beim goldenen Priesterjubiläum Leos XIII. überbrachte dann Paolo Mencacci die Frucht seiner Mühen, die Frucht seiner Kämpfe für den Apostolischen Stuhl dem Jubelgreis zum Geschenke. Es waren 45 Bände. Dem Verfasser fehlten denn auch nicht Anerkennung und Hochachtung, namentlich von seiten der Päpste. Leo XIII. ebenso wie Pius schätzten ihn stets hoch, ehrten ihn durch Wort und That. Leo XIII. rühmte in öffentlicher Versammlung die Mencacci wiederholt als seine „Getreuen", und bei seinem Namenstage schenkte er allen Cardinälen zu Rom das dreibändige Werk unseres Verfassers über die italienische Revolution.

Zeitgemäß ist das Werk jedenfalls, zumal im jetzigen Jubeljahr, wie wenige, so daß eine weite Verbreitung desselben über die Grenzen Italiens hinaus schon deshalb zu wünschen ist.

Die Denkwürdigkeiten Mencaccis bestehen hauptsächlich, wie wir vom Verfasser selbst oben schon hörten, aus Actenstücken, Decreten, Verhandlungen, Programmen, Briefen, Enthüllungen derer, die an der italienischen Revolution in der einen oder andern Weise passiv oder activ betheiligt waren. So würde es denn zur Würdigung des Buches genügen, das vorgelegte Material als aus den besten Quellen geschöpft und durchaus glaubwürdig zu bezeichnen. In Italien sowohl als in Frankreich haben Recensenten das auch rühmend hervorgehoben. Wir können uns dem an dieser Stelle anschließen. Was wir noch hinzufügen wollen, ist dies: Paolo Mencacci befand sich in der günstigsten Lage, um ein Werk wie das vorliegende

zusammenzutragen. Zunächst erlebte er die ganze Entwickelung der italienischen Revolution selbst mit, manches gewahrte er aus nächster Nähe oder als Augenzeuge. Dazu kam seine Stellung als Journalist und Schriftsteller, der sich all die Jahre fast einzig mit diesen Fragen beschäftigte, so daß ihm einerseits kaum etwas entgehen konnte, was würdig war, verzeichnet zu werden, und er andererseits wie von der Hochwarte aus mit geschärftem Blick alles überschauen und sichten konnte. Drittens aber stand der Verfasser in beständiger Verbindung mit dem Vatican und hatte sehr nahe directe Beziehungen zu andern katholischen Höfen, die unmittelbar in die italienischen Wirren verwickelt waren. So konnte er denn leicht zu wichtigen Actenstücken und Aufklärungen kommen, die eben nur ihm zugänglich waren, und über anderes einschlägiges Material konnte er leicht die besten Informationen einholen. Alles in allem war Paolo Mencacci der Mann, um diese Denkwürdigkeiten zu schreiben, und wir sagen es ihm nach, daß er keine Mühe gescheut, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Um sich davon zu überzeugen, genügt nach dem bereits Gesagten ein wenn auch nur oberflächlicher Ueberblick über den reichen Inhalt der drei Bände.

Die italienischen Fürstenthümer und besonders das Königreich beider Sicilien waren ebenso viele Vormauern zum Schutze Roms und des Kirchenstaates. Es galt, diese zu zertrümmern; dazu war es vor allem nothwendig, die Oesterreicher aus Italien hinauszudrängen. Zu all dem besaßen nun die italienischen Revolutionäre und Logenbrüder nicht die nöthigen Mittel; so mußte man sich Piemonts und seiner Regierung bedienen. Napoleon III., gewissermaßen von der italienischen Loge erzogen und durch die Freimaurerei auf den Kaiserthron erhoben, hatte sich schon verpflichtet, seine Dankbarkeit der Loge in Italien zu beweisen. Im übrigen setzten ihm die Logenmänner mit Drohungen und Attentaten zu und zwangen ihn, wo er noch zu zögern schien, Italien zur „Einheit und Freiheit“ zu verhelfen. England zumal mit Palmerston an der Spitze des Ministeriums nahm sich nicht minder thatkräftig der Revolutionsmänner an. Ihm galt es zunächst, Neapel zu vernichten und dabei ganz Italien mit den Segnungen des Protestantismus zu beglücken. Hatte man erst alles um Rom niedergeworfen, so stand der Weg dorthin von selbst offen. Rom aber, der Sitz des Papstthums, das Herz des Katholicismus, war und blieb das letzte Ziel der ganzen Revolution. Es ist das in wenigen Worten der Plan der Revolution, der auch Schritt für Schritt ausgeführt wurde.

Zunächst ward überall in Italien Stimmung gemacht für „die Befreiung“ der italienischen Nation, die theilweise, wie man sagte, unter dem Joche der Ausländer, theilweise unter dem Joche einheimischer Tyrannen schmachte. Offen und im geheimen arbeiteten die eigens von der Loge dazu gegründeten Vereine mit den schändlichsten Mitteln der Verleumdung und Verführung, um für ihren Plan Stimmung zu machen, und es gelang dies vielfach nur zu gut. Im Gegensatz zu diesen verabscheuenswerthen Mitteln geben uns zahlreiche gleichzeitige Documente, entweder von Gegnern selbst geschrieben oder doch von ihnen als authentisch anerkannt, das wahre Bild von der Lage, den Zuständen in den einzelnen italienischen Staaten, in der Lombardei, in Toscana, Parma und Modena, in Neapel und dem Kirchenstaat. Mit dieser Darlegung der wirklichen socialen und politischen Verhältnisse werden die vorgeblichen Gründe zur Befreiung und Einigung Italiens von selbst als frivole Lügen gebrandmarkt und wird das ganze Werk der Revolution als himmelschreiende Ungerechtigkeit bloßgestellt. Gleichwohl fanden die Verleumdungen Gehör nicht bloß in Italien selbst, sondern besonders auch in Paris und London. Ueberall hatte die Revolution ihre Agenten und, was noch schlimmer, ihre Agentinnen, die noch viel schamloser und deshalb um so erfolgreicher wirkten.

Eine eigene längere Abhandlung beschäftigt sich mit Piemont und dem Hause Savoyen. Sie ist geschöpft aus den Aufzeichnungen des edeln Grafen Solaro della Margherita, der lange Zeit erster Minister in Turin war. Seine Ausführungen sind jedenfalls das Beste und Bestverbürgte, was wir darüber besitzen. So wird uns klar, wie das savoyische Königshaus in den Revolutionsschwindel hineingezogen ward und dank der Diplomatie Cavours an die Spitze der Umwälzungen trat, freilich zunächst nicht aus uneigennützigen Gründen. Es erscheinen dann der Reihe nach all die Helden der Revolution auf der Bühne: alle mit ihrem wahren Gesicht, wie sie sich selbst gemalt haben in ihren Briefen, Programmen, Denkschriften, mit ihren wahren Plänen, mit ihren verwerflichen Mitteln und ihrem letzten Ziele, das wie mit infernaler Energie erstrebt wird. Wäre es nicht allzu traurig, man könnte es sehr interessant finden, das Studium dieser Charakterköpfe. So lernen wir hier die Cavour, Garibaldi, Mazzini, Napoleon III. mit seinen Räthen, Palmerston mit seinen Sendlingen, Karl Albert und Victor Emanuel mit ihrem Antheil an der Revolution kennen. Es folgen den Herren die Diener: eine ganze Reihe von Helfershelfern und Attentätern, ob sie jetzt in Paris oder

Neapel, in Parma oder Modena oder in irgend einer andern italienischen Stadt im Dienste und Solde der Revolution und Loge thätig sind. Dafür werden die Verbrecher auch apotheosirt und bis zu den Sternen erhoben. Mögen jedoch all diesen Schöpfern und Heroen der Italia unita noch so viele Statuen gesetzt und Monumente erbaut, noch so viele Straßen und Plätze mit ihren Namen geschmückt werden, es genügen die vorliegenden Documente, um all diese Größen nicht nur von ihrem Piedestal herabsteigen zu machen, sondern auch in der ungeschminkten Häßlichkeit ihrer Corruption zu zeigen. Es mögen das harte Worte scheinen. Doch um nur ein Beispiel anzuführen, man lese nur den Bericht Cavours an seinen König Victor Emanuel über seine Verhandlung mit Napoleon in Plombières. Es genügt allein, um besonders den Krieg von 1859 als eine verabscheuungswürdige diplomatische Mache, die auch vor den niedrigsten Mitteln nicht zurückschreckt, mit und aus den Worten Cavours selbst zu charakterisiren. Es genügt dieser Brief allein, um den Mann, der den Löwenantheil an dem Unglück und der Revolution Italiens für sich in Anspruch nehmen darf, als den geriebenen Diplomaten zu brandmarken, dem alles feil ist, um zu seinem Ziele zu gelangen: Ehre, Gerechtigkeit, Religion. Nebenbei wird denn auch da schon Savoyen, die Wiege des savoyischen Hauses und sein Stammland, Napoleon III., Victor Emanuels Tochter, die edle Chlotilde, dem nichtswürdigen Prinzen Jérôme Napoleon (Prinz Plomb-Plomb) geopfert. Doch man muß den ganzen Brief mit seinen Abmachungen und Beweisführungen selbst lesen, um den „großen" Staatsmann und die Sache, die er so heiß vertrat, richtig zu würdigen. Es ist eines der wichtigsten Actenstücke, das viel, viel Licht über die Sache der Finsterniß verbreitet. Wer noch mehr Proben über Cavour und seine Politik wünscht, lese nur den einen oder andern Brief, den er z. B. von dem Pariser Congreß an den Minister Cibario in Turin schrieb. Dort kommen Stellen vor wie die folgende: „Ich theile Ihnen mit, daß ich in die Fäden der Diplomatie la bellissima contessa di . . . verwickelt habe, indem ich sie bestimmte, mit dem Kaiser (Napoleon) zu coquettiren und, wenn nöthig, ihn zu verführen. Ich habe ihr versprochen, daß, wenn sie Erfolg hat, ich für ihren Vater den Posten als Secretär in Petersburg erlangen werde. Gestern schon hat sie ihre Aufgabe mit Discretion begonnen beim Concerte in den Tuilerien." Das ist nur eines von den „unschuldigen" Mitteln zu dem „edeln" Zwecke. Ueberhaupt, wer Pikantes liebt, kann gerade über die Agentinnen Cavours die haarsträubendsten Sachen, alle belegt mit Documenten, finden. Welch traurige Heldenrolle bei alledem

Napoleon spielt, daran sei nur im Vorübergehen erinnert, aber doch schon hier hinzugefügt, daß man diesen unseligen Kaiser und sein ganzes Schicksal von Anfang bis zu Ende nur im Lichte der hier vorgeführten Thatsachen versteht. In dieses Kapitel gehören denn auch die schändlichen Werbungen für das Freiwilligencorps gegen Oesterreich und die ganze Propaganda der Loge für die Italia unita. Gerade über das Wesen und Wirken der Freimaurerei, ihre Ziele und Mittel geben die Denkwürdigkeiten der italienischen Revolution mehr Klarheit und Gewißheit als viele andere Enthüllungen und Memoiren gewesener Brüder.

Interessant sind auch, wenngleich sehr wenig erfreulich, die Berichte über den Pariser Congreß und überhaupt über die verschiedenen diplomatischen Verhandlungen, die zwischen all den betheiligten Factoren besonders in Paris und London, in Rom und Neapel geführt wurden. Dieses Gewebe von Intriguen, Verleumdungen, Ungerechtigkeiten jeder Art würde ein anderer Zwirnsfäden nennen, über die ein Diplomat nicht stolpern darf. Die christliche Moral wird sich dadurch aber nicht abhalten lassen, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Frucht solcher Diplomatie war denn schließlich der frivol heraufbeschworene Krieg von 1859 mit den Schlachten von Magenta und Solferino und all den bösen Folgen: den Tractaten von Villafranca und Zürich, den Annexionen von Toscana, Parma, Modena, Bologna. Damit war der erste Riesenschritt zum Ziele gethan. Der zweite ging auf Neapel zu. Napoleon isolirte das Königreich beider Sicilien durch das diplomatische, zu diesem Zwecke neu aufgestellte Princip von der „Nicht-Intervention“. England, dem die Vernichtung Neapels von jeher am Herzen lag, deckte den Garibaldianern und Piemontesen den Rücken, und bald war ein anderer Thron gestürzt, ein ganzes Land annectirt. Garibaldi erschien denn auch selbst in London und quittirte für die geleisteten Dienste bei großartigem Empfang in der Themsestadt im April 1864 vor 30000 Zuhörern, Ministern, Lords, Parlamentsmitgliedern u. s. w., mit den Worten: „Neapel würde heute noch den Bourbonen gehören ohne die Hilfe Palmerstons, und ohne die englische Flotte hätte ich niemals die Straße von Messina überschreiten können.“

Damit stand nun der Weg nach Rom offen, 1870 und der 20. September war vorbereitet; man wartete nur auf die günstige Gelegenheit. Und dafür sorgte denn die mehr als zweideutige Politik Napoleons weiter. In den Denkwürdigkeiten der italienischen Revolution fallen auch grelle Schlaglichter durch die vorgelegten Documente auf Frankreich und Eng-

land, Oesterreich und Preußen; die Kriege von 1866 und 1870 spielen hier schon eine Rolle. Und nur zu klar erkennt man hier schon in dem Tage von Sedan das gerechte Strafgericht für den schmählichen Verrath am Apostolischen Stuhle, wie denn überhaupt Napoleon in der italienischen Tragödie die traurigste Figur abgibt.

Von dem dunkeln Gewirre niederer Leidenschaft und himmelschreiender Ungerechtigkeit in den Thatsachen und Personen hebt sich denn um so wohlthuender ab das Lichtbild Pius' IX., der uns erst recht verehrungswürdig vorkommt in seiner offenen, entschiedenen Würde, mit der er selbst beraubt und verlassen den Großen und Mächtigen der Erde entgegentritt. Auch ein Napoleon konnte ihn nicht durch seine Verstellung täuschen. Er hatte den Verräther längst durchschaut, als man sich noch Mühe gab, ihm den französischen Kaiser als sichern Schutz und Hort darzustellen. Wohlthuend berührt es auch, auf seiten der verfolgten Fürsten so viel wahre Tugend und Edelmuth zu finden bei den Königen und Königinnen von Neapel, dem Herzog von Modena, dem Herzog und der Herzogin von Parma. Durch den Gegensatz tritt diese wahre Größe hier nur um so lichter zu Tage, wenn auch schließlich Recht und Tugend der Macht und dem Verbrechen erliegt.

Was wir hier nur wie im Fluge berührten, führt Paolo Mencacci uns in seinem Werke in den vorgelegten Documenten vor. Aber auch diese sind nicht dürre aneinander gereiht, sondern der Verfasser hat aus denselben ein einheitliches Ganze geschaffen, theilweise durch eigene werthvolle Reflexionen, zum andern Theile durch die Gruppirung seines Stoffes. So gelingt es ihm, ohne den Documenten und ihrem objectiven Inhalt irgendwie Gewalt anzuthun, seine These, die er eingangs klar genug aufstellt, die drei Bände hindurch festzuhalten und zu beweisen. Er will zeigen und zeigt wirklich, daß all die Umwälzungen in den Staaten Italiens, die Revolution, ganz im Geiste der Loge planmäßig auf Rom lossteuerten, um den Katholicismus in seinem Herzen zu treffen. Das piemontesische Königshaus ward dabei nur als vorläufiges Werkzeug benutzt, da man es eben für den Augenblick noch nicht weiter bringen konnte. Im übrigen galt der Kampf Thron und Altar: die gestürzten Throne sind ebenso viele Stufen, um mit sacrilegischen Händen sich dem Altare nähern zu können. Daß alles dies nicht bloßes Product einer südländischen Phantasie ist, davon zeugt das Werk mit zahlreichen Actenstücken, welche aus dem Lager der Gegner stammen. Bezeichnend genug ist es, um nur dies eine hervorzuheben, daß in Circularen, welche die österreichische

Regierung z. B. in Brescia auffand, schon 1855 die Protestantisirung Italiens und die Revolutionirung nebeneinander als ein Ding aufgefaßt und empfohlen wurden, während schon ein förmliches Comité für dieses doppelte „Missionswerk" sich gebildet hatte. Bezeichnend ist auch, in welchen Beziehungen das protestantische England und, um nur einen Namen zu nennen, Lord Shaftesbury, der Schwiegersohn Lord Palmerstons, zu diesen italienischen Bestrebungen standen, während die Kinder Israels in Italien selbst, z. B. in Livorno, zahlreich versammelt zu Jehovah flehten für Victor Emanuel und seine Familie, für die Erweiterung seines Reiches und die Erhöhung seines Thrones. Es sind das wohl nur kleine historische Anekdoten, doch bedeutungsvolle, die ganze Bände sprechen. Auch an solchen Illustrationen ist das Werk Mencaccis reich.

Diese Einheit, welche der Verfasser in seine Darstellung gebracht, seine Anordnung des Stoffes, führt jedoch einen Nachtheil mit sich. Wir meinen den Mangel an Uebersichtlichkeit und Ordnung, eine Sache, die das Studium des Werkes erschwert und die wir Deutsche zumal in solchen Werken nicht gerne antreffen. Zum Theil hilft zwar der ziemlich ausführliche Index der einzelnen Kapitel darüber hinweg; jedoch muß man auch dazu eine immerhin schon bedeutende Vorkenntniß der historischen Facta und Personen mitbringen.

Wahr ist es andererseits, daß der Verfasser durch die Darstellungs- und Anordnungsart, die er beliebt, das ganze Werk dem Laien gerade weit interessanter zu machen wußte. So liest es sich besonders stellenweise wie ein spannender Roman, der aber, ebensosehr historisch wahr als in christlichem Geiste geschrieben, als bestes Gegengift selbst passionirten Romanlesern angerathen werden kann. Wohl umfassen die drei Bände eigentlich nur die Periode von 1856—1860; jedoch enthalten sie in Wirklichkeit viel, viel mehr, wie schon aus unserer obigen Inhaltsangabe genugsam hervorgeht. Der Verfasser hat nämlich überall diese seine Periode mit der vorhergehenden wie der nachfolgenden, wo es zum bessern Verständniß irgendwie dienlich war, so zu verbinden gewußt, daß man beinahe das ganze Drama der italienischen Revolution wie in einem Panorama vor Augen hat. Wird ein folgender vierter Band das noch Fehlende bis auf unsere Tage ausführen, so haben wir ein reichhaltiges Quellenwerk, welches dem Geschichtschreiber ebenso wie dem Journalisten von großem praktischen Nutzen sein kann. Gerade jetzt aber verdient das Werk besondere Beachtung, und das ist der Grund, weshalb wir es an dieser Stelle zur Sprache gebracht.

Es gibt Wunden, die nicht zuheilen dürfen, die offen gehalten werden müssen. Eine solche Wunde ist die römische Frage. Freilich sorgen die Romstürmer von 1870 selbst dafür, daß die Wunde der römischen Frage nicht zuheilt. Und die geräuschvollen, unnatürlichen Vorbereitungen und Aufforderungen zur Feier der silbernen Hochzeit der Bresche an der Porta Pia machen den Eindruck eines Hausbesitzers, der am Fenster steht und mit viel Lärm die Vorübergehenden zu überzeugen sucht, daß er des Hauses rechtmäßiger Eigenthümer sei. Schwerlich wird ein solcher mehr als Zweifel wachrufen. Als Antwort schallt es denn auch selbst von ganz liberaler Seite zurück: Mit eurem 20. September und mit dieser Bresche an der Porta Pia, welche Rom solche Bescherungen gebracht, haben wir nichts zu thun und wollen wir nichts zu thun haben! Die Braut selbst, die Roma intangibile, wehrt sich gegen die silberne Hochzeit. Die Regierung steht jedoch unter dem Zeichen und Einfluß der Kelle. Es muß nun einmal gefeiert werden. Adriano Lemmi, der Großmeister der ganzen Freimaurerei, hat es ja noch am 20. September 1894 zu Mailand bei der Festversammlung der Brüder betont: „Versammelt zu sein an diesem denkwürdigen Tage ist uns ein glückliches Vorzeichen. Erinnert der Tag uns doch an unsern schönsten Ruhm, an unsern entscheidendsten Triumph." Schon seit Jahresfrist gehen Aufforderungen und Einladungen zur Theilnahme an der Festfeier von der Loge aus in die entlegensten Dörfchen. Die bitterste Ironie war dabei im Spiele. Es liefen nämlich eben solche Einladungen in den Dörfern um Tivoli herum im Januar dieses Jahres, als man dort, trotz der Segnungen Jungitaliens, geradezu am Hungertuche nagte. Die Regierungscommission selbst fand in Sambuco und andern Ortschaften ganze Familien mit vielen Kindern, die einfachhin am Verhungern waren, da der Schnee auch noch das letzte Nahrungsmittel, die wenigen Kräuter am Felsen, sonst das Futter der Ziegen, unbarmherzig begraben hatte.

Das ist gewiß die beste Verurtheilung des 20. September 1870; und der beste Protest gegen den 20. September 1895 mit seiner Feier ist die getreue, wahrhafte Darlegung der Mittel und Wege, welche Neurom geschaffen, und der Wirkungen und Früchte, welche Jungitalien jetzt schon einheimst: hier nationales Elend, dort nationale Schmach. Es thut nur noth, allerwärts und immer von neuem dieser Wahrheit das Wort zu reden.

Joseph Hilgers S. J.

Bibel und altchristliche Kunst.

(Schluß.)

V.

Die Denkmäler der altchristlichen Kunst erläutern und bekräftigen, wie wir sahen, in mannigfacher Beziehung unsere Beweise für die katholische Lehre vom Canon der Heiligen Schrift. In Bezug auf den Text der heiligen Bücher können wir aus leicht ersichtlichen Gründen keine reiche Ausbeute aus den alten Monumenten erwarten; denn Citationen sind, wie schon gesagt, in denselben sehr selten und textkritische Schlüsse aus der Art der Darstellung auch nicht gerade häufig mit Sicherheit möglich. Trotzdem verdienen auch unter dieser Rücksicht die altchristlichen Bilder unsere Beachtung, da wenigstens einige aus ihnen einen Schluß auf den Text gestatten, welcher dem Künstler bei seinen Ausführungen oder der kirchlichen Behörde bei ihren Anweisungen zur Vorlage diente.

Wir finden zunächst, daß an Stellen, bei denen der griechische Text von dem hebräischen oder von der Vulgata abzuweichen scheint, manche Bilder der Auffassung des Griechischen folgen. Für die ersten Jahrhunderte muß uns das allerdings fast selbstverständlich erscheinen, da ja die Septuaginta für die ersten Christen fast die einzige officielle Bibel des Alten Testamentes bildete. Aber auch noch lange nach dem hl. Hieronymus und nach der Verbreitung der Vulgata folgten die Künstler nach dem Zeugnisse der Denkmäler vielfach der Septuaginta oder der alten Itala.

Bekannt ist der Streit, welcher in einigen afrikanischen Kirchen zur Zeit der hll. Augustinus und Hieronymus entstand über die Art der Staude, unter welcher Jonas vor den Thoren Ninives geruht hatte. Im hebräischen Texte hieß sie Qiqajôn, das von den Neuern gewöhnlich mit Ricinus, Wunderbaum, übersetzt wird. Die Septuaginta erklärte es mit κολοκύνθη, und so übersetzte es auch die Vetus Latina mit cucurbita, Kürbis. Der hl. Hieronymus machte aber aus dem Kürbis eine Epheuranke und setzte hedera in den Text. Wenn wir nun hierüber die altchristlichen Monumente befragen, so antworten uns ihre Gemälde einstimmig: Jonas hat unter einer Kürbisstaude geruht. In allen Darstellungen der Scene aus den ersten sieben oder acht Jahrhunderten n. Chr. ist das Gewächs, unter welchem der Lebensmüde ausruht, deutlich als eine Kürbisstaude gekennzeichnet. Es ist ein Rankengewächs, das an

einer Laube emporklettert und über derselben ein Laubdach bildet, aus welchem mehrere gewichtige Früchte über dem armen Jonas herabhängen. Die Form der Früchte läßt über die Art der Staude meist keinen Zweifel[1]. Auf Sarkophagen und andern Sculpturen, auf Lampen u. ähnl. fehlt meistens die stützende Laube, und das Rankengewächs mit seinen Früchten muß selbst sehen, wie es sich aufrecht hält; zuweilen wird es dabei zu einem rechten „Wunderbaum", der aber doch genau dieselben Früchte trägt wie die Laube in den Katakombenbildern.

Daß in den Bildern bei abweichendem Texte zuweilen neben der Septuaginta und Vulgata auch auf die „hebraica veritas" Rücksicht genommen wurde, zeigen uns die Darstellungen des Dulders Job. Im hebräischen Texte sitzt er in seinem großen Elend „mitten in der Asche" (Job 2, 8); ebenso übersetzt auch Symmachus: ἐπὶ σποδοῦ. Die Alexandriner weisen ihm dagegen seinen Platz an ἐπὶ τῆς κοπρίας, und ebenso die Vulgata in sterquilinio. Von den alten Darstellungen folgen nun einige entschieden dem hebräischen Texte, indem sie Job auf einem Aschenhaufen sitzend abbilden; andere halten sich aber an die Septuaginta und Vulgata. So sehen wir z. B. auf einem Gemälde der Katakombe von S. Pietro und Marcellino[2] deutlich die Stroh- oder Grashalme abgebildet, die zu einem Aschenhaufen nicht passen, und dasselbe zeigt auch ein in Neuß aufgefundenes altchristliches Glaskästchen[3], während man bei andern Gemälden und Sarkophagen eher an einen Aschen- oder Steinhaufen denken wird[4].

---

[1] Vielleicht könnte ein gewiegter Botaniker selbst die Art des Kürbisses aus den Bildern noch näher bestimmen. Die Form der Früchte ist nämlich gewöhnlich länglich, am untern Ende etwas dicker und abgerundet, weshalb vielleicht einer an den Flaschen- oder den Keulenkürbis denken könnte; jedenfalls scheint man unter κολοκύνθη nicht immer gerade den runden Kürbis verstanden zu haben, wie das Lexikon es erklärt (vgl. Passow, Pape). Zuweilen scheinen die Früchte sogar den Schlangengurken unserer Gartenbeete sehr ähnlich, und wenn daher jemand das Rankengewächs lieber für eine wirkliche Schlangengurke halten wollte, so würden diese Bilder nichts dagegen einwenden. — Eine Ausnahme von den gewöhnlichen Darstellungen bietet, wie es scheint, eine Miniatur in dem syrischen Bibelcodex der Bibliotheca Laurentiana zu Florenz aus dem Jahre 586 (*Garrucci* tav. 132, 1); dort scheint Jonas wirklich unter einer Epheulaube auszuruhen.

[2] *Garrucci* tav. 46, 1. [3] Kraus, Real-Encyklopädie I, 619.

[4] *Garrucci* tav. 27; 31, 3; 40, 1 u. a. — Heuser sagt zwar (Kraus, Real-Encyklopädie II, 61), daß „Job in den Gemälden stets allein, dem Text der Vulgata entsprechend, auf einem Düngerhaufen erscheint", und ähnlich äußert sich Kraus (Roma Sott., 2. Aufl., S. 288); aber das Bild, welches den Artikel der Real-Encyklopädie (a. a. O.) begleitet, zeigt doch auch auf einem Gemälde Job eher auf einem Steine sitzend, und dasselbe gilt von den angeführten Gemälden bei Garrucci. Die beiden

Zuweilen hat der arme Dulder auch auf einem Steinsitz oder gar auf einem kleinen Sessel (faldistorium) unter einem Baume Platz genommen; sein Weib reicht ihm mit der rechten Hand ein Brödchen auf einem Stabe und hält mit der Linken einen Gewandzipfel vor Mund und Nase[1]: denn wegen seines übeln Geruches ist er selbst seinem Weibe zum Ekel geworden (Job 19, 7).

Von größerer Bedeutung für den Text des Buches Job wäre es sicherlich, wenn wir aus den altchristlichen Monumenten Belege für die berühmte Stelle im 19. Kapitel bringen könnten: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" u. s. w. (19, 25—27). Zwar sagt Kraus: „Von Clemens dem Römer an wird Job von vielen Vätern als Typus der Auferstehung gepriesen, und Jobs eigene Worte: ‚Ich weiß . . .' kehren auf Grabsteinen der alten Christen mehr als einmal, wenn auch mehr oder weniger modificirt, wieder."[2] Als Beweis führt er an erster Stelle eine Inschrift aus dem Jahre 493 an; es heißt darin: Hic in pace requiescet Laurentia L. F., quae credidit resurrectionem, woraus für unsern Text noch nichts folgt, wenn nicht etwa das beigefügte „u. s. w." alles enthält. An zweiter Stelle bringt er das Epitaphium des Bischofs Flavian von Vercelli aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, in welchem die Stelle ganz wie in der Vulgata angeführt wird; nur fehlt das vivit nach redemptor meus. „Aehnliches", fügt Kraus hinzu, „bieten Inschriften aus Neapel und Rimini." Aber aus all diesen Beweisen dürfen wir wohl schließen, daß sich aus den Grabsteinen der alten Christen für die Zeit vor Hieronymus und auch für die ersten 130 Jahre nach seinem Tode ein Beleg für seine Auffassung der Worte Jobs nicht beibringen läßt.

Daß aber die bildlichen Darstellungen Jobs, die wir bei Garrucci viermal in Katakombengemälden und sechsmal auf Sarkophagen treffen, nothwendig als Sinnbild der Auferstehung gelten müssen und so indirect für die Auffassung unseres Textes im Sinne des hl. Hieronymus zeugen, läßt sich nicht beweisen; denn die heiligen Väter erklären Job nicht bloß als Typus der Auferstehung, sondern auch als Muster der Demuth und

---

Lesarten des Textes lassen sich übrigens leicht miteinander vereinigen, so daß die eine durch die andere erklärt wird; denn besonders in der Gegend, wohin das Land Hus am wahrscheinlichsten verlegt wird (Nukra zwischen dem Hauran und dem Jordan), wie auch sonst wohl im Orient, wird der Dünger von Zeit zu Zeit vor dem Orte verbrannt, da die Aecker wegen der großen Fruchtbarkeit desselben nicht bedürfen.

[1] *Garrucci* tav. 341, 1; 350, 2.

[2] Roma Sott., 2. Aufl., S. 288; ebenso Heuser in Kraus, Real-Encyklopädie II, 62 (unter Weglassung von „u. s. w.").

vor allem als Vorbild der Geduld im Leiden, wie ja schon die Heilige Schrift das „Beispiel der Geduld des hl. Job" ganz besonders hervorhebt (Tob. 2, 12. 15. Jac. 5, 11).

VI.

Für den Text der heiligen Bücher ist also die Ausbeute aus den altchristlichen Monumenten nicht bedeutend. Doch um so reicher ist die Ernte für die Erklärung der heiligen Schriften. Es bietet sich hier eine solche Fülle des Stoffes, daß ich mich begnügen muß, das eine oder andere mehr anzudeuten als auszuführen.

Wenn wir zunächst die Scenen aus dem Alten Testamente betrachten, so würde es sicher sehr ansprechend und nützlich sein, aus den verschiedenen Darstellungen die literale Erklärung der ersten Zeiten in Bezug auf manche Ausdrücke der Heiligen Schrift und einzelne Umstände der abgebildeten Thatsachen zu studiren. Nehmen wir aus dem großen Gebiete nur einen Punkt heraus, der sich auch nach meist weniger genauen Abbildungen mit genügender Sicherheit feststellen läßt: es sind die im Alten Testamente so häufig wiederkehrenden Theophanien oder Gotteserscheinungen.

Die Lehre der heiligen Väter über diesen Punkt faßt Petavius mit gewohnter Gründlichkeit im achten Buche de Trinitate zusammen. Er zeigt dort, daß sehr viele Kirchenväter bei den im Alten Testamente erwähnten Erscheinungen Gottes oder des Angelus Domini immer an äußerlich wahrnehmbare Offenbarungen des göttlichen Wortes dachten; er führt dafür namentlich an den hl. Justin, Irenäus, Origenes, Novatian, Athanasius, die Väter der Synoden von Antiochien und Sirmium u. a. Demgegenüber zeigt er dann ebenfalls aus den heiligen Vätern, daß zunächst der Sohn und der Heilige Geist ebensowenig äußerlich wahrnehmbar seien wie der Vater; daß aber auch der Vater allein oder mit dem Sohne und dem Heiligen Geiste sich in äußerer Gestalt offenbart habe, und daß endlich zuweilen keine der drei göttlichen Personen, sondern ein wirklicher Engel sichtbar erschienen sei [1].

In den alten Bildern finden wir nun eine Erklärung der Theophanien, die ganz dieser Lehre der Kirchenväter entspricht. Zunächst wird die Erscheinung Gottes oft dem göttlichen Worte allein beigelegt. So sehen wir z. B. zwischen Adam und Eva im Paradiese oft, namentlich

[1] *Petav.*, De Trin. VIII, 2; vgl. I, 3, 2; *Franzelin*, De Deo Trino, thes. XI, n. 4.

auf Sarkophagdarstellungen des 4. Jahrhunderts, z. B. auf dem berühmten Sarkophag aus S. Paolo, der jetzt eine der schönsten Zierden des Lateranmuseums bildet[1], eine Person dargestellt, welche mit Adam zu sprechen scheint und ihm mit der Rechten einen Aehrenbüschel reicht, während die Linke der Eva ein Lamm hinhält. Es ist jedenfalls ein Bild der Erscheinung Gottes, welcher den beiden Stammeltern ihre Strafe ankündigt. Das Aehrenbündel erinnert an die Feldarbeit, durch die sich Adam im Schweiße des Angesichtes sein Brod verdienen soll; das Lamm deutet wohl das Spinnen und die andern Hausarbeiten Evas an. Einige wollen darin auch einen Hinweis auf die verheißene Erlösung sehen, indem das Lamm ein Bild des blutigen Kreuzesopfers und das Aehrenbündel ein Bild des unblutigen Opfers unserer Altäre sein soll (?). Was aber für unsere Frage in Betracht kommt, ist der Umstand, daß der Künstler die Figur zwischen Adam und Eva vollkommen in derselben Weise darstellt wie den Heiland, der in den andern Scenen desselben Sarkophages das Wunder von Kana wirkt, die Brode vermehrt, den Blinden heilt, den Lazarus auferweckt und dem Petrus seine Verläugnung voraussagt. In den Zügen des Gesichtes, den Haaren, der Kleidung konnte die Identität der Person in allen Scenen gar nicht besser ausgedrückt werden. Es bedarf daher gar nicht des Monogramms Christi über dem Haupte der Person zwischen Adam und Eva, wie es sich auf einem Sarkophage aus Saragossa findet[2], um uns dieselbe noch deutlicher zu kennzeichnen.

Statt einer göttlichen Person finden wir aber zuweilen auch zwei dargestellt, wie z. B. beim Opfer von Kain und Abel auf einem Sarkophage aus Arles[3], wo eine Person auf einem Sitz aus Steinen die Gaben annimmt, während hinter ihr eine zweite ähnliche Person steht, die in der linken Hand eine Rolle trägt. Garrucci erklärt die sitzende Person als das göttliche Wort, die stehende als Gott Vater.

Alle drei göttlichen Personen bietet uns der schon genannte herrliche Sarkophag von S. Paolo im Lateranmuseum, auf welchem in der ersten Scene zur Linken in der obern Bilderreihe die Erschaffung der Eva in der Weise abgebildet ist, daß alle drei göttlichen Personen dabei betheiligt erscheinen. Wir sehen da einen Thronsessel, der mit einem schön verzierten Tuche bedeckt ist; de Rossi erklärt ihn wegen der Aehnlichkeit mit

---

[1] *Garrucci* tav. 365, 2 (vgl. ebd. n. 1 [Sarkophag aus Syrakus] u. ö.); Ficker, Die altchristlichen Bildwerke im christl. Mus. des Lateran (Leipzig, Seemann, 1890) Nr. 104, mit reichem Nachweis der Literatur.

[2] *Garrucci* tav. 381, 5. [3] *Garrucci* tav. 366, 3.

andern Darstellungen für einen bischöflichen Thron. Auf demselben sitzt eine bärtige, ehrwürdige Gestalt, welche die Rechte segnend oder redend über die vor ihm stehende Eva erhebt. An der Rückseite des Thrones steht eine zweite Figur, die der sitzenden vollkommen ähnlich erscheint, nur daß sie halb kahlköpfig ist und auf der Stirne mehrere Falten zeigt; sie hat ihre Rechte auf die Lehne des Thrones gelegt und scheint zu sprechen. Vor dem Throne zur Linken des Sitzenden steht eine dritte Person, den beiden andern in allem ähnlich; sie schaut zu ihnen hinüber und legt zugleich ihre rechte Hand auf das Haupt der Eva.

Im Anschluß an die Erklärungen Marchis, de Rossis und Garruccis führt auch Cardinal Franzelin dieses Bild als Erläuterung der Lehre von den Attributen an, welche den einzelnen göttlichen Personen zugeeignet werden[1]. Er erblickt mit Recht in dem Bilde den Ausdruck der Worte des hl. Basilius: Itaque tria intelligis: mandantem Dominum, creans Verbum et confirmantem Spiritum[2]. Wir sehen in den drei Figuren den Vater, welcher auch äußerlich gekennzeichnet ist als der „Alte der Tage", die Erschaffung bewirkend durch den Sohn, der als unser Herr und Hoherpriester den Thron einnimmt, und die Erschaffung vollendend durch den Heiligen Geist, der mit seiner Rechten den Menschen gnadenvoll überschattet.

Derselbe Sarkophag zeigt uns vielleicht auch noch ein Beispiel dafür, daß man auch bei dem Angelus Domini an eine eigentliche Gotteserscheinung dachte. Die Mitte der untern Bilderreihe nimmt nämlich Daniel in der Löwengrube ein; zur Rechten des Propheten erscheint ein alter bärtiger Mann abgebildet, der mit ihm zu sprechen scheint, vielleicht, wie Kraus annimmt[3], Gott der Herr, der seinen Diener so gnädig behütet. Zur Linken reicht Habakuk, in kleiner Figur dargestellt, dem Daniel in einem Körbchen drei runde, mit einem Kreuz bezeichnete Brode zur Speise dar. Statt des Engels aber, der den Habakuk herbeibrachte, sehen wir hier einen bärtigen Mann, der seine Hand auf das Haupt des kleinen Propheten gelegt hat. Einen Engel pflegte man in der Kunst nicht in dieser Weise abzubilden, wohl aber eine Person der heiligsten Dreifaltigkeit, die man unter dem Angelus Domini verstand; in unserem Bilde überzeugt uns davon auch deutlich genug die auffallende Aehnlichkeit mit den Figuren der vorher beschriebenen ersten Gruppe[4].

---

[1] De Deo trino, thes. XIII, n. 2. [2] De Spiritu S. n. 19.

[3] Roma Sott., 2. Aufl., S. 356.

[4] Heuser (in Kraus, Real-Encyklopädie I, 344) erklärt die Figur neben Habakuk für den Erlöser, die neben Daniel für den Heiligen Geist und macht darauf

Bei andern Bildern Daniels und Habakuks sehen wir es wo möglich noch bestimmter und klarer ausgesprochen, daß auch die Künstler, wie so manche heilige Väter, bei dem Erscheinen des Engels wirklich an eine Offenbarung Gottes selbst dachten. So zeigt z. B. der Sarkophag von Brescia[1] Daniel unter den Löwen und bei ihm Habakuk, der ihm wieder ein rundes, mit einem Kreuz bezeichnetes Brod und dazu einen Fisch zur Speise bringt. Statt des Engels hat ihn eine von sieben Sternen und von Wolken umringte Hand bei den Haaren gefaßt. Diese Hand aus den Wolken erscheint aber überall in der alten christlichen Kunst als das Symbol Gottes und seines unmittelbaren Eingreifens in die menschlichen Handlungen. Sie findet sich deshalb regelmäßig in den Scenen, in welchen Moses die Gesetzestafeln von Gott erhält. Auch beim Opfer Abrahams ist statt des Angelus Domini, der ihn von der Opferung seines Sohnes zurückhält, fast regelmäßig die Hand aus den Wolken abgebildet; in etwa hundert Darstellungen dieser Scene, die Wilpert anführt[2], fehlt nach seiner Angabe die Hand aus den Wolken nur etwa fünfzehnmal.

Daß aber zuweilen bei den Bildern dieser Erscheinungen auch ein Engel dargestellt wurde, zeigen eben dieselben Scenen. Auf neun Sarkophagen mit dem Opfer Abrahams ist neben der Hand Gottes oder an ihrer Stelle ein Engel abgebildet, der Abraham bei der Hand faßt, um ihn am Opfern zu hindern[3]. Ebenso ist es bei Habakuk auf einem Elfenbeingefäße und auf der Holzthüre von S. Sabina ein Engel, der den Propheten bei den Haaren gefaßt hält[4].

VII.

Wie bei der Auffassung der Theophanien, so finden wir auch in der typischen Erklärung der heiligen Geschichte des Alten Testamentes die schönste Uebereinstimmung zwischen den Lehren der heiligen Väter und den Monumenten der altchristlichen Kunst.

Wiederholt werden wir im Neuen Testamente auf den vorbildlichen Sinn des Alten hingewiesen; besonders belehrt uns der heilige Paulus über denselben im ersten Korintherbriefe. „Dies alles“, sagt er in Bezug auf

aufmerksam, daß die beiden ganz in derselben Stellung erscheinen, wie in der Scene der Erschaffung Evas, wo er auch den Sohn in der Figur sieht, welche die Hand auf das Haupt Evas legt, und den Heiligen Geist hinter dem Throne des sitzenden Vaters. Jedenfalls dürfte hinsichtlich der letztern Scene die Erklärung Franzelins und seiner Gewährsmänner vorzuziehen sein.

[1] *Garrucci* tav. 323, 2. [2] Röm. Quartalschr. I, 139.

[3] Wilpert a. a. O. [4] Kraus, Real-Encyklopädie I, 344.

den Wüstenzug der Israeliten, „ist zu einem Vorbilde für uns geschehen" (1 Kor. 10, 6), und nach einigen Versen wiederholt er noch einmal: „Dieses alles aber ist als Vorbild jenen widerfahren; geschrieben aber wurde es zur Warnung für uns, an welche die Ausgänge der Weltzeit gekommen sind" (ebd. V. 11). Er redet hier zwar zunächst nur von demjenigen, was den Israeliten in der Wüste begegnete; aber an andern Stellen seiner Briefe wendet er dieselbe Lehre auch auf andere Theile der alten Geschichte an. Dasselbe thun die übrigen Apostel wiederholt[1]. Mit Recht haben daher auch die heiligen Väter immer auf diesen typischen Sinn des Alten Testamentes ein großes Gewicht gelegt, und wir müssen darum nothwendig annehmen, daß derselbe von Anfang an den Christen in der Kirche ausgelegt wurde. Durch solche Erklärung der alten Vorbilder lernten sie von Jugend auf in den Personen, Ereignissen und Einrichtungen des Alten Bundes den Heiland und seine Kirche erkennen und an die großen Wahrheiten sich erinnern, die der Heiland durch seine Kirche als Richtschnur für Glauben und Leben ihnen verkünden ließ. Sie lernten dort auch mit dankbarem Herzen die Gnadenmittel betrachten, die der Erlöser ihnen zum Troste und zur Stärkung in der heiligen Kirche hinterlassen. So drangen sie in den tiefern Sinn der heiligen Bücher ein und gewöhnten sich, ihre Lehren und Warnungen zu verstehen und zu befolgen. Nun wurde ihnen das Buch der Bücher zu einer Quelle des Lebens, die immer sprudelnd ihre Wasser spendet, zu einer hellen Leuchte, die nie erlöschend ihr Licht verbreitet an dunklem Orte (2 Petr. 1, 19).

Ueber diesen typischen Sinn des Alten Testamentes geben nun die Katakombenbilder und die andern Werke der altchristlichen Kunst mannigfachen Aufschluß; ich will nur einige wenige hervorheben, bei welchen die Bilder selbst, auch ohne langen Commentar, deutlich genug reden.

Unter den ältesten Katakombenbildern, ebenso auf Sarkophagen und andern Sculpturen, begegnet uns häufig die Arche Noes. Aber schon der erste Blick auf das Bild zeigt, daß es sich dabei nicht um eine historische Darstellung der Begebenheit handelt: die große mächtige Arche, deren Maße die Heilige Schrift so genau angibt, ist für gewöhnlich ein kleines Kästchen, in welchem kaum ein Mann Platz hat. Nur selten, vielleicht

[1] Vgl. Röm. 5, 14 (Adam). Gal. 4, 22 ff. (Sara und Agar). Hebr. 1, 5; 7, 3 (Salomon, Melchisedech) u. a. — Matth. 2, 15 (Israeliten aus Aegypten). Joh. 19, 36 (Osterlamm). 1 Petr. 3, 20 f. (Arche Noe) u. a. — Ueber den typischen Sinn vgl. *Cornely*, Introductio I, 2. ed., p. 552—565.

nur einmal[1], und nur in späterer Zeit sehen wir die Arche mehr der Wirklichkeit entsprechend mit acht Personen und verschiedenen Vögeln und Vierfüßlern abgebildet. In dem Kästchen, das meistens mit offenem, nach rückwärts gelehntem Deckel auf dem Wasser schwimmt, steht für gewöhnlich ein Jüngling oder auch ein bärtiger Mann, zuweilen eine Frau oder ein Kind, meist mit erhobenen Händen in betender Stellung. Neben oder über der kleinen Arche schwebt meist die Taube mit dem Oelzweig, die zuweilen auch wohl auf einem Baume oder auf der Hand Noes ruht.

Ohne weiteres erkennen wir, daß die ganze Darstellung auf etwas mehr als auf die geschichtliche Thatsache hinweisen, daß sie vielmehr den Christen an eine tiefere Bedeutung dieser Thatsache erinnern und eine Wahrheit seines Glaubens ihm ins Gedächtniß zurückrufen soll. Welches aber diese Wahrheit sei, sagt uns der hl. Petrus, der einen jeden Christen in dem Bilde der Arche seine eigene Rettung durch die Taufe in der heiligen Kirche erkennen lehrt (1 Petr. 3, 20 f.). Das Echo dieser Ermahnung des Apostelfürsten bieten uns jene Bilder, von denen das älteste bekannte vielleicht schon in den letzten Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts in der Katakombe der hl. Domitilla gemalt wurde[2]. Außerdem wird durch die Verbindung des Bildes der Arche mit Darstellungen der Geschichte des Jonas und der Auferweckung des Lazarus noch der Gedanke nahe gelegt, daß Noe, dessen Name „Ruhe" bedeutet (1 Mos. 5, 29), und die Taube mit dem Oelzweige auf die ewige Ruhe und den Frieden des Himmels hinweisen sollten. So wird in der That die Arche in einigen Bildern zu einem offenen Grabe, in welchem statt Noe die Person des Verstorbenen steht. Beide Erklärungen des typischen Sinnes der Arche Noe finden sich bei vielen heiligen Vätern[3].

Zu den ältesten und häufigsten Bildern aus dem Alten Testamente gehört das Opfer Abrahams, das wir schon in der Cappella Greca zur Seite des eucharistischen Opfers gesehen haben. Der typische Sinn der Begebenheit wäre leicht aus den Bildern zu erkennen, auch wenn die Worte der Heiligen Schrift selbst und die so häufige Erklärung der heiligen Väter nicht deutlich genug darauf hinwiesen. Zunächst und vor allem war das Opfer des Patriarchen ein Vorbild des blutigen Kreuzesopfers Christi. Je weniger man in den ersten Zeiten das Aergerniß und die Thorheit des Kreuzes den Augen der Juden und Heiden offen

[1] *Garrucci* tav. 308, 1.
[2] de Waal im Kirchenlexikon VII, 2. Aufl., S. 221.
[3] *Garrucci* I, 321 sq.; Heuser in Kraus, Real-Encyklopädie II, 501.

im Bilde enthüllen durfte und wollte, desto mehr suchte man dafür in den Bildern des Alten Testamentes einen Ersatz, und man fand ihn vor allem in jenem ersten Opfer auf Moria. Ein Sarkophag aus dem Lateranmuseum[1] zeigt uns ganz klar diese stellvertretende Bedeutung der Darstellung des Opfers Abrahams: wir sehen dort Pilatus mit seiner Umgebung zu Gericht sitzen; aber statt des zu richtenden Heilandes finden wir vor ihm Isaak, den sein Vater zu opfern im Begriff steht. Ebenso deutlich, wenn auch in ganz anderer Art, weist ein von Professor Armellini neu entdecktes Gemälde in der Katakombe der hl. Thekla an der Via Ostiensis auf diese vorbildliche Bedeutung hin[2]: Abraham und Isaak schicken sich an, den Opferberg zu besteigen, auf dessen Spitze ein Lamm neben einem Altare steht; Abraham führt seinen Sohn an der Linken und weist ihn mit der Rechten auf dieses Lamm auf dem Berge hin.

Doch im Canon der heiligen Messe erinnern uns die schon aus sehr früher Zeit stammenden[3] Worte sacrificium patriarchae nostri Abrahae neben Abel und Melchisedech auch daran, daß wir in jenem Opfer auf Moria zugleich ein Vorbild des eucharistischen Opfers unserer Altäre haben, welches ja mit dem Kreuzesopfer ein und dasselbe Opfer ist. Diesen besondern Hinweis auf das unblutige heilige Meßopfer finden wir wiederholt in den bildlichen Darstellungen des Opfers Abrahams ausgedrückt. Oft steht die dargestellte Scene in inniger Verbindung mit den Bildern der wunderbaren Brodvermehrung und des Wunders von Kana, die wiederum Vorbilder der Eucharistie sind. Ganz deutlich ist diese Beziehung auf einem Sarkophage aus Frankreich ausgesprochen[4], wo Abraham das Opfermesser in der linken Hand gegen den Ellenbogen gelehnt hat und mit der Rechten auf drei neben ihm stehende Körbe mit Broden hinzeigt; alle Brode sind mit einem Kreuze bezeichnet. Bei den Körben steht ein Apostel, der eines von diesen Broden mit verhüllten Händen, als einen heiligen Gegenstand, dem Heilande darbietet; Christus aber hat das Haupt etwas geneigt und streckt seine Rechte segnend über das Brod aus.

Auch in einer der Sacramentskapellen von S. Callisto sehen wir dieses Vorbild des heiligen Meßopfers klar ausgedrückt[5]: auf der mittlern Wand, dem Eingang gegenüber, ist das Mahl der sieben Jünger am See Tiberias dargestellt als Vorbild der heiligen Communion; links von diesem

---

[1] *Garrucci* tav. 358, 3. [2] Röm. Quartalschrift IV, 268.

[3] Vgl. Propst, Liturgie der drei ersten Jahrh. S. 352; Kraus, Real-Encyklopädie I, 5.

[4] *Garrucci* tav. 352, 2. [5] *de Rossi*, La Roma sotterranea III, 328 s.

Bilde ist das eucharistische Opfer selbst gemalt, während rechts Abraham und Isaak in betender Stellung mit erhobenen Händen erscheinen, neben ihnen Widder und Holzbündel. Wilpert macht mit Recht aufmerksam auf den Parallelismus zwischen dieser Mittelwand und der linken Seitenwand derselben Kapelle: auch hier sehen wir den Typus, das Vorbild eines Sacramentes, der heiligen Taufe, nämlich den Wasserquell aus dem Felsen in der Wüste und die Heilung des Gichtbrüchigen, neben dem Antitypus, dem Urbild, nämlich dem evangelischen Fischer und dem Taufact selbst[1].

So wird denn auch die Erklärung des neu entdeckten Gemäldes der Cappella Greca nicht unbegründet scheinen: neben dem klar und deutlich dargestellten eucharistischen Opfermahle erscheint das Opfer Abrahams, um uns durch das Vorbild den Opfercharakter jenes heiligen Gastmahles klar vor Augen zu führen.

Aus den genannten Bildern der Sacramentskapellen von S. Callisto erkennen wir auch den typischen Sinn einer andern, mit dem Opfer Abrahams gleich häufigen Scene der alten Denkmäler, nämlich des Moses am Felsen. Die Zusammenstellung dieser Begebenheit mit dem Bilde der Taufe lehrt uns, daß jener Wasserquell in der Wüste den Christen ein Vorbild des Gnadenstromes war, der ihnen in der heiligen Kirche durch die heiligen Sacramente zuströmte. „Der Felsen war ja Christus" (1 Kor. 10, 4); seiner geöffneten Seite und seinem verwundeten Herzen entsprang der vom Blute geröthete Quell der Gnaden, der immerfort den Garten der Kirche fruchtbar bewässern und zu einem herrlichen Paradiese gestalten sollte. Der Idee und dem objectiven Gehalte des Bildes nach könnte man so in jenem wasserspendenden Felsen das Herz-Jesu-Bild der Katakomben finden. Derjenige aber, durch den uns diese Wasser der Gnaden gegeben werden, ist zunächst wieder Christus selbst; und so zeigt denn Moses am Felsen in einigen Bildern ganz die Züge des Heilandes, der in einer andern Scene gleich daneben den Lazarus von den Todten auferweckt[2]. Als Stellvertreter Christi nimmt hier in vielen Bildern Petrus die Stelle des Moses am Felsen ein. Sowohl in Katakombenbildern[3] als auf Goldgläsern[4] und Sarkophagen[5] ist der Mann, welcher mit dem

[1] Röm. Quartalschr. I, 152. — Ueber andere symbolische Bedeutungen derselben Scene, besonders als Ausdruck des Glaubens an die Auferstehung (vgl. Hebr. 11, 17—19) s. *Garrucci* I, 325; Heuser in Kraus, Real-Encyklopädie I, 4; Wilpert in d. Röm. Quartalschr. I, 126.

[2] Vgl. Kraus, Real-Encyklopädie II, 431.

[3] Röm. Quartalschr. IV, 266 (S. Thecla).

[4] *Garrucci* tav. 179, 8. 9.

[5] *Garrucci* tav. 318, 1. 4; 365, 2; 366, 1; 367, 1. 2. 3 u. ö.

Stabe den Felsen berührt, klar und deutlich als Petrus gekennzeichnet: er hat genau die Gesichtszüge, die auf fast allen Denkmälern für Petrus charakteristisch sind; er ist auf den Sarkophagen durch Gesicht, Kleidung und Stab als derselbe bezeichnet, dem der Heiland in den Scenen daneben die Verläugnung voraussagt; er wird endlich in Goldgläsern durch den beigefügten Namen Petrus kenntlich gemacht[1].

Bei manchen andern Begebenheiten des Alten Testamentes lag es für die Christen namentlich in der Zeit der Verfolgung nahe, an die mächtige Hilfe Gottes zu denken, der seine Diener so oft mitten aus den größten Gefahren errettete. Wahre Trostbilder waren so die Darstellungen der drei Jünglinge im Feuerofen, die zugleich zum standhaften Bekenntniß des Glaubens ermunterten. Ein Trostbild war auch die unschuldig verfolgte und wunderbar errettete Susanna, die ganz besonders vom heiligen Hippolytus als Bild der von Juden und Heiden bedrängten Kirche erklärt wird. Auch die so oft in den Bildern wiederkehrende Geschichte des Jonas wies die Christen hin auf die rettende Hand des Herrn, die wenigstens einstens in der seligen Auferstehung an allen sich offenbaren werde. Derselbe Gedanke liegt den fast ebenso häufigen Bildern Daniels in der Löwengrube zu Grunde; auch er erinnerte an die wunderbar helfende Vorsehung und deutete hin auf die künftige Auferstehung. Er galt zugleich manchmal als Bild des leidenden Heilandes, dessen Passion er vorausverkündet hatte und nun in seinem eigenen Leiden auch vorbildete; vielleicht erscheint der Prophet deshalb in einem Bilde statt in der Löwengrube auf einem Hügel, zu dem die Löwen hinaneilen[2].

Außerdem aber tritt bei diesen Bildern Daniels oft noch eine besondere Beziehung auf die heilige Eucharistie hervor. Wir sehen nämlich, wie schon erwähnt wurde, häufig den Habakuk bei ihm, um auf Gottes Geheiß ihn mit Speise zu erquicken. Das Linsenmus, welches der Bote Gottes nach der Heiligen Schrift dem Propheten brachte, fehlt aber gewöhnlich in den Bildern; meistens trägt er nur runde Brode in seinen Händen, die mit einem Kreuze bezeichnet sind, genau so wie wir es auf Bildern der Brodvermehrung und des heiligen Abendmahles sehen. Auf dem schon früher genannten Sarkophage von Brescia[3] ist dem Brode noch ein Fisch hinzugefügt, um den Gedanken des Bildes und den typischen

[1] Vgl. auch Wilpert in d. Röm. Quartalschr. IV, 54. — Auch in der Scene, in welcher die Gesetzestafeln gegeben werden (*Garrucci* tav. 366, 1 u. a.), erscheint Moses als Typus des Petrus.

[2] *Garrucci* I, 353. [3] *Garrucci* tav. 323, 2.

Sinn der Scene ganz klar auszudrücken; denn jeder Christ wußte, was das Brod und der Ichthys nebeneinander auf den heiligen Bildern bedeuteten. Er sah in dieser gnadenvollen Heimsuchung des Propheten jene Stärkung vorgebildet, die Gott ihm vor seinem eigenen Todeskampfe im heiligen Sacramente spenden würde[1]. Auch dieser Gedanke kehrt öfters bei den heiligen Vätern, namentlich schon beim hl. Cyprian, wieder.

So wird es in Bezug auf die Cappella Greca nicht ganz unbegründet erscheinen, wenn wir in dem Bilde des Daniel neben dem heiligen Sacramente eine besondere Beziehung auf die heilige Eucharistie, ein Vorbild der heiligen Communion vermuthen[2].

VIII.

All diese Bilder und viele andere aus dem Alten Testamente lassen uns den typischen Sinn mancher Scenen der biblischen Geschichte erkennen; sie zeigen uns, wie die Christen jene Scenen in eine innige Verbindung mit den Lehren und Gnadenmitteln der heiligen Kirche zu setzen wußten. In ähnlicher Weise ließe sich auch hinsichtlich des Neuen Testamentes in den Darstellungen der Wunder Christi überall diese tiefere symbolische Erklärung verfolgen. Kana und die Brodvermehrung waren klare Bilder des heiligen Sacramentes; die Heilung des Gichtbrüchigen deutete nach den Worten des Heilandes selbst auf die Vergebung der Sünden hin, zunächst durch die Taufe; die Heilung des Blinden versinnbildete die innere Erleuchtung durch den Glauben und die Gnade; die Auferweckung des Lazarus war das Vorbild der eigenen Auferstehung. So redeten alle jene Bilder eine verständliche Sprache für jeden Christen, der sie mit gläubigem Herzen und Auge schaute. Sie sagen auch uns laut, daß wir bei der Lesung der heiligen Bücher diese Seite der Erklärung nicht vergessen dürfen, wenn sie uns wahrhaft werden sollen zu „einer Leuchte, welche scheinet an dunkelem Ort, bis daß des Tages Licht erstrahlt und der Morgenstern aufgeht in unseren Herzen“ (2 Petr. 1, 19).

---

[1] Vgl. *Kraus*, Roma Sott., 2. Aufl., S. 357.

[2] Das eine oder andere Bild gibt uns auch Aufschluß über die typische Auslegung einer Stelle aus den Psalmen. Der Hirsch an der Wasserquelle (Ps. 41 [42], 2) wurde bereits erwähnt; er ist das Bild des Verlangens der Seele nach der Gnade und nach den heiligen Sacramenten, wie es schon der hl. Hieronymus bei der Erklärung dieses Psalmes hervorhebt. Auf den Sculpturen erscheint ferner einigemal Christus, wie er den Löwen und die Schlange oder ein sonstiges Ungethüm mit Füßen tritt, offenbar eine typische Auslegung der Worte des neunzigsten Psalmes (Ps. 90 [91], 13); vgl. *Garrucci* tav. 374, 3; 406, 4; 473, 4; vgl. tav. 482, 1. 2.

Doch ohne auf die symbolische Erklärung in den Darstellungen aus dem Neuen Testamente näher einzugehen, will ich nur noch einige Bilder des heiligen Abendmahles und der Kreuzigung Christi erwähnen, welche für die literale Erklärung der Worte des heiligen Evangeliums den einen oder andern Anhaltspunkt bieten.

Für das heilige Abendmahl kommen einigermaßen schon die mannigfachen Darstellungen von Mahlzeiten in den Katakombenbildern und auf Sarkophagen in Betracht. Wenn sie auch nicht das Mahl des Herrn darstellen und zum Theil auch nicht einmal in directer Beziehung zum heiligen Sacramente stehen, so lassen sie doch einige Schlüsse in Bezug auf das letzte Abendmahl zu. Sie zeigen uns zunächst die Form des Tisches, wie sie im Alterthume üblich war, nämlich die eines halbkreisförmigen Sigma. An diesem Tisch sind die Personen meist sitzend, in den christlichen Bildern nie liegend dargestellt, vielleicht, wie Kraus meint, weil das Liegen als Zeichen der Verweichlichung galt oder nur sehr hohen Personen zukam[1]. Das Brod ist auch auf den Bildern, die sich auf das heilige Sacrament beziehen, gewöhnlich ziemlich groß, dick und rund, auf spätern Bildern meist mit einem Kreuze bezeichnet; auf einem Bilde des heiligen Abendmahles in einem alten syrischen Codex der Bibliotheca Laurentiana in Florenz[2] (aus dem Jahre 586) hat das Brod, welches der Heiland seinen Jüngern reicht, schon fast die Form unserer heutigen Hostien. Für die Gestalt des Kelches ist das Bild des eucharistischen Opfermahles in der griechischen Kapelle besonders zu beachten: vor dem das Brod brechenden Priester steht ein Pokal mit zwei Henkeln. Dieselbe Form des Henkelkelches kehrt auch auf andern Bildern wieder, namentlich auf den Mosaiken von Ravenna, wo zweimal der Kelch beim Opfer des Melchisedech in dieser Gestalt abgebildet ist[3]; ebenso sind auf einem Basrelief der Kirche von Monza aus dem 6. Jahrhundert unter den heiligen Gefäßen dieser Basilika zwei Henkelkelche abgebildet[4]. Daneben zeigen aber zwei andere dieser Gefäße eine der heutigen mehr ähnliche Kelchform, die auch sonst in den spätern Bildern sich findet, z. B. in der schon erwähnten syrischen

---

[1] Kraus, Real-Encyklopädie II, 354. [2] *Garrucci* tav. 137, 2.

[3] *Garrucci* tav. 261 (S. Vitale, 6. Jahrh.); 266, 5 (S. Apollinare in Classe, 6. Jahrh.). — Auch nach der gottseligen Katharina Emmerich war dieses die Gestalt des Abendmahlskelches; vgl. Schmöger, Leben und Leiden Jesu Christi 2c. nach den Gesichten der gottsel. A. K. Emmerich, 2. Aufl. (Regensburg, Pustet, 1884) S. 886 ff.

[4] Kraus, Real-Encyklopädie II, 164 f.

Handschrift der Laurentiana und in dem Codex von Canterbury (Codex Bezae)[1]. Wenn auch die Künstler in all diesen Bildern zunächst nach dem Gebrauche ihrer Zeit sich richteten, so können wir doch aus diesen Darstellungen immerhin einen Anhaltspunkt für die Erklärung des heiligen Abendmahles entnehmen, und zwar mit um so größerer Sicherheit, je näher wir in den Bildern den Zeiten Christi kommen. In der griechischen Kapelle stehen wir aber an der Schwelle der apostolischen Zeiten.

Ein Umstand verdient in den Darstellungen des letzten Abendmahles besondere Beachtung. Nach der von den meisten neuern Exegeten angenommenen, in der Heiligen Schrift und in den Vätern wohl begründeten Meinung empfing der Verräther Judas nicht den heiligen Leib des Herrn[2]; er hatte schon vor der Einsetzung des heiligsten Sacramentes den Saal verlassen. Unter den wenigen altchristlichen Bildern des letzten Abendmahles sind nun wenigstens zwei, die auch für diese Erklärung Zeugniß ablegen: es ist ein Bild in der schon mehrfach genannten syrischen Handschrift der Laurentiana und ein Mosaik in S. Apollinare Nuovo zu Ravenna, ebenfalls aus dem 6. Jahrhundert[3]: in beiden Bildern nehmen nur elf Apostel theil am letzten heiligen Mahle. Wer der Fehlende sei und weshalb er fehle, bedarf nicht der Erörterung.

In ähnlicher Weise wie für das letzte Abendmahl bieten uns die alten Denkmäler auch für die Kreuzigung Christi einige beachtenswerthe Punkte. In den ersten vier Jahrhunderten wurde allerdings die Kreuzigung von christlichen Künstlern wohl nur symbolisch dargestellt. Doch erhalten wir schon aus dieser Zeit einigen Aufschluß über die Art und Weise, wie man sich die Kreuzigung vorstellte, durch ein Denkmal, das zwar von einem Heiden herrührt, aber doch seinem Gegenstande und seiner Bedeutung nach in das Gebiet der altchristlichen Monumente gehört: es ist das berühmte Spottcrucifix aus dem Kaiserpalast auf dem Palatin. P. Garrucci entdeckte es dortselbst im Jahre 1856 in dem alten Pädagogium; gegenwärtig wird es im Museum Kircherianum aufbewahrt[4]. Es ist eine mit einem eisernen Instrumente in den Mauerbewurf eingegrabene Darstellung (Graffito) und zeigt einen Menschen mit einem Eselskopf,

[1] *Garrucci* tav. 137, 2; 141, 1.

[2] Vgl. *Cornely*, Introductio III, 298; *Knabenbauer*, Comment. in Matth. II, 438 sqq.

[3] *Garrucci* tav. 137, 2; 250, 2.

[4] Vgl. Civiltà Cattolica, ser. III, vol. III (1856), p. 529; *Garrucci* tav. 483 (vgl. VI, 135); Kraus, Real-Encyklopädie II, 774; Becker, Das Spottcrucifix. Breslau, Mälzer, 1866.

der an einem tauförmigen Kreuze mit den Händen befestigt ist, während die Füße frei auf einem Querbalken ruhen. Links von dieser Figur steht ein Mensch in anbetender Stellung, der dem Gekreuzigten eine Kußhand zuwirft; zwischen den beiden und weiter unter dem Kreuze stehen die Worte: Αλεξαμενος σεβετε θεον: Alexamenos betet (seinen) Gott an.

Nach der einstimmigen Erklärung aller Archäologen stellt das Bild die Verhöhnung eines christlichen Sklaven oder Soldaten Alexamenos von seiten seiner Genossen dar, die im Bilde den häufig gehörten Vorwurf gegen ihn wiederholen, daß er als Christ ein Eselsanbeter sei. Das Graffito stammt aus der Zeit des Kaisers Septimius Severus oder des Caracalla, aus dem Ende des 2. oder der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts, also aus einer Zeit, in welcher die Kreuzesstrafe noch bestand.

Ohne auf die Erklärung dieses wichtigen Monumentes näher einzugehen, will ich nur drei Punkte daraus hervorheben, welche für die Erklärung der Kreuzigung von Interesse sind. Zunächst zeigt uns das Kreuz die Form des griechischen Tau (die sogen. crux commissa); über dem obern Querbalken, etwas von der Mitte weg, ist ein Pflock mit einem Täfelchen für den Kreuzestitel befestigt. Durch diesen Titelpflock erhält das Taukreuz das Aussehen der crux immissa, unseres gewöhnlichen lateinischen Kreuzes; dadurch lassen sich manche Stellen der heiligen Väter über das Kreuz [1], in welchen die Tauform betont ist, leichter verstehen.

Der Gekreuzigte ist sodann mit den Händen an den obern Querbalken befestigt, jedenfalls mit Nägeln, die aber nicht erkenntlich sind; die Füße stehen frei auf einem kleinern untern Querholz. Dieses zweite Querholz scheint demnach zur Zeit der Entstehung des Bildes bei den Römern üblich gewesen zu sein. Denn sonst würde man in der That kaum einen Grund einsehen, weshalb der Sklave oder Soldat, der das Bild zeichnete, auf diese Idee gekommen wäre, zumal er sicher nichts Ueberflüssiges zur Decoration hinzufügte. Aus demjenigen, was in einer so flüchtigen Zeichnung wirklich dargestellt ist, läßt sich ja sicherlich gerade wegen der Flüchtigkeit der Arbeit mit weit mehr Recht ein Schluß ziehen, als aus dem, was dabei fehlt. Wenn wir daher ein unteres Querholz als Ruheplatz für die Füße beim Kreuze Christi als wahrscheinlich annehmen, so verliert das Studium unseres Graffitos deshalb nicht ihren Werth, weil in derselben Zeichnung die Füße nicht angenagelt erscheinen;

[1] Vgl. *Knabenbauer*, Comment. in Matth. II, 519.

noch viel weniger brauchen wir gegen die Heilige Schrift (Luc. 24, 39) anzunehmen, daß in Wirklichkeit die Hände Christi allein mit Nägeln durchbohrt wurden. Uebrigens läßt sich jenes untere Querholz ganz gut vereinbaren mit dem mittlern Sitzpflock, auf dem der Körper des Gekreuzigten rittlings ruhte, sowie mit den betreffenden Stellen mehrerer heiligen Väter[1].

Endlich scheint der Gekreuzigte auf dem Spottcrucifix mit einer kurzen Tunica bekleidet zu sein. Garrucci nimmt an, daß der Heide darin die Darstellung nachahmte, welche er bei einem christlichen Crucifixbilde, vielleicht unter den Sachen des Alexamenos, gesehen haben mochte. Wäre diese Annahme richtig, so würde dieser Umstand zeigen, daß wenigstens bei der Abbildung des gekreuzigten Heilandes eine Bekleidung schon damals üblich war. Allerdings dürfte die Annahme christlicher Crucifixbilder für das Ende des 2. oder auch für das 3. Jahrhundert zweifelhaft sein.

Die erste eigentlich christliche Darstellung der Kreuzigung des Herrn finden wir mehr als 200 Jahre später auf der Thüre der Basilika von S. Sabina zu Rom; nach P. Grisar u. a. stammt dieselbe der Hauptsache nach etwa aus dem Jahre 435[2]. Aus etwas späterer Zeit ist die Kreuzigungsgruppe auf einer Elfenbeintafel des Britischen Museums; doch stammt auch diese noch aus dem 5. Jahrhundert, während die früher als die älteste Darstellung angesehene Miniatur in dem syrischen Codex der Laurentiana später eingefügt wurde und erst dem 11. Jahrhundert angehört[3]. In den Katakomben findet sich die Kreuzigung nur ein einziges Mal, nämlich in S. Valentino, aus dem 7. oder 8. Jahrhundert[4]. Auf diesen und andern altchristlichen Crucifixbildern ist die Form des Kreuzes bald die des griechischen Tau, bald die unseres lateinischen Kreuzes. Der Heiland ist auf den beiden genannten ältesten Darstellungen nur mit dem Lendenschurz bekleidet, während er auf der Miniatur von Florenz und vielleicht auch in S. Valentino eine lange Tunica trägt. Keines dieser Bilder zeigt die Dornenkrone auf dem Haupte Christi am Kreuze. Die Füße stehen immer nebeneinander, gewöhnlich auf einem Querholz oder einer Art Fußbänkchen; meistens sind sie angenagelt, wenngleich dieses in den beiden ältesten wie in dem Spottcrucifix nicht der Fall ist. Auf der

---

[1] Vgl. *Knabenbauer* l. c. p. 523.

[2] Röm. Quartalschr. VIII, 1; vgl. Kraus, Real-Encyklopädie II, 863.

[3] *de Rossi*, Bullettino 1894, V, 4, p. 60. Die beste farbige Abbildung bei *Labarte*, Histoire des arts industriels, Album pl. 80.

[4] *Garrucci* t. 84, 2.

genannten syrischen Miniatur zeigen ferner die zwei über der Brust sich kreuzenden Bänder bei den Schächern, daß außer den Nägeln im Morgenlande auch Stricke zum Befestigen des Körpers am Kreuze verwendet wurden; da man den Verurtheilten an das schon aufgerichtete Kreuz festnagelte, so war dieses Anbinden des Körpers jedenfalls angebracht [1].

Interessant ist ein anderer Umstand in den Kreuzigungsbildern, auf welchen Monsignore de Waal aufmerksam machte [2]. Wenn auch nicht in den ersten christlichen Crucifixbildern, so wird doch schon in derselben syrischen Miniatur der Laurentiana und in andern Kreuzigungsgruppen auch die Scene der Verlosung des Kleides Christi dargestellt. Dieselbe geschieht aber nicht mittels Würfeln, sondern durch das noch jetzt in Italien allgemein gebräuchliche M o r a spiel, bei welchem die Spieler unter schnellem gleichzeitigen Ausstrecken einer Anzahl Finger die Summe der von beiden ausgestreckten Finger errathen müssen. Auf dieselbe Weise schildert auch der griechische Dichter Nonnus Panopolitanus aus dem 4. Jahrhundert die Verlosung unter dem Kreuze [3]. Vielleicht dürfte diese einfache Erklärung, wie de Waal bemerkt, mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben als die Annahme, daß die Soldaten einen Becher mit Würfeln nach Golgatha mitgenommen hätten.

Noch gar manches ließe sich über Canon, Text und Erklärung der Bibel aus den altchristlichen Denkmälern hinzufügen. Doch schon der flüchtige Blick, mit dem wir die Schätze der altchristlichen Kunst überschaut haben, kann zeigen, wieviel es in ihnen für die Heilige Schrift zu lernen gibt. In gleicher Weise bietet die Beschäftigung mit jenen alten Denkmälern für andere Lehren unseres heiligen Glaubens, ja für fast alle Hauptwahrheiten unserer Religion schöne Erläuterungen und Bekräftigungen. Fast jedes Bild redet uns ja vom Erlöser und seinem Leben, bietet uns in seinen Wundern die Beweise für seine Gottheit. Sein Werk, die heilige Kirche mit ihren Sacramenten, tritt uns fast in jeder Kapelle in der einen oder andern Weise entgegen. Christi Stell-

---

[1] *Knabenbauer* l. c. 519. Vgl. Z e s t e r m a n n, Die Kreuzigung bei den Alten. Programm der Thomasschule in Leipzig 1868, S. 23 ff.

[2] Röm. Quartalschr. VIII, 145.

[3] Paraphras. ev. Joan. 19, 24 (*Migne*, P. G. XLIII, 904):
Ἀλλήλοις δ' ὀάριζον ὁμοφθόγγῳ τινὶ μύθῳ·
Οὔνοπα μὴ σχίζωμεν ἀλήθεα τόνδε χιτῶνα,
Θέσκελον ἀμφιέποντα τύπον (al. τόπον) ξένον, ἀλλ' ὑπὲρ αὐτόν
Δάκτυλα χειρὸς ἀφέντες, ἐκήβολα σύμβολα νίκης,
Λαχμῷ πάντες ἴδοιμεν ἀδηρίτῳ τίνος ἔσται.

vertreter, der hl. Petrus, hat gerade in Rom in den unterirdischen Grüften die unverdächtigsten Zeugen für seine Würde als Oberhaupt der ganzen heiligen Kirche. Hier finden wir auch schon aus den apostolischen Zeiten sichere Zeugnisse für die beiden vorzüglichsten Hinterlassenschaften der Liebe des göttlichen Herzens, nämlich seine und unsere Mutter Maria und das hochheilige Sacrament seines Fleisches und Blutes. Gleich in einer der ersten und ältesten Kapellen der Katakomben sehen wir unsere himmlische Mutter auf dem gebührenden Ehrenplatze, und viele andere der ältesten Bilder bieten uns ebenso klare Beweise ihrer Verehrung. Dieselbe Kapelle aber zeigt uns über der Altarnische des Chores klar und deutlich das himmlische Gastmahl und Opfer, das dort vor fast 1800 Jahren, wie heute unter uns, die Liebe des heiligsten Herzens den Gläubigen offenbarte und ihre Liebe zu ihm entzündete. So haben die Denkmäler der altchristlichen Kunst nicht bloß für den Kunsthistoriker und Archäologen, sondern auch für jeden Christen ihren hohen Werth als unverdächtige Zeugen für die Wahrheit des Glaubens.

L. Fonck S. J.

Werke der Tonkunst aus Oesterreichs alter und neuer Zeit.

Aus Oesterreich liegen uns musikalische Publicationen jüngster Zeit vor, welche nicht nur durch ihre großartige, feine und vornehme äußere Erscheinung die Beachtung zu erregen im stande sind, sondern auch durch ihren an sich schon eigenthümlichen, werthvollen Inhalt zu einer nähern, eingehendern Beobachtung auffordern, so daß auch wir uns berechtigt glaubten, unsere Leser mit ihnen bekannt zu machen. Indem wir sie also denselben vorführen, halten wir die Folge der Zeit ihres Erscheinens ein, und so treten an die Spitze zwei stattliche, bestausgestattete Bände, welche bei Artaria in Wien im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht von Herrn Guido Adler herausgegeben wurden und sich nennen: Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. Der erste Band enthält „Kirchenwerke“, der andere „Gesänge aus Oratorien und Opern und Instrumentalcompositionen“. Eine gemessene, aber genügende Einleitung am Anfange des ersten Bandes gibt dem Leser die nöthigen Aufschlüsse über die musikalische Thätigkeit der erlauchten

Tonsetzer, während der Revisionsbericht am Schlusse des zweiten Bandes über die — mit Ausnahme eines Madrigals Ferdinands III., welches der **Musurgia** des P. Athanasius Kircher entstammt — handschriftlichen Vorlagen und deren Wiedergabe solche Mittheilungen macht, daß dabei zwar nicht zweckloserweise jeder Fehler und jede Zweideutigkeit namhaft gemacht wird, wohl aber Satzeigenthümlichkeiten, die eine Aenderung nicht duldeten, und sonst einzelnes „besonders Markantes und Auffälliges" verzeichnet sind. Es sei hier sogleich bemerkt, daß auch nach dieser — redactionellen Seite hin die Ausgabe musterhaft erscheint und volle Anerkennung verdient. Besonders ist die Bearbeitung des Accompagnements eine neben tüchtiger Sachkenntniß auch treuesten Fleiß ihrer Meister bezeugende Arbeit. Selbst in dem gut getroffenen Ausgleiche der verschiedenen Originalschreibweisen zeigt sich die richtig fühlende Hand des Herausgebers, der eine um so schwierigere Aufgabe löste, als die Zeit von 1640—1710, welcher die Kaisercompositionen angehören, nicht nur in den Stilgesetzen selbst eine ziemlich wirre Uebergangsepoche bildet, sondern diesen Charakter auch für die musikalischen Schriftzeichen nicht verläugnet.

Die Reihe der kirchlichen Kaisercompositionen eröffnen drei Werke von Ferdinand III.: ein **Miserere**, der Weihnachtshymnus **Iesu redemptor omnium** und eine Lauretanische Litanei [1]. Das **Miserere** trägt die Aufschrift: **Psalmus Miserere ab Auctoribus Augustis Davide rege Israëlis et Ferdinando Tertio Imperatore Magno Deo cum duodecim vocibus decantatus.** Läßt sich auch nicht läugnen, daß diese Composition mit ihren hin und her schwankenden Harmonien, ihrem Suchen und Haschen nach neuen Formen, auch durch ihre endlosen unmotivirten Textwiederholungen unsern Forderungen nicht allerwegs entspricht, so geht doch durch sie ein Zug, welcher nicht nur die musikalische Anlage des Kaisers erweist, sondern auch seine Wirkung nicht verfehlt. Manche Sätze, so z. B. gleich der erste und das Alto-Solo **Cor mundum crea in me Deus**, machen, wenn richtig vorgetragen, einen tiefen Eindruck. So erklärt sich auch, daß gerade diese Composition verhältnißmäßig am weitesten verbreitet wurde. Während nun das **Miserere** reine Vocalmusik ist mit einziger Begleitung der Orgel, nimmt der Hymnus **Iesu redemptor** auch die Instrumentalmusik zu Hilfe. Adler sagt in seiner allgemeinen Einleitung: „Musikalisch am ausgeglichensten ist sein Hymnus **de Nativitate Domini** mit der naiv-pikanten Begleitung der drei Flöten und drei Tromben." Einem Kirchenmusiker nach unsern Begriffen wird diese Naivität allerdings zu pikant sein. Uebrigens treten zu den genannten Instrumenten noch andere — Streich- und Blasinstrumente — hinzu, welche jedoch nur als Stützen des Gesanges dienen. Die einzelnen Strophen des Hymnus sind theils als Solosätze für die verschiedenen Stimmen, theils auch als Chorsätze behandelt. Zum Eingang und als Uebergänge zwischen den Strophen steht je eine **Sonata** — ein kurzer Instrumentalsatz, der aber höchst

[1] Damit ist die Zahl der Kirchencompositionen dieses Kaisers nicht erschöpft. Erhalten sind noch 2 Messen, 1 **Stabat mater**, 1 **Popule meus**, 10 Hymnen und 4 Motetten. Eine Herausgabe des gesamten Materials wurde durch den Zweck nicht gefordert, und eine Auslese ist nur zu loben.

einfach ist. Die Gesangsmelodien haben eine einfache, echt kirchliche, ans Choralartige streifende Haltung mit verständlicher Textdeclamation, ohne daß zu häufige Wiederholung einzelner Worte den Fluß störte. Eigenthümlich ist dabei das öfter scharf hervortretende Bestreben des kaiserlichen Musikers, den Wortrhythmus gegenüber jenem des Verses zur Geltung zu bringen. Ueber das Ganze ist ein schlichter, frommer Hauch ausgegossen, so daß dieser Weihnachtshymnus bedeutend höher steht als viele jener trivialen Machwerke, welche ein Jahrhundert und darüber später unter dem Namen Pastorale die Weihnachtszeit verherrlichen wollten. Dem kaiserlichen Tonsetzer war es mit seiner Musik wirklich heiliger Ernst. Das bezeugt auch die Lauretanische Litanei, welche an dritter Stelle aus seinen Werken veröffentlicht wird. Interessant ist schon die Form der Composition, die in ihrem Wechsel von Soli und Chor, von Ober- und Unterstimmen den liturgischen Charakter dieser Gebetsform noch vollständig wahrt, ja sogar in den verschiedenen Anrufungen der Gottesmutter die tiefsinnige Gruppirung der einzelnen Titel genau beobachtet. Die Melodien für die einzelnen Sätze sind sehr einfach, sangbar und streifen stark den Choralcharakter. Nur einigemal tritt durch das vorgreifende Eintreten des Bittrufers eine störende Unruhe ein. Einen ähnlichen Eindruck — wenigstens für den Anfang — macht auch das beständige Hin- und Herschwanken des harmonischen Satzes, besonders zwischen dem Dur- und Molldreiklang. Wohlthuend wirkt dagegen ein Zug inniger Frömmigkeit, welcher die ganze Composition durchweht. Es ist ihr Meister eben jener Ferdinand, welcher als jugendlicher Held nach dem glorreichen Siege von Nördlingen (6. September 1634) seinem kaiserlichen Vater schrieb: „Großes hat Gott an uns gethan, ich aber werde in meiner Einfachheit beharren und von nun an mich noch demüthiger bewahren als jetzt.“ [1] Er hatte schwere Zeiten zu beringen.

Bei ernster, heiliger Musik scheint er sich dann Trost, Erholung und Stärkung gesucht zu haben. Erzherzog Leopold Wilhelm, der Statthalter der Niederlande, sagte von seinem kaiserlichen Bruder, er stütze sein Scepter auf Schwert und Leier: Fonda il Cesare il scettro e sulla spada e sul canoro plettro. Das letztere mochte seiner Hand wohl weniger schwer sein als das erstere. Doch ist Ferdinand III. nicht als purer Dilettant in seiner Kunst zu denken. Sein Vater Ferdinand II., dem die Vorliebe seiner kaiserlichen Vorfahren für Musik nicht fehlte, hatte diese Kunst zu einem wichtigen, fleißig gepflegten Theil der Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen gemacht. „Sie wurde als Disciplin gelehrt; sie sollte die religiösen Uebungen erbauend begleiten und die Vergnügungen des Hofes veredeln und verschönern.“ [2]

Daß der im allgemeinen reich begabte Thronfolger auch in der Musik etwas Solides gelernt hatte, ersieht man immerhin aus seinen Werken. Die

[1] Da die Litanei sich in einem ca. 1640 geschriebenen Sammelbande des Stiftes Kremsmünster befindet, so könnte sie aus eben der Zeit stammen, als König Ferdinand den Sieg wieder an die kaiserlichen Fahnen heftete. „Cannas pensavimus“, begrüßte ihn Don Fernando auf dem Schlachtfelde.

[2] Einleitung Bd. I, S. II.

für unsere Auffassung stark hervortretenden Mängel derselben kommen zum größern Theil auf die musikalische Bildung seiner Zeit, die wir schon charakterisirt haben. Die Zeitgenossen waren des Lobes für den kaiserlichen Tonsetzer voll, und P. Athanasius Kircher, für seine Zeit selbst ein Stück mirabile mundi, stellt ihn als an musikalischer Sachkenntniß alle seine fürstlichen Zeitgenossen überragend hin [1].

Talent und Vorliebe für die Tonkunst vererbte Ferdinand auf seinen Sohn und Nachfolger Leopold I., der außerdem noch den Vortheil hatte, daß ihm seine fortgeschrittene Zeit eine bedeutend fertigere, theoretisch wie praktisch höher ausgebildete Kunstübung entgegenbrachte. Geboren am 9. Juni 1640 als der zweite Sohn Ferdinands III., war Leopold ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt. Unter der Leitung des Grafen Johann Ferdinand Portia genoß der Prinz eine sorgfältige und allseitig bildende Erziehung, in deren Kreis, wie es sich bei der Neigung des kaiserlichen Vaters von selbst versteht, auch die Musik gezogen war. Wenn aber der 1683, also im Türkenjahr, zum Hoforganisten ernannte Tobias Richter als Lehrer des Prinzen im Contrapunkt genannt wird, so ist diese Angabe insofern schwer glaublich, als Richter erst 1649 geboren wurde, also bedeutend jünger war als Leopold. Möglich, daß er in spätern Jahren den Kaiser noch tiefer in seine Kunst einführte und so doch noch als dessen Lehrer gelten konnte. Viel mehr Wahrscheinlichkeit hat für sich die andere Annahme, daß Wolfgang Ebner [2], der erste Domkapellmeister von St. Stephan, ein tüchtiger Theoretiker, Leopold im musikalischen Satze unterrichtete. Dasselbe gilt von dem Veronesen Antonio Bertali, welcher schon seit 1637 als Hofmusicus in Wien weilte und seit 1649 Hofkapellmeister war. Er genoß die Gunst Ferdinands III. in hohem Grade, schrieb Cantaten, Oratorien und eine Reihe von Opern, deren erste — L'inganno d'amore (1653) — großen Erfolg hatte [3].

Der frühzeitige Tod seines Bruders Ferdinand IV. [4] änderte allerdings für Leopold Ignaz den geplanten Lebenslauf. Nach des Vaters unerwartet raschem Tode [5] übernahm er, noch nicht 17 Jahre alt, die Regierung der Königreiche

---

[1] Musurgia universalis (Romae 1650, p. 685): qui (Ferd. III.) sicuti primatum in politico mundo jure tenet, ita parem quoque inter suae conditionis similes sive scientiarum varietatem, sive linguarum peritiam et musicae reconditioris notitiam spectes, habere non videtur.

[2] Ebner, ein gefeierter Meister auf der Orgel, war ein geborener Augsburger, seit 1634 Domorganist an St. Stephan, 1637 kaiserlicher Hof- und Kammerorganist, 1663 auch Domkapellmeister. Als solcher erhob er besonders den Knabenchor zu Leistungen, welche Aufsehen erregten, so daß er sogar als Gründer desselben ausgegeben wurde, was jedoch falsch ist, da die ältesten Daten über den Bestand der „Cantorei" bis über die Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückreichen („Das Vaterland" 1895, Nr. 129). Er schrieb eine lateinische Instruction zum Generalbasse, welche der Nürnberger Kapellmeister J. A. Herbst „allen Liebhabern dieser Kunst zum Besten in die Deutsche Sprach versetzte". Ebner starb am 12. Februar 1665.

[3] Bertali starb am 1. April 1669. [4] 9. Juli 1654.

[5] 2. April 1657.

Ungarn und Böhmen und der Erblande und wurde schließlich, trotz der Anstrengungen Mazarins und der feilen Käuflichkeit deutscher Wahlfürsten, am 18. Juli 1658 zum Römischen Kaiser gewählt und am 1. August gekrönt. Gerade aus diesem Jahre stammt der von Wolfgang Ebner zusammengeschriebene Sammelband — Spartitura compositionum — der Jugendwerke Leopolds, wo bei jeder Composition das Datum ihres Entstehens bezeichnet ist, so daß wir von diesem Jahre an die Datirung einzelner Tonwerke des Kaisers bis zum Jahre 1697 verfolgen können. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht einzelne jener Compositionen, welche kein bestimmtes Datum tragen, in die letzten 8 Jahre seines Lebens fallen mögen. Denn wie sehr sich Leopold auch noch als Römischer Kaiser für tiefere Kenntnisse seiner Kunst interessirte, beweist, daß er in den sechziger Jahren den P. Kircher von Rom nach Wien kommen ließ, um seine Unterweisungen zu genießen nicht bloß in der Verfertigung von Maschinen und andern Curiositäten, sondern besonders auch „in den heimlichen fundamenta nach der mathesi musices“ [1].

Die Gesamtzahl der Compositionen dieses Fürsten ist eine so bedeutende, daß, angesichts seiner bekannten großen Gewissenhaftigkeit in seinen Regentenpflichten, nur ein unermüdlicher Arbeitseifer, gepaart mit stark entwickelter Neigung, diese Schaffenslust zu erklären vermag. Für religiöse, kirchliche Musik war ihm zweifelsohne sein tief gläubiger Sinn ein weiterer mächtiger Sporn. „In Bezeugung seiner Frömmigkeit“, schrieb von ihm Esaias Pufendorf, „wird er von keinem Menschen übertroffen.“ Die überlieferten Kirchencompositionen Leopolds belaufen sich auf 79. Es wird uns daraus eine Auslese geboten, welche in das Können und Streben des kaiserlichen Musikers genügenden Einblick gibt. Zunächst muß auffallen das bedeutend stärkere Hervortreten der Instrumentalmusik, sowohl in quantitativer wie in qualitativer Beziehung. Ebenso drängt der Sologesang den Chorsatz mehr und mehr zurück, wie z. B. das an erster Stelle stehende Regina coeli durchweg als Sopransolo mit Begleitung und eingelegten Ritornellos für Instrumentalmusik componirt ist. Es muß aber bei näherer Betrachtung des ganzen Arrangements zugestanden werden, daß die Wahl für die verschiedenen Formen von eigentlichen Soli, zwei- und mehrstimmigen Solo- und Chorsätzen durchaus keine rein willkürliche ist, sondern aus dem Streben hervorgeht, mit Wahrung des Textinhaltes einen reichern Wechsel in die Darstellung zu bringen. Und hier macht der erlauchte Tonsetzer zuweilen sehr glückliche Griffe, kann aber auch nicht vermeiden, daß in das Ganze etwas Buntes hineinkommt, was den Eindruck eher zerstreut als sammelt. Der liturgische Text wird fast immer richtig declamirt, vollständig gegeben, leidet indessen öfter unter den vielen Wiederholungen der einzelnen Worte. Die Tonalität sucht noch immer auf den alten Kirchentonarten zu fußen, geräth aber dabei oft stark ins Schwanken und außerhalb der Bahn. Der harmonische Satz ist gegenüber den Werken Ferdinands III. nicht unbedeutend vorwärts geschritten, fertiger und abgeklärter; es bleibt aber noch das Hin- und Hersuchen, das schroffe Aneinanderschweißen der Accorde, wie es in der Kunstentwicklung

[1] Denkmäler I, v.

der Zeit lag. Nicht als ob keine Zeitgenossen Leopolds über diese Schwächen jener Uebergangsperiode schon hinausgekommen wären, sondern nur um zu sagen, daß das musikalische Können des Kaisers nicht unter dem Niveau der bessern jener Zeitgenossen stand. Im allgemeinen bekommt man den Eindruck, daß, wenn der Kaiser für seine Kirchenmusik an dem reinen, vorwiegend homophonen Vocalsatze festgehalten hätte, seine Werke bedeutend vollkommener erscheinen würden. Die Begleitung der Orgel ist damit nicht ausgeschlossen. Man sehe sich z. B. nur die **Missa Angeli Custodis** an oder den Anfang des **Te Ioseph celebrent**.

Ganz originell ist auch das **Laudate pueri** mit seinem zum Lobe Gottes gleichsam aufforderndem und anführenden Baßsolo, dem immer ein Chorsatz für drei Soprane und einen Contra-Alt folgt, bis am Ende beim **Gloria Patri** die Baßstimmen auch in den Chor eintreten. Sehr bezeichnend, daß Kaiser Leopold eben kein purer Dilettant in seiner Kunst war, ist in diesem Stücke unter anderem der plötzliche Eintritt des dreitheiligen Tactes bei den Worten: **matrem filiorum laetantem.**

Die Kirchencompositionen Leopolds, welche schon aus äußern Gründen am meisten das Interesse wachzurufen im stande sind, tragen die Ueberschrift: **Tres Lectiones I. Nocturni pro Defunctis Piae Claudiae Felici Lugens Moestusque Leopoldus posuit et Musicis Legibus distinxit.** Es ist der kaiserliche Trauergesang auf den Hingang der zweiten Gemahlin Leopolds, der Claudia Felicitas von Tirol, welche ihm nach kurzer Ehe (1673—1676) vom Tode entrissen wurde. Der schon genannte schwedische Gesandte in Wien, Esaias Pufendorf, schildert sie als „eine wohlgewachsene Person von hurtigem und lebhaftem Geiste, so daß sie ihren Herrn aus seinem Ernste in gute Stimmung versetzen kann; wird auch von ihm gar werth gehalten, absonderlich, da sie gleiche Neigung zur Jagd und Musik hat und auf Instrumenten gut spielt und singt“ [1]. Der Text dieser Trauerklage ist dem Buche Job entnommen.

[1] Die Kaiserin verfolgte dabei auch ernste Zwecke, indem sie sich der Gelegenheit bediente, „jeweilen in den Opern eine und andere Erinnerung an dem Hofe zu thun, wie denn absonderlich eine, so den Titel führet: **La laterna di Diogene**, bekannt ist, worinnen Diogenes dem ganzen Hofe seine Fehler vorrückte und dem Kaiser selbst unter der Gestalt des **Alexandri Magni** sagte, daß er aus allzu milder Gnade, nicht ohne Schaden des gemeinen Wesens, die Laster nicht genug bestrafte“. Wenn derselbe Gewährsmann (Euchar. Gottlieb Rinck) von einer andern Gemahlin des Kaisers berichtet, sie habe sich öfters einen Nährahmen in die **Opera** bringen lassen und dann so fleißig gearbeitet, daß sie nicht einen Blick auf die Bühne warf, und es schien, als sei sie nur dem Kaiser zu Willen hineingegangen, so ist seine Bemerkung, sie sei im Interesse für Musik dem Kaiser „nicht einstimmig“ gewesen, noch nicht gerechtfertigt. Denn Eleonore Magdalena, eine Prinzessin von Pfalz-Neuburg, die dritte Gemahlin Leopolds, war eine reich gebildete Frau, aber auch eine Ascetin auf dem Throne, die sich nur gefiel in der Verläugnung irdischer Größe, im Wohlthun, in treuester Sorge für die Erziehung ihrer Kinder und für ihren Gemahl, dem sie eigenhändig sein Lieblingsgericht bereitete. Sie war ungemein arbeitsam. Die Härte ihrer Bußübungen wurde erst nach ihrem Tode bekannt. —

Durch den erschütternden Ernst seines Inhaltes und in seiner bilderreichen Sprache bietet er für den musikalischen Ausdruck einen dankbaren Stoff. In seiner Form aber gestaltet er sich dafür um so spröder, als in der plastisch knappen sprachlichen Darstellung ein rascher, scharfkantiger Wechsel der Gedanken sich ausprägt und der ins Breite drängenden musikalischen Gestaltung hemmend entgegentritt. Der kaiserliche Componist war sich dieser Schwierigkeit wohl bewußt und legte sich seine Ausführung offenbar mit reifer Ueberlegung zurecht. Er verschmilzt nicht das Getrennte, verwischt nicht die gegebenen Grenzen, sucht aber auch bunt gewürfelte Wechsel zu vermeiden. Es war das keine leichte Aufgabe. Daß sie nicht ungenügend gelöst ist, beweist der Eindruck des Ganzen und Abgeschlossenen, den jede der drei Lectionen für sich macht. Auffallend ist, daß Kaiser Leopold auch die im kirchlichen Todtenofficium den einzelnen Lectionen angefügten Responsorien mit durchcomponirte. Für den in den Ideengang der Liturgie mehr Eingeweihten mag dies für den ersten Eindruck etwas störend wirken. Die Haltung dieser Responsorien ist nämlich eine andere als jene der Lection selbst. Das Responsorium ist gleichsam die Antwort, die Reflexion des Betenden zu dem Gelesenen. Indessen zählen die Schlüsse zu den schönsten Partien des Werkes. Sie sind dem kaiserlichen Musiker aus dem Herzen gebetet. Voran steht hier das dritte und letzte Responsorium, wo das Requiem aeternam erst von einer Baßstimme intonirt, die Fortsetzung aber: et lux perpetua etc., von zwei Sopranen und Alt, ebenfalls Soli, aufgenommen und in einfacher, rührender Melodie durchgeführt wird. Das ganze Werk hindurch zeigt sich das Streben, Wort und Ton, Sinn und Ausdruck wechselseitig sich anzupassen. Um eine reichere Gruppirung zu ermöglichen, wählte Leopold den fünfstimmigen Satz: zwei Soprane, Alt, Tenor und Baß. Das Orchester besteht obligat aus vier Violen, zwei Cornetti muti und dem Basso. Dazu treten zur Verstärkung ein Fagott und zwei Posaunen. Die Orgel muß die breite, füllende Unterlage für den ganzen harmonischen Aufbau bilden. Nur hin und wieder schweigt sie zur Charakterisirung und zum Wechsel des Ausdruckes völlig, so daß dann die einfache Begleitung der Saiteninstrumente oder gar der reine Vocalsatz in den Vordergrund treten, was die erstrebte Wirkung nicht verfehlt. Wenn auch, wie es sich von selbst versteht, diese Orchestrirung unsern modernen Gepflogenheiten nicht entspricht, so wird sie doch immerhin dem ganzen Werke ein treffendes, zur Trauer stimmendes Colorit geben. Der Marschall Gramont, der Leopold in Frankfurt bei der Kaiserwahl kennen lernte, hatte eigent-

---

Indessen erzählt Pufendorf einen fast ganz gleichen Zug von der ersten Gemahlin Leopolds, der Spanierin Margaretha Theresia, indem er von ihr schreibt: „Sie war ein zartes Frauenbild, mehr auferzogen zur Nonne als zur Prinzessin. Ich habe öfters gesehen, daß, wenn ein Scheibenschießen gehalten wurde, und sie mit ihrem Herrn gekommen ist zuzusehen, sie sich inzwischen gesetzt und gewirkt hat, damit sie immer einige Ornamente habe, die sie der Kirche schenken könne." Der Tod der Kaiserin Claudia mag Leopold um so mehr angegriffen haben, als er, wie der venetianische Gesandte berichtete, ganz unbemerkt eingetreten war: Senza altra assistenza che quella invisibile di Dio e degl' angeli spirar l'anima al cielo.

lich das Richtige getroffen, wenn er von ihm sagte: „Er liebt die Musik und versteht sie so weit, daß er sehr traurige Melodien sehr richtig componirt; sein einziges Vergnügen besteht darin, traurige Melodien zu componiren.“ Allerdings ein greller Contrast zu den verschiedenen Vergnügen des roi soleil. Leopold hatte sich in diesem Werke seinen eigenen Grabgesang componirt. Er wurde gesungen, als man ihn am 5. Mai 1705 zur Gruft seiner Ahnen trug. Auch seiner dritten Gemahlin, Eleonore Magdalene, stimmte man diese seine Trauerklänge an, und noch Jahrzehnte hindurch ließen die Kaiser Joseph I. und Karl VI. jährlich am Todestage ihres Vaters die Lectionen aufführen. Doch nicht nur die pietätvolle Familientradition, sondern auch der innere Werth und Charakter des Werkes erhielten ihm die Theilnahme und das Gefallen der Nachkommen.

Noch müssen wir die Composition des Miserere erwähnen, welche nach Anlage und Durchführung für das bedeutendste Werk Leopolds gilt. Es gehört nach seiner innern Beschaffenheit den spätern Lebensjahren des Kaisers an, und die Reife und Vollendung desselben stechen so sehr ab, daß man es lange Zeit für ein Werk einer spätern Zeit hielt und es geradezu Karl VI. zuschrieb. Indessen rühren Entwurf und Skizze notorisch von der Hand Leopolds her und weist der Charakter der Schriftzüge selbst auf das vorletzte Decennium des 17. Jahrhunderts hin. Eine Doppelseite der autographen Originalpartitur wird facsimilirt mitgetheilt (nach S. 256). Bei einem Vergleiche mit S. 290 und 291 der Ausgabe sieht man aber sogleich, daß zwischen dieser und jener eine sachkundige Hand eingegriffen hat. Der kaiserliche Componist hatte nicht immer Muße, seine Werke bis ins letzte und kleinste selbst fertig zu stellen. Indem er dann den Gedankengang skizzirte, überließ er es einer andern kunstgeübten Hand, das Werk zur Aufführung fix und fertig zu stellen. Wenn dies selbst durch Tonsetzer von Beruf geschah, warum wäre es dem Kaiser verwehrt gewesen, seine Hofkapellmeister mit dieser Aufgabe zu betrauen? Möglicherweise machte sich eine so gestaltende Thätigkeit fremder Hand erst durch Karl VI. geltend, und so mag es sich leicht erklären, daß man einfach ihm Leopolds Werk zuschrieb. In seiner ganzen Haltung entfernt sich das Miserere mehr als jede andere aus Leopolds Compositionen von jener der ältern Kirchenmusik und zeigt die deutlichsten Spuren des in dieser Hinsicht nicht günstig wirkenden Einflusses des Opernstiles, wohl ohne Bewußtwerden des erhabenen Tonsetzers. Ein Vergleich mit dem Miserere Ferdinands III. fällt in dieser Hinsicht zu Gunsten des letztern aus. Es wäre übrigens unverständig, in den Compositionen eines Mannes, der wie Leopold die Kunst nicht als Beruf, sondern als freie Aeußerung seines innerlichen Seelenlebens, vorab seiner tiefen Religiosität, betrieb, eine sich stetig entwickelnde, gleichmäßig fortschreitende Satzart zu verlangen.

Den Schluß der kaiserlichen Kirchencompositionen des ersten Bandes bildet ein Regina coeli von Joseph I., ein breit angelegtes und ausgesponnenes Solostück für eine Sopranstimme mit Begleitung der Streichinstrumente, des Fagotts und der Orgel. Die Composition streift in ihrer ganzen Haltung stark den theatralischen Stil und beweist, wie sich derselbe mehr und mehr in die Kirche eindrängte. Die Streichinstrumente zeigen sowohl in ihrer Zusammensetzung als in ihrer Behandlung einen bedeutenden Fortschritt; wir haben ein fertiges Streich-

quartett vor uns. Kaiser Joseph I. war ein vielfach beanlagter und vielseitig ausgebildeter Mann. Für seine musikalischen Kenntnisse haben wir das Zeugniß des Altmeisters Fux, der ihn als in der Musik sublime peritus rühmt. Joseph schrieb auch unter andern, mächtigern Einflüssen, die nicht mehr einer Epoche der Uebergangsformen angehörten, wie dies bei seinen Vorfahren der Fall war. Daß er sich diesen Einflüssen nicht verschloß, bezeugen seine Arbeiten. Dabei suchte er auch seine eigenen Pfade zu gehen, freilich nicht ohne Herbheiten und Unbeholfenheiten. „Er will sich eigenartig ausdrücken, kann es aber nicht erreichen, da aus Mangel an Zeit seine Anlagen nicht ausreifen konnten.“[1] Eine Erscheinung mag hier noch bezeichnet werden. Während die Kirchencompositionen Ferdinands noch oft und bestimmt an den kirchlichen Choral anklingen, tritt diese Eigenthümlichkeit bei jenen Leopolds sehr in den Hintergrund und verschwindet im Regina coeli Josephs so ziemlich spurlos. Doch ist diese Composition eben auch die einzige kirchliche Josephs, welche auf uns gekommen ist, so daß ein Urtheil über ihn als Kirchencomponisten auf sie allein sich stützen kann.

Mit ihr schließt auch der erste Band der Kaisercompositionen ab[2]; der zweite bringt eine Auswahl von weltlichen Compositionen und Bruchstücke aus Oratorien, so daß also die Bezeichnung „weltlich“ im Sinne „nicht für die Kirche bestimmt“ zu nehmen ist. Denn bei einer größern Anzahl derselben ist der Textinhalt nichts weniger als „weltlich“, sondern sehr ernst, eigentlich geistlich. Ist doch schon das Madrigal Ferdinands III.[3], welches den zweiten Band eröffnet, ein Lied von der Eitelkeit der Welt. Was würde erst der Marschall Gramont von der „traurigen“ Musik Ferdinands gesagt haben, wenn er einer Aufführung des Drama musicum dieses Kaisers hätte anwohnen müssen? Der Inhalt des Dramas, dessen Text wahrscheinlich auch ein Werk Ferdinands ist, führt den Kampf zwischen der göttlichen und der irdischen Liebe (amor divino e protervo) um den Besitz eines Jünglings (giovinetto) vor.

---

[1] Einleitung Bd. I, S. XVIII.

[2] Bei Artaria & Co. in Wien erschien auch eine autorisirte Volksausgabe zur Aufführung in Kirchenchören 2c. eingerichtet von A. v. Hermann. 4 Hefte in Partitur und Stimmen.

[3] Chi volge ne la mente. Es ist dieses Madrigal die einzige der nun veröffentlichten Kaisercompositionen, welche schon früher gedruckt worden ist. Es erschien nämlich 1650 in P. Kirchers Musurgia universalis an der Spitze dort mitgetheilter fürstlicher Compositionen und wird mit der Bemerkung eingeführt: Ponam primo loco pulcherrimam illam de mundi vanitate melothesiam Caesaream, ab Augustissimo Imperatore Ferdinando III. compositam. Wer die Madrigale eines Palestrina, Orlando, Haßler u. s. w. kennt, wird freilich mit den Lobeserhebungen Kirchers nicht so ganz einverstanden sein; denn das Madrigal macht wegen seiner unstäten Modulation und der zerhackten Sätze einen wenig befriedigenden Eindruck. Der Kaiser hatte dem P. Kircher sein Drama musicum übersendet (1649). Das Dedicationsexemplar ist noch vorhanden und trägt von Kirchers Hand die Notiz: Al Padre Athanasio Kircher donum Authoris. Der Text des Madrigals scheint ebenfalls von Ferdinand zu stammen.

Aus der Mitte des Dramas ist der Moment der Katastrophe, wenn man so sagen darf, mitgetheilt. Eine Sonate leitet ein, worauf ein dreistrophiger Gesang des giovinetto dessen Herzensstimmung ausspricht, welchen ein vierstimmiger Satz den Worten und der Melodie nach wiederholt, um dann im Viva, viva amor divino den Sieg der Gottesliebe zu feiern. Die Stelle ist bei aller Einfachheit besonders durch ihre melodische Gestaltung recht hübsch und wirksam, wenn man sich über ähnliche, ganz anders gepfefferte Situationen moderner Musikdramen hinwegsetzen kann. Der Schlußchor bringt als moralische Nutzanwendung der Handlung die Mahnung: Imparate mortali sprezzar protervo amore, bramar divino ardore etc. Ein gewiß vielsagender Schluß einer Theatervorstellung am Kaiserhofe, dem ersten der damaligen Welt; ein bedeutungsvolles Stück von Sitten- und Culturgeschichte, wenn auch Ferdinands Drama musicum nicht schon deshalb kunst- und culturgeschichtlich höchst interessant wäre, „weil es eines der ersten Producte ist, welches auf deutschem Boden in Nachahmung der neuerstandenen italienischen Oper geschaffen wurde“ [1]. Man kann schwer den Wunsch unterdrücken, der Herausgeber hätte das ganze Drama mittheilen mögen, um sich auch das Ganze zur Vorstellung bringen zu können, um so mehr, als es die einzige derartige Composition des Kaisers ist, welche uns erhalten blieb.

Viel reicher fließen die Quellen für Leopold I. Es werden 86 Nummern gegeben, von denen 25 auf geistliche Musik entfallen. Mit Ausnahme des Oratorio di S. Antonio di Padova [2], welches den Kampf des Gottes Pluto mit Blitz und Donner gegen den hl. Antonius, um ihn in Ausübung seiner frommen Thätigkeit zu hindern, vorstellt, sind alle übrigen für Aufführungen beim heiligen Grabe am Gründonnerstag oder Karfreitag bestimmt. Unsere Aufmerksamkeit zieht besonders auf sich das Oratorium „Sig des Leydens Christi über die Sinnligkeit“, einmal schon deshalb, weil aus ihm eine größere Anzahl von Nummern veröffentlicht wird, was zu einem Urtheil über das Ganze eher berechtigt, und dann, weil der Text in deutscher Sprache abgefaßt ist [3]. Gerade dieser Umstand verdient um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als „die Pflege der deutschen Sprache damals im Leben und in der Kunst sehr im Argen lag“ [4]. Was aber am meisten unser Interesse erregen muß, ist der Umstand, daß uns in dem Oratorium offenbar ein gutes Stück Passionsmusik aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorliegt, bestimmt, in höchsten Kreisen aufgeführt zu werden, und zwar dazu eigens gefertigt von dem, welcher als das Haupt derselben wohl wußte und verstand, wie er sein Werk anzulegen habe. Das ver-

[1] Einleitung Bd. I, S. III.

[2] Das Antonius-Oratorium ist wohl zur Feier des Namenstages oder eines ähnlichen Festes der Tochter des Kaisers, Marie Antonie, componirt, 1684, also ein Jahr vor ihrer Vermählung mit dem Kurfürsten Max Emmanuel von Bayern.

[3] Auch das Oratorium „Die Erlösung des menschlichen Geschlechtes in der Figur des aus Aegypten geführten Volks Israel“, welches zu gleichem Zwecke componirt wurde (1679), hat deutschen Text.

[4] Einleitung Bd. I, S. x.

räth uns die Aufschrift des Werkes: „Sig des Leydens Christi über die Sinnligkeit bey dem heiligen Grab in Ihrer Erz-fürstlichen Durchleucht Erzherzogin Maria Antonia Hoff-Kappellen am h. Grünen Donnerstag 1682 Teutsch gesungener vorgestellt. Die Music von Ihrer Kais. Maj. Leopoldo des I[ten]. Das Gedicht von Johann Albrecht Ruedolf." Es ist ein anmuthiges Genrebildchen, das aus dieser Aufschrift herauslugt. Vor dem heiligen Grabe, welches in der für den Gottesdienst der etwa 13 Jahre alten Erzherzogin Maria Antonia bestimmten Kapelle errichtet wurde, führt der kaiserliche Vater im Kreise ausgewählter, wohl auch erlauchter Sänger und Sängerinnen eine von ihm selbst geschaffene Passionsmusik auf, die den vollen Ernst der heiligen Feier andachtsvoll zum Ausdruck bringen soll. Und diesen Zweck wird das kaiserliche Tonwerk zweifellos erreicht haben und würde ihn, richtig vorgeführt, heute noch erreichen. Als singende Personen werden aufgeführt: „Das menschliche Geschlecht in Gestalt des Josue, Ein Engel, Maria, Petrus, Joannes." Ein Chor tritt nicht hinzu, wohl aber vereinigen sich die fünf genannten Partien zu Ensemblesätzen. Die Begleitung übernahm seiner sonstigen Gepflogenheit nach wahrscheinlich der Kaiser selbst, indem er auf dem Spinett den bezifferten Basso continuo ausführte[1]. Für die Einleitung — Sonata — und die Zwischenspiele — Ritornello, Sinfonia — sind abwechselnd je zwei Violetten oder Violen verwendet. Ein paarmal begleiten dieselben auch den Gesang. Man sieht, das Ganze ist auf einen intimen Kreis berechnet, der nicht viele Theilnehmer erforderte. Zu den besten Partien möchten wir rechnen das fließend gesetzte Recitativ des Engels (Nr. 24): „Maria lasse mir die Nägel da dem Sinder", die Arie des Josue (Nr. 19): „Ach dein Sohn hat nichts gethan", und besonders die Arie der Maria (Nr. 23): „Grimme Nägel, wie kann ich ohne Threnen noch also blutiger euch ansehen." Auch das Terzett Maria, Johannes und Petrus (Nr. 27): „Nihme diese Nägl und Sporen", hat, so knapp und schlicht es concipirt ist, tiefe Empfindung. Es zeichnet diese Eigenschaft überhaupt die beiden Grabmusiken mit deutschem Texte aus. So ist im Oratorium „Die Erlösung des Menschengeschlechtes" die Arie der Maria (Nr. 14): „Jesus tod — o Qual, o Schmerze des mutterlichen Herze", eine Cantilene voll reiner, heiliger Empfindung. Bisweilen mahnen Text und Melodie an das alte Kirchenlied, wie in der Arie des Engels (Nr. 20): „Jesus, der nichts wust von Sinden, ließ ihm das Gesicht verbinden, als er vor den Schaaren war." Das Schlußquintett bringt dann ohne Weitschweifigkeit im wohlgefügten musikalischen Satze die Mahnung des Engels: „Das beste Mittel in dem Streit wider die schnöde Sinnligkeit den Sige zu erwerben, ist die Gedächtnus seines bitteren leiden und sterben." Das ist eine deutsche, kaiserliche Passionsmusik vom Gründonnerstag 1682. Sie brauchte nicht unter die Bank geschoben zu werden und hat den Vergleich mit andern ähnlichen Werken ihrer Zeit nicht zu scheuen. Selbst mit den Passionsmusiken von Heinrich Schütz, dem großen Meister, verglichen, vermöchte sie noch immer ihren Platz zu behaupten, wobei freilich der Zeitunterschied von einem halben Säculum nicht

[1] Die vorzügliche Ausführung desselben im vorliegenden Bande rührt von Wilhelm Freiherrn von Weckbecker her.

übersehen werden darf, innerhalb dessen manches Gute verloren gegangen war, ohne durch die neue Errungenschaft schon genügend ersetzt zu sein. Wenn wir eben die beiden Grabmusiken mit deutschem Texte hervorgehoben haben, so soll damit ihren Schwestern in italienischer Sprache ihr Werth nicht abgesprochen werden. Auch sie haben ihre Vorzüge. So erhält die Sopranarie (Nr. 12): Spera, spera, felice mortale aus dem Sepolcro „La virtù della croce" durch den freilich zu eintönig bewegten Basso continuo ein recht originelles Gepräge, und die Sonata (Nr. 7, S. 39) aus dem Sepolcro „Il Lutto dell' Universo" [1] überholt die meisten ähnlichen Tonsätze Leopolds durch ihren frischen melodischen Zug. Um nicht nochmals auf diese geistlichen Compositionen zurückkommen zu müssen, wollen wir gleich hier einer Arie der Beata Vergine (Nr. 91): Alme ingrate, erwähnen, welche ebenfalls aus einem Sepolcro-Oratorio entnommen ist und ausdrücklich als Composition des Kaisers Joseph I. bezeichnet wird: Quest' aria la pose in musica S. M. C. (1705) [2]. Die Arie ist für Sopranstimme mit Begleitung der Orgel und einer mit der Singstimme concertirenden Tenorposaune gesetzt. Sie zeigt außer dieser sonderbaren Zusammensetzung nichts Hervorragendes und theilt auch nicht den andächtigen, weihevollen Zug, welcher durch ähnliche Compositionen Leopolds geht.

An die geistlichen Compositionen schließen sich in ansehnlicher Reihe die weltlichen Leopolds I. und Josephs I. an. Besonders Leopold erscheint auch auf diesem Gebiete außerordentlich thätig.

Das Musikleben am Wiener Hofe war in jenen Zeiten ein überaus reges und reiches. Eine zahlreiche, mit den erlesensten Kräften besetzte und geleitete Hofkapelle stand für großartige und correcte Aufführungen zur Verfügung. Strenge, hochgreifende Anforderungen [3] sorgten von selbst für ein tadelloses Zusammenwirken dieser Künstlerschar, der kaiserliche Hofcompositeure ersten Ranges stets neue Werke entgegenbrachten. Daß diese Thätigkeit vorzüglich der Oper galt, versteht sich von selbst. Der Zauber dieser neuen Kunstart hatte bald auch den Wiener Hof in seinen Bann gezogen, wo man wahrlich nicht knauserig zu Werke ging, so daß die Zeitgenossen und Augenzeugen nicht müde werden, die Pracht und Herrlichkeit der dortigen Opernaufführungen zu rühmen, „sowohl wegen der poetischen und musikalischen composition, als auch wegen der täntze, der decoration des theatri und der Pracht der Kleider". Daß der Aufwand

[1] Diese Attione Sacra per lo S. Sepolcro wurde zum erstenmal aufgeführt in Wiener Neustadt 29. März 1668. Ihr Inhalt ist die Ordnung der Elemente und des Weltalls durch die göttliche Barmherzigkeit (Misericordia) und Gerechtigkeit (Giustizia), welche neben den vier Elementen, der seligsten Jungfrau, St. Petrus und St. Johannes als Personen auftreten.

[2] Wenn diese Composition Josephs I. wirklich für die Karwoche 1705 geschrieben ist, so wäre dies kurz vor seiner Uebernahme der Regierungsgeschäfte geschehen; denn Leopold übertrug ihm die Leitung derselben am 28. April, Ostern fiel aber in diesem Jahre auf den 12. April.

[3] Kaiser Leopold entwarf eigenhändig die Punti ch' io voglio che siano delli miei Musici sempre inviolabilmente osservati. Einleitung Bd. I, S. XVI, wo ein Facsimile.

hierfür ein bedeutender war, ließe sich von selbst errathen, wenn uns auch nicht ausdrücklich berichtet würde, wie die Inscenirung mancher dieser Opern 10 000 bis 20 000 Gulden, jene der Opera „Pomo d'oro" (12. Dec. 1666) von Cesti über 100 000 Reichsthaler „consumieret" habe. Dazu sind noch zu rechnen die bedeutenden Summen, welche durch die hohen Gagen der Künstler beansprucht wurden. „Denn viele unter diesen Leuten", bemerkt Leopolds Biograph Euchar. Gottlieb Rinck, „waren Barons und hatten solche Besoldung, daß sie in ihrem Stande gemäß leben konnten" [1]. Besonders die vielen fremden Künstler kamen theuer zu stehen; denn „nicht Italien, sondern Wien ist schon vor langen Zeiten der Sammelplatz der vollkommensten Virtuosen gewesen" [2]. Joseph I. hat, „damit in diesem Stück nichts ermangelte, ein solch prächtiges theatrum aufführen lassen, daß allein die Mahlereien in diesem amphitheatro über fünfzigtausend Thaler gekostet" [3]. So konnte Lady Montague, welche auf ihrer romantischen Reise nach Konstantinopel auch Wien berührte, wohl schreiben [4], daß sie nie etwas so Prächtiges und Schönes gesehen habe, und daß in ganz Europa Aehnliches nicht zu finden sei. Für die Geschichte der deutschen Oper sind diese Wiener Vorstellungen darum von Bedeutung, weil sie auch die deutsche Sprache zur Anwendung brachten. Allein was ihnen, wie jenen Oratorienaufführungen, das reizendste Colorit gibt, ist wieder jener anmuthige Zug Habsburgischen Familienlebens, der aus ihnen allenthalben hervortritt. Nicht nur daß sie vorzüglich dazu dienen, die Namens- und Geburtstagsfeste der Majestäten und andere freudige Familienereignisse zu verherrlichen, ziehen sie dabei nicht selten die erlauchten Glieder der kaiserlichen Familie des Hofes in ihre Kreise künstlerischer Leistungen. „Ich kann nicht den Beifall schildern," schreibt ein Augenzeuge [5], „den das Musikdrama erhielt, welches zur allgemeinen Bewunderung von den Damen und Cavalieren dargestellt, gespielt und getanzt wurde. An der Spitze des Orchesters am Klavier saß der Allerhöchste Herr [6], welcher mit der größten Meisterschaft wie ein Professor spielt." Mattheson berichtet im „Musikalischen Patrioten" über diese „bey Hof vorgestellte und auf die Geburt der letzten Erzherzogin gerichtete Opera", daß sie glücklich und zum Vergnügen des Kaisers Karl VI. ausgefallen sei. „Der Kaiser selbst spielte das Clavier und accompagnirte die Singstimme durch die gantze Opera; die ältesten Ertzherzoginnen aber agirten auf dem Theatro [7]. Die Kaiserin hatte die Partitur, daraus der Kaiser spielte, in einen Band von Schildkröten und Gold eingelegt binden und seiner Majestät solches Buch in ihrem Namen bei dem Eintritt ins Orchester überreichen lassen. Der Kaiser nahm es in die Hände, kehrte sich

[1] Einleitung Bd. I, S. XII. [2] Ebd. S. XIX. [3] Ebd. S. XIX.

[4] Brief vom 14. September 1716; ebd. S. XXI.

[5] Lettere di Apostolo Zeno; Einleitung S. XX.

[6] Karl VI., ein nicht minder tüchtiger Musiker als sein Bruder und Vater; er war auch Componist. Es ist aber keines seiner Werke auf uns gekommen.

[7] Maria Theresia und Maria Anna. Die erstere, eine durchgebildete Sängerin, blieb auch als Kaiserin der Tonkunst gewogen. Nur gegen das französische Schauspiel und noch mehr gegen sein Personal war sie, und zwar nicht ohne Grund, eingenommen (Arneth, M. Theresia IX, 269 ff.).

um, machte der Kaiserin mit lachendem Munde eine Reverentz, ging gleich darauf zu ihr, bedankte sich und küßte ihr die Hand im Beysein der gantzen Versammlung."[1] Damit begnügten sich jedoch die kaiserlichen Musiker noch nicht, sondern griffen auch selbst schaffend ein. Am liebsten geschah dies, wie die Thatsache es zeigt, durch Einlagen ihrer Compositionen in die Opern der Hofcomponisten und Hofkapellmeister, und wie uns scheint, wenn es Aufführungen galt im Kreise des kaiserlichen Hofes und zur Feier von Familienfesten. So wurde bei der Vermählung des Kurfürsten Max Emmanuel von Bayern mit der Erzherzogin Maria Antonia (1685) Antonio Draghis Oper Il Paladio in Roma aufgeführt, wozu Kaiser Leopold mehrere Arien (Nr. 44—46) componirt hatte. Selbst in den Festvorstellungen zur Feier seines eigenen Geburtstages ließ Leopold solche Einlagen einschalten, so daß es den Anschein gewinnt, als hätten er und Draghi[2] sich hin und wieder einfach in die Arbeit getheilt. Aber auch in ganzen Stücken versuchte er sich. So wird ihm mit Recht das ganze Drama per musica „Apollo deluso" zugeschrieben, obwohl ihm das Manuscript der Partitur nur für den zweiten Act ausdrücklich die Autorschaft vindicirt[3]. Auch die Musica zu der Comedia der Hochadeligen Hofdamen Ihr. Majst. der Kaiserin Eleonore Madlena: „Die Ergetzung Stund der Sclavinnen aus Samie" ist von Leopold (1685). Es sind allerlei deutsche und italienische Gesänge nebst Tänzen. Ebenso lieferte der Kaiser die Musik zu einer Faschingskomödie, welche von den Erzherzoginnen und Hofdamen im Jahre 1697 aufgeführt wurde. Es werden daraus sechs Nummern für Gesang (70—75) und zwei Tänze — Bourée und Sarabande (113 und 114) — mitgetheilt. Der Text ist ein kleines Sprachengewirr von Italienisch, Deutsch und Französisch, wobei die einzelnen Melodien geschickt das charakteristische Colorit erhalten.

---

[1] Einleitung Bd. I, S. xxi. Als Karl VI. bei einer Aufführung der Oper Elisa von J. J. Fux ebenfalls das Accompagnement und die Direction übernommen hatte, machte ihm der Meister des Gradus ad Parnassum, ganz entzückt über seine Leistung, das Compliment: „O, es ist schade, daß Ew. Majestät kein Virtuose geworden sind." „Hat nichts zu sagen," erwiderte Karl, „hab's halt so besser."

[2] Antonio Draghi war aus Ferrara gebürtig, wurde 1674 als Hoftheaterintendant Kaiser Leopolds I. und Kapellmeister der Kaiserin Leonore nach Wien berufen, nach J. Heinr. Schmelzers Tode am 1. Januar 1682 Hofkapellmeister und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode in Wien. † 18. Januar 1700. Am kaiserlichen Hofe kamen von ihm in den Jahren 1661—1669 87 Opern, 87 Feste teatrali und Serenaden und 32 Oratorien zur Aufführung. Die noch vorhandenen Textbücher im größern Format enthalten sogar die in Kupfer gestochenen Abbildungen von Decorationen und Scenen der Opern. Er war auch Dichter und schuf den Text zu mehreren seiner Werke selbst, ebenso zu Leopolds Tondichtung: Apollo deluso.

[3] Auf dem Titelblatt des zweiten Actes steht nämlich: Atto 2do — Apollo deluso — Musica Di Sua Mta Cesa — Anno 1669. Die Partitur hat drei Bände, und auf dem Generaltitel heißt es: Apollo deluso, Drama per Musica, Rappresentato nel Giorno Natale dell' Augustissimo Imperatore Leop. I. etc. Poes. di Antonio Draghi. Das letztere ist gegenüber den Aufschriften anderer Opern, wo es stets heißt: Musica di A. Dr., wohl entscheidend.

So ist dieses in der Aria francese: „Sombres bois retraites solitaires", recht gut gegeben. Ein ganz guter Treffer sind aber die Arien und das Ensemble von Miromero und den drei Statuen: „Ich will euch, o thume Leuth, Eure Kurzweil bald vertreiben" (Nr. 71). Ein Musiker, der solche Melodien erfand, hatte echtes Zeug in sich. Ganz in deutscher Sprache war Schlegels Komödie „Die vermeinte Bruder- und Schwesterliebe" abgefaßt, die an des Kaisers Namenstag 1680 aufgeführt wurde, und zwar von den hohen und höchsten Herrschaften selbst. Die Musik hatte der Kaiser componirt. Die Arie der Charotis[1] (Nr. 85): „Heimliches Feuer zeigt an ein Rauch", und „Arien und Duett von einem Griechen und einer Griechin[2]: Schönste Klarheit laß dich finden" (Nr. 86), sind nicht minder hübsch. — Im Jahre 1683 wurde als Faschingsspiel die „Comedi, intituliert Der thörichte Schäffer" aufgeführt, wozu die Musica ebenfalls von Ihro May. dem Kaiser componirt war. Der Dichter ist nicht bekannt. Das Textbuch scheint nicht mehr vorzuliegen. Aus den Einlagestücken ersieht man, daß den Inhalt der Komödie Daphnes Verwandlung in einen Lorbeerbaum bildete. Von den mitgetheilten Gesangsstücken gefallen besonders die Arie der Synope (Nr. 90): „Kommet ihr Schäffer, dem Lisis zu ehren finden sich Wälder und Büsche bemüht", durch ihren frischen Rhythmus, den auch das folgende Ritornello beibehält, und die Arie (Nr. 88): „Guldnes Leben, Kron der Zeiten", ein eigentliches Lied, zu welchem ein Ritornello für Schalmei die ganz passende Einleitung und das Zwischenspiel seiner beiden Strophen bildet.

Dieses Lied und die obengenannte Arie „Schönste Klarheit" haben die Aufmerksamkeit des Schreibers dieser Zeilen unwillkürlich in hohem Grade auf sich gezogen, und er gesteht gerne ein, daß er anfänglich selbst nicht recht wußte, warum. Als er sie aber wiederholt betrachtete und auch durchspielte, wurde es ihm klar, wo der sympathische Angriffspunkt eigentlich lag. Beide Melodien haben nämlich nach ihrem ganzen Wesen eine nicht geringe Aehnlichkeit mit deutschen Kirchenliedern, deren Entstehen auch in jene oder doch die nächsten Zeiten gesetzt werden muß, in welchen diese Arien componirt wurden. Wie also in den Arien der Sepolcri Leopolds das alte deutsche Kirchenlied

[1] Im Personenverzeichnisse des Textbuches zu diesem „freüden Spüll" heißt sie Corathis. „Ein Erzeicherin und Verbraute dienerin der Cleonißе." Trägerin der Rolle war „Fr. van Spaur". Die „Vermeinte Schwester" wurde von der Erzherzogin Maria Antonie gegeben, welche auch in einem Nymphenballet mitwirkte. Sämtliche Rollen, auch die männlichen, wurden nach gewöhnlicher Sitte, oder besser Unsitte, der Zeit von Frauenspersonen gespielt.

[2] Als die Darstellerinnen von „Zwey griechen" werden genannt: „Fr. van Fürstenberg Und Rappach". Die „2 griechin" waren Frau von Weir und Fräulein Gätzin. Am Ende der Komödie mischt sich auch noch der Olymp ins Spiel, und „die freyleins van Spaur, van Fürstenberg und Jörgerin feiern als Göttinnen die kaiserliche Namensfewer." Den Inhalt aller dieser Komödien und Musikdramen u. s. w. bilden obligate Liebesgeschichten aus antiker römischer, griechischer und heroischer Zeit. Dieselben sind aber, soweit aus Fragmenten ein Urtheil möglich ist, so harmlos oder eigentlich fade, daß sie heutzutage unbedingt als unerträglich langweilig befunden würden.

gleichsam ausklingt, so klingt in seinen Arien deutscher Komödien das spätere, neue Kirchenlied an. Es liegt eine solche Wirkung ganz in der Natur jener Uebergangsepoche und ihren nächsten Resultaten. Bei der Unsicherheit des ästhetischen Urtheils und der Unbestimmtheit der technischen Normen vollzog sich eine Art von Endosmose und Exosmose, welche beim Kirchenliede um so unvermerkter vor sich gehen konnte, als hier nicht steife Theorie, sondern das geschmeidige Ohr entschieden. Dazu kam, daß späterhin die ungeheuerlichen Plattheiten und Trivialitäten, welche sich nach und nach in den Texten breit machten, die Musik selbst herabdrücken mußten. Bei Leopolds theatralischen Compositionen wird die deutsche Sprache überhaupt nur in dem leichtern Genre des Singspieles verwendet. Für die höher einherschreitende Oper schien sie noch zu wenig hoffähig zu sein, was nicht unrichtig war. Joseph I. hat nach dem vorliegenden Material darauf wieder ganz verzichtet. Uebrigens ist dasselbe sehr beschränkt: eine Einlage zu Antonio Zianis[1] Poemetto pastorale „La flora“, welches 1706 zum Geburtstage der Kaiserin Amalie Wilhelmine aufgeführt wurde, dann eine Einlage zur Favola per musica „Endemione“ von Giovanni Bononcini[2], welche im selben Jahre den Namenstag der Kaiserin verherrlichen mußte, und noch drei Einlagen zum Drama per musica „Chilonida“, ebenfalls ein Werk Zianis, das 1709 zum Geburtsfeste der Kaiserin gegeben wurde. Alle diese Bruchstücke bekunden einen großen, allseitigen Fortschritt. Es herrscht dramatisches Leben in Auffassung und Durchführung der Ideen. Auch der musikalische Ausdruck findet eine gesteigerte Pflege in Wahl und Anwendung der Kunstmittel. Besonders der bel canto soll zu größerer Geltung kommen, bewegt sich aber doch noch ziemlich unbeholfen. Sonst gilt von diesen Compositionen Josephs I. dasselbe Urtheil des Herausgebers der Kaisercompositionen, welches schon weiter oben angeführt wurde.

Als zweite Hauptgruppe des zweiten Bandes und Abschluß der Kaisercompositionen erscheinen noch eine Reihe von Instrumentalcompositionen — balletti — Tanzcompositionen Leopolds I., welche einer größern, 102 Instrumentalsätze umfassenden Sammlung entnommen sind, die sich in 16 suitenartige Ballette gruppiren läßt. Die vorkommenden Tanzformen sind die gewöhnlichen jener Zeit. Ihr Bau ist einfach, aber stilgerecht; die Melodien sind schlicht, aber fast durchweg recht angenehm und fließend. Die Ton-

[1] Marco Antonio Ziani, geb. 1653 in Venedig, 1700 kaiserlicher Vicekapellmeister in Wien und 1712 Hofkapellmeister; † 22. Januar 1715.

[2] Giovanni Battista Bononcini (Buononcini), ein seiner Zeit hochgefeierter Operncomponist, aber auch ein Stück Abenteurer, war 1672 zu Modena geboren, kam 1691 nach Wien, dann 1703 nach Berlin als Hofcomponist der Königin Sophie Charlotte, kehrte aber nach deren Tode nach Wien zurück. 1716 wurde er nach London berufen, wo man ihn als Rivalen Händels ausspielte, was mit seiner Niederlage und Blamage endete. Er übersiedelte nun (1733) nach Paris, wo ihn ein Alchimist, der ihn dorthin gezogen hatte, mit Schwindeleien fast an den Bettelstab brachte, so daß er sich wieder ans Componiren machte und sogleich für Wien eine Oper und ein Oratorium schrieb. Er wurde ungefähr 90 Jahre alt; sein Todesjahr ist unbekannt.

arten sind die modernen Dur- und Moll-Tonarten, bei denen aber an einzelnen Stellen Reste der alten Kirchentöne hervorlugen[1]. Die letzte Nummer ist ein Arrangement einer Arie Josephs I. für die Laute, welches uns auch in seiner Urform gezeigt wird in einem Facsimile aus dem Lautenbuche des Kasimir Wenzel, Grafen von Werdenberg[2]. Das feine Arrangement für Klavier des Herrn Joseph Labor macht die hübsche Composition auch jenen zugänglich, welchen die Lautentabulatur ein „verschleiertes Bild" vorstellen würde.

Als Anhang zum zweiten Bande folgt ein Thema von Kaiser Ferdinand III. mit den hierüber geschriebenen 36 Variationen von Wolfgang Ebner, dessen wir schon als wahrscheinlichen Lehrers Leopolds I. Erwähnung thaten. Titel und Thema der Originalausgabe sind facsimilirt. Es ist dieses Werk das einzige jenes rühmlichst genannten Meisters auf der Orgel, das auf uns gekommen ist. Es erschien zuerst im Drucke 1648 zu Prag und wurde 1810 in Wien von F. A. Steiner neu aufgelegt. Die Vorrede zu dieser Auflage macht darauf aufmerksam, daß die Variationen wahrscheinlich zu den ältesten zählen, welche jemals im Drucke erschienen, und daß sie uns belehren können, „wie man schon zu jener Zeit Kunst mit Geschmack zu paaren wußte, dabei aber dem Thema mehr treu bleiben zu müssen glaubte als in unsern Tagen", was auch noch heute gelten mag. Die Einleitung[3] zur vorliegenden Ausgabe bemerkt von den genannten Variationen: „Sie zeigen eine bedeutende instrumentale Kunsttechnik und weisen den Weg, welchen die süddeutsche Instrumentalmusik bald nehmen sollte. So bilden sie auch den Uebergang zu einer neuen Publication, welche nach dem verheißungsvollen Vorantritt der Kaiserwerke folgen soll: ‚Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich', die berufen wären, alle Gebiete der Musik zu umfassen, in entfernte Zeiten zurückzugreifen und die wichtigsten Erscheinungen unserer in ihrer Kunstgeschichte so überreichen Monarchie zusammenzufassen."

Der Uebergang zu dieser neuen Publication hat bereits stattgefunden, wie die zwei uns vorliegenden Bände, welche ihre kaiserlichen Vorgänger an Eleganz der Ausstattung noch zu übertreffen suchen, sattsam beweisen[4]. Im Jahre 1892 war die Gründung der „Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Oesterreich"[5] unter den Auspicien des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht erfolgt, welches nunmehr auch durch Einstellung eines bezüglichen Specialcredites von 4000 Gulden in das diesjährige Budget sein Interesse für das Unternehmen zum Ausdrucke brachte. Die Leitung der Herausgabe liegt in derselben Hand, welche sich bei jener der Kaiserwerke als erprobt

[1] Revisionsbericht Nr. 98—125. Auffallend ist Nr. 101 Gagliarda, weil hier der viertheilige Tact steht, während die Gaillarde — Springtanz — sich sonst im Tripeltact bewegte.

[2] Im Besitze des Benediktinerstifts Raigern. [3] Bd. II, S. III.

[4] Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich. Herausgegeben mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, unter Leitung von Guido Adler. I. und II. Bd. Wien, Artaria & Co., 1894 und 1895.

[5] Statuten der Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Oesterreich. Wien, im Selbstverlage der Gesellschaft, 1893.

gezeigt hat. Zu wirkenden Mitgliedern wurden bisher ernannt die Herren: Johann Nep. Fuchs, Johann Ev. Habert, Oswald Koller, Joseph Labor, Euseb. Mandyczewski und Heinrich Rietsch. Den einen und andern dieser Herren fanden wir schon bei Herausgabe der Kaiserwerke rühmlich betheiligt. Besondere Anerkennung verdient die Berufung des Herrn Habert, der, wie uns seine eigenen Werke noch zeigen werden, alles mit sich bringt, was die Lösung der ihm gestellten Aufgabe erheischt. Den Zweck, welchen dieses neue Sammelwerk sich vorgesetzt hat, bekundet genügend sein Name. Es wird die reichen musikalischen Schätze aus den letzten drei bis vier Jahrhunderten, die allenthalben in Archiven und Bibliotheken des Kaiserstaates noch verborgen liegen, heben und ans Licht fördern. Stammen sie doch von den tüchtigsten und gefeiertsten Musikern jener vergangenen Zeiten, wie die lange Reihe von Namen erweist, welche das Vorwort[1] anführt. Weite, recht universelle Grenzen sind für die Auswahl der zu veröffentlichenden Werke gezogen. Vorläufig bleibt nur „das große Gebiet des Gregorianischen Gesanges ausgeschlossen, welchem ohnehin in der Ausgabe der französischen Benediktiner eine unvergleichliche wissenschaftliche Pflege zu Theil wird“.

Es sind bis jetzt, wie schon gesagt, die beiden ersten Bände in je zwei Hälften herausgegeben. Wahrscheinlich, um einmal frisch anzufangen, hat man mitten in die vielen Schätze hineingegriffen und auf dem Gebiete der Kirchenmusik mit Johann Joseph Fux, auf jenem der profanen Musik mit Georg Muffat begonnen — beides wirklich glückliche Griffe. Daß der Hofcomponist und Hofkapellmeister dreier, selbst musikalischer Kaiser, Leopolds I., Josephs I. und Karls VI., obenan steht, ist, wenn strengchronologische Ordnung nicht eingehalten wird, nur zu billigen. Nimmt doch Fux, wie Habert in seinem Vorworte richtig bemerkt, als Lehrer und Componist in der Geschichte der Musik eine ganz eigenartige, hervorragende Stellung ein. Durch seinen Gradus ad Parnassum[2] ist Fux so eigentlich der Vermittler der Compositionslehre und Methode der alten großen Musiker geworden und zugleich der Führer einer jüngern, Neues anstrebenden Generation. Der junge Mozart benutzte das Werk bei seinen Uebungen im Contrapunkt. Joseph Haydn studierte dasselbe genau und legte es bei seinem eigenen Unterrichte zu Grunde. Albrechtsberger (1790) und Cherubini (Cours de Contrepoint et de fugue, 1835) folgten der Methode des Gradus, welcher noch in jüngerer Zeit in Heinrich Bellermann einen eifrigen Anwalt gefunden hat, und welchen in jüngster Zeit auch Michael Haller zur Grundlage nahm. Wem Fux selbst diese gediegenen Kenntnisse verdankte, wissen wir nicht, da wir über seine musikalische Lehrzeit, ja über seine Lebens-

[1] Bd. I, 1, S. v.

[2] Der schon wiederholt genannte Gradus ad Parnassum ist ein Unterrichtsbuch der musikalischen Compositionslehre. Das dem Kaiser Karl VI. dedicirte Werk erschien auf kaiserliche Kosten in reicher Ausstattung 1725 im Verlage des Hofdruckers Joh. Peter von Ghelen. Es ist in Form eines Gespräches zwischen Lehrer und Schüler in lateinischer Sprache abgefaßt und hat zwei Theile, einen theoretischen und einen praktischen. Der Gradus erschien 1742 in deutscher, 1761 in italienischer, 1773 (?) in französischer und 1791 in englischer Uebersetzung.

schicksale überhaupt, bis in sein 36. Jahr keine Nachrichten besitzen. Sicher ist nur, daß er auf dem Weiler Hirtenfeld in der Pfarre St. Marein in Steiermark als ältester Sohn einfacher Bauersleute um 1660 geboren wurde [1] Im Jahre 1696 wurde er Organist des Benediktinerstiftes zu den Schotten auf der Freiung zu Wien, 1698 am 1. Januar ernannte ihn Leopold I. zum Hofcompositor. Im Jahre 1705 wurde er Domkapellmeister bei St. Stephan, 1713 kaiserlicher Vicekapellmeister und Kapellmeister der Kaiserinwittwe Wilhelmine Amalie, endlich nach M. A. Zianis Tod, 1715, kaiserlicher Hofkapellmeister. Selbstverständlich war Fux in diesen verschiedenen Stellungen auch als Componist in kirchlicher und in weltlicher Musik thätig. In letzterer kennen wir ihn bereits als Operncomponisten. Von 1702—1735 schrieb er 18 größere und kleinere Opern, die ihrer Zeit genügten, aber auch bei dem wechselnden Geschmacke und der höhern Ausbildung der Oper rasch verschwanden. Dazu kamen Partiten (Suiten), darunter 38 Kirchensonaten (Sonate a tre) [2], Ouvertüren, Klavierwerke und 10 Oratorien (1724—1728), welche in der Fastenzeit in der Hofburgkapelle zur Ausführung kamen. Die eigentlich kirchenmusikalischen Werke des Meisters betragen schon der Zahl nach drei Viertheile seiner sämtlichen Werke. Sie enthalten alles, was die Tonkunst zum kirchlichen Culte zu leisten hat: Messen (50), Requiem (3), Vespern, Completorien, Marianische Antiphonen, Hymnen, Psalmen und Motette. Es geben diese Compositionen zugleich einen erwünschten Einblick in das Repertoir der damaligen kaiserlichen Hofkapelle und zeigen, daß man sich dort in jener Zeit noch correct an die liturgischen Forderungen hielt und die einfallenden Wechselgesänge nach Vorschrift des Graduale Romanum sang.

Die Denkmäler bringen in der ersten Hälfte des ersten Bandes vier Meßcompositionen von Fux [3], von welchen bislang nur eine, die sogen. Messa

---

[1] Matre Styria oriundus nennt er sich selbst in seiner schwulstigen Widmung der Messe SS. Trinitatis an Leopold I. An dieser unserer völligen Unkenntniß seiner früheren Lebensverhältnisse ist Fux selbst schuld, welcher das Ansuchen Matthesons um biographische Notizen für dessen berühmte „Ehrenpforte" mit den Worten ablehnte: „Ich kundte vüll vortheilhafftiges für mich, von meinem Aufkommen, unterschiedlichen Dienstverrichtungen überschreiben, wann es nicht wider die modestie wäre selbst meine elogia hervorzustreichen: Indessen seye mir genug, dass ich wirdig geschätzt werde, Caroli VI erster Capellmeister zu sein." Aber auch Carolus VI. schätzte den Mann. Als 1723 zur Krönung des Kaiserpaares in Prag Fux' Oper: Constanza e Fortezza — des Kaisers Wahlspruch — mit großer Pracht im Schloßhofe auf dem Hradschin aufgeführt wurde, ließ Karl seinen an Fußgicht schwer leidenden Hofkapellmeister in einer Sänfte von Wien nach Prag bringen, damit dieser der Vorstellung, welche der Vicekapellmeister Caldara dirigirte, beiwohnen könne.

[2] Sie sind bis jetzt noch nicht aufgefunden. Wohl von ihnen gelten die anerkennenden Worte Matthesons, der sonst ein ausgesprochener Gegner von Fux ist, in seiner Critica musica: „So haben auch die Trio auf Instrumenten ihre Meriten und erfordern einen festen Mann, wie darinne der kaiserliche Oberkapellmeister Fux unvergleichlich ist."

[3] Herausgegeben von J. Ev. Habert und G. A. Glossner.

canonica, bekannt war. Zwei der Messen sollen uns sozusagen den alten, die beiden andern den neuen Fux zeigen. Diese Wahl ist nur zu billigen; denn der Mann des Gradus ad Parnassum steht seiner Zeit nach „zwischen der klassischen Periode der kirchlichen Vocalmusik und der kirchlichen Instrumentalmusik“ [1]. Er kannte die Alten und schätzte sie, an erster Stelle aber Palestrina, den er als „ein großes Licht in der Musik“ rühmt [2]. Dabei hatte er sich den Fortschritten seiner Zeit nicht verschlossen, wenn er auch mit einer Art Reserve ihnen gegenüber steht, und es nicht geläugnet werden kann, daß sein Standpunkt dafür insofern gewissermaßen schon verschoben war, als er noch immer die Kirchentöne zur Basis seines ganzen Systems machte, während doch die modernen Tonarten schon fix und fertig vorlagen und er selbst praktisch auf ihrem Grund und Boden baute. Wie er sich die Sache vorstellte, hat er in seinem Gradus ganz treffend ausgesprochen, wo er sich über die nach Palestrina erfundene gleichschwebende Temperatur und den durch sie erweiterten Gebrauch der Intervalle äußert und meint, die neue Musik sei von der frühern Dürftigkeit der Intervalle wie aus Fesseln erlöst und könne sich nun auf dem weit offenen Plane der Modulation nach Herzenslust ergehen, „wenn nur Componisten und Organisten sich innerhalb der Grenzen des Vernünftigen halten wollen“. Man darf diese und etwa ähnliche Aeußerungen des Meisters nicht übersehen, wenn man seinen Standpunkt zur Musik des Palestrinastiles richtig auffassen will. In seiner von tiefster Devotion überströmenden Widmung der Messa canonica an Karl VI. präcisirte er diesen genau. Er mußte sich nämlich nach zwei Seiten hin wehren. Die ausgesprochenen Fortschrittsmänner, obenan Mattheson, der in seinem ganzen Sein und Leben ohnehin ein wahrer Gegenfüßler des würdigen und gemessenen Hofkapellmeisters war, sahen in Fux den eingefleischten Reactionär, an dem nicht viel Gutes war, während die andere Partei klagte, daß die Kunst der alten Musiker nach und nach so sehr in Verlust gerathen sei, daß selbst die richtige Vorstellung davon sich immer mehr verwische und schließlich nur noch der abgeblaßte Schein des Namens bleibe, den dann die moderne Musik für sich in Anspruch nehme [3]. Das letztere gerade will nun Fux auf sich wenigstens nicht sitzen lassen. Seine Messa canonica soll just das Gegentheil beweisen: die alte Musik sei nicht ganz und gar verloren gegangen, noch ein guter Rest davon sei übrig geblieben, welcher unter verständiger, eifriger Pflege schon zur Erkenntniß bringen könne, daß noch Verständniß und Würdigung dafür vorhanden sei. Das sei immer sein Ziel gewesen und sein

---

[1] Vorwort Bd. II, 1, S. VI.

[2] In der Vorrede zum Gradus schreibt er: Clarissimo illi musicae lumini Aloysio Praenestino totum quidquid in hoc genere scientiae in me est in acceptis refero eiusque memoriam, dum vivam, maximo pietatis officio prosequi numquam desinam.

[3] . . . indiscreta opinione di alcuni, li quali vogliono, che nel progresso de' tempi siasi cotanto diminuita la sostanza della Musica antica, che perdutasi poscia a poco a poco anche l'idea di quella, a noi non ne sia rimasta che l'ombra sola del suo Nome occupato della moderna. (Bd. I, 1, S. 65.)

bißchen Talent (il mio povero talento) habe alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte angestrengt, um diese guten Reste zu bewahren, in der Hoffnung, daß man über diesen verdienstvollen Bemühungen mit seinen sonstigen Mängeln Nachsicht haben werde — was wohl an die Adresse der Gegner aus der Fortschrittspartei gerichtet ist [1]. — Daß es Fux mit diesen Worten heiliger Ernst war, dafür ist die Messa canonica, oder wie er sie eigentlich titulirte: Messa di San Carlo, weil sie eben Karl VI. dedicirt ist, ein nicht abzuweisendes Zeugniß. Wenn sie auch keine Palestrinamesse ist — es fehlt ihr dafür der breite, stetige, melodische Fluß —, so ist sie doch auch kein pures „contrapunktisches Kunststück" oder nur „ein musikalisches Rechenexempel", sondern verräth zwar überall in ihren krystallklaren Sätzen die staunenswerthe Technik des Meisters, welche das Werk zur unübertrefflichen Studie des Canons in allen seinen Arten stempelt, sich aber nie so hinstellt, daß das Kunstwerk darunter zum Kunststück wird und dieses, nicht aber jenes und sein höherer Zweck als einzig herrschende Absicht des Künstlers erscheinen. Es ist grundfalsch, daß das Kunstwerk nicht das Streben des Künstlers nach technischer Vollendung zeigen darf; es darf nur nicht verrathen, daß es dem armen Künstler den Schweiß seines Angesichtes gekostet hat. Das einfache, kurze Benedictus der Messa canonica steht ganz an seinem erhabenen liturgischen Platze, wenn es auch so fein gefügt ist, daß Fr. W. Marpurg, „der kritische Musicus an der Spree", dasselbe samt dem Christe eleison — „die prächtigste und des Gegenstandes würdige Harmonie" — in seine berühmte „Abhandlung von der Fuge" aufnehmen zu müssen glaubte.

Auch die andere nun veröffentlichte Messe — Missa quadragesimalis — ist ein des Namens Fux würdiges Werk. Sie braucht eine Wiederaufführung heutzutage so wenig zu scheuen als ihre canonische Schwester, die sich noch in jüngster Zeit bewährt hat. Nur dürfte sie, trotz ihrer scheinbaren Einfachheit, etwas schwieriger sein wegen der Art und Weise der Behandlung ihrer Tonart, was sie aber vom Standpunkte des Kunsthistorikers um so instructiver erscheinen läßt.

Die beiden andern Messen haben Instrumentalbegleitung. Sie sind dadurch auch auf einen andern Boden gestellt und erwecken unser lebhaftes Interesse schon deshalb, weil sie uns zeigen, wie Fux diese Verbindung von Vocal- und Instrumentalmusik dachte. Wir dürfen aber dabei wiederum nicht vergessen, daß er für den Vocalsatz hinter sich das vollendete Kunstwerk des Palestrinastiles hat, während für die Instrumentalmusik erst die Sterne Mozart, Haydn und Beethoven aufgehen mußten. Steht Fux gegenüber den Vocalwerken seiner kaiserlichen Zeitgenossen im Verhältnisse des vollendeten Meisters zum Schüler, so ist seine Instrumentalmusik allerdings auch über der eines Leopold I. und Joseph I., aber mehr der bloßen Fertigkeit nach — was sich beim Musicus ex professo von selbst versteht — als in ihrem ganzen Sein und Wesen. Was Sinn und Fühligkeit für Klangwirkungen betrifft, würden wir, wenigstens dem vorliegenden Materiale nach, die Kaisercomponisten mitunter über ihren Kapellmeister stellen. Doch das sind Geschmackssachen. In seiner Einleitung benutzt Herr Habert bei Ein-

[1] Bd. I, 1, S. 65.

führung dieser instrumentirten Messen die Gelegenheit, den kirchlichen Standpunkt in betreff der Verwendung der Instrumentalmusik kurz und bündig, aber authentisch zu präcisiren. Derselbe ist heutzutage noch derselbe und durch das Regolamento vom vorigen Jahre weder formell noch materiell geändert. Eher ist eine Erweiterung eingetreten.

Die Missa SS. Trinitatis octo vocum cum instrumentis ist dem Kaiser Leopold I., alteri Orpheo, wie ihn die Dedication nennt, gewidmet und über einen Canto fermo componirt, als dessen Urheber ein sonst unseres Wissens nirgends genannter Franz Ginter bezeichnet wird, welcher so, worauf er wohl selbst nicht aspirirte, dem Andenken der Nachwelt bewahrt blieb. Die Instrumentalbegleitung besteht in zwei Violinen, drei Violen — Altviole, Tenorviole und Gambe —, drei Posaunen und beziffertem Orgelbaß, welcher in der Ausgabe eine vorzügliche Bearbeitung gefunden hat. Die acht Singstimmen theilen sich in zwei Chöre, welche bald nebeneinander, bald nacheinander eintreten oder auch, verschieden gruppirt, ineinander wirken. Die Instrumentation mag im allgemeinen besonders durch ihre dunklern Klangschattirungen gut wirken; sie tritt aber sehr bescheiden auf, die Instrumente gehen entweder Note für Note mit den Singstimmen oder sie pausiren, oder sie gehen ihre eigenen Wege zur Begleitung des Gesanges. Nur sehr selten und auf wenige Tacte tritt das Orchester selbständig ohne Singstimmen auf, welche nirgends zugedeckt und unverständlich gemacht werden. Uebrigens fällt es auf, daß gerade an den wichtigsten Stellen die Instrumente ganz schweigen, als sollten sie dann constatiren, daß Fux auch ohne sie fertig werden und eine gewaltige Wirkung hervorbringen könne. Das gelingt auch, z. B. beim Et resurrexit und im prachtvoll ausgesponnenen Dona nobis pacem. Die Missa purificationis, welche als die letzte der vier Messen erscheint, entfernt sich in Auffassung und Durchführung noch mehr als die Missa Trinitatis von der ältern Art. Doch zeigt auch sie überall den formfesten, wenn auch etwas verzopften Meister. Sie ist bedeutend einfacher angelegt und nur für die vier Singstimmen mit Begleitung der Orgel und je zweier Violinen und Posaunen gesetzt. Die Instrumente dienen zum größten Theil allein zur Verstärkung der Singstimmen und treten nur bei längern Solosätzen selbständig auf. Was im Vorworte in Bezug auf die Behandlung des Textes bemerkt wird, ist bei allen Messen fast durchweg richtig. Er wird gut und fließend declamirt und durch die Musik zum entsprechenden Ausdruck gebracht. Ebenso richtig ist die Bemerkung, daß die Kunst der Nachahmung in einer Natürlichkeit und Ungezwungenheit auftritt, wie es eben nur wirklichen Meistern eignet.

Mehr noch als in seinen Meßcompositionen zeigt sich Fux als Kenner und Nachahmer der alten Kirchencomponisten in seinen Motetten, welche die erste Hälfte des zweiten Bandes der Denkmäler veröffentlicht. Es ist damit auch für Chöre, welche Musik dieses Stiles pflegen, eine ergiebige, dankbare Fundgrube geboten; denn bislang waren nur zwei Motetten von Fux in Proskes Musica divina zugänglich gemacht: Ad te Domine levavi und das in seiner Einfachheit frappirende Dicite pusillanimes mit seinem packenden Schluß: Veniet et salvabit vos, worin Fux zeigt, daß er seinem großen Vor-

bilde Pierluigi auch die mächtige Wirkung der an richtiger Stelle angebrachten Homophonie abgelernt hat. Ueberhaupt scheint er uns in den Motetten seinen Vorbildern entschieden näher gekommen zu sein, was allerdings durch die Natur des Textes begünstigt wurde. Der Text der Motette ist nämlich aus kurzen Sprüchen zusammengesetzt und so von selbst auf reichere Gliederung, aber dadurch auch auf knappere Formen angewiesen. Auf diese Weise wird bei Palestrina der sonst lang gezogene Faden der Melodie von selbst geschürzt und dem gewöhnlichen Maße von Fux näher gebracht. Dazu kommt, daß im Motettentext nicht nur ein reicherer Wechsel von Stimmungen eintritt, weil er sich den Ideen der Festzeiten und Festtage anpaßt, sondern auch nicht selten Momente gegeben sind, die zum höhern musikalischen Ausdruck gleichsam hindrängen. Das, was wir Tonmalerei nennen, tritt daher in den Motetten der Meister des alten Kirchenstiles viel reicher und energischer auf als in ihren Meßcompositionen, welche bei aller ihrer Formvollendung unseres Erachtens darum für die Weiterentwicklung der Musik nicht jene Bedeutung haben wie das Motett. Und wirklich zeigt Fux seine Meisterschaft in der ältern Motettenform nicht minder in der Erfindung charakteristischer Motive und deren echt künstlerischer Verwendung, als in der „geistigen Durcharbeitung, aus welcher die dem Texte entsprechende Stimmung spricht". Herr Habert, dessen Vorwort zur Motettensammlung die letzten Worte entlehnt sind, führt dafür treffende Beispiele an. Ein weiteres Zeichen der Meisterschaft erkennt er dann in dem Ineinandergreifen der Sätze dort, wo nach einer Pause in einer Stimme ein neues Motiv eintritt, was auch mit lichtvollen Beispielen beleuchtet wird. Es herrscht eben in diesen Compositionen fast durchweg ein oft bewundernswerthes Ebenmaß, und gerade dieses, verbunden mit dem reinen Fluß der Harmonie, drückt ihnen den Zug von A e h n l i c h k e i t mit gleichen Schöpfungen Palestrinas auf. Dabei wandelt aber Fux doch seine eigenen Wege und weiß auch auf diesen wahre Schätze zu heben. Man betrachte sich einmal das „glänzende" Tollite portas (Nr. 13) mit dem rasch anklingenden und aufwärts drängenden Motive, als gelte es wirklich, die Himmelsthore zu sprengen, damit sie, weit offen — portae aeternales — den König der Herrlichkeit einlassen, der festen, sichern Schrittes einhertritt — et introibit rex gloriae —, hinter ihm der mehr und mehr anschwellende Zug seines Gefolges. Daneben halte man das Graduale aus der Missa pro defunctis mit seiner in der Oberstimme ruhig hinschwebenden Choralmelodie des Introitus derselben Messe, unter welcher sich die drei Unterstimmen im klaren, durchsichtigen Flusse hinziehen. Beim Vers In memoria aeterna tritt der einfache Choral ein, und zwar jetzt im Anschlusse an die Melodie des Graduale der besagten Missa. In dem darauffolgenden polyphonen Satze übernimmt nun der Alt und mit Beginn des Tractus der Tenor den Canto fermo. Der Vers Et gratia tua illis succurrente ist wieder einfacher Choral, und erst am Schlusse bei den Worten: Et lucis aeternae übernimmt die Melodie im Canto fermo wieder der Sopran, um sie, in breitem Gange über die andern Stimmen schreitend, wie leuchtend zu Ende zu führen. Auch das Ave Maria, als Offertorium für den vierten Sonntag im Advent (Nr. 10), verwendet eine Choralmelodie als Canto fermo, und Fux hat es

sogar in seinen Gradus als Beispiel einer solchen Verwendung aufgenommen. Woher er den Choral selbst genommen hat, läßt sich bis jetzt nicht nachweisen. Vielleicht findet er sich in einem der alten Chorbücher einer der altehrwürdigen Abteien Oesterreichs und kommt noch ans Licht, wenn die Denkmäler auch das Gebiet des Chorals in ihren Kreis ziehen. Indessen finden wir in den Gradualien wiederholt Choralstellen eingeflochten, welche offenbar eigene Erfindung des Componisten sind. Er wollte dadurch wahrscheinlich einer zu großen Ausdehnung der Composition vorbeugen. Ein Vorbild dafür fand er schon in den Werken Orlandos. Die Uebereinstimmung, welche im Choral des Asperges zwischen der Weise, die sich bei Fux findet, und jener der Pariser Ausgabe von Lecoffre[1] von 1855 obwaltet, ist auch ein Punkt, welcher vielleicht späterhin sich noch aufklärt, wenn nicht bloßer Zufall mitspielt. Denn daß durch den fraglichen Zwischenton der Terzensprung der Medicea etc. ausgefüllt wird, kann man auch heutzutage noch gelegentlich hören. Es liegt eine solche Variante zu nahe, als daß sie sich nicht auch von selbst einschleichen könnte. Die Textverschiedenheit im Tractus Nr. 15 erklärt sich ziemlich einfach. Fux hat nämlich den 90. Psalm componirt, wie er ihn aus dem Completorium, also aus dem Psalterium des Breviers — Psalterium Gallicanum — kannte, während derselbe Psalm, wenn er als Tractus im Meßbuche verwendet wird, wie alle Psalmstellen in diesem, den Wortlaut des Psalterium Romanum aufweist. Eine liturgische Verwendung der tüchtigen Composition scheint unseres Erachtens deshalb nicht verwehrt. Bei näherer Betrachtung des Motetts kommt einem der Gedanke, daß der Psalm Qui habitat, der mit seinem raschen Ineinandergreifen der oft paarweise gruppirten Stimmen an die Chorrecitation der Psalmen erinnert, schon fertig vorlag, als ihm zum Gebrauche bei der Messe für den ersten Fastensonntag das Angelis suis vorangesetzt wurde, wie denn auch am Schlusse desselben Segue bemerkt ist. Für dieses Stück gibt Fux, was sonst selten geschieht, das Tempo an, erst Allegro, dann Presto, was aber beides nicht nach unserer gegenwärtigen Auffassung verstanden werden dürfte. Wenn auch einige Motette der vorliegenden ersten Abtheilung Orgel- oder Instrumentalbegleitung haben, so sind sie doch a capella gehalten und können auch so aufgeführt werden. Die Instrumente dienen nur zur Stütze der Stimmen. In Nr. 19, dem Introitus für den Freitag in der Pfingstwoche, besteht die Instrumentirung in zwei Violinen und Cornetto für den Sopran, Viola und Altposaune für die Alt, Tenorposaune für den Tenor, und als solides Fundament für den Baß: Fagott, Cello, Violine, Organo. Beim Gloria Patri ist aber bemerkt: senza strom. Die Instrumente haben zu schweigen bis zur Wiederholung des Introitus, den übrigens für den liturgischen Gebrauch Herr Habert erst zurecht stellen mußte (Nr. 19a, S. 92). Die Instrumentirung von Nr. 24 — Veritas mea — ist nach dessen Meinung nicht von Fux. Der angegebene Grund ist wohl dazu berechtigend.

Daß die Ausgabe der Motette in den Denkmälern in Bezug auf Correctheit allen Wünschen zu entsprechen sucht, versteht sich von selbst. Wenn die Tacteintheilung in den Schlußcadenzen nicht immer consequent erscheint, so liegt

[1] Graduel Romain p. 82.

das bei den vorliegenden Originalen selbst und zeigt sich auch in den Autographen des Altmeisters. Es ist das eine Eigenthümlichkeit, der gegenüber man nichts besseres und gescheiteres thun kann, als sie einfach wiedergeben. Aehnliche Stellen finden sich auch in der Palestrina-Ausgabe. Wenn man diese und unsere Denkmäler und andere dergleichen Ausgaben in ihrer klaren und schmucken Erscheinung vor sich liegen hat, so ahnt vielleicht mancher nicht, wie viel Kenntnisse, Fleiß und Geduld vom Herausgeber gefordert wurden, bis seine Arbeit so hübsch und fertig sich präsentiren mochte, doppelt und dreifach, wenn er nur die Einzelstimmen vor sich hat, wo die ungleiche Eintheilung des Tactes selbst wieder nicht übereinstimmt und alles bunt durcheinander läuft. Die paar Facsimiles, welche die Kaisercompositionen (I, 256) und die Palestrina-Ausgabe (Bd. 30 und 31) bieten, mögen dem Mindereingeweihten eine kleine Vorstellung von dem Genuß geben. Sie gehören aber nicht zu den schlimmsten Erscheinungen auf diesem Gebiete. Die Motette sind in unserer Ausgabe in der Reihenfolge praktischer Benutzung nach dem Missale geordnet. Daß die alte Notenschrift, wie sie die Musica divina von Proske und die meisten andern ähnlichen Publicationen anwenden, beibehalten wurde, ist nur anzuerkennen, und ein Modernisiren wäre nicht am Platz. Auch eine über die Originale hinausgreifende Vermehrung der Vortragsbezeichnungen wäre nicht zu wünschen. Wer Fux aufführen will, muß solche Dinge selber finden. So sehr dann eine Stimmenausgabe der Motette und der beiden Vocalmessen zu wünschen wäre, so wäre es gewiß auch dabei besser, an der alten Art und Weise festzuhalten. Schließen wir unser Referat über die Werke von Fux mit Worten Proskes: „Sämtliche Werke dieses Meisters können dem Freunde ernster Musik, dem denkenden Forscher nicht genug angepriesen werden . . ., sie behaupten sich als bleibende Denkmale und Muster des echten Kirchenstils."

(Schluß folgt.)

Theodor Schmid S. J.

Structurchemie und Stereochemie.

I. Zur Orientirung.

Die neuesten Entwicklungsstufen der theoretischen Chemie lassen sich in die Worte Structurchemie und Stereochemie zusammenfassen. Um auch dem Laien in der Chemie einen Einblick zu ermöglichen in die großartigen Fortschritte, welche der Ausbau jener Wissenschaft gegenwärtig aufzuweisen hat, ist es unumgänglich nothwendig, auch den Unterbau, wenigstens seinen Hauptbestandtheilen nach, ins Auge zu fassen.

1. Das Gebäude der modernen Chemie ruht auf der atomistischen Anschauung der Materie als seiner Grundlage. Nach dieser ist der Stoff ein Aggregat von Molekeln, d. h. kleinster Stofftheilchen, welche durch größere oder kleinere Zwischenräume von einander getrennt sind. Diese Molekeln entstehen dadurch, daß physikalisch und chemisch untheilbare und für gewöhnlich nicht frei existirende Partikeln der Elementarstoffe, sogen. Atome, sich mit einander verbinden; dieselben sind daher Aggregate solcher Elementaratome und müssen folgerichtig in die Elemente, aus denen sie bestehen, zerlegt werden können. Sind die eine Molekel bildenden Atome gleichartig, so gehören dieselben einem Elemente an, sind sie ungleichartig, so bilden sie einen zusammengesetzten Stoff, eine chemische Verbindung. Die Atome vereinigen sich zu einer Molekel unter dem Einfluß der sogen. chemischen Kraft oder Affinität. Durch diese werden die Eigenschaften der in der zusammengesetzten Molekel fortexistirenden Elementaratome nicht nur bedeutend modificirt, sondern die meistens großen Verschiedenheiten erzeugt, welche zwischen den Eigenschaften des zusammengesetzten Stoffes und der denselben constituirenden Elemente bestehen. Wie diese Verschiedenheiten hervorgebracht werden, ist unbekannt, weil das Wesen der Kraft selbst vollständig unbekannt ist.

2. Die physikalischen Eigenschaften der zusammengesetzten Molekeln sind bedingt entweder ausschließlich durch das Gewicht derselben, oder durch die Natur der sie aufbauenden Elementaratome, oder endlich durch die Art der Anordnung (die Verkettung) der Atome in der Molekel. Im ersten Falle werden dieselben colligative Eigenschaften genannt; fließen sie aber ausschließlich oder ganz vorwiegend aus der Natur der Atome, so heißen sie additive Eigenschaften, während die constitutiven Eigenschaften durch die Art der Atomverkettung erzeugt werden [1]. Umgekehrt geben daher Eigenschaften, welche allgemein als colligativ erkannt worden sind, Aufschluß über das Moleculargewicht zusammengesetzter Körper, sagen aber nichts über ihre Constitution; additive Eigenschaften zeigen, daß die eine Molekel zusammensetzenden Elementaratome nicht in ihr aufgegangen und gewissermaßen verloren sind, sondern in dem Molecularverbande als solche noch fortbestehen; constitutive Eigenschaften sind die durch die Configuration der Atomverkettung verursachten Abweichungen von einem rein additiven Verhalten. Colligative Eigenschaften zeigen, daß die moleculare Auffassung des Stoffes ihre Berechtigung hat; additive

[1] Ostwald, Allgem. Chemie (1891).

Eigenschaften sind die Wurzel, aus welcher die Untersuchungen über die Art der Atomverkettung der zusammengesetzten Molekeln naturgemäß entsprossen sind; constitutive Eigenschaften führen zu der vollendetsten Entwicklung der atomistischen Anschauung, indem sie den Fortschritt von der Structurchemie zur Stereochemie anbahnen und möglich machen.

3. Das Wesen der additiven Eigenschaften ergibt sich am klarsten aus den Eigenschaften eines physikalischen Gemisches, d. h. „eines in jedem Punkte physikalisch wie chemisch homogenen Complexes verschiedener Stoffe“ [1]. Da demnach in einem solchen Gemische die Molekeln der gemischten Stoffe im wesentlichen unverändert erhalten bleiben, so müssen offenbar ihre Eigenschaften ebenfalls fortexistiren. Bezeichnen wir z. B. die Volumina der verschiedenen, ein solches homogenes Aggregat bildenden Flüssigkeiten mit V_1, V_2, V_3 u. s. w., so sind wir nicht überrascht zu finden, daß zwischen dem Gesamtvolumen V und den Einzelvolumina die Gleichung besteht: $V = V_1 + V_2 + V_3 + \ldots$; wenn wir nun die in den betreffenden Volumina enthaltenen Gewichtstheile durch m_1, m_2, m_3 u. s. w. und die Volumina der Gewichtseinheit, oder die specifischen Volumina [2] der einzelnen Componenten, durch v_1, v_2, v_3 ꝛc. ausdrücken, so ist offenbar $V_1 = m_1 v_1$, $V_2 = m_2 v_2$ ꝛc. und $V = (m_1 + m_2 + m_3 + \ldots) v$; wir erhalten also: $(m_1 + m_2 + m_3 + \ldots) v = m_1 v_1 + m_2 v_2 + m_3 v_3 + \ldots$ oder $v =$

$$v_1 \frac{m_1}{m_1 + m_2 + m_3 + \ldots} + v_2 \frac{m_2}{m_1 + m_2 + m_3 + \ldots} + \ldots$$

Es folgt demnach, daß das specifische Volumen eines solchen Gemisches sich aus den specifischen Volumina seiner Bestandtheile deshalb sehr einfach berechnen läßt, weil jeder der letzteren sich so verhält, als ob er mit dem ihm im isolirten Zustande zukommenden specifischen Volumen in das Gemisch eingetreten wäre, mit andern Worten, weil das specifische Volumen eines physikalischen Gemisches eine additive Eigenschaft ist [3]. Wenn wir daher umgekehrt bei der Mischung zweier oder mehrerer Flüssigkeiten finden, daß sich das specifische Volumen des Gemisches rein additiv verhält, so werden wir schließen, daß die Componenten nicht chemisch aufeinander reagirten, sondern daß die Molekeln derselben in ihrer Integrität erhalten sind.

---

[1] Nernst, Theoret. Chemie (1893) S. 87.

[2] Specifisches Volumen ist eben das Volumen der Gewichtseinheit eines Stoffes.

[3] Vgl. Nernst a. a. O. S. 92.

Wie von dem specifischen Volumen, so erwarten wir auch von andern Eigenschaften solcher Gemische, daß sie additiv sind, weil wir eben die Fortexistenz ihrer molekularen Bestandtheile nicht in Zweifel ziehen. Nichts desto weniger haben die vollkommenen Beobachtungsmethoden der neuesten Zeit ergeben, daß dieses streng genommen nur von einer Eigenschaft, nämlich vom Gewicht, bezw. von der Masse gilt. Wo immer die andern Eigenschaften mit hinlänglicher Sorgfalt und Genauigkeit experimental bestimmt wurden, ergaben sich Abweichungen von den unter der Annahme der Addition berechneten Resultaten, welche zwar gering, aber doch immerhin zu groß waren, um auf Rechnung von Beobachtungsfehlern geschrieben werden zu können.

Gehen wir nun auf chemische Verbindungen über, so haben zunächst die weitläufigen, mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführten Untersuchungen von Stas ergeben, daß die Atomgewichte der Elemente, bezogen auf dasjenige eines bestimmten Elementes (gewöhnlich Wasserstoff oder Sauerstoff) durchaus constant und unveränderlich sind. Die dieselben ausdrückenden relativen Zahlen sind für alle Elemente bestimmt worden, obgleich es wegen der sehr großen Schwierigkeit der Aufgabe bis jetzt unmöglich war, in all diesen Bestimmungen denselben Grad von Genauigkeit zu erzielen. Wenn wir nun mit A, B, C &c. die Natur sowohl als das relative Atomgewicht der Elemente bezeichnen, welche eine chemische Verbindung zusammensetzen, so finden wir ausnahmslos[1], daß für das Moleculargewicht M derselben die Beziehung besteht: $M = m\,A + n\,B + p\,C + \ldots$, wo m, n, p ... ganze und gewöhnlich nicht große Zahlen bedeuten. Die Formel $m\,A + n\,B + p\,C + \ldots$, oder wie man gewöhnlich schreibt, $A_m\,B_n\,C_p \ldots$ drückt daher nicht nur die qualitative, sondern auch die quantitative (bezogen auf das Atomgewicht des als Normale angenommenen Elementes) Zusammensetzung des betreffenden Körpers aus.

Eine andere additive Eigenschaft chemischer Verbindungen ist die specifische Wärme fester Körper. Wenn man die Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit reinen Wassers um 1° C. erhöht, als Wärmeeinheit annimmt, so wird die specifische Wärme eines Körpers bekanntlich durch die Anzahl der Wärmeeinheiten ausgedrückt, welche die Temperatur der Gewichtseinheit desselben um 1° C. erhöhen. Dulong und Petit (1818)

[1] Die neuesten, mit größter Präcision ausgeführten Untersuchungen Landolts (Zeitschr. f. physik. Chemie XII, 1) berechtigen nicht, die Allgemeinheit dieses Satzes zu beanstanden.

entdeckten die eigenthümliche Thatsache, daß die specifische Wärme der Elemente im festen Aggregatzustand ihrem Atomgewicht umgekehrt proportional, oder, was dasselbe ist, daß das Produkt beider, die sogen. Atomwärme, eine constante Größe ist. F. Neumann (1831) fand, daß dieses Gesetz auch für zusammengesetzte feste Körper gilt, und H. Kopp bewies (1864) durch sehr weitläufige Untersuchungen, daß diese Gesetzmäßigkeit ebenso weitgehend wie überraschend ist. Wenn demnach M das Molekulargewicht irgend eines Körpers im starren Zustande bezeichnet, W seine specifische Wärme, m, n, p ꝛc. die Zahl, und w_1, w_2, w_3 ꝛc. die Atomwärme der verschiedenen denselben zusammensetzenden Elementaratome, so zeigt die Gleichung $MW = m\,w_1 + n\,w_2 + pw_3 + \ldots$ die additive Natur der specifischen Wärme.

Es gibt noch mehrere andere Eigenschaften, besonders von Kohlenstoffverbindungen, die einen mehr oder weniger additiven Charakter haben, z. B. das Molecularvolumen (d. h. das Volumen, welches die Gramm-Molekel[1] eines flüssigen, organischen Körpers bei seinem Siedepunkt einnimmt), die Refraction, das magnetische Drehungsvermögen ꝛc. Wir sagen, einen mehr oder weniger additiven Charakter; denn wenn schon, wie oben bemerkt wurde, die einfache Mengung verschiedener Körper in einem physikalischen Gemische Abweichungen vom rein additiven Verhalten zur Folge hat, so müssen wir solche Abweichungen viel mehr unter dem Einflusse der chemischen Kraft erwarten.

Es ist die Existenz der additiven Eigenschaften, welche der atomistischen Anschauung allgemeinen Eingang verschafft und zur Ansicht geführt hat, daß die Elementaratome bei ihrer Vereinigung zur Molekel eines zusammengesetzten Körpers mit der ihnen eigenen Natur fortbestehen, daß, mit andern Worten, die Molekeln einer chemischen Verbindung durch eine unter dem Einflusse der Affinität stattfindende Verkettung der sie constituirenden Atome gebildet werden.

4. Schon Dalton führt in seinem New System of Chem. Philosophy (1808) den Gedanken durch, die zusammengesetzten Stoffe als Gruppen der sie zusammensetzenden Elementaratome darzustellen. Er hatte auch den, wenn auch nicht immer glücklichen Versuch gemacht, die relativen Gewichte dieser Atome zu bestimmen, und repräsentirte die verschiedenen Elemente mit dem ihnen zugehörigen Atomgewichte durch kleine Zirkel, in

[1] Das Wort „Gramm-Molekel" bedeutet soviele Gramm eines Stoffes, als die Zahl seines Moleculargewichtes besagt.

welche die unterscheidenden Zeichen eingeschrieben wurden. Diese Idee wurde viel glücklicher von Berzelius durchgeführt, welcher auch die Atomgewichte mit einer für die ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel staunenswerthen Genauigkeit bestimmte. Derselbe wählte als solche Symbole den ersten Buchstaben des lateinischen Namens der Elemente, dem er, wenn nöthig, den nächsten Ausschlag gebenden Buchstaben hinzufügte, eine Bezeichnung, welche sehr bald allgemein angenommen wurde. So bezeichnet z. B. H, O, N, C, Cl nicht nur ein Atom bezw. Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und Chlor, sondern auch, das Atomgewicht des Wasserstoffes als Einheit genommen, das auf sie bezogene Atomgewicht der übrigen Elemente. Zur Bezeichnung der Verbindungen werden diese Symbole nebeneinander gestellt und die Zahl gleichartiger Atome in denselben durch den betreffenden Index angegeben. Die Formeln $H\,Cl$, $H_2\,O$, $H_3\,N$, $H_4\,C$ stellen demnach die moleculare Zusammensetzung des Chlorwasserstoffs, Wassers, Ammoniaks und Sumpfgases dar, indem sie ausdrücken, daß dieselben aus je einem Atom Chlor, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und bezw. einem, zwei, drei, vier Atomen Wasserstoff bestehen.

5. Bei der Betrachtung der eben erwähnten Verbindungen drängt sich natürlich die Frage auf, weshalb denn die Atome dieser vier Elemente sich mit einer verschiedenen Anzahl von Wasserstoffatomen vereinigen? Diese Frage können wir nicht beantworten. Nur so viel wissen wir, daß alle Bemühungen, die Verbindung eines Atomes der vier Elemente mit mehr oder weniger als der angegebenen Menge Wasserstoff zu erzielen, durchaus fruchtlos gewesen sind. Es ist daher die Verbindungsfähigkeit des Chloratoms durch die Vereinigung mit einem einzigen Atom Wasserstoff vollständig erschöpft, und das Chloratom besitzt nur eine Affinitätseinheit, wenn wir die Verbindungsfähigkeit des Wasserstoffes als Affinitätseinheit ansehen. Das Sauerstoffatom, welches sich nur mit zwei Atomen Wasserstoff verbinden kann, hat zwei, das Stickstoffatom hat drei und das Kohlenstoffatom hat vier solcher Einheiten. Mit andern Worten, wenn wir die Sättigungscapacität, die Werthigkeit oder Valenz dieser Elemente auf diejenige des Wasserstoffs als Einheit beziehen, so ist in den Wasserstoffverbindungen Chlor ein-, Sauerstoff zwei-, Stickstoff drei- und Kohlenstoff vierwerthig.

Außerordentlich zahlreiche Beobachtungen haben gezeigt, daß es möglich ist, in Wasserstoffverbindungen an die Stelle eines Wasserstoffatomes ein Atom gewisser anderer Elemente, z. B. Brom, Jod, Natrium, Kalium &c., so einzuführen, daß gewisse Aehnlichkeiten zwischen den ursprünglichen

und den neuen Verbindungen bestehen bleiben. Diese Elemente werden daher als chemisch gleichwerthig mit Wasserstoff angesehen. Man fand auch, daß Atomgruppen, wie OH, NH_2, CH_3, $C_2 H_5$ ꝛc., welche im freien Zustande nicht existiren können, sich in dieser Beziehung ebenso verhalten wie jene Elementaratome und nannte sie daher einwerthige Radicale. Andere Elemente, wie Schwefel, Zink, Magnesium ꝛc., und ebenso andere Radicale wurden gleichwerthig bezw. mit Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff gefunden.

Im Verlaufe der hierher gehörigen Untersuchungen stellte es sich heraus, daß sich nicht nur gleichwerthige, sondern auch ungleichwerthige Elementaratome oder Radicale ersetzen können, jedoch so, daß den Anforderungen der Valenz der Atome immer Genüge geleistet wird. So kann z. B. ein zweiwerthiges Atom sowohl durch zwei einwerthige als durch ein zweiwerthiges ersetzt werden; die Stelle eines dreiwerthigen Atomes kann durch drei einwerthige, durch ein einwerthiges und ein zweiwerthiges und durch ein dreiwerthiges eingenommen werden ꝛc. Da es dadurch möglich wurde, den chemischen Werth oder die Valenz der Elemente sowohl als der zusammengesetzten Radicalen mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, so entstand das Bestreben, den bisherigen, rein empirischen Formeln andere zu substituiren, durch welche den Regeln der Valenzlehre volle Rechnung getragen wurde.

6. Einen entscheidenden Einfluß jedoch auf die Ausbildung der empirischen Formeln in Structurformeln übte die Entdeckung einer sich immer mehrenden Anzahl sogen. isomerer organischen Verbindungen aus. Wir sprechen hier nicht von jenen Isomeren, in welchen, wie in Essigsäure, $C_2 H_4 O_2$, Milchsäure $C_3 H_6 O_3$ und Glukose $C_4 H_8 O_4$, die Elemente in denselben Gewichtsverhältnissen vorhanden sind, während ihre Moleculargewichte verschieden sind, sondern von den Isomeren im engern Sinne des Wortes. Dieselben haben, wie z. B. Essigäther und Buttersäure, beide $C_4 H_8 O_2$, Aethyläther und Butylalkohol, beide $C_4 H_{10} O$ ꝛc., eine vollkommen identische Zusammensetzung und daher auch dasselbe Moleculargewicht. Da nämlich diese Isomere nicht nur verschiedene physikalische Eigenschaften haben, sondern auch ein durchaus verschiedenes chemisches Verhalten zeigen, so ergab sich die Folgerung, daß solche Verschiedenheit durch einen von der Natur der sie zusammensetzenden Atome verschiedenen Factor bedingt sein muß. Der einzige Factor, den die atomistische Anschauung möglich fand, war die Verschiedenheit in der Art und Weise der Aneinanderlagerung der dieselben constituirenden Atome

oder der Atomverkettung. So wurde denn die Auffindung der Structur, besonders der Kohlenstoff-Verbindungen, eine der Hauptaufgaben der Chemie. Während der letzten Jahrzehnte sind die structurchemischen Methoden zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß ihre Resultate gegenwärtig ohne Angabe des Weges, auf dem man zu denselben gelangte, fast nur noch dogmatisch angeführt werden. Im Verlaufe dieser Untersuchungen stellte es sich heraus, daß die Atomverkettung einen ganz bestimmten Einfluß auf gewisse physikalische Eigenschaften ausübe, z. B. auf die Dichte, Schmelzbarkeit, Flüchtigkeit, Löslichkeit &c.; dieselben wurden daher als constitutive Eigenschaften bezeichnet. Soweit ihre Abhängigkeit von der Atomverkettung klar erkannt ist, erlauben daher diese Eigenschaften auch einen Rückschluß auf die Structur neuer Verbindungen.

7. Der Anstoß, welchen die structurchemischen Untersuchungen der Forschung gaben, führte bald zur Auffindung von Körpern, welche, in ihrer Zusammensetzung, ihren chemischen und fast allen physikalischen Eigenschaften identisch, sich durch gewisse optische Eigenthümlichkeiten radical von einander unterscheiden. Ueber die Möglichkeit ihrer Existenz konnte die Structurchemie in ihrer bisherigen Ausbildung keine Rechenschaft geben. Diese Unzulänglichkeit führte zu der Ueberzeugung, daß in der Frage über die Structur der zusammengesetzten Molekeln nicht nur die Atomverkettung, sondern auch die Lagerung der Atome im Raume berücksichtigt werden müssen. Es wurde so der Weg für die Ausbildung der Structurchemie zur Stereochemie angebahnt. Durch Einführung räumlicher Unterschiede in die Structurformeln der Kohlenstoffverbindungen wurde dann wieder die Existenzfähigkeit anderer, durch tiefer greifende physikalische Eigenschaften verschiedener Isomere erkannt, und die principielle Richtigkeit der Anschauung durch experimentelle Darstellung derselben erwiesen. Dadurch hat die Stereochemie sich eine Stellung im Lehrgebäude der Chemie erobert, welche, schon jetzt von großer Bedeutung, einen sehr wesentlichen Einfluß auf die fernere Ausbildung der Wissenschaft auszuüben verspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Heinr. Kemp S. J.

Die Alexandersage im Schâhnâme.

Bis zur Entrückung des Kei Khosru hält sich die altpersische Heldendichtung auf asiatischem Boden, wenn es auch schwer hält, den angegebenen Schauplatz im einzelnen genauer zu bestimmen, und wenn es sich auch als völlig unmöglich herausgestellt hat, die einzelnen Könige der Dichtung auf die bekannten geschichtlichen Herrscher aus dem Geschlechte der Achämeniden, die Träger der ersten persischen Weltmonarchie, zu beziehen. Erst im zweiten Theil der Dichtung begegnet uns ein Held, der sich in seinem Namen und in einzelnen Zügen der Sage unzweifelhaft auch in der Geschichte wiederfindet. Es ist der gewaltige Macedonier, welcher an der Spitze seiner kleinen hellenischen Scharen das persische Weltreich niederwarf, bis ins Herz von Mittelasien und über den Indus vordrang, dann selbst „Barbar" ward und mitten in seinem Siegeslaufe zu Babylon starb, — von welchem die Bibel so schön sagt: „Und stille schwieg die Erde vor seinem Angesichte" und: „Hierauf aber ward er aufs Lager geworfen, und er erkannte, daß er sterbe", — Alexander oder, wie ihn die Perser nennen, Iskender, der großartigste Eroberer der Alten Welt, der seine Erinnerung denn auch in der Sage und Geschichte des Orients wie in jener des Occidents mit unauslöschlichen Zügen eingegraben hat. Gegen seine Feldzüge verblassen jene der größten assyrischen, babylonischen und ägyptischen Eroberer. Kleinasien und Persien haben über zwei Jahrtausende lang das Andenken an ihn bewahrt; die europäischen Völker des Mittelalters besangen ihn ebenso begeistert wie Karl den Großen; Cäsar und Napoleon I. sahen zu ihm als ihrem Vorbilde auf. Wie ein glänzendes Meteor überstrahlte er alles, was vor ihm dagewesen, so daß die größten Perserkönige Cyrus, Kambyses und Darius Hystaspis im Strom der persischen Sagen spurlos untergingen, der griechische Alexander aber als persischer Sagenheld weiterlebt bis auf den heutigen Tag, eine gewiß überaus seltsame Erscheinung.

Hätte Alexander an hellenischer Sitte festgehalten, so wäre dieses wohl nie geschehen; die Perser hätten in ihm einen fremden Gewalthaber erblickt und die eigene Erniedrigung unter sein Joch allenfalls murrend oder stillschweigend ertragen, doch ihn nimmer in Lied und Sage verherrlicht. Indem Alexander aber, nach der Unterwerfung des Darius, völlig als orientalischer Großkönig auftrat, Sitte und Prunk der Perserkönige annahm, sich selbst als Göttersohn aufspielte und die anfänglich widerstrebenden Hellenen zur Anerkennung des ihnen verhaßten Wechsels zwang, gewöhnten sich die unterworfenen Perser, ihn als einen der ihrigen zu betrachten, sie reihten ihn ohne Bedenken und Rückhalt der Reihe ihrer eigenen Könige ein und sonnten sich selbst in den Strahlen des Ruhmes, der ihn umgab. In Iskender, so machten sie sich vor, hatten sie selbst die Welt besiegt, und so begnügten sie sich denn auch keineswegs, die griechisch-vorderasiatische Alexandersage in persisch-nationalem Sinne umzudichten, die Sagenbildung griff sogar auf die frühere Zeit zurück und knüpfte neue Fäden an, um Iran und seine Könige mit Rum, d. h. mit Griechenland und mit der euro-

päischen Welt des Westens zu verbinden. Ein Ansatz war schon darin geboten, daß König Feridun seinem Sohne Selm jene Länder des Westens zugetheilt hatte. In dem langen Kampf zwischen Iran und Turan ist von diesen Ländern wenig mehr die Rede. Jetzt, nachdem die Blutrache an Afrasiab vollzogen und Kei Khosru in den Himmel entrückt ist, tritt Rum plötzlich in den Vordergrund der Sage, als Stadt zugleich und als Reich, dessen höchster Herr der Kaisar heißt und dessen Macht in Vorderasien mit jener von Iran zusammenstößt. Das byzantinische Reich, „Neu-Rom“, wie es den Persern später unter den Sassaniden gegenüberstand, wurde offenbar durch die Sage über die Zeit Alexanders zurückversetzt, der ganze Kampf der Perserkönige mit Griechenland in völligem Stillschweigen begraben, um Alexander dann zu einem persischen Prinzen zu machen, der durch seltsame Verumständungen eine Kaiserstochter aus Rum zur Mutter hat. Zwischen der ersten Verknüpfung Irans mit Rum und dem Auftreten Alexanders spinnt sich die ältere Heldensage noch geraume Zeit weiter, so daß das Fremdartige gewissermaßen mit dem Einheimischen verschmilzt und Iskender ganz natürlich, ohne unerwarteten oder unvermittelten Sprung in die große Familientragödie der Perserkönige sich einreiht. Wir wollen nun den zweiten Theil der Dichtung ähnlich wie den ersten zu skizziren versuchen.

XIV.[1] **Lohrasp**, der von Kei Khosru eingesetzte König, baut sich eine neue Königsstadt Balkh, unfern des Dschihun, weit nach dem innern Asien hin gelegen, und errichtet dort einen großen Feuertempel, Berzin genannt. Er hat zwei Söhne, Guschtasp und Zerir, herrliche junge Helden, die Zierde seines Heeres. Doch Guschtasp ist sehr hochfahrend und ehrgeizig und begehrt bei einem Festmahl öffentlich, zum Mitregenten erhoben zu werden. Da Lohrasp ihm das abschlägt, flieht er vom Hofe in der Richtung nach Hindostan, wird zwar von seinem Bruder Zerir noch eingeholt und glücklich zurückgebracht, entflieht aber ein zweites Mal, und zwar jetzt westwärts nach Rum. Ein Steuereinnehmer, Namens Heischui, hilft ihm übers Meer und in die Hauptstadt, wo der Kaisar Hof hält, eine große Stadt von drei Parasangen Umfang. Eine ganze Woche irrt er da umher, um sich eine Anstellung zu verschaffen. Zuerst meldet er sich als Schreiber, aber man merkt ihm gleich an, daß er besser zum Krieger taugen würde. Dann versucht er es bei einem Gärtner, aber er ist diesem viel zu vornehm und königlich. Nun will er Kameltreiber werden, allein auch da findet er keine Verwendung. Er geht zu einem Schmied, der ihn wenigstens zu einer Probe zuläßt; doch wie er beim ersten Streich den Ambos in Stücke schlägt, wird er mit Spott und Schaden entlassen. Traurig zieht er nun aus der Stadt. Ein Landedelmann erbarmt sich seiner im nächsten Dorf und gewährt ihm einige Zeit Gastfreundschaft.

Der Kaisar aber hatte drei Töchter, in der ganzen Welt berühmt durch ihre Schönheit und Tugend. Da geschah es, daß die älteste, Kitabun, einen Traum hatte: sie sah sich von einer unabsehbaren Masse Menschen umgeben — da trat ein Fremdling vor sie hin sorgenvollen Gesichtes, aber von königlicher Hoheit und Schönheit; sie reichte ihm einen duftenden Blumenstrauß, und er erwiederte die Gabe mit einem ebenso schönen Strauße.

---

[1] Die fortlaufende Zahl in der Königsreihe des Schâhnâme.

Auf diesen Traum hin ließ der Kaisar alle Vornehmen seines Reiches versammeln zur Gattenwahl, und Kitabun erschien mit einem Rosenstrauß in den Händen; aber keiner von allen gefiel ihr. Darauf entbot der Kaisar auch den Adel zweiter Ordnung und die reichern Bürger zur Gattenwahl. Um den noch immer trauernden Guschtasp zu zerstreuen, rieth ihm sein Gastherr, zu der Versammlung zu gehen. Er that es — und siehe da, Kitabun erkennt in ihm den Jüngling ihres Traumes, reicht ihm den Rosenstrauß und wählt ihn zu ihrem Gatten.

Da der Kaisar auf Zureden seines Ministers die Gattenwahl zwar genehmigt, aber seine Tochter enterbt, will Guschtasp edelmüthig auf ihre Hand verzichten; allein sie ist noch edelmüthiger als er: sie will freiwillig mit ihm seine Armut theilen, verkauft eines ihrer Juwelen, und so hat das junge Ehepaar vorläufig zu leben. Guschtasp verlegt sich auf die Jagd und gewinnt soviel Beute, daß er zwei Drittel davon an seinen Gastfreund Heischui und die Vornehmen des Dorfes abgeben kann.

Nun wirbt ein Vornehmer, Namens Mirin, um die zweite Tochter des Kaisars. Diese wird ihm zugesagt, wenn er den Wolf im Walde Fasikun erlege. Allein Mirin ist weder ein Held noch ein Jäger. Unter Zusage völliger Heimlichkeit übernimmt Guschtasp das Wagniß für ihn, erlegt den Wolf und verschafft Mirin die Hand der Kaisarstochter. Ganz in ähnlicher Weise überwindet er den Drachen auf dem Berge Sekila und gewinnt dadurch für einen andern Bewerber, Ahren, die dritte Tochter des Kaisars, behält sich indes von beiden Ungeheuern Zähne zurück, die er ihnen ausgebrochen. Auf Kitabuns Wunsch nimmt er dann verkleidet und unerkannt an Kampfspielen theil, die der Kaisar ausgeschrieben, zeichnet sich vor allen aus, gibt sich als Gemahl Kitabuns und Besieger der beiden Ungeheuer zu erkennen und wird nun vom Kaisar unter dem Namen Farrukhzad in alle Ehren und Rechte eines kaiserlichen Eidams eingesetzt. Durch ihn erholt sich alsbald das gesunkene Ansehen des Reiches. Der Kaisar wagt wieder, von den widerborstigen Khazaren Tribut zu verlangen, und da deren Fürst Ilias sich dessen weigert, bekriegt ihn Guschtasp siegreich und tödtet ihn im Kampfe. Auch von Iran selbst wird nun Tribut gefordert. Lohrasp ist darüber sehr verwundert und erfährt durch Kalus, den Gesandten von Rum, daß die schärfere Tonart am Kaisarhofe von einem Fremden herrühre, der in allem dem Prinzen Zerir gleiche, die furchtbarsten Ungeheuer erlegt und des Kaisars Tochter zur Gemahlin erhalten habe. Zerir wird hierauf nach Rum gesandt und weigert unter Kriegsdrohung den geforderten Tribut. Da begibt sich Guschtasp mit ihm zu dem Heere der Iranier, wird alsbald erkannt und auf den bereit gehaltenen Elfenbeinthron gesetzt. Der Kaisar entläßt ihn nebst Kitabun im Frieden, Lohrasp dankt zu seinen Gunsten ab und übergibt ihm die Regierung. So sind Rum und Iran verschwägert, und derselbe Königsheld gehört durch seine Jugendabenteuer beiden Reichen an.

XV. Guschtasp. Mit diesem König hatte Dakiki, der Vorgänger Firdusis, seine versificirte Bearbeitung des Khudâinâme begonnen und etwa tausend Doppelverse vollendet. Anstatt dieselben neu zu bearbeiten, rückte sie Firdusi unverändert in sein Königsbuch ein, um, wie er sagt, dem Leser selbst klar zu machen, wie sehr seine Poesie gegen diejenige Dakikis absteche. Es mag auch

ein anderer Grund mitgewirkt haben. Gleich nach der Thronbesteigung Guschtasps tritt nämlich Zerduscht (Zoroaster) auf, und da Dakiki als Feueranbeter (Geber) bekannt war, konnte Firdusi, ohne die Empfindlichkeit der strenggläubigen Moslemin allzusehr zu reizen, sein Prophetenthum ehrenvoll in der Dichtung unterbringen. Viel Raum wird ihm allerdings im Verhältniß zu den andern Helden nicht zu theil, und von der zoroastrischen Religion bietet die Dichtung hier nur einige flüchtige Umrisse.

Zerduscht erscheint ganz unvermittelt am Hofe des Schah. Der Dichter vergleicht ihn mit einem herrlichen Baum mit mächtigen Wurzeln und zahllosen Zweigen; seine Zweige sind gute Rathschläge, seine Frucht ist Erkenntniß. Er hat Ahriman getödtet. Er tritt zum Könige hin mit den Worten: „Ich bin der Prophet, ich bin der Führer zu Gott!" Dann trägt er ein Becken mit loderndem Feuer herbei und spricht: „Das habe ich aus dem Paradiese mitgebracht, und es spricht der Herr: ‚Nimm an den Glauben, betrachte diesen Himmel und diese Erde, die ich geschaffen ohne Lehm und Wasser. Sieh, wie ich sie gemacht. Bedenke, wer solche Dinge schaffen könnte außer mir, der ich der Herr bin. Wenn du erkennst, daß ich sie geschaffen, so mußt du mich Schöpfer nennen. Nimm an von meinem Boten seinen guten Glauben, lerne von ihm seinen Weg und seinen Gottesdienst; thue, was er dir sagt; erwähle die Weisheit und verachte die Welt. Lerne den wahren Gottesdienst und die wahre Religion; denn das Königthum ist nichts werth ohne den Glauben.'"

Guschtasp und sein Bruder Zerir, wie der alte Schah Lohrasp, der sich nach Balkh zurückgezogen, alle Fürsten und Großen, Weisen und Mächtigen des Reiches gürten sich nun mit dem Koschti, dem heiligen Gürtel, und nehmen das „neue" Gesetz an. Der Götzendienst verschwindet, der Feuerdienst entwickelt sich überall. Als Wahrzeichen der Umwandlung pflanzt Guschtasp vor dem Feuertempel zu Kischmer eine herrliche Cypresse, dem Paradiese selbst entsprossen, die bald hoch zum Himmel ragt, und umgibt sie mit einem prachtvollen Palast, in dessen goldener Halle alle Bilder und Großthaten der frühern Könige zu schauen sind. Dann ruft er alle Völker auf, zu der heiligen Cypresse von Kischmer zu pilgern, Zerduscht anzuhören und seine Lehre anzunehmen.

Die Völker des Ostens wollen jedoch nichts von der neuen Religion wissen. Ardschasp, der Herrscher über Kaschan, Dschin und Turkestan, verlangt von Guschtasp geradezu, daß er sich von dem Betrüger Zerduscht abwenden, seine Lehre aufgeben und zum Gesetz der alten Könige von Iran zurückkehren solle; wenn nicht, bedroht er ihn mit Krieg. So entspinnt sich ein neuer Kampf, diesmal ein Religionskrieg, zwischen Iran und Turan; denn Ardschasp ist ein Enkel des Afrasiab. Beide Könige ziehen mit ihrer ganzen Streitmacht aus. Sie treffen sich am Dschihun (Oxus). Guschtasp geräth hier ins Schwanken; denn Dschamasp, der höchste der Mobed, sagt ihm voraus, daß der Kampf seinen Bruder Zerir, seine Söhne und viele der besten Helden hinwegraffen werde. Er ergibt sich indes schließlich in das Unabwendbare und läßt sein Heer wider die Turanier zu Felde rücken. Zwei Wochen dauert der mörderische Kampf; es fällt die Blüthe der iranischen Ritterschaft, es fallen die Königssöhne Ardeschir, Ormuzd, Schidasp und Nivzar, dann Gerami, der Sohn des

Oberpriesters Dschamasp, und endlich der Sipehbed Zerir, der Bruder des Königs. Das Reichsbanner selbst fällt in die Hände der Feinde. Als Retter in der Noth erscheint diesmal Isfendiar, ein Sohn des Guschtasp, der zweite Lieblingsheld der altpersischen Sage. Ihm gesellt sich Nestur zu, Zerirs Sohn, um das Blut seines Vaters zu rächen. Mit unwiderstehlicher Tapferkeit kämpfen sie sich durch die längst triumphirenden Feinde zu Bidiressch, der Zerir getödtet und jetzt prahlend das Kawehbanner schwingt. Isfendiar entreißt ihm das in Gift getauchte Schwert und durchbohrt ihn damit, nimmt ihm den Waffenschmuck Zerirs, den er an sich gerissen, und bringt das Reichsbanner sieggekrönt zu den Iraniern zurück. Darauf thut er mit Nestur und Nusch-Ader den Schwur, nicht vom Kampf zu lassen, bis sie auch Ardschasp getödtet. Auf die Turanier einsprengend, richten sie ein solches Blutbad unter ihnen an, daß Ardschasp die Flucht ergreift, die Männer von Dschin aber die Waffen strecken. Isfendiar schenkt ihnen das Leben, und Guschtasp kehrt mit den Iraniern nach Balkh zurück.

Im Augenblicke der größten Noth hat Guschtasp feierlich versprochen, Reich und Thron seinem tapfern Sohn Isfendiar zu übergeben; allein nach erlangtem Sieg denkt er nicht mehr daran, sondern ernennt ihn bloß zum Oberfeldherrn mit dem Auftrag, die Religion des Zendavesta in Rum, Hindustan und allen übrigen Ländern gewaltsam einzuführen. Isfendiar bringt das in kurzer Zeit zu stande. Alle Könige der Erde nehmen den Feuerdienst des Zerduscht an. Isfendiar bittet darauf um weitere Befehle; allein durch die Verleumdungen eines Neiders, Gurezm, aufgereizt, traut ihm der Vater nicht mehr, sondern läßt ihn nun zu sich entbieten, um ihn unter dem Verdacht geplanten Hochverraths in Fesseln zu werfen. In dem festen Schlosse Gunbedan wird der tapfere Jüngling, der Retter und die Hoffnung des Reiches, zwischen vier Pfeilern an furchtbare Ketten angeschmiedet. Mit ihm weicht jedoch das Glück von Iran. Guschtasp muß seine Eifersucht aufs schwerste büßen.

So weit reichen die tausend Doppelverse des Dakiki. Firdusi spricht sich sehr abfällig über das poetische Talent seines Vorgängers aus, anerkennt aber doch sein hohes Verdienst, ihm selbst den Weg gebahnt zu haben, klagt über Vernachlässigung von seiten seines Gönners Mahmûd und führt dann die von Dakiki unvollendet gelassene Erzählung weiter.

Die Nachricht von der Einkerkerung Isfendiars ist auch nach Turan gedrungen. Alsbald wächst Ardschasp der gesunkene Muth wieder. Er entsendet seinen Sohn Kehrem, um in Iran einzufallen, alles zu verheeren und, wenn möglich, den gefangenen Isfendiar zu tödten. Ohne auf Widerstand zu stoßen, dringen die Turanier wirklich bis Balkh vor. Umsonst waffnet sich der greise König Lohrasp mit der friedlichen Bevölkerung zur Abwehr. Sie werden nach kurzem Kampf überwunden und niedergemacht, das Zendavesta verbrannt, Zerduscht und die 80 Feuerpriester am heiligen Feuer getödtet, das Feuer ausgelöscht, Lohrasps Töchter Homaï und Beh-Aferid als Sklavinnen in die Gefangenschaft fortgeschleppt. Nur der Gattin Guschtasps gelingt es, als Türke verkleidet, nach Seïstan zu entfliehen, wo sich der Schah mit all seinen Großen und Kriegsführern aufhält. Jetzt, nachdem das Schreckliche geschehen, rafft sich Guschtasp auf und zieht den Turaniern entgegen, wird aber geschlagen und mit

seinem ganzen Heere in die Flucht gejagt. Nur mit Angst und Noth schlägt er sich mit seinen Großen in ein Gebirge durch, das die Turanier nicht kennen. Abermal ruht die einzige Hoffnung auf dem jetzt schwergekränkten, noch immer eingekerkerten Isfendiar. Nur auf die eindringliche Mahnung des Dschamasp entschließt sich der Schah, ihn zu befreien und an die Spitze seines zersprengten Heeres zu stellen. Dschamasp holt ihn aus seinem Burgverließ; tapfer schlagen sie sich durch die siegreichen Feinde bis zu dem Berge durch. Vor dem herrschsüchtigen, grausamen Vater steht der mißhandelte Sohn, ohne jeden Gedanken an Rache, nur von dem Ehrgeiz beseelt, den Willen des Vaters zu erfüllen, den erschlagenen Bruder Ferdischwerd zu rächen und Iran von den stolzen Drängern zu befreien.

Mit Isfendiar kehrt das Glück zu den Iraniern zurück. Ardschasp wird bange, er läßt die gewonnene Beute auf Kamele laden und tritt den Rückzug an. Einer der Seinen, Kergsar, verspricht Isfendiar zu tödten; allein seine Waffe prallt an des Helden Panzer ab, und dieser packt ihn mit seiner Fangschnur. Die Iranier richten unter den fliehenden Türken ein furchtbares Blutbad an, ihr Lager und alle Siegesbeute fällt in ihre Hände. Anstatt dem herrlichen Sohne jetzt Thron und Reich zu übertragen, wie er in der Noth versprochen, zieht Guschtasp als König zurück gen Balkh und beauftragt Isfendiar, seine gefangenen Schwestern aus der Hand der Turanier zu befreien und Ardschasp völlig zu vernichten.

Die Sage wiederholt sich hier. Ungefähr dieselben sieben Abenteuer — wieder Rasten genannt —, durch welche Rustem sich zur Befreiung des Kei Ka'us vorbereitet, muß jetzt auch Isfendiar bestehen: er überwindet zwei Wölfe, dann einen Löwen und eine Löwin, einen Drachen, einen Wundervogel (Simurgh), eine Zauberin, schlägt sich drei Tage lang durch eine Wüste durch mitten im schrecklichsten Schneegestöber und führt seine Leute endlich durch einen tiefen, reißenden Strom bis in die Nähe des ehernen Schlosses, wo seine Schwestern gefangen sitzen. Die an sich ähnlichen Abenteuer sind indes sehr schön variirt, so daß jeder sie mit Interesse lesen mag. Der Gefangene Kergsar, der als Führer dient, spielt aber dem Helden so viel lästige und boshafte Schabernacke, daß der Held seiner müde wird und ihm das Haupt abschlägt, sobald er wohlbehalten an sein Ziel gekommen. Als Kaufmann verkleidet, bringt er 160 seiner tapfersten Genossen mit einer Karawane in das „eherne Schloß", überfällt die schlaftrunkenen Turanier nach einem Festmahl, tödtet ihren König Ardschasp trotz der hunderttausend Krieger, mit denen er sich umgeben, und schlägt sich zu dem nachgekommenen iranischen Heere durch, das die Macht der Turanier dann völlig vernichtet. Seine zwei Schwestern, von denen die eine Homaï zugleich seine Gemahlin, werden glücklich befreit und ihrem Vater Guschtasp zurückgebracht.

Jeder sollte nun meinen, nach so viel Sohnestreue würde Guschtasp sein oft wiederholtes Königswort endlich halten und Isfendiar die Zügel der Regierung übergeben. Allein dulce est regnare. Guschtasp kann sich von seinem Scepter nicht trennen, und um den lästigen Thronbewerber loszuwerden, trägt er ihm diesmal eine That auf, die fast unausweichlich sein Verderben nach sich ziehen muß. Er entsendet Isfendiar nach Zabulistan, unter dem Vorwande, der greise Rustem, die einstige Stütze so vieler Könige, erfülle seine Vasallenpflicht nicht mehr; er solle ihn gefesselt an den Hof des Königs bringen.

Hiermit beginnt die gewaltigste und ergreifendste Episode des gesamten Schâhnâme, die sich in erschütterndem Pathos wohl mit den schönsten Stellen der Ilias, der germanischen und romanischen Epik messen kann. Ihre Vollgewalt erhält sie aber erst im Zusammenhang mit allem Vorausgegangenen. Erst wenn man die ganze Laufbahn der beiden iranischen Helden Rustem und Isfendiar an der Hand der Dichtung gewissermaßen mitgelebt und sie beide gleich liebgewonnen hat, den gigantischen Rustem, auf dem der ganze Ruhmesglanz der Vergangenheit sich vereint, und den jugendschönen Isfendiar, auf dem die ganze Zukunft des Reiches ruht, fühlt man die volle Wucht der Tragik, die in dem Auftrag des königlichen Vaters ruht. Im Augenblick, wo Iran wieder die ganze Fülle frühern Siegesglücks zurückgewonnen, gibt Guschtasps verblendete Herrschsucht alles wieder preis, indem er die zwei größten Helden einander gegenüberstellt und ihnen nur die Wahl läßt, entweder sich gegenseitig zu zermalmen oder ihre Ritterehre in den Staub zu treten. Wie sich die Fäden dieser Alternative langsam zu einem immer engern und tödtlichen Netze zusammenziehen, läßt sich in einem kurzen Auszug nicht beschreiben. Das persische Nationalgefühl, das die Sage gestaltet, sträubt sich gleichsam, einen der beiden herrlichsten Helden preiszugeben. In den fesselndsten Wechselgesprächen suchen sie dem Verhängniß zu entrinnen und verstricken sich dabei immer tiefer und unentrinnbarer in sein Netz. Die Erzählung wird in diesen Reden stellenweise zum Drama von hinreißender Lebendigkeit. Um keinen Preis will Isfendiar etwas von dem Auftrag abweichen, den sein Vater ihm gestellt. Um keinen Preis will der greise Rustem sich fesseln und als Gefangenen entehren lassen. Alle Versuche eines Ausweges scheitern. Es muß zum Kampfe kommen. Zwei Riesen stehen gegeneinander, ein Greis und ein Jüngling: jener mit jahrhundertjähriger Kriegserfahrung, dieser mit voller Jugendkraft, jener durch persönliche Tapferkeit unbesiegt, dieser durch wunderbaren Zauber nur an einer Stelle verwundbar, jener nur von dem Gedanken an seine Ritterehre, dieser nur von der Forderung seiner Ritterpflicht erfüllt. Es ist, als ob Iran in ihnen sich verdoppelte und in unlösbarem Widerstreit gegen sich selbst raste.

Das Unerhörte, das Unfaßbare geschieht. Der unüberwindliche Rustem, der ganze Heere der Turanier gleich Schafherden zersprengt, die Macht Afrasiabs gebrochen, siegreich die ganze Heldenwelt Irans überlebt, wankt zum erstenmal. Von Isfendiars Pfeilen zerfleischt, sinkt er todesmatt von seinem treuen Pferd. Nur eine List (nach unsern Begriffen eigentlich eine Lüge) hält den Todesstreich auf, der ihn bedroht. Auch in dieser trostlosen Lage bewährt er sich noch so trutzig und heldenhaft, daß Isfendiar ihn anstaunt. Mit Pfeilen gespickt, watet er noch durch einen Strom ans andere Ufer und kehrt zu den Seinigen zurück. Ganz gleichartig war der Kampf auch nicht; denn Isfendiar war von vornherein gegen seine Waffen gefeit, und die einzige verwundbare Stelle kannte Rustem nicht. Das wird in der nächsten Nacht nun ausgeglichen. Durch Zauber wird der Simurgh herbeigerufen und heilt Rustem und sein Pferd Rakſch von allen ihren Wunden; er verhilft Rustem zu dem Schicksalspfeil, dem Isfendiar nicht entrinnen kann, und gibt ihm dessen einzige verwundbare Stelle an: die Augen. Freilich mahnt ihn der Simurgh zuvor von weiterem Kampfe ab; denn Unheil

werde denjenigen treffen, der Isfendiar tödte; er könne nimmer glücklich werden hienieden. Allein Rustem gilt sein Heldenruhm mehr als Glück und Leben, und so stellt er sich des andern Tages wieder zum Kampf. Echt ritterlich bietet er indes Isfendiar noch einmal die Hand zum Frieden, bittet und beschwört ihn, nicht weiter zu kämpfen, und erbietet sich nochmals, freiwillig zum König zu kommen; nur Fesseln tragen will er um keinen Preis. Erst als Isfendiar alle seine Vorschläge unerbittlich von sich weist, greift er zu dem verhängnißvollen Pfeil, legt an und trifft Isfendiar mitten ins Auge. Der junge Held sinkt vom Pferde, reißt sich den Pfeil aus der Wunde und lebt noch lange genug, um von seinen Söhnen Abschied zu nehmen und sein Testament zu machen. Er betheuert, daß er nicht überlegener Tapferkeit, sondern nur boshafter List zum Opfer gefallen. Rustem gesteht, daß er aus verzweifelter Ruhmesliebe zur List gegriffen und sich nun ewige Schande dadurch bereitet. Das rührt Isfendiar, und er ruft den greisen Krieger zu sich, versichert ihn seiner Achtung und bestätigt dieselbe dadurch, daß er ihn zum Vollstrecker seines letzten Willens macht. Ihm übergibt er seinen Sohn Bahman. Rustem soll Vaterstelle an ihm vertreten, ihn zum Fürsten auferziehen und ihn auf den Thron von Iran setzen, wie es Dschamasp vorhergesagt. So scheidet Isfendiar von Rustem als Freund. „Guschtasp hat mich getödtet", sind seine letzten Worte, eine zerschmetternde Botschaft für den herrschsüchtigen Schah, der seinem Ehrgeiz das Heil seines Reiches und seines Hauses geopfert.

Rustem erfüllt treulich, was er dem sterbenden Isfendiar gelobt; er zieht Bahman in allen Künsten edler Ritterschaft zum vollendeten Herrscher heran und sendet ihn dann seinem Großvater Guschtasp zurück. Darauf bricht aber das Verhängniß auch über ihn herein, und zwar von einer Seite, von der er es am wenigsten vermuthet. Sein Halbbruder Scheghad, der am Hofe von Kabul weilt, fühlt sich durch einen kleinen Tribut beleidigt, den Rustem nach altem Vertrage von dem Schah von Kabul verlangt. Auf die niederträchtigste Weise lockt er nun seinen Bruder ins Verderben. Er verabredet sich mit dem Schah von Kabul, daß dieser ihn bei einem öffentlichen Festmahl beschimpfen soll; darauf zieht Scheghad zu Rustem, um ihn als Vertheidiger seiner Ehre herbeizuholen. Unterdessen aber läßt der Schah von Kabul auf dem Wege, den Rustem zu machen hat, große Fanggruben ausgraben, unten dicht mit Messern und Schwertern versehen, oben mit Strauchwerk bedeckt. Der ehrliche Rustem eilt auf das Aufgebot seines Bruders alsbald herbei, ohne etwas Arges zu ahnen, und wird nun am Ende seiner Heldenlaufbahn wie ein wildes Thier in eine Fanggrube gelockt und verendet da erbärmlich, nur daß er noch vor seinem Tode dem Verräther Scheghad einen Pfeil durch die Brust jagt. Eine ehrenvolle Todtenklage und ein noch großartigeres Begräbniß mildert ein wenig den fast abstoßenden Eindruck dieses jammervollen Endes. Im Zusammenhang mit dem Tode Isfendiars gewinnt dasselbe indes eine erschütternde, tragische Erhabenheit. Mit Rustem gehen die letzten Trümmer der alten Heldenzeit, mit Isfendiar ihre letzten Hoffnungen zu Grabe. Kein Fremdling vermochte die Heldengröße Irans zu überwinden; allein in unseliger Bethörung hat seine Riesenkraft Hand an sich selbst gelegt, und sein größter Held verblutet an dem Fluche, den er durch den Triumph über seinen einzigen ebenbürtigen Neben-

buhler sich zugezogen. Einen versöhnenden Schluß hat weder die Sage noch der Dichter gefunden; nach dem Zendavesta wie nach dem Koran mußte alles so kommen. Das Schicksal zermalmt alle menschliche Größe und Herrlichkeit; keine liebevolle Vorsehung schwebt darüber und erleuchtet das Chaos des Werdens, Ringens und Vergehens mit Plänen der Liebe und Barmherzigkeit.

Nichtsdestoweniger gehört der Tod Isfendiars und Rustems zu dem Großartigsten und Erhabensten, was die epische Poesie geschaffen, wie der Tod des Hektor und Patroklos oder jener Siegfrieds und Hagens. Die jugendfrische Gestaltungskraft der ältesten Sagenbildung scheint sich hier erschöpft zu haben, aber keineswegs das Walten und Weben der Volksphantasie überhaupt. Für sie ist noch kein Abschluß da; ihr Held ist nicht dieser oder jener Krieger, sondern Volk und Reich von Iran selbst, verkörpert in der langen Reihe der folgenden Könige, und wenn auch keiner von ihnen Rustem und Isfendiar zu überstrahlen vermag, spinnt sich in ihnen der alte Kampf fort und spiegelt sich in wundersamen Abenteuern das Leben des Volkes weiter.

Nachdem Isfendiar und Rustem ins Grab gesunken, fühlt König Guschtasp Ueberdruß an der Herrschaft, die er bisher so eifersüchtig behauptet und der er das Leben des eigenen Sohnes geopfert hat. Er verzichtet auf den Thron und stirbt alsbald danach.

XVI. Bahman, der Sohn Isfendiars, folgt ihm in der Regierung. Dieser betrachtet es als seine Hauptaufgabe, das Blut seines Vaters zu rächen. Da Rustem selbst Vaterstelle an ihm vertreten und ihn zum Herrscher erzogen, hat die Blutrache diesmal einen noch mehr barbarischen Beigeschmack als in frühern Zügen der Sage. Vergeblich erinnert der greise Zal, der noch immer lebt, an die längst geleistete Genugthuung und unterwirft sich dem neuen jungen Schah in rückhaltslosester Hingebung; Bahman zieht nach Zabulistan und wüthet erbarmungslos gegen Rustems Familie. Feramurz, der Sohn Rustems, leistet ihm tapfern Widerstand, fällt aber schließlich in seine Hände und wird an einem Baum erhängt. Nur auf Verwenden seines Bruders Beschuten begnadigt Bahman den greisen Zal, der als der letzte der alten Heldenzeit sein nahezu ausgestorbenes Geschlecht betrauert. Bahman hat einen Sohn, Sasan, den er aber enterbt und der deshalb von Hof entflieht; unbekannt und in Armut lebt nun sein Stamm weiter, um einst in späterer Zeit den Thron der Kejaniden zu besteigen. Zur unmittelbaren Nachfolgerin ernennt Bahman seine Tochter Homaï, die er im letzten Jahre seiner Regierung noch zur Gattin nimmt, mit Erbberechtigung für ihren künftigen Sohn, dessen Geburt er nicht mehr erlebt.

XVII. Homaï ist die erste und einzige Frau, welche den alten Thron der Kejaniden besteigt. Sie wird nicht als eine romantische Semiramis geschildert, sondern als eine tüchtige Herrscherin, verständig und klug, freigebig gegen die Armen, uneigennützig gegen die Reichen, gerecht gegen alle. Doch die Lust am Herrschen unterdrückt in ihr jedes zartere Gefühl. Wie sie Mutter eines Knaben wird, hält sie die Geburt desselben geheim und sucht sich des unwillkommenen Nebenbuhlers zu entledigen. Sie läßt das Knäblein, in Samt und Seide eingewickelt, in ein zierliches Kästchen legen und so den Wogen des Euphrat anvertrauen. Einige Kostbarkeiten von königlichem Werth, darunter

einen rothen Edelstein, gibt sie ihm mit. Das Kästchen wird fern der Hauptstadt ans Ufer gespült. Ein armer Wäscher findet es und bringt es seiner Frau. Sie erbarmen sich des lieblichen Kindes und ziehen es wie ihr eigenes auf. Die reichen Kostbarkeiten, die der Mann verkauft, gewähren ihnen überflüssige Mittel. Das Kind wächst zum herrlichen, vielversprechenden Knaben auf. Aber Wäsche klopfen will er nicht. Er entläuft, und wie ihn der Pflegevater wieder findet, spielt er mit Pfeil und Bogen. Die Pflegeeltern lassen ihn nun seinem Wunsche gemäß in allen Wissenschaften und ritterlichen Künsten unterrichten. Ein Sieg der Rumis über die Perser macht neue Aushebungen nöthig. Darab, so heißt der Knabe, findet sich bei der Truppenschau ein und wird von dem Oberbefehlshaber Reschnewad dem Heere eingereiht. Die Königin selbst sieht ihn bei dieser Gelegenheit und hat das Gefühl, daß es ihr Sohn sei. Doch kommt es zu keiner Annäherung. Darab zieht in den Krieg, schlägt die Rumis beim ersten Zusammenstoß, verrichtet die größten Heldenthaten, drängt den Feind über die Grenzen zurück und zwingt den Kaisar zum Friedensschlusse. Schon vor seinem Abschied hat er seiner Pflegemutter, mit dem Schwert in der Hand, das Geheimniß seiner Auffindung abgetrotzt. Unterwegs bei einem Sturm verkünden ihn wunderbare Stimmen dem Befehlshaber Reschnewad als Königssohn. Auf der Rückkehr aus dem Kriege läßt dieser die Pflegeeltern kommen, forscht sie aus und erstattet darauf Bericht an die Königin. Das rothe Juwel ist noch da als sicheres Erkennungszeichen und wird dem Briefe beigegeben. Tiefbewegt erkennt es Homaï und gewinnt die volle Gewißheit, daß der heimkehrende Sieger ihr eigener Sohn ist. Sie säumt nun nicht länger, ihn anzuerkennen. Freudig umarmt sie ihn, und der siegreiche Einzug wird zum Krönungsfeste. Die Pflegeeltern werden reichlich beschenkt und kehren dann zu ihrem Geschäfte zurück. Die ganze Geschichte ist überaus gemüthlich, stellenweise mit Humor erzählt und gewährt nach den vorausgegangenen Familientragödien einen behaglichen Ruhepunkt. Wer würde indes in Homaï die Großmutter, in Darab den Vater Alexanders des Großen vermuthen? So ist es aber. In heiterem Spiele über den griechischen Freiheitskampf dahingleitend, ist die Sage hier schon beim Untergang des altpersischen Reiches angelangt.

XVIII. Darab. Daß diese Sagen ihre jetzige Fassung wohl erst spät in der Sassanidenzeit erhalten haben, dafür sprechen nicht bloß die Kämpfe gegen Rum im allgemeinen, sondern auch die seltsamsten Anachronismen. In seinen Kämpfen wider Rum z. B. tödtet Darab außer vielen andern Helden auch „vierzig Bischöfe" und erobert ein „Kreuz", während in Rum als Kaisar noch Feïlekus, d. h. Philippus der Macedonier, regiert. Auf den Thron erhoben, widmet sich Darab zuerst friedlichen Aufgaben: er baut die Stadt Darabgird und versieht sie durch große Kanalbauten mit Wasser. Unterdessen aber fällt ein Heer von 100 000 arabischen Rittern unter dem Heerführer Schoaïb in Persien ein. Darab zieht ihnen mit einem zahllosen Heere entgegen, besiegt sie in viertägiger Schlacht und wendet sich dann gegen Feïlekus, den König von Rum, der ihm die berühmten Helden von Ammurieh entgegenstellt. Auch diese werden in viertägiger Schlacht besiegt. Um nicht gänzlich vernichtet zu werden, sendet Feïlekus von der Stadt Ammurieh aus Gesandte mit reichen Geschenken

und Friedensvorschlägen. Der Schah hört, daß der Kaisar eine wunderschöne Tochter, Namens Nahid, habe, und bewirbt sich um ihre Hand. Der Kaisar nimmt den Vorschlag an und bewilligt zugleich einen jährlichen Tribut von 10000 Eiern aus geschmolzenem Golde (jedes zu 40 Mithkal Gewicht) und eine Spende von reichen Juwelen. Ein „Bischof" bringt die Kaisarstochter in das persische Lager mit einem Gefolge von 60 auserlesenen Brautjungfern und liefert den Tribut an den Schatzmeister ab. Frohen Muthes zieht der Schah jetzt nach Iran zurück. Nachdem der Honigmonat vorüber, bemerkt er jedoch, daß die griechische Prinzessin keinen angenehmen Athem habe, und obwohl es den Aerzten gelingt, sie mittelst einer Pflanze, „die in Rumi-Sprache Iskender heißt", davon zu befreien, bekommt er eine unüberwindliche Abneigung gegen sie und schickt sie an den Hof ihres Vaters Feïlekus zurück. Da genest sie eines wunderschönen Knäbleins, das Iskender genannt wird, weil durch die Pflanze Iskender die Mutter von dem übeln Athem befreit worden war. Obwohl Schah Darab sein Vater war, wurde dessen doch nicht gedacht, weil man sich der Verstoßung Nahids schämte und nie davon die Rede war. Der Kleine wurde als Prinz des Kaisarhauses erzogen und von Feïlekus zu seinem Nachfolger bestimmt. Der Schah Darab aber nahm eine andere Frau und setzte deren Sohn Dara zu seinem Nachfolger ein. Wie Iskender der macedonische Alexander, so ist Dara unverkennbar der persische Darius Codomannus; allein die persische Sage hat aus ihnen Brüder gemacht, Söhne des Schah Darab. Iskender kann nun wohlgemuth seinen Bruder besiegen und verdrängen; all sein Ruhm fällt auf Iran zurück. Man wird beinahe an die frommen Seelen erinnert, welche Gustav Adolf von Schweden als deutschen Nationalhelden verehren.

XIX. Dara, Sohn des Darab, beginnt seine Regierung mit großem Glanze, empfängt Tribut von Indien, Rum und Dschin und von allen Völkern nah und fern, baut eine neue Stadt Zernusch im Lande Ahwaz und spendet reichlich Geld und Gaben nach allen Seiten. In Rum aber stirbt König Feïlekus, und Iskender besteigt den Thron. Der weiseste Mann zu Rum war in jenen Tagen der berühmte Aristatalis (Aristoteles); der trat muthig vor den König hin und sprach zu ihm:

„O König! treibst du es wie bisher,
So dauert dein Ruhm nicht lange mehr.
Es herrschten vor dir viel Könige schon,
Doch keinem ist geblieben der Thron.
Und sagst du: Hier bin ich, brauch' keinen zu hören,
So wirst du damit deine Seele bethören;
Zum größten Thoren auf sich bläht,
Wer allen Rath der Weisen verschmäht.
Denn Staub sind wir und werden zu Staub,
Der Leib wird hilflos ihm zum Raub.
Wenn gut du bist, dann winket dir
Ein stätiges Glück und Ruhmeszier;
Wenn böse, so ist nur Unheil dein,
Und nimmer schlummerst du friedlich ein.
Durch Tugend nur werden die Könige groß:
Kein Glück weilt je in des Lasters Schoß."

Iskender läßt sich diese Mahnung nicht verdrießen, hält Aristatalis hoch, führt ihn mit sich bei Fest und Kampf, im Frieden und im Kriege, hört auf seinen Rath und läßt ihn zu seiner Seite auf dem Throne sitzen.

Als Dara durch einen Gesandten den frühern Tribut begehrt, läßt Iskender ihm sagen: „Mit dem Tribut ist's aus; das Huhn, das die goldenen Eier gelegt, ist todt.“ Darauf ruft er sein Heer zusammen und erklärt ihm kurz und gut, das Schicksal müsse seinen Lauf haben, er müsse die Welt erobern, Gutes wie Böses erfahren, und so sollten sie zu Felde ziehen und auf alle Ruhe verzichten. Und so zieht er aus mit seinem Banner, auf dem eine roth-blaue Eule sitzt.

Zuerst wendet er sich gen Misr (Syrien und Arabien) und überwindet die Völker von Misr in einer achttägigen Schlacht. Ungeheure Beute, zahllose Gefangene fallen in seine Hand. Dann marschirt er wider Iran und stellt seine Truppen am Euphrat auf, dem persischen Lager gegenüber, nur zwei Parasangen davon entfernt. Seine Räthe berathen des langen und breiten hin und her, was jetzt zu thun. Er aber erklärt: „Hier kann nur eines helfen. Ich gehe als Gesandter zu Dara; dann werde ich hinter alle seine geheimen Pläne kommen.“ So legt er seine königliche Tracht ab und kleidet sich in diejenige eines vornehmen Gesandten und begibt sich mit zehn Reitern, die der persischen Sprache mächtig sind, in das feindliche Lager. Er findet sehr ehrenvolle Aufnahme und erklärt Dara, Iskenders Absicht sei durchaus nicht, ihn zu bekriegen oder länger in Iran zu verweilen, sondern bloß einen kleinen Spaziergang um die Welt zu machen und alles näher kennen zu lernen. Wolle er ihm aber nicht freien Durchzug gestatten, so scheue er den Kampf nicht. Alles bewundert den hohen Wuchs, die Würde, Weisheit und Beredsamkeit des Gesandten. Dara selbst glaubt an ihm Züge der Aehnlichkeit mit den Kejaniden wahrzunehmen und kommt auf den Gedanken, er könnte Iskender selbst sein. Dieser redet sich jedoch ganz treffend heraus und beschwichtigt den Verdacht. Es wird nun ein herrliches Mahl gegeben, dann ein Trinkgelage mit Gesang, Musik und Tanz. Iskender thut tapfer Bescheid und steckt jeden Becher ein, den er geleert. Dem Mundschenk kommt das sonderbar vor, und er wagt eine Bemerkung. Iskender sagt, das sei bei ihm zu Hause Brauch; wenn es aber in Iran anders sei, wolle er die Becher zurückgeben. Dem Schah Dara gefällt das so, daß er dem Gesandten einen prächtigen Becher überreichen läßt, ganz gefüllt mit den köstlichsten Juwelen. In diesem Augenblick kommen die Männer herbei, die früher als Gesandte in Rum gewesen. Sie erkennen Iskender alsbald und sagen es leise dem König. Iskender hat das aber gleich gemerkt, tritt an die Oeffnung des Königszeltes, schwingt sich mit seinen Rittern zu Pferde und gelangt unter dem Schutze der einbrechenden Dämmerung mitten durch das persische Lager glücklich zu den Seinen. Triumphirend zeigt er den ihm von Dara geschenkten Becher. Daras Truppen sind lange nicht so zahlreich und gefährlich, als man gesagt. Iskender kündigt schon für den Morgen eine Schlacht an.

Es folgt eine kurze, wie gewöhnlich etwas orientalisch übertriebene Schlachtbeschreibung. Sieben Tage wird gekämpft, am achten wird Dara über den Euphrat zurückgedrängt, und ein großer Theil des Heeres findet seinen Tod in dessen Wellen. Nach ungefähr Monatsfrist hat Dara ein neues Heer beisammen;

allein Iskender folgt ihm auf dem Fuß und schlägt ihn in einer zweiten Schlacht, die nicht eingehender geschildert wird. Darauf zieht sich Dara über Dschehrem, der Stätte der Schatzkammer, nach Isthakhr (Persepolis) zurück und ruft noch einmal in ergreifenden Worten sein Volk zum Widerstand gegen den eingedrungenen Fremdling zusammen. Sein schmerzvoller Ruf findet tausendfachen Widerhall. Das ganze Volk rafft sich auf, und das unzählbare Heer Iskenders steht einem ebenso gewaltigen persischen gegenüber. Allein das Glück ist Dara nicht geneigt. Auch in dieser dritten Schlacht wird er geschlagen und muß nach Kerman fliehen, wo sich die Trümmer seines Heeres, etwa noch ein Drittel der frühern Truppenmacht, um ihn sammeln. Seine Lage ist jetzt hoffnungslos geworden. Er bittet um Frieden, und Iskender nimmt denselben an mit dem Versprechen, ihn zeitlebens über Iran herrschen zu lassen. Im letzten Augenblick aber bringt es Dara nicht über sich, wie ein Ueberwundener vor Iskender zu erscheinen; er ruft den König Fur (Poros) von Indien zu Hilfe und will noch einmal den Kampf erneuern. Doch sobald Iskender davon hört, zieht er alsbald mit seinem Heere von Isthakhr herbei und vernichtet die bereits entmuthigten Perser, ehe sie Hilfe finden können. Dara flieht mit 300 Reitern. Zwei von ihnen, der Mobed Masiar und der Schatzmeister Dschanusipar, drängen sich näher an den König heran, und der letztere erdolcht ihn im Dunkel der einbrechenden Nacht. Dann eilen sie zu Iskender, von dem sie für ihre verrätherische Blutthat reichen Lohn hoffen. Doch der siegreiche König empfängt sie kalt und fordert sie auf, ihn zu dem gefallenen Schah zu führen.

Es folgt nun eine überaus schöne, dramatisch ergreifende Scene. Dara ist noch am Leben, wenn auch vom Blutverlust ganz erschöpft. Blitzschnell steigt Iskender vom Pferde und legt das Haupt des Schwerverwundeten auf seinen Schoß, löst ihm Harnisch und Helm, stillt das Blut und tröstet ihn mit innigster Theilnahme unter heißen Thränen. Hier ist Firdusi wieder in seinem Element. Er entfaltet mit einfachen Mitteln dieselbe pathetische Kraft wie beim Tode Isfendiars. Die Situation ist ähnlich, aber noch zarter und hinreißender durchgeführt. Dara dankt in innigen Worten; aber er fühlt den Tod in seinen Gliedern und lehnt die ihm wieder zugesagte Krone ab. Er mahnt den ritterlichen Sieger, sich nicht zu überheben. Er weist ihn auf seine eigene einstige Größe hin und wie er nun aller Schätze beraubt, um Thron und Reich gebracht, von Verräthern schnöde hingeschlachtet, von allen verlassen sei — welch ein Bild der Vergänglichkeit! „Meine Hoffnung“, so schließt er, „ruht nur auf Gott, der für alle seine Geschöpfe sorgt.“

Iskender ist so ergriffen, daß der Sterbende selbst ihn trösten und beruhigen muß, um ihm seine letzten Wünsche und Willensbestimmungen auftragen zu können. Er fordert ihn auf, den Herrn, den Weltenschöpfer, zu fürchten, der Himmel und Erde und die Zeit gemacht hat, der das Starke und das Schwache geschaffen. Dann übergibt er in Iskenders Obhut seine ganze Familie und bittet ihn, seine Tochter Ruschenek (Roxane) zur Frau zu nehmen. Auf sie setzt er die Hoffnung seines Stammes: sie wird ihm einen Sohn schenken, in dem Isfendiars Name, Zerduschts Glaube und der Ruhm der Kejaniden neu aufleben wird.

Iskender schlägt in die ihm dargebotene Rechte und gelobt dem sterbenden König feierlich, seine letzten Wünsche zu erfüllen. Und Dara zieht Iskenders Hand an seine Lippen und spricht: „Gott sei deine Zuflucht! Ich überlasse dir den Thron und kehre zurück zum Staube; ich übergebe meine Seele Gott, dem Allheiligen."

Hierauf stirbt Dara, und Iskender ehrt seine Leiche mit königlicher Pracht. Die beiden Mörder werden an Bäumen aufgeknüpft, den Kopf nach unten, und von den Kriegern elendiglich mit Steinen todtgeworfen. Diese gerechte Strafe gewinnt Iskender die Herzen der Iranier, und alle unterwerfen sich freudig seinem Scepter.

XX. Iskender, der Rumi, d. h. Alexander der Große, tritt nun als vollgiltiger Perser in die Reihe der Könige von Iran ein, und die Sage bemächtigt sich seiner weitern Eroberungszüge nur, um ihn zu einem Sagenhelden umzugestalten, der völlig den ältern Königen und Helden gleicht, nur daß keine Pflicht der Blutrache mehr auf ihm lastet, seine Kriegszüge nicht mehr Turan gelten, sondern die ganze bekannte Welt umfassen. Die erschütternde Tragik des alten Rassenkampfes fällt deshalb hier weg, und selbst das kriegerische Element überhaupt weicht zurück gegen eine Kette phantastischer Abenteuer, in welchen das Wunderbare und Seltsame immer mehr das rein Menschliche und Natürliche verdrängt. Auch hier bewährt indes der Dichter seine unerschöpflich reiche Darstellungsgabe. Die fremdartige Welt, in die er uns führt, scheint sich ganz natürlich an das Vorausgegangene anzugliedern, und in vielen Zügen klingen ältere Erinnerungen der Dichtung wieder, sei es, daß die Volkssage sich das alles schon so zurechtgelegt oder der Dichter selbst erst die griechischen und talmudischen Ueberlieferungen der ältern persischen Sage angepaßt hat.

Vor allem erfüllt Iskender aufs treueste, was er dem sterbenden Dara gelobt. Nachdem er Daras Gattin Dilaraï gleich nach seinem Tode liebevoll getröstet und in seinen Schutz genommen, begehrt er von ihr in einem neuen Briefe die Hand ihrer Tochter Ruschenek; er schreibt auch an Ruschenek selbst und sendet ihr mit dem Boten zugleich die kostbarsten Brautgeschenke. Die Brautwerbung wird sehr dankbar aufgenommen, und Iskender läßt nun seine eigene Mutter Nahid von Ammurieh kommen, um für die Aussteuer der Braut und das Brautfest selbst zu sorgen. In aller Verschwendung orientalischer Pracht zieht Ruschenek in Isthakhr ein, und Iskender nimmt sie auf wie eine seiner würdige Königin.

Nach der Hochzeit aber beginnt alsbald der bunte Reigen der seltsamen Abenteuer, mit welchen der Orient die Kriegszüge des macedonischen Eroberers umgeben hat. Nur sieben Tage gönnt er seiner Neuvermählten Ruschenek; dann rüstet er sich zur Fahrt gen Indien, von wo Dara in seinem Unglück allzuspät Hilfe erhofft hatte. Der erste, auf den er hier stößt, ist **Keïd**, der König von Kanudsch. Dieser wird indes rechtzeitig durch zehn seltsame Traumgesichte gewarnt, welche ihm der weise Mihran deutet. Das merkwürdigste dieser Gesichte ist das vierte:

„Darauf hast du ein Tuch gesehen, das vier Männer reinen Geistes ergriffen hatten; das feine Tuch zerriß nicht unter ihrer Anstrengung, und die Männer ermüdeten nicht, weiter zu ziehen. Wisse, dieses Tuch ist der Glaube, und die vier Männer wollen seine Hüter sein. Die erste (dieser Religionen) ist jene der Dihkans, der Feuer-

anbeter, welche nur schweigend den Barsom (den heiligen Zweig) in die Hand nehmen; die zweite ist der Glaube des Moses, welchen man den jüdischen nennt und welcher gebietet, nur Gott allein zu preisen; die dritte ist der reine Glaube der Junis (Jonier-Griechen), welcher die Gerechtigkeit in das Herz der Könige versetzt; die vierte ist der heilige Glaube der Araber, welcher das Haupt verständiger Menschen vom Staube erhebt. Sie kämpfen, die einen gegen die andern, und werden der Religion halber einander feind sein; aber später wird ein ruhmreicher Mann aus der Wüste der lanzenbewehrten Ritter kommen, ein heiliger und gutgearteter Mann, welcher den Dienst Gottes nach allen vier Seiten verbreiten wird."

In den weitern Verlauf der Dichtung spielt übrigens weder dieser Traum noch die meisten andern hinein, sondern nur der Rath des weisen Mihran: es sei jetzt die Epoche Iskenders angebrochen; er sei ein großer, unbesieglicher Mann. Keïd solle ihn deshalb nicht bekämpfen, sondern ihn die vier Wunderdinge sehen lassen, die er besitze: seine Tochter, seinen Weisen, seinen Arzt und seinen Zauberbecher. Denn Iskender sei ein wißbegieriger Mann und werde dann ruhig seines Weges ziehen. Keïd folgt diesem guten Rath. Iskender sendet nun weise Männer nach Kanudsch, und diese holen ihm die vier Weltwunder herbei. Die Tochter Keïds ist so schön, daß Iskender sie sich antraut; den Weisen und den Arzt prüft er mit allerlei Fragen, und der Zauberbecher, aus dem er mit seinen Großen trinkt, wird wirklich nicht leer durch eine magnetische Kraft, die stets neues Wasser an sich zieht. Deshalb beläßt Iskender den Keïd in seiner königlichen Würde und zieht in Freundschaft an seinem Lande vorüber.

Anders geht es dem König Fur (dem Poros der griechischen Geschichtschreiber), den Dara zu Hilfe gerufen. Dieser trotzt dem Eroberer kühn, da derselbe seine Unterwerfung heischt, und stellt ihm ein gewaltiges Heer entgegen, besonders furchtbar durch die vielen gut abgerichteten Kriegselefanten. Iskender bekommt auch Schwierigkeit mit seinen eigenen Leuten, die aufs äußerste erschöpft sind und sich weigern, durch pfadlose Einöden und Gebirge weiter dem sichern Verderben entgegenzugehen. Doch Iskender läßt sich dadurch nicht von seinem Vorsatz abbringen. Er erklärt den kampfmüden Rumis, sie sollten nur nach Hause gehen; er werde den Zug mit den Iraniern allein fortsetzen. Um sich aber der Elefantengefahr zu erwehren, läßt der König alle Schmiede und Schlosser aus Rum, Misr und Fars zusammenkommen, 3000 an der Zahl. Diese schmieden über tausend Pferde- und Reiterfiguren aus Eisen, die sich auf Rädern bewegen und von innen mittelst Naphtha bis zur Glühhitze heizen lassen. So zieht Iskender dem König von Indien entgegen, 30 000 Mann im Vordertreffen, 40 000 Rumis in der Mitte und 40 000 Leute aus Misr in der Nachhut. Beim Zusammenstoß der Heere läßt er die eisernen Kriegsmaschinen vorrücken und das Naphtha anzünden. Die Kriegselefanten versengen sich die Rüssel an den glühenden Rittern und Pferden, werden wüthend und bringen das Heer der Inder in äußerste Verwirrung. Iskender fällt über die wankende und zerrissene Linie her, schlägt selbst dem König das Haupt ab und erringt den glänzendsten Sieg.

Nachdem er Sawurg zum tributpflichtigen König an Stelle Furs eingesetzt, wendet sich der Eroberer wieder westwärts, um Beit-el-Haram, die Wohnung Ismaels, d. h. die Ka'aba, zu besuchen. Ueber Kadesia zieht er nach Dschehrem

und unterwirft sich alles dazwischen liegende Land. Hier besucht ihn Nasr, der Sohn des Katib, der Herrscher von Mekka, und klagt ihm, daß er von dem Stamme des Khoza hart bedrängt werde. Iskender nimmt sich seiner an, erobert Hedschaz und Yemen und pilgert dann zu Fuß zu dem „heiligen Hause", von den jubelnden Söhnen Ismaels umringt.

Von Dschebdah aus fährt Iskender mit einer Flotte über das Rothe Meer nach Misr (Aegypten). Keithun, der König, empfängt ihn friedlich mit seinem ganzen Heer, und Iskender hält ein Jahr lang bei ihm Rast. Ueber das angrenzende Land Andalus (?) herrscht eine Königin Namens Keidafeh, in der sich Züge der Königin von Saba mit solchen der Semiramis vereinen. Iskender verlangt von ihr Tribut, und da sie denselben verweigert, rückt er mit seinem Heere auf ihr Reich los. In einer Grenzstadt fällt ihr eben neuvermählter Sohn Keiderusch mit seiner Gattin in seine Hände. Das benutzt er, um wieder einmal einen Incognitostreich zu machen. Er läßt seinen Vezier Bithekun als König kleiden und durch ihn das junge prinzliche Paar zum Tode verurtheilen, er selbst aber, als Vezier gekleidet, legt Fürbitte für die jungen Leutchen ein und rettet sie vom Tode. So gewinnt er Vertrauen und Liebe des Keiderusch, der ihn auf seine Bitte als Gesandten Iskenders durch die gewaltigen Feldlager und Festungen bis zu seiner Mutter führt. Wie einst vor Dara, spielt er seine Gesandtenrolle ganz vortrefflich; allein die kluge Königin hat sich während seines Aufenthaltes in Misr ein Porträt von ihm verschafft und erkennt ihn deshalb auf den ersten Blick. Sie läßt ihn aber ruhig seine Komödie weiter spielen; erst als er ziemlich barsch ihre Unterwerfung verlangt, entlarvt sie ihn, und da er nun, waffenlos, wie er ist, gewaltig bramarbasirt, liest sie ihm ganz freundschaftlich den Text, tadelt seine Selbstüberhebung, empfiehlt ihm größere Weisheit, Klugheit und Bescheidenheit und warnt ihn insbesondere vor ihrem Sohne Theinusch, vor dem jedoch das Incognito des Königs bewahrt bleibt. Iskender schließt darauf mit der Königin ein für beide ehrenvolles und günstiges Bündniß und nimmt Theinusch, der ihn noch immer für den Vezier hält, mit in das persische Lager, wo der Prinz Iskender selbst zu tödten beabsichtigt. Erst inmitten seiner Großen gibt der König sich ihm zu erkennen und entläßt ihn nach heilsamer Ernüchterung. Auch solche kleinere Abenteuer weiß Firdusi sehr artig und anmuthig aufzuputzen, so daß sie spannend wirken. Die Demüthigung des stolzen Eroberers zeichnet er mit sichtlichem Behagen und mit gewohntem Ernst, ohne daß das Lehrhafte daran sich aufdringlich bemerkbar macht. Die Sage selbst aber schweift von nun an noch regelloser und zielloser, in echt orientalischer Phantastik, von einem Ende der Welt zum andern. Dem Abendländer wird da etwas zu viel zugemuthet; allein den Zeitgenossen Firdusis mochte das alles keineswegs so unglaublich erscheinen, da Mahmûd von Ghazna in Wirklichkeit bald das zusammengeschmolzene Kalifenreich am Euphrat bedrohte, bald am Indus nach Beute jagte, bald siegreich an den Ufern des Oxus und Jaxartes stand, bald Göttertempel am fernen Ganges plünderte, ein wahrer Ueberall und Nirgends, und immerdar vom Kriegsglück begünstigt.

So treffen wir denn auch Iskender abermals in Indien wieder, wo er diesmal die Brahmanen friedlich um ihre Weisheit befragt, und da er ihnen

alle seine Schätze und Gnaden zur Verfügung stellt, die viel bedeutende Antwort erhält: „Schließe uns doch das Thor des Greisenalters und des Todes!"

Von Indien werden wir an das Westmeer versetzt, wo Iskender und seine Tapfern mit See- und Landungeheuern aller Art zu schaffen bekommen, nach dem Lande Habesch, wo Millionen nackter Neger, kohlrabenschwarz und kraftvoll gebaut, ihnen entgegenstürmen und nur der höhern Waffentüchtigkeit und Kühnheit der Perser erliegen, nach einem Wunderlande, wo die baumlangen Einwohner drehbare Füße haben und Iskender selbst einen furchtbaren Drachen erlegt, in die Amazonenstadt Herum, deren streitbare Bewohnerinnen ihn vom Kampfe abmahnen, damit es nicht heiße, Iskender sei von Weibern überwunden worden, die ihm aber freundlich ihre Thore öffnen, als er, weder von einem herbeigezauberten Schneesturm noch von einem glühenden Feuerwind abgeschreckt, nur als wißbegieriger Gast die seltsame Stadt besucht.

Immer dichter häufen sich die abenteuerlichsten Fabeln, theils griechischen Sagenbüchern theils den Erzählungen des Talmud entnommen und mit den Anspielungen des Koran gemischt: das Seltsamste weiß der Dichter mit neuem poetischen Zauber zu umkleiden, und durch alles klingt der ernste, feierliche Gedanke, daß auch die größte irdische Macht ihre Grenze hat und dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit unterliegt, daß nur Gott aus sich groß und unsterblich ist, daß nur wahre Weisheit, nicht äußere Macht, den Menschen ihm näher bringt und Unsterblichkeit verleiht. Solches und ähnliches vernimmt der Welteroberer, der Zweigehörnte (Dhu'lkarnaïn) der arabischen Sage, an der Lebensquelle Khiser (Chiser), in welcher die Sonne untergeht, dann von den Vögeln, deren Sprache ihm erschlossen wird, und ernster und drohender von dem Engel Israfil, der ihm auf der Spitze eines Berges erscheint. „Sklave deiner Leidenschaften!" ruft er ihm zu, „gib dir nicht so viele Mühe; denn eines Tages wird ein mächtiger Schrei an dein Ohr gellen! Plage dich nicht so viel um Thron und Schatz! Rüste dich zur Abreise und quäle dich nicht weiter."

Doch Iskender kennt keine Ruhe. Trauernd steigt er vom Berge herab, um weiter die Welt zu durchschweifen. Gegen die wilden Völker, die Jadschudsch und Madschudsch (Gog und Magog), die im Norden sein Reich bedräuen, errichtet er unbezwingbare eiserne Mauern; dann besucht er den Palast, der aus einem einzigen Topaz besteht und in dem ein Todter wohnt, vernimmt die seltsame Kunde eines redenden Baumes, schleicht sich verkleidet noch einmal an dem Hofe von Dschin ein, wo er aber etwas unsanft entlarvt wird, kämpft abermals in Indien und Yemen und führt seine Truppen endlich gen Babil (Babylon), um da zu sterben.

Als er sich dem Tode nahe fühlt, erwacht noch einmal die Anhänglichkeit an das heimatliche Rum; er verfällt auf den grausamen Gedanken, alle Abkömmlinge des Hauses der Kejaniden zu einem Feste zu versammeln und sie hinschlachten zu lassen, damit niemand übrig bliebe, der je wieder Krieg gegen Rum führen könnte. Er beschließt indes, vor der Ausführung noch den Rath des Aristatalis (Aristoteles) einzuholen. In einem sehr schönen Briefe räth ihm der große Philosoph von diesem orientalischen Herrscherstreich ab, empfiehlt ihm dagegen, alle Großen und Heerführer des Reiches kommen zu lassen und

sein Reich so unter sie zu vertheilen, daß die Stärke des einen diejenige des andern im Gleichgewicht halte. So werde die Macht der Kejaniden zum Schilde für Rum werden. In diesem Sinne macht Iskender dann sein Testament und stirbt. Man will ihn in dem Walde von Khurm begraben, aber eine wunderbare Stimme erklärt: „Der Platz Iskenders ist zu Iskenderieh (Alexandria)." So wird die Leiche denn nach Iskenderieh gebracht und dort bestattet. Ueber hunderttausend Menschen trauern da um ihn, auch der greise Aristatalis und die Weisen von Rum, auch Nahid, seine Mutter, und seine Gemahlin Ruschenek. An das Klagelied der Trauernden knüpft der Dichter seine eigenen elegischen Worte. Auch er fühlt sich alt und tief enttäuscht über die Hoffnungen und Erwartungen des irdischen Lebens. Schmerzlich erhebt er seine Klage zum Himmel, der ihn aber an Gott verweist:

„Frag ihn um den Weg, der Tag und Nacht,
Der mich und Sonne und Mond gemacht,
Den Einzigen, allen offenbar,
Der immer sein wird und immer war,
Der alles Geschaffene rief hervor,
Und wer es läugnet, der ist ein Thor.
Ich bin sein Knecht nur, ihm unterthan,
Und wandle die mir gezeichnete Bahn.
Zu Gott dich wende, er ist dein Hort,
Ihn flehe um Hilfe mit frommem Wort.
Der Himmel kennt keinen andern Herrn,
Nicht Sonne, nicht Mond, nicht Morgenstern."

Schon die naive Weise, in welcher Firdusi den gewaltigsten Eroberer und den größten Denker des klassischen Alterthums in seiner Dichtung behandelt, weist auf den ungeheuren Abstand hin, der die geistige Bildung der Griechen von jener der Perser trennt. Das „Alexanderlied" des Pfaffen Lamprecht und der fragmentarische „Alexander" des Rudolf von Ems zeigen dagegen manche Züge der Verwandtschaft mit diesem Theile des Schâhnâme. Sie haben nicht nur aus denselben ältern Sagenquellen geschöpft, sondern auch in ähnlichem treuherzigen, gemüthlichen Geiste. An künstlerischer Gestaltungskraft ist aber der persische Dichter unzweifelhaft den zwei deutschen überlegen. Die Erzählung ist nicht nur in ihren einzelnen Theilen feiner ausgeführt und mehr abgerundet, sondern auch mit bewundernswerther Kunst in den Rahmen des größern Epos hineingewoben, so daß der Heldenruhm des Isfendiar schon die Anfänge seines Großenkels Iskender umglänzt, der Weltruf Alexanders erhaben und zugleich tiefelegisch auf die gesamte alte Heldensage von Iran zurückstrahlt. Mehrere persische Dichter, besonders Nizami, haben später die Alexandersage aus diesem großartigen Sagenkranze herausgerissen und für sich noch feiner ausgestaltet; allein die einfache epische Größe des Firdusi hat keiner von ihnen erreicht.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Praelectiones dogmaticae quas in Collegio Ditton-Hall habebat **Christianus Pesch** S. J. Tomus I. Institutiones propaedeuticae ad sacram theologiam: De Christo Legato divino. De Ecclesia Christi. De Locis theologicis. 8°. (XIII et 403 p.) Tomus II. Tractatus dogmatici: De Deo Uno secundum naturam. De Deo Trino secundum personas. 8°. (XIII et 369 p.) Friburgi Brisg., Herder, 1894 et 1895. Preis *M.* 5.40 u. *M.* 5.

Die ersten beiden Bände dieses neuen dogmatischen Cursus gestatten wohl schon ein allgemeines Urtheil über die Anlage des ganzen Werkes, das auf acht handliche Bände berechnet ist. Es will den Theologie Studirenden eine möglichst vollständige und haltbare dogmatische Ausrüstung ins priesterliche Leben mitgeben. Eine gute philosophische Durchbildung und Schulung wird dabei schon vorausgesetzt. Der Verfasser hat es daher nicht darauf abgelegt, ein reiches theologisches Wissen zur Schau zu stellen oder ein Repertorium theologischer Literatur und dogmatischer Specialfragen zu bieten. Aber wenn man das Werk im Zusammenhange durchnimmt, so erkennt man leicht, daß ausgedehntes theologisches Wissen und tüchtige Beherrschung der theologischen Literatur, vereint mit einem gesunden, klaren und praktischen Urtheil, ihn befähigt haben, den Zweck zu erreichen, welchen er sich gestellt. Er hat uns eine ebenso dankenswerthe, gediegene wie zeitentsprechende Anleitung zum Studium der Dogmatik geschenkt.

War schon durch den Ausschluß aller Fragen, welche in der Philosophie ausführlich behandelt zu werden pflegen, der Stoff einigermaßen beschränkt, so ist derselbe dadurch noch schärfer abgegrenzt, daß durchweg nur dasjenige eingehend besprochen wird, was zur Entwicklung des jeweiligen leitenden Grundgedankens gehört. Auf diese Weise ergibt sich ein selbständig durchdachter, consequenter Aufbau jedes einzelnen Tractates, und es wird dem Schüler ermöglicht, ein Gesamtbild desselben in sich aufzunehmen und zu seinem bleibenden geistigen Eigenthum zu machen.

Der Vorzug dieser genetisch entwickelnden Methode bewährt sich namentlich in der Apologetik, welche die beiden ersten Theile des ersten Bandes umfaßt. Bis auf die beiden letzten Abschnitte (vom Träger und vom Gegenstand des kirchlichen Lehramtes) — über deren richtige Stellung sich allerdings wohl streiten ließe — scheint uns die Anordnung des Stoffes hier sehr glücklich.

Zugleich bietet gerade dieser logische Fortgang des apologetischen Gedankens wie von selbst Gelegenheit, diejenigen Punkte gründlicher zu behandeln, welche bei der synthetischen Beweisführung für die Wahrheit des katholischen Christenthums von entscheidender Bedeutung sind und daher auch durch die modernen Theorien und Fictionen der Feinde des positiven Christenthums am meisten verdunkelt und angegriffen werden. So ist die Echtheit der Evangelien schlagend erhärtet, und zwar mit der ganzen Ausführlichkeit, welche der nächste Zweck des Buches bei einem so wichtigen Gegenstande erlaubt. Die messianischen Weissagungen werden in einem vortrefflichen Ueberblicke auf Grund einer nüchternen, soliden Exegese vorgeführt und dann als Ganzes, d. h. als historisch gewordenes und immer weiter ausgebildetes göttliches Gesamtzeugniß zum Beweise der göttlichen Sendung Christi verwerthet. In gelegentlicher Polemik gegen einzelne rationalistische Gegner zeigt sich der Verfasser sehr geschickt. Auch wird die Kampfesweise dieser Gegner durch passend ausgehobene Citate ihrer Koryphäen vortrefflich gekennzeichnet.

Es ist wahr, daß infolge der angedeuteten Auswahl des Stoffes manche Neben- und Einzelfragen nicht erschöpfend zur Erörterung kommen. Aber der Verfasser wollte offenbar vor allem dafür sorgen, daß die gesamte Theologie mit Einschluß der moralischen Principien (De Deo fine ultimo, De actibus humanis, De virtutibus, De peccato) in einem vierjährigen dogmatischen Cursus (von je zwei Stunden täglich) wirklich durchgenommen werden könne. Daher hat er sich damit begnügt, an geeigneter Stelle kurze Scholien über derartige Special- oder Streitfragen anzubringen oder auf andere Autoren zu verweisen. Wir würden dagegen nichts einzuwenden haben, wenn nur nicht auch Dinge, die wenigstens von einem andern Gesichtspunkt aus von größerer Wichtigkeit sind, übergangen oder etwas gar zu stiefmütterlich behandelt wären.

So vermissen wir z. B. im apologetischen Tractat den Hinweis auf die doch auch wissenschaftliche analytische Methode, welche einst Augustinus (Serm. 242, n. 12; cf. De civ. Dei l. 22, c. 5; De fide rerum quae non videntur c. 4) und in unserer Zeit das Vaticanum (De fide cath. cap. 3) besonders hervorheben zu müssen geglaubt hat — wir meinen den Beweis der Göttlichkeit des Christenthums aus der heute vor uns stehenden katholischen Kirche, wie sie leibt und lebt. Es liegt in der Natur der Sache, und die thatsächliche Fügung der Vorsehung Gottes bestätigt es, daß gerade dies der nächste und nothwendigste Weg zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit ist. Und wäre diese allgemeine Beweisführung vorausgeschickt und wissenschaftlich befestigt, so stände der Studirende auf festem Boden, und es würde ihn wohl nicht das unsichere Gefühl beschleichen können, als hinge von dem einen oder andern geschichtlichen Zeugniß und dessen Echtheit die ganze Fundamentirung des Christenthums ab, und als müsse erst ein Fuß breit Landes nach dem andern den negativ operirenden Gegnern abgerungen werden.

In der theologischen Erkenntnißlehre (vol. I, pars III) hätten wir ein noch genaueres Eingehen auf gewisse heute wichtige Fragen gewünscht; so z. B. betreffs der Autorität der Väter: ob dieselben wirklich, alle zusammen genommen, „diejenigen sind, welchen das (authentische, d. i. unfehlbare) Amt oblag, zu

ihrer Zeit die Gläubigen authentisch zu lehren" (n. 579); betreffs der Inspiration: wie sich zu dem Begriffe der libri inspirati das ut tales Ecclesiae traditi (Vat. sess. 3, cap. 2) verhalte (n. 620), und namentlich, wie der Einfluß Gottes auf den Verstand des inspirirten Schriftstellers zu denken sei (vgl. n. 616), ob als Mittheilung oder „Inspiration" göttlicher Gedanken, wie immer noch häufig behauptet wird, oder als bloße übernatürliche Bewirkung und Determinirung der von Gott gewollten Gedanken des Schriftstellers (im Sinne der sog. dritten These des Lessius gemäß der von ihm selbst gegebenen und von vielen Theologen gebilligten Erklärung). Der Verfasser deutet freilich an, daß er der letztern und richtigen Auffassung huldigt; aber bei der Tragweite einer solchen Frage sollte unseres Erachtens das Für und Wider möglichst scharf und ausdrücklich behandelt werden.

Sehr gelungen ist die Lehre vom Wissen Gottes im ersten Theil des zweiten Bandes. Es war ein glücklicher Griff, die Untersuchung über das medium in quo jeder göttlichen Erkenntniß, die sich auf die Dinge außer ihm bezieht, voranzustellen. So zeigt sich, wie die scientia media nicht dadurch begreiflich gemacht oder in ihrer Eigenart erklärt werden soll, daß man auch für sie die göttliche Wesenheit als medium in quo ansetzt. Besondere Anerkennung verdient die wiederholte Betonung der Thatsache, daß die „Molinisten", wenigstens die älteren unter ihnen, nur in wechselndem Ausdruck eine und dieselbe Auffassung aussprechen, wenn sie sich, wie schon Molina selbst, verschiedener und scheinbar entgegengesetzter Redeweisen bedienen (s. bes. vol. II, n. 235 sqq. 279 sqq.).

Im Tractat De Deo Trino dürfte wohl manchem der positive Theil verhältnißmäßig mager vorkommen, und eine ausgiebigere Verwerthung der Lehre der Heiligen Schrift und der Väter würde gewiß mit großem Dank aufgenommen werden.

Die Argumentation ist durchgängig klar, scharf und zuverlässig. Nur hie und da scheint uns eine dogmatische Aufstellung oder ein Beweis nicht vollkommen befriedigend. So vermissen wir in der These von der Nothwendigkeit der Kirche das Hervortreten des Begriffes der necessitas *medii*. Bei der theologischen Erklärung der beseligenden Anschauung sehen wir nicht recht, ob der Verfasser die Theorie des Suarez der Sache nach vertheidigen will oder nicht (vol. II, n. 81). Der Beweis, daß der Heilige Geist auch vom Sohne ausgehen müsse, schon deshalb, weil er eine von diesem verschiedene Person ist (prop. 76), ist unseres Erachtens gegen Scotus wohl nicht durchschlagend geführt. Denn daß die Verschiedenheit der Personen nur auf eine wechselseitige Beziehung zwischen dem Princip und dem vom Princip Ausgehenden zurückgeführt werden könne, wird nur aus der positiven Offenbarung abgeleitet, die ja doch Scotus vollkommen anerkennt. Es wäre, so scheint uns, die innere Nothwendigkeit davon nachzuweisen gewesen, so wie sie der hl. Thomas ausdrücklich entwickelt (S. th. I, q. 36, a. 2, coll. q. 28, a. 4).

So viel über den Inhalt. Was die Form des Buches betrifft, so ist es nicht die eines kurz gedrängten, regelmäßigen Lehrbuches. Es sind vielmehr, wie der Titel sagt, „Vorlesungen". Der Stil ist sehr durchsichtig und leicht

verständlich. Der Verfasser bewegt sich auch in subtilen Auseinandersetzungen durchaus leicht und ungezwungen. Diese fast spielende Behandlung auch der schwierigsten Probleme hat etwas Geniales. Ob aber nicht zu befürchten ist, daß sie, wenigstens für die erste Lectüre und das erste Studium des Buches, hie und da die Schwierigkeiten mehr verdecke als aufkläre? Wenn wir daher im Interesse fernerer Auflagen, die das Buch gar sehr verdient, auch rücksichtlich der Form einen Wunsch aussprechen sollen, so wäre es der, daß dem Bedürfnisse des Schülers noch mehr Rechnung getragen werden möchte durch ausdrücklicheres Hervorheben des Zusammenhanges und des Fortganges der Entwicklung, durch knappe Begriffserklärungen und scharfe Darlegung des Sinnes der Thesen, die jetzt meist ohne vorgängige Erklärungen sogleich bewiesen werden, überhaupt womöglich durch ebenmäßigere Abrundung und größere Prägnanz der Darstellung. Eine solche nachträgliche Feile nebst einigen inhaltlichen Ergänzungen würde in noch höherem Maße dazu beitragen können, das vortreffliche Handbuch als ein allen billigen Anforderungen durchaus entsprechendes erscheinen zu lassen.

Emil Lingens S. J.

Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographieen, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. **B. Schulz**, Dr. **J. Gansen**, Dr. **A. Keller**. kl. 8⁰. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890 f.

VI. Band: **Salzmanns Krebsbüchlein.** Für Schule und Haus bearbeitet von Dr. **Wimmers**, Seminardirektor zu Elten. (156 S.) — **Felix Molmann.** Bearbeitet von **Joseph Pieper.** (IV u. 64 S.) Preis *M.* 1.20.

1. Salzmanns „Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder" stellt in einer Reihe von kleinen Erzählungen die häufigsten Fehler dar, welche bei der Erziehung vorkommen. Den Grundgedanken spricht der Verfasser selbst in der Vorrede zur vierten Auflage (S. 43) aus: „Eltern und Erzieher! Wenn eure Kinder Untugenden und Fehler an sich haben, so sucht den Grund davon nicht in ihnen, sondern — in euch!" In 31 Kapiteln lehrt er dann die Kunst, sich bei den Kindern verächtlich und verhaßt zu machen, ihnen das Lügen beizubringen, sie an Trotz zu gewöhnen u. s. w. Die Lesung ist nicht minder unterhaltend als nützlich. Man muß aufrichtig bedauern, daß ein so einsichtsvoller Mann, der es mit der Jugend zweifellos gut meint, dem Heilande und seiner Lehre völlig entfremdet ist. Wie Gotteslästerung muthet es einen an, wenn man liest (S. 19), wie er über der Thür seines Hauses ein Grabscheit anbringen ließ mit den Buchstaben E. A. N. (ἐν αὐτῷ νίκα, in diesem Zeichen siege) im Gegensatz zu der bekannten Inschrift auf der Kreuzesfahne Konstantins. Beim Lesen der vorausgeschickten Lebensbeschreibung, in der sich alles so schön und gottselig abspielt, muß man die übernatürliche Wahrheit sich wohl vor Augen halten. Selbst wenn Salzmann in seinen Schriften, z. B. in seinem Buch „Der Himmel auf Erden", Bibelsprüche anführt, geschieht dieses nur in rein natürlicher Beziehung.

2. Felix Molmann oder das Leben eines christlichen Mustererziehers vor hundert Jahren. Nebst Auszügen pädagogischer Lehren und Grundsätze aus dessen Tagebuche.

Ein geborener Lehrer, so gut wie der Verfasser des Krebsbüchleins, war der Badenser Molmann. Durchdrungen von der Bedeutsamkeit seines Berufes, voll Liebe für die Kinder, vereinigte er mit der natürlichen Anlage eine gute Vorbildung, die sich durch lange Erfahrung vervollkommnete. Er verstand nicht bloß das Aeußere, man möchte sagen Handwerksmäßige, der Erziehungsarbeit, sondern besaß auch den wahren innern Geist, der alles beleben und weihen muß. Molmann war gläubiger Christ, ein treuer Sohn der katholischen Kirche. Der Glaube an den Erlöser als wahren Sohn Gottes und Retter der Menschheit war ihm Herzenssache und das Wichtigste des Unterrichts. In dieser Gesinnung wirkte er vier Jahrzehnte lang in der Schule zum Heile der Kinder und Erwachsenen. Hatte der Verfasser des Krebsbüchleins den Spaten als Sinnbild seiner Grundsätze über der Hausthür anbringen lassen, so nahm bei Molmann ein Bild des göttlichen Heilandes den Ehrenplatz im Schulzimmer ein. Er selber starb, mit den heiligen Sacramenten versehen, den Namen Jesu auf den Lippen. — Die mitgetheilten Bruchstücke aus seinem Tagebuch sind Perlen christlicher Erziehungsweisheit. Kann der eine oder andere Ausdruck schief gedeutet werden, so hat er doch auch einen richtigen Sinn und war sicher gut gemeint.

VII. Band: **Die Schul- und Universitätsordnung Kurfürst Augusts von Sachsen.** Aus der Kursächsischen Kirchenordnung vom Jahre 1580. Herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. **Ludwig Wattendorf.** (VIII u. 220 S.) Preis *M.* 1.60.

Dieser Band enthält die vollständige Ordnung der niedern, mittlern und höhern Schulen, wie sie im Kurfürstenthum (Herzogthum) Sachsen am Ende des Jahrhunderts der Reformation eingeführt wurde. Auf allgemeine Vorbemerkungen (S. 17—21) folgt zuerst die „Ordnung derer Particularschulen" (S. 22—70). Dieses waren Lateinschulen für die Städte; sie begannen mit dem einfachsten Unterricht im Lesen und Schreiben. Daran schließen sich die Bestimmungen über die drei Fürstenschulen zu Meißen, Pforta und Grimma, welche „Herr Moritz, . . . unser freundlicher, lieber Bruder, christmilder und seliger Gedächtniß, von denen verledigten Klöstern und Stiftgütern . . . aufgerichtet" (S. 71—106). Diese vermittelten eine höhere Bildung, etwa nach Art unserer Gymnasien. An dritter Stelle erscheint „Die Ordnung, wie es in den deutschen Schulen zu halten" (S. 107—112). Dieses waren Elementarschulen für „Dörfer und offene Flecken". Endlich folgt die alle Facultäten bis ins Kleinste umfassende Verordnung für die beiden Universitäten Leipzig und Wittenberg (S. 113—220). Das Ganze ist eine wohldurchdachte Arbeit. Sie ist indes nicht etwas ursprünglich Neues, sondern bringt das Vorgefundene und bis dahin Uebliche in streng gegliederter Ordnung; vieles ist fast wörtlich aus der württembergischen Schulordnung herübergenommen (S. 3). Die Einleitung des Herausgebers (S. 3—16) sowie knapp gehaltene Anmerkungen fördern in

dankenswerther Weise das Verständniß. Werthvoll ist das Buch hauptsächlich für den Geschichtsfreund. Einzelheiten haben allgemeines Interesse, z. B. die Verordnung, daß morgens vor Anfang der Lection von der ganzen Schule das Veni Sancte etc. und nachmittags der Hymnus Veni Creator „neben denen gewöhnlichen Collectis“ mit Andacht lateinisch gesungen werden soll (S. 40). — Die Pfarrherren sollen „mit Fleiß darauf Achtung geben und ernstlich verschaffen, daß in der Kirche nicht ihre (der Cantores), da sie Componisten sein, oder anderer neuen angehenden, sondern derer alten und dieser Kunst wohlerfahrenen und fürtreffentlichen Componisten, als Josquini, Clementis non Papa, Orlandi und dergleichen Gesänge gesungen werden“ (S. 54). — Von der vielgerühmten „evangelischen Freiheit“ ist nichts zu spüren; strammes Regiment herrschte über Professoren und Studirende; alle hatten sich streng an die reine Lehre Dr. Lutheri zu halten. Unter anderm mußten die Theologen bei ihrer Promotion schwören, daß sie „der Kirchen mit Gottes Hülfe in der Lehre des heiligen Evangelii, ohne einige Korruptelen, treulich dienen und die Symbola, das Apostolische, Nicenische und Athanasii, beständig verfechten“ wollten (S. 172).

VIII. Band: **August Hermann Franckes wichtigste pädagogische Schriften.** Neu herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Dr. **Johannes Gansen.** (147 S.) Preis *M.* 1.

Wie Salzmann war Francke eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Beide leisteten Bedeutendes für die Unterweisung der Jugend. Beide waren protestantische Theologen und Prediger, gingen aber in die äußersten Gegensätze auseinander. Während Salzmann bloß noch eine natürliche Religion annahm, verfiel Francke dem einseitigen Pietismus. Ueber den Charakter, die Entwicklung und Leistungen Franckes berichtet ausführlich die Einleitung (S. 3—49). In derselben wäre bei Besprechung der religiösen Verhältnisse eine größere Scheidung zwischen Katholischem und Protestantischem wünschenswerth gewesen; einige Aeußerungen sind, soweit sie wenigstens den Katholicismus angehen, nicht zutreffend.

Nach der Einleitung folgen mehrere Schriften Franckes. Die hauptsächlichste ist: „Kurzer und einfältiger Unterricht, Wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und Christlichen Klugheit anzuführen sind, ehemals zu Behuf Christlicher Informatorum entworfen und nun auf Begehren zum Druck gegeben“ (S. 51 bis 113). — Ueberraschend ist es, hier gleich im Anfang den bekanntermaßen mehr als ein Jahrhundert vorher vom hl. Ignatius hochgehaltenen Grundsatz wiederzufinden: „Die Ehre Gottes muß in allen Dingen, besonders aber in Auferziehung und Unterweisung der Kinder als Hauptzweck immer vor Augen sein“ (S. 53), und späterhin: „Alle Klugheit, sie habe Namen, wie sie wolle, muß Gottes Ehre zum Ziel und Zweck haben und muß alle andern Dinge gebrauchen, diesen heiligen Zweck zu erreichen“ (S. 89). Verdient schon das klare Aussprechen dieses einzig richtigen Hauptsatzes alle Achtung, so muß man nicht minder die strenge Durchführung desselben anerkennen. Zu bedauern ist nur, daß diese nicht so sehr mit fester Folgerichtigkeit geschieht als vielmehr mit steifer Hartnäckigkeit. So sind Uebertreibungen unvermeidlich, auf welche der Herausgeber wiederholt in kurzen Anmerkungen aufmerksam macht, z. B. S. 57.

61. 65. 66. 67 u. a. m. Jedenfalls ist das Joch, welches Francke seinen Lehrern wie Schülern auferlegt, kein leichtes. — Die allgemeinen Vorschriften enthalten kaum etwas, was nicht früher schon von katholischen Schriftstellern ebensogut oder auch besser ausgesprochen wäre. Das eigenartig Franckesche besteht in der pietistischen Färbung, dann besonders in den einzelnen Ausführungen, Behandlung der Personen, Haus- und Schulordnung, Art und Weise des Unterrichts.

Der Herausgeber hat die ursprünglich wenig anziehende Sprache Franckes unserer Zeit angepaßt, ohne doch die Eigenart des Verfassers ganz zu unterdrücken, und hat dadurch die Lesung des Buches nicht unwesentlich erleichtert.

IX. Band: **Salzmanns Ameisenbüchlein** oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. Für Schule und Haus bearbeitet von Dr. **Wimmers**, Seminardirektor. 2. Aufl. (109 S.) Preis 60 *Pf.*

Wie das Krebsbüchlein sich mit der Erziehung der Kinder befaßt, so das Ameisenbüchlein mit derjenigen der Erzieher; wie jenes zu einer unvernünftigen Erziehung anleitet, so dieses zu einer vernünftigen. Auch das Ameisenbüchlein enthält viele gute Lehren. Der angehende Schulmann wird dadurch auf manches aufmerksam, was, dem Scheine nach fernliegend oder unwichtig, in der That bedeutsam ist für sein ganzes Wirken; der gereifte Lehrer findet darin Selbsterlebtes bestätigt, gewinnt über manches vielleicht erst volle Klarheit. Daneben zeigt auch das Ameisenbüchlein so recht die ganze Armut des Philanthropismus. Dieses tritt hauptsächlich in dem Abschnitt „über die Gewöhnung zur Sittlichkeit" hervor (S. 60 ff.). Wohl wird die Hauptsache, der Wille Gottes, auch genannt, aber nur am Ende und beiläufig. Ueber das Leben und Leiden des Heilandes, über die Beispiele der Heiligen findet sich kein Wort, obgleich beides, dem Gang der Entwicklung gemäß, hätte obenan stehen müssen. Gerade hierfür ist ja das Kindesherz durch die Taufgnade besonders vorbereitet; unbewußt dürstet es danach als nach seiner von Gottes und Rechts wegen ihm gebührenden geistigen Nahrung. Auch hier wird man von tiefem Mitleid erfaßt mit Lehrenden und Lernenden, die in diesem Geiste erziehen und erzogen werden: so viel Erfahrung, so viel Geschicklichkeit, so viel Arbeit — alles ohne den rechten Nutzen, weil abgetrennt von Ihm, der allein Weg, Wahrheit und Leben ist.

R. van Aken S. J.

Die socialen Lehren des Freiherrn Karl von Vogelsang. Grundzüge einer christlichen Gesellschafts- und Volkswirtschaftslehre, aus dem literarischen Nachlasse desselben zusammengestellt von Dr. **Wiard Klopp.** 8°. (643 S.) St. Pölten, Preßvereinsdruckerei (Franz Chamra), 1895. Preis *M.* 6.20.

Mitten in den Kämpfen des Lebens stehend, fand Freiherr Karl von Vogelsang keine Zeit, ein größeres, systematisches Werk über die Gesellschaftslehre zu verfassen. Gleichwohl enthalten die zahlreichen von ihm geschriebenen Aufsätze überaus reiches, ja nahezu das ganze Material zu einer christlichen Sociologie. Es ist das dankenswerthe Verdienst Wiard Klopps, jene vereinzelten

Bausteine mit fachmännischer Kenntniß in meisterhafter Weise zu einem herrlichen, einheitlichen Bau zusammengefügt zu haben.

Das Werk zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil.

Im allgemeinen Theile wird die gegenwärtige sociale Lage und Frage kurz charakterisiert; sodann werden die Grundgedanken einer socialen Reform entwickelt, die nothwendigen Mittel und die Mitarbeiter an der Reform bezeichnet, schließlich die gegenwärtigen socialen Systeme und Parteien in zwei Gruppen: die Parteien der anarchischen Production und die Parteien der geordneten Production, zerlegt.

Der besondere Theil umfaßt die Gesellschafts- und Volkswirtschaftslehre. Die Gesellschaftslehre beginnt mit dem Menschen als dem Mittelpunkte und der Ursache der Gesellschaft, behandelt die Gleichheit, Ungleichheit und Freiheit des Menschen, sein Verhältniß zu den materiellen Gütern und seine Stellung in der Gesellschaft. Hieran schließt sich die Lehre von der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen, von der Familie, dem Staate und seinem Verhältnisse zur Kirche. Hervorragendes Interesse beansprucht die Behandlung der Stände, ihrer gegenwärtigen Lage, Lebensfähigkeit und der zu ihrer Wiederbelebung nothwendigen Reformen.

Die Volkswirtschaftslehre bespricht den Zweck der Volkswirtschaft, ihre Elemente und die Bedingungen einer gesunden Volkswirtschaft. Mit besonderer Schärfe wird hierbei das kapitalistische System bekämpft.

Bei der Fülle des Materials ist es unmöglich, auf alle Details näher einzugehen. Wir begnügen uns damit, namentlich die Tendenz des Werkes in großen Zügen darzulegen.

Das Ziel, welches Karl von Vogelsang in seinem Leben, in seinen Schriften und seinem Wirken erstrebte, war ein hohes und schwieriges. Nichts Geringeres wollte er, als die Social- und Wirtschaftsordnung auf der Grundlage des ewigen, christlichen Sittengesetzes wieder aufbauen, der gottgewollten, auf Gerechtigkeit, Liebe und Solidarität beruhenden organischen Gesellschaftsordnung zum Siege über den von Moral und damit von jeder festen Ordnung losgelösten, alles atomisirenden Liberalismus und Kapitalismus verhelfen.

Mit klarem Blick erkannte Vogelsang, daß eine gründliche Erörterung der socialen Frage unabweislich die fundamentale Prüfung des gesamten liberalen Ideencomplexes fordere, und daß die Lösung der socialen Frage überhaupt nur in der Ueberwindung des Liberalismus gefunden werden könne.

Zwar hat die materialistische Nationalökonomie zeitweilig scheinbar große Erfolge erzielt. Da sie aber von der metaphysischen, moralischen und damit von der wichtigsten Seite des Menschenlebens völlig abstrahierte, vermochte sie die Völker ebensowenig glücklich zu machen, wie ein Mensch Befriedigung und Glück finden kann, der lediglich in dem Bereich des Animalischen seine Lebensziele sucht. Solange der Mensch nicht bloß aus Stoff besteht, solange es keine materialistischen Nationen gibt, bleibt auch die materialistische Nationalökonomie ein Widersinn.

Indem Vogelsang die Volkswirtschaftslehre wieder in Beziehung und Abhängigkeit vom christlichen Sittengesetze brachte, indem er den Grundsatz aufstellte und bewies, daß selbst vom Standpunkte der bloßen Nationalökonomie aus nur

das Sittliche auf die Dauer zugleich als das Zweckmäßige sich darstelle, entzog er dem heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystem völligst den Boden jeder principiellen Berechtigung. Der Kapitalismus, der Grundsatz, daß der erwerbende Besitz keine andere Bestimmung in sich trage als die des Erwerbes, keine andere Norm als die des Vortheils, kein anderes Princip als den Naturinstinct der Selbstliebe und des Eigennutzes, — hatte das Volk in lauter Einzelwesen zersetzt, die einen erbitterten Kampf ums Dasein führen. Das Endergebniß der unbeschränkten Herrschaft des Kapitalismus ist der Pauperismus, die Massenarmut, die Verelendung der Völker. Demgegenüber gilt es nun, in Theorie den Grundsatz, daß auch das wirtschaftliche Handeln als menschliches, freies, sittliches, verantwortliches Handeln gelte, und die auf die menschliche Gemeinschaft gerichtete Bestimmung des Besitzes wie der Arbeit thatsächlich anzuerkennen.

Vogelsang begnügt sich jedoch keineswegs damit, das Ziel zu bezeichnen. Auch über den Weg, der zu diesem Ziele führt, enthalten seine Schriften die ausgiebigste Belehrung. Weit entfernt, von den socialdemokratischen, agrar-communistischen oder staatssocialistischen Bestrebungen das Heil zu erwarten, ist Vogelsang bis in seine innerste Seele hinein wahrhaft conservativ und jedem revolutionären Vorgehen durchaus abgeneigt. Der Unterschied zwischen Reform und Revolution liegt darin, sagt er, daß die erstere an die Idee, an den vorbildlichen Gedanken des Systems zum Zweck der Weiterentwicklung desselben nach den realen Bedürfnissen der Zeit anknüpft. Die Revolution dagegen, mag sie von oben oder unten ausgehen, mag sie mit Gewalt oder durch den Mißbrauch der Gesetzgebung vollzogen werden, verwirft um der Mißbräuche willen die Idee, zerreißt Rechts- und Ideencontinuität und beraubt dadurch ein Volk seines werthvollsten Schatzes: des Zusammenhanges mit seiner Vergangenheit, aus welcher allein eine glückliche Zukunft sich entwickeln kann. Darum verlangt Vogelsang Rückkehr zu den Grundsätzen des Christenthums, wie sie alle religiösen, politischen, socialen Einrichtungen des Mittelalters belebten. Allmähliche, organische Wiederherstellung einer christlichen Social- und Wirtschaftsordnung, der corporativen Organisation der Gesellschaft auf christlicher Grundlage, in einer den heutigen Verhältnissen entsprechenden Form, — darin erblickt Vogelsang die Quintessenz aller christlichen Socialpolitik. Die ewigen Ideen, welche den socialpolitischen Institutionen der europäischen Christenheit ehedem zu Grunde lagen, auf die gänzlich veränderten Verhältnisse der Gegenwart sachgemäß anzuwenden, das durch den Liberalismus zerrissene Band der Continuität mit der christlichen Vergangenheit wieder anzuknüpfen, das ist der sicherste Weg zur Lösung der socialen Frage. Diese wenigen Worte mögen genügen, um die philosophische und historische Auffassung zu charakterisiren, welche die socialen Lehren Vogelsangs beherrscht.

Für den Herausgeber war es eine schwere Aufgabe, in zerstreute Aufsätze und Artikel ein System hineinzulegen, wo der Autor ein solches nicht beabsichtigt hatte, — um so schwieriger, da der Herausgeber aus Pietät gegen den Verstorbenen darauf verzichten wollte, irgendwelche Zusätze oder Aenderungen vorzunehmen. Es würde daher ungerecht sein, wenn man tadeln wollte, daß einzelne Fragen nicht erschöpfend behandelt sind, andererseits manche Wiederholungen sich finden, die unter andern Umständen hätten vermieden werden können.

Wie zu Lebzeiten Vogelsangs einige seiner Anschauungen zu Controversen zwischen ihm und dieser Zeitschrift Anlaß gaben, so können wir auch bei der vorliegenden Schrift nicht in allen Specialfragen uns mit ihm einverstanden erklären. Das soll uns aber nicht hindern, freudig anzuerkennen, daß dieses Werk, ausgezeichnet durch einen seltenen Reichthum und eine wunderbare Tiefe der Gedanken, sowie in glänzender, stets lebendiger und anziehender Sprache geschrieben, ebensosehr von der hohen geistigen Begabung, dem unermüdlichen Fleiße Karl von Vogelsangs beredtes Zeugniß ablegt, wie von der heiligen Begeisterung für christliche Wahrheit und Gerechtigkeit, die das Herz dieses wahren Edelmannes erfüllte. Hätte Vogelsang nichts anderes geleistet, — dieses Werk allein würde genügen, ihm den Dank und die Verehrung der Nachwelt zu sichern. Denn wenn heute die einst allgebietende „klassische" Nationalökonomie den Kreis ihrer Verehrer sich mehr und mehr verengern sieht, wenn das Licht der Wissenschaft den schwer auf den Geistern lastenden Nebel liberaler Doctrinen einigermaßen zu zerstreuen, die Welt von dem Aberglauben einer „naturgesetzlichen" und darum unabänderlichen Wirtschaftsordnung zu emancipiren beginnt, dann werden wir nicht zuletzt auf Vogelsangs Grab den Lorbeer des Siegers niederlegen.

Heinrich Pesch S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Gründung und Thätigkeit des Vereins vom heil. Karl Borromäus. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubelfeste des Vereins am 30. Mai 1895. Mit 6 Porträts. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben vom Central-Verwaltungs-Ausschuß. 8°. (144 S.) Köln, Bachem, 1895. Preis *M.* 1.50.

Wenn je ein Jubiläum zur Ausgabe einer Festschrift berechtigten Anlaß bot, so war es der 50. Jahrestag der Gründung des Borromäusvereins. Nicht nur nimmt derselbe in dem glänzenden Kranze der katholischen Vereine Deutschlands dem Alter wie der Wirksamkeit nach eine ganz hervorragende Stelle ein, er hat sich auch gerade um das katholische Schriftwesen, um Aufblühen und Verbreitung der literarischen Thätigkeit im katholischen Deutschland die ausgezeichnetsten Verdienste erworben. Ueberdies ist er ein Markstein jenes denkwürdigen und mächtigen Aufschwunges, welchen in mittelbarer Folge der „Kölner Wirren" das katholische Leben in Deutschland genommen hat, dessen wir uns in seinen Nachwirkungen und Früchten noch heute erfreuen. Die Gründung des Vereins, zu welcher der jüngst verstorbene Veteran des katholischen Lebens in Deutschland, Herr August Reichensperger, mit den Anstoß gab, reicht in jene an Hoffnungen wie an Kämpfen so fruchtbare Zeit zurück, und seine Geschichte ruft Gestalten wieder in Erinnerung, deren tiefgreifendes Einwirken auf das katholische Leben ihr Andenken für immer vor der Vergessenheit hätte

schützen müssen. Es ist ein besonderes Verdienst der „Festschrift", neben der dankbaren Anerkennung der durch den ersten Protector, Cardinal v. Geissel, erfahrenen mächtigen Förderung, namentlich auch der hochverdienten Männer Freiherrn Max v. Loë und Professor Dieringer eingehender gedacht zu haben. Es ist dies um so höher anzuschlagen, als sonst die Schrift der actenmäßigen Kürze sich beflissen und auf das sich beschränkt hat, was nothwendig war, um Geschichte und Wesen des Vereins in bestimmten Umrissen zu überschauen. Die Festschrift erfüllt durchaus ihren Zweck, und es ist die einsichtsvolle, wohlabgewogene Zusammenstellung ebenso anzuerkennen wie die hübsche, einer Festschrift angemessene Ausstattung.

Historia sacra antiqui Testamenti, quam concinnavit Dr. Hermannus Zschokke, Capituli ecclesiae metropolitani Vindobonensis cantor et praelatus infulatus etc. Cum approbatione Reverendissimi archiepiscopalis ordinariatus Vindobonensis. Editio quarta emendata et instructa quinque delineationibus et tabula geographica. Lex.-8°. (X et 449 p.) Vindobonae et Lipsiae, Braumüller, 1894. Preis *M.* 8.

Das Werk ist in dieser Zeitschrift schon zweimal (Bd. XXVII, S. 91, und Bd. XXXV, S. 553) angezeigt worden, und daß diese Empfehlung eine verdiente war, beweist der jetzige Vermerk Editio quarta. Um die Verbreitung des Buches noch mehr zu erleichtern, ist der Preis von *M.* 10 auf *M.* 8 herabgesetzt worden. An Seitenzahl ist diese Ausgabe nun freilich auch etwas geringer als die frühere, dafür ist indes das Format größer geworden. Die Ausstattung muß man gediegen, vornehm nennen: starkes, glattes Papier von angenehmer Färbung; klarer, genauer und vor allem übersichtlicher Druck. Der eigentliche Text hebt sich von den beigefügten Erläuterungen und Beweisen durch die Größe der Buchstaben deutlich ab, während die Bemerkungen selbst durch Zahlen verbunden sind mit der Stelle, welcher sie zur Erklärung oder Stütze dienen sollen. Da der hochwürdige Herr Verfasser ein Schulbuch schreiben wollte, so hat er auf allen Schmuck der Darstellung verzichtet. Es kam ihm sichtlich nur darauf an, in knappster Form möglichst viel Stoff zu bieten. Und das ist ihm vollkommen gelungen. Apologetik und Polemik kommen zu ihrem Rechte, wie sich das von selbst versteht. Streitpunkte aus dem Gebiete der Exegese werden natürlich auch häufig beleuchtet. Das Gebiet des Dogmas, der Moral und der Ethik wird manchmal gestreift. Fragen der Geographie und Geschichte, der Archäologie und Kunstgeschichte werden erörtert. Vielfach werden die Ansichten der modernen „Kritiker" mitgetheilt, die Gründe der Gegner kurz vorgebracht und gewöhnlich auch ebenso kurz beantwortet. Einzelne Male indes verweist der Verfasser in solchen Fällen auch auf andere Einleitungswerke. Sind in einer Frage die katholischen Gelehrten selbst nicht einer Meinung, so werden meist beide Ansichten mit ihren Beweisen vorgelegt. Bei solchen Gelegenheiten weist der Verfasser auf jene Werke hin, in denen die Frage oder Ansicht ausführlicher behandelt oder vertreten wird. So wird das Buch auch für jene, die sich mit irgend einem Stoffe näher beschäftigen oder die sich weiter ausbilden wollen, ein trefflicher Führer.

Questions actuelles d'Écriture sainte par le R. P. Joseph Brucker de la Compagnie de Jésus. 8°. (X et 329 p.) Paris, Victor Retaux, 1895. Preis *Fr.* 5.

Das Buch zerfällt in drei Theile. Im ersten Theile bietet der gelehrte Verfasser eine längere Abhandlung über die Inspiration, ihr Wesen, ihren Einfluß auf

den heiligen Schriftsteller, ihre Ausdehnung und über die Irrthumslosigkeit der biblischen Schriftsteller (S. 1—91). Die Lehre der heiligen Väter und Concilien wird durch ausreichende Belege festgestellt; einige der neuerdings erhobenen Einwürfe sind berücksichtigt und beantwortet. Der zweite Theil legt im Anschluß an die Encyklika Providentissimus die Grundsätze der biblischen Apologie dar. Im dritten Theile bietet uns der Verfasser Studien über die Genesis: der historische Charakter der elf ersten Kapitel der Genesis, das Sechstagewerk, Bibel und Astronomie (Galileis Verurtheilung), Bibel und Transformismus, die Sündfluth. Der erste Theil ist größtentheils neu bearbeitet; die andern Abhandlungen, die bereits in mehreren Zeitschriften (La Controverse, Revue des questions scientifiques, Études) erschienen waren, sind überarbeitet und erweitert. Die Darstellung ist klar und bündig und bei Besprechung abweichender Ansichten sachlich und ruhig. Wir möchten den geehrten Verfasser bitten, sich einmal die Frage vorzulegen, wie denn Adam (oder Moses) die Offenbarung über den Hergang der Schöpfung mitgetheilt wurde; ein Studium dieser Frage dürfte wohl die Visionshypothese in einem günstigern Lichte erscheinen lassen. Dazu nehme man noch die Beobachtung, wie geschichtliche Ereignisse und Thatsachen in der den Propheten gewordenen Offenbarung sich darstellen, z. B. Is. 10, 28. Ez. 9, 1 bis 11, 23 u. a. Eine Offenbarung über die Schöpfung mußte stattfinden; daß Gen. 1 von Gott wortwörtlich dictirt worden sei, wird der hochw. Verfasser kaum behaupten. Die Annahme einer Offenbarung durch Vision und folgerichtig der gleichen Darstellung ist also wohl nicht von vornherein abzuweisen. Sie ist auch nicht mit der idealen Auffassung einfach zusammenzustellen (vgl. *de Hummelauer*, Comment. in Gen. p. 52, 68 sq.). Der Verfasser sieht in den Tagen Gen. 1 des périodes de temps plus longues que de vingt-quatre heures (p. 174), glaubt aber doch, daß in den einzelnen Tagewerken bloß die créations *initiales* dans chaque genre, l'ordre d'apparition *première* des grandes divisions des êtres (p. 187) von Moses bezeichnet werden; ja das Werk des dritten und vierten Tages läßt er zeitlich zusammenfallen: les rayons du soleil commencèrent à éclairer et à échauffer régulièrement le sol terrestre, *en même temps* que s'y préparait l'éclosion des premiers êtres vivants (p. 199). Wie dieses aus den Worten der mosaischen Darstellung herauszufinden sei, dürfte kaum allen verständlich sein. Gen. 2, 4: istae sunt generationes coeli et terrae, wird bald als Anfang einer neuen Abtheilung (p. 148. 268), bald als Unterschrift zum Vorhergehenden bezeichnet (p. 230 comme l'ont admis les Septante —?). Gut ist der Nachweis, daß man für die allegorische Erklärung der ersten Kapitel der Genesis sich mit Unrecht auf die Väter der alexandrinischen Exegetenschule berufen habe (p. 152 sq.).

Horae diurnae Breviarii Romani ex decreto SS. Concilii Tridentini restituti, S. Pii V. Pontificis Maximi jussu editi, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recogniti. Editio quarta post typicam. 32°. (XL et 892 p.) Ratisbonae, Pustet, 1895. Preis broschirt *M.* 2.40; Einbände 70 *Pf.* bis *M.* 3.40.

Rituale Romanum Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum, cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio quarta post typicam. 18°. (XII et 688 p.) Ratisbonae, Pustet, 1895. Preis broschirt *M.* 4; Einbände *M.* 1.40 bis *M.* 3.

Jeden Freund einer würdigen Ausstattung liturgischer Bücher muß es mit aufrichtiger Freude erfüllen, daß die von der Pustet'schen Firma mustergiltig her-

gestellten Ausgaben der verschiedenen Liturgien in stets wachsendem Maße die gebührende Anerkennung und Verwerthung finden. Wie sehr dies wirklich der Fall ist, zeigt die rasche Aufeinanderfolge der neuen Auflagen. So war von der kleinen Ausgabe, der sogen. Sedez-Ausgabe, der Horae diurnae noch vor zwei Jahren eine neue Auflage erschienen, und schon jetzt liegt wiederum eine neue vor. Dieselbe weist, wie stets die neuen Auflagen der Pustet'schen Liturgica, mannigfache Verbesserungen und Verschönerungen auf. Selbstverständlich enthält sie alle, auch die allerneuesten Officien, ebenso die durch die Decrete der Ritencongregation vom 27. August 1894 und vom 5. Februar 1895 geforderten Aenderungen in den Rubriken; aber sie bringt auch als neue Zugaben einen Index Psalmorum, einen der Cantica und einen der Hymni, und zudem einen sehr praktischen und vielen gewiß höchst erwünschten Anhang, der alles Nöthige für die Communio Infirmorum, das Sacramentum Extremae Unctionis, die Absolutio Apostolica et Gratiarum actio sowie die gebräuchlichsten Benedictionen aus dem Rituale Romanum enthält. Auch die vortreffliche Ausstattung ist noch durch neue Schmalzl'sche Bilder gehoben worden. — Aehnliches gilt von der neuen Auflage des Rituale Romanum, das sich durch sehr deutlichen Druck wie durch Handlichkeit auszeichnet.

Sociale Vorträge, gehalten bei dem Wiener socialen Vortragscurse 1894. Auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft gesammelt und herausgegeben von Professor Dr. Franz M. Schindler, General-Secretär der Leo-Gesellschaft. gr. 8°. (III u. 148 S.) Wien, Kirsch, 1895. Preis *M.* 1.80.

Bei dem österreichischen Vortragscurse sollte das Hauptgewicht nicht so sehr auf die Erörterungen actueller Einzelfragen socialpolitischer Natur gelegt werden, sondern man wollte sich mehr auf die akademische Behandlung der socialen Fragen in ihrem großen Zusammenhange beschränken. Zunächst werden in zwei Vorträgen von dem hochw. P. A. M. Weiß O. Pr. das Wesen der Gesellschaft, ihr Zweck, die Bedingungen ihres Bestandes, die Stellung der Einzelnen zum Gesellschaftsganzen besprochen. Die Darlegung der allgemeinen Ursachen der jetzigen wirtschaftlichen Nothlage bildet den Inhalt des zweiten, von Sr. Durchlaucht Prinz Aloys Liechtenstein gehaltenen Vortrages. Hieran reiht sich die Darlegung der Schwierigkeiten, unter welchen die einzelnen Stände — Bauern, Handwerker, Industriearbeiter — zu leiden haben, der Ursachen dieser Schwierigkeiten und der Reformziele für jedes Gebiet. Professor Joh. Pohl behandelt dabei die Agrarfrage, Dr. Alfred Ebenhoch die Handwerkerfrage, der hochw. P. Joseph Biederlack S. J. die Arbeiterfrage. Man wird von der socialen Frage nicht reden können, ohne zugleich des modernen Socialismus zu gedenken. Die Grundlagen des socialistischen Systems werden in einem von P. Biederlack S. J. gehaltenen Vortrage geprüft, während Dr. Albert Geßmann den Stand der socialdemokratischen Bewegung in Oesterreich zum Gegenstande einer eingehenden Besprechung macht. Die Aufgabe der christlichen Charitas in der Jetztzeit behandelt Professor Dr. Franz Schindler, zum Schluß P. A. M. Weiß O. Pr. die besondern Pflichten des Clerus in der Gegenwart. Wir möchten insbesondere Herrn Professor Dr. Franz M. Schindler dafür danken, daß er alle Mühe darauf verwendete, den socialen Curs in Wien zu stande zu bringen und nun auch die Frucht desselben zu einer dauernden zu gestalten. Da die Vorträge nach einem sehr geschickt entworfenen Plane gehalten wurden, fügen sich die einzelnen Theile zu einem einheitlichen Ganzen zusammen, ergänzen sich gegenseitig und kommen, ein jeder seiner Bedeutung entsprechend, zur Geltung. Ebensosehr befriedigt der Inhalt der socialen Vorträge. Die Redner sind Männer vom Fach; sie beherrschen den Stoff, den sie behandeln, voll-

ständig und sind darum auch in der Lage, die Hauptsache von dem Nebensächlichen zu unterscheiden. Wir hoffen daher, daß die „Socialen Vorträge“ nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Deutschland einen weiten Leserkreis finden werden.

Die österreichische Volksschule. Beurtheilt nach dem Geiste der approbierten und an den k. k. Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, allgemeinen Volks- und Bürgerschulen, Fortbildungsschulen und Kindergärten eingeführten Lehr- und Lesebücher. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von Justus Verus. 8°. (XII u. 192 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 3.

Ein Mann der Gerechtigkeit und Wahrheit ist es jedenfalls, der hier unter dem Pseudonym sich birgt, und er hat der Kirche Oesterreichs, wie hoffentlich auch dessen Schulen, mit diesem Büchlein einen guten Dienst geleistet. Dasselbe ist nur eine Sammlung sachlich gehaltener Kritiken über die an den verschiedenen Unterrichtsanstalten Deutschösterreichs im Gebrauch befindlichen Lehrbücher, aber es erscheint wie ein Nothschrei der vergewaltigten katholischen Kirche. Es ist erstaunlich, welche Masse von Geschmacklosigkeiten, pädagogischen Mißgriffen, Confusionen und Unwahrheiten in diese Kritikensammlung hat zusammengetragen werden müssen. Das Schlimmste aber, der Geist, welcher solche „Schulbücher“ durchweht und welcher unwillkürlich den ganzen Sinn des Zöglings durchdringen muß, kann durch Kritisirung einzelner anstößigen Stellen noch nicht einmal annähernd gekennzeichnet werden. Die Auszüge aus den Schulbüchern für die Kinder erfüllen manchmal mit Entrüstung, die aus den Büchern für Seminarzöglinge oft mit Ekel. Doch ist die Beurtheilung eine maßvolle, die mit großer Gerechtigkeitsliebe alles Gute anzuerkennen sucht, was in jenen Büchern sich finden läßt. Sehr fein, aber deshalb für den Nicht-Oesterreicher leicht mißverständlich, ist S. 185 die Ironie über das warme Interesse des „Herrn Ministers für Cultus und Unterricht“ für einen „bessern Volksgesang in der Kirche“. Möge das Buch in Oesterreich die verdiente Beachtung finden und heilsame Erkenntniß wecken! Möge es aber auch in Deutschland den Anstoß geben zu ähnlichen wachsamen Untersuchungen über die Literatur der Schule!

Der Ehrwürdige Diener Gottes und jugendliche Arbeiter **Nunzio Sulprizio.** Ein kurzes Lebensbild für das katholische Volk dargestellt von Dr. Franz Zorn von Bulach, Priester. Mit Genehmigung des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Straßburg. kl. 8°. (XVI u. 110 S.) Straßburg, Müller, Hermann & Cie., 1895. Preis 75 *Pf.*

Ein Lebensbild, dessen Lesung beim katholischen Volke, für welches es geschrieben ist, nur den wohlthätigsten Einfluß ausüben kann. Beides, Inhalt und Form der Darstellung, vereinigt sich, um insbesondere die für das Gute so empfängliche Jugend an dem ebenso lebenswahr wie anziehend geschilderten Beispiele heldenmüthig geübter Tugend zu ähnlichem Streben wirksam anzuregen. Papst Leo XIII. selbst hat den heiligmäßigen Jüngling Nunzio Sulprizio (geb. 1817, gest. 1836) bei der dritten Centenarfeier des hl. Aloysius der Jugend als Vorbild hingestellt. In der Ansprache, welche er bei dieser Gelegenheit hielt, sagte er u. a.: „Mit Recht haben Wir gewollt, daß an diesem feierlichen, dem Angedenken des englischen Jünglings von Gonzaga gewidmeten Tage das Decret veröffentlicht werde, welches die vom ehrwürdigen Diener Gottes Nunzio Sulprizio in heroischem Grade geübten Tugenden anerkennt ... Seit seiner zartesten Jugend nahm er sich den hl. Aloysius

zum Muster und bemühte sich, ihn in dem Geiste der Abtödtung, der Geduld, der Demuth und des Gebetes nachzuahmen." Gerade die hier genannten Tugenden leuchten in diesem gottbegnadeten Leben wie helle Sterne hervor, in dem lieblichsten Glanze aber wohl Nunzios unvergleichliche Geduld. Diese Tugend verklärt das nach menschlicher Anschauung so unscheinbare Leben des Schuhmachersohnes aus Pesco Sansonesco mit überirdischer Schönheit. Die Mißhandlungen eines herzlosen Verwandten, die jahrelangen heftigen Schmerzen eines unheilbaren Uebels und andere Leiden lassen die Gottesliebe des engelgleichen Jünglings nur um so reiner und kräftiger aufflammen und heben ihn schon hienieden zu der innigsten Gottvereinigung empor. — Um das so anregende Lebensbild auch den weitesten Volkskreisen zugänglich zu machen, wäre wohl zu empfehlen, daß neben dieser Ausgabe in wahrhaft vornehmer Ausstattung noch eine ganz einfache, billige Volksausgabe veranstaltet würde.

Die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt und Rufach 1615—1765. I. Band: Annuae litterae Collegii Selestadiensis et Residentiae Rubeacensis 1615—1713, herausgegeben von Joseph Gény. 8°. (XXVIII u. 428 S.) Straßburg, Le Roux u. Co., 1895. Preis *M.* 6.

Die innerhalb der einzelnen Provinzen des Jesuitenordens von früher Zeit an gebräuchlichen Litterae annuae sind eine Art von Familienbriefen, d. h. vertraute Mittheilungen, in welchen die Genossen jedes einzelnen Ordenshauses die übrigen Mitglieder ihrer Provinz an ihren Arbeiten, Erfolgen und Leiden theilnehmen lassen. Herr Gény, Bibliothekar und Archivar in Schlettstadt, hat nun die Jahresberichte der beiden Jesuitenhäuser von Schlettstadt und Rufach für den Zeitraum von fast 100 Jahren ohne jede Lücke zum Abdruck bringen können, während er die für den eigenen Hausbedarf der beiden Genossenschaften abgefaßte Historia domus, die ursprünglich zu keinerlei Mittheilung an andere bestimmt war, zur Veröffentlichung in einem weitern Bande sich aufgespart hat. Schon der vorliegende Band enthält für die kirchliche Geschichte des Bisthums Straßburg viel Interessantes. Nicht minder ist derselbe geeignet, über das Leben und Wirken der damaligen Jesuiten, namentlich ihre Thätigkeit in Kirche und Schule, Licht zu verbreiten. Die Herausgabe ist ganz vortrefflich besorgt und zum richtigen Verständniß mit werthvollen Beigaben und Erläuterungen versehen worden. Was der Herr Verfasser S. xix das „starke Standesbewußtsein" seiner Schlettstadter Jesuiten nennt und in ganz zutreffender Weise zu rechtfertigen sucht, wäre wohl richtiger Liebe und Begeisterung dieser Männer für ihr Ordensinstitut genannt worden.

Frankreich an der Zeitwende. (Fin de siècle.) Von ***. 8°. (379 S.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), 1895. Preis *M.* 4.

Man wird wohl lange vergeblich suchen, bis man ein gleichzeitig so interessantes und belehrendes Buch über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich findet wie das vorliegende. Es ist ganz unmöglich, aus der gewöhnlichen Zeitungslectüre ein richtiges Bild von der Gestaltung unseres Nachbarstaates in den letzten 25 Jahren zu gewinnen. Der Einfluß des Staatsoberhauptes, die Strebungen der Republik, die verschiedenen Parteien und vor allem die herrschende Bourgeoisie, die Wahlmanöver, die Wirksamkeit des Code Napoléon, die neu entstandenen Secten, der Panama-Skandal, die Kolonialunternehmungen, das Heerwesen, die Russenfreundschaft und noch vieles andere, was dieses Buch erzählt, gehören zusammen, um uns ein Bild des gegenwärtigen Frankreich lebenstreu vor Augen zu führen, wie es hier von

Meisterhand entworfen wird. Der Verfasser ist offenbar ein Mann, der sich viele Jahre in Frankreich aufgehalten hat, der den Entwicklungen der dortigen Republik in allen Phasen aufmerksam gefolgt ist, der dabei über eine seltene Beobachtungsgabe, ein reifes Urtheil und eine fesselnde Darstellung verfügt und der endlich das vielgestaltige Wandelbild von dem festen Standpunkte des überzeugungstreuen Katholiken aus beurtheilt. Warum er sich nicht genannt hat? Vielleicht um Unannehmlichkeiten zu entgehen, die ihm von der französischen Regierung, der sein ebenso scharfes als wahres Urtheil nicht angenehm sein dürfte, bereitet werden könnten; vielleicht um seiner Schrift in Deutschland auch in protestantischen Kreisen Zutritt zu verschaffen, welche sich ja leider katholischen Schriftstellern gegenüber vielfach von vorneherein ablehnend, wenn nicht positiv feindselig, verhalten. Wir müssen es bedauern, daß der Verfasser anonym auftritt; sein Buch aber, das sich nach Inhalt und Form wie eine Fortsetzung und Ergänzung von Hermann Kuhns „Aus dem modernen Babylon" ausnimmt (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIV, S. 116), ist uns darum doch eine hochwillkommene Gabe.

Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligthümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt. Von Anton de Waal, Rector am deutschen Campo santo. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. (IX u. 348 S., mit 74 Abbildungen, einer Eisenbahnkarte von Italien und einem Plane der Stadt Rom.) Freiburg, Herder, 1895. Preis geb. *M.* 4.

Jeder Deutsche, der Rom nicht nur aus neugieriger Reiselust, sondern als gläubiger Katholik besucht, wird für seine Pilgerfahrt durch die Kirchen und christlichen Alterthümer der ewigen Stadt keinen bessern Führer finden als dies Werk des Monsignore de Waal. Ist doch der Verfasser durch langjährigen Aufenthalt bei St. Peter und durch vielfachen Verkehr mit seinen Rom besuchenden Landsleuten wie kein zweiter befähigt, hier die sicherste Auskunft, die besten Rathschläge zu ertheilen. Seit sieben Jahren hat er überdies an der Verbesserung seines jetzt in dritter Auflage erscheinenden Buches gearbeitet, so daß er ein in seiner Art vollkommenes Hilfsmittel bieten konnte. Das Honorar hat er in großmüthiger Uneigennützigkeit zum Besten des Priestercollegiums von Campo santo bestimmt. Die zahlreichen Abbildungen sind gut, großentheils nach neuen Aufnahmen angefertigt, somit eine treffliche Beigabe.

Kreuz und Kreuzigung auf der altchristlichen Thüre von S. Sabina in Rom. Von H. Grisar S. J. Separatabdruck aus „Römische Quartalschrift" VIII, 1 f. 8°. (48 S. mit 1 Tafel.) Rom, Cuggiani, 1894.

Un prétendu trésor sacré des premiers siècles. (Le „tresoro sacro" du chev. Giancarlo Rossi à Rome.) Étude archéologique par H. Grisar S. J. 4°. (41 p. et 2 planches.) Rome, Spithöver, 1895. Preis *Fr.* 2.50.

P. Grisar bespricht in der zuerst genannten Abhandlung das dem 5. oder 6. Jahrhundert zugewiesene Basrelief der Kreuzigung, welche eine Tafel der Thüren von S. Sabina auf dem Aventin ziert. Er kommt zu dem Ergebniß, es sei „kein Typus im eigentlichen Sinne, sondern das vereinzelt gebliebene Erzeugniß" eines begabten Künstlers. In der zweiten Abhandlung untersucht er gründlich den im letzten Jahrzehnt vielfach besprochenen und abgebildeten Schatz kirchlicher Ge-

räthe, der 1880 auftauchte und von angesehenen Archäologen bald dem 4., bald dem 8. oder 9. Jahrhundert zugeschrieben wurde. Er zeigt mit guten Gründen, daß der ganze Schatz das Machwerk eines geschickten Fälschers ist und keinen wissenschaftlichen Werth habe. Die Abhandlung erschien zuerst in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie XIX, 306 f., ward 1894 dem archäologischen Congreß zu Spalato vorgelegt und ins Italienische übersetzt in Form einer Broschüre veröffentlicht. Sie ist ein neuer Beweis der gründlichen archäologischen Kenntnisse ihres Verfassers und steigert die schon hoch gespannte Erwartung seiner Geschichte der Päpste und der Stadt Rom im Mittelalter.

Ueber die Erhaltung und Erweiterung unserer Landkirchen. Von Ludwig Arntz, Kgl. Bauinspektor. Mit zwölf Erweiterungsentwürfen. gr. 8°. (24 Spalten.) Düsseldorf, Schwann, 1895. Preis *M.* 1.

Der Verfasser schildert zuerst das traurige Schicksal so vieler historisch wichtiger älterer Landkirchen, die pietätlos dem Untergange preisgegeben werden; zeigt dann durch einfache Berechnung, daß es, abgesehen von andern wichtigen Beweggründen, oftmals auch noch billiger ist, die alte Kirche in einen Erweiterungsbau aufzunehmen, als einem speculativen Unternehmer die Aufführung eines vollständigen Neubaues zu übergeben, und erläutert endlich seine in klaren Zeichnungen gegebenen zwölf Erweiterungsentwürfe. Der Gebrauch vieler Jahrhunderte und Beispiele aus allen christlichen Ländern zeigen, daß er im Princip recht hat. Mögen darum seine Worte und Vorschläge dort Aufmerksamkeit und Beachtung finden, wo eine alte Kirche zu klein wird und mehr Raum für eine wachsende Gemeinde zu beschaffen ist.

Une Veuve Millionnaire, par Charles d'Héricault. 18°. (396 p.) Paris, Firmin Didot et Cie, 1894. Preis *Fr.* 2.50; geb. *Fr.* 3.50.

Diese Millionen-Wittwe ist noch fast ein Mädchen; sie wird erst bei Beginn des Romans 21 Jahre alt. Bereits mit 15 Jahren verheiratet, wurde sie schon nach einem Monat Wittwe und lebte seitdem wieder bei ihrem Onkel, einem alten Militär, der sie vorher, genau nach der Vorschrift ihrer längst verstorbenen Eltern, ohne „dévotion" und ohne „sensibilité" zum emancipirten Wildfang, halb Pariserin, halb Amerikanerin, erzogen hat. Wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums wird sie von aller Welt angebetet, ist aber in nichts verliebt als in sich selbst und spielt darum mit aller Welt, namentlich mit den Freiern, die sie umdrängen, und unter denen sich außer einigen Franzosen auch ein englischer Lord und ein spanischer Grande befindet. Am schlimmsten aber spielt sie einem Herrn de Roselles mit, der ihr dreimal, bei einer Eisenbahngefahr, einer Eberjagd und einem Sturz vom Pferde, das Leben rettet. Sie erwidert seinen heldenmüthigen Opfersinn geradezu mit Beleidigung. Ihre närrischen Streiche sind ungemein ergötzlich erzählt, ihr kindischer Egoismus, die Frucht ihrer verkehrten Erziehung, meisterlich charakterisirt. Das anmaßende Spiel der leichtsinnigen Herzenskönigin findet indes unerwartet sein Ende. Einer der Freier heiratet ihre junge Schwägerin, ein anderer ihre Schwiegermutter; der Spanier, den sie launenhaft von sich weist, verwickelt die zwei andern eben verheirateten Concurrenten in Duellaffairen und setzt das Lebensglück ihrer Schwägerin und ihrer Schwiegermutter aufs Spiel. Aber das schlimmste ist, ihr Onkel stirbt an einem Schlagfluß, den ihm die Bestürzung über den Panama-Krach zuzieht, und infolge des Kraches ist die junge Wittwe keine Erbin von 15 Millionen mehr, sondern weiß nicht einmal, ob sie durch Veräußerung ihres Hauses in Paris die Schulden ihres Onkels decken kann. Ein braver alter Notar

reißt sie noch nothdürftig aus der Klemme, so daß ihr ein Landgut und ein bescheidenes Vermögen bleibt. Doch ihr Stolz ist jetzt gebrochen. In ihrer ländlichen Einsamkeit bekommt sie Interesse für die Armen. Sie widmet sich Werken der Barmherzigkeit. Es schlummert viel Gutes im Grunde ihrer Seele; das blüht im Unglück allmählich auf. Da in der Nachbarschaft die Pocken ausbrechen, hat sie den Muth, sich dem Dienste der Kranken zu widmen, und schlägt dafür großmüthig Schönheit und Leben in die Schanze. Sie wird wirklich angesteckt. In der langen Krankheit aber lernt sie auch Religiosität kennen, lieben und üben. Sie erhebt sich vom Krankenlager auch geistig genesen und reicht als demüthige, brave und vernünftige Christin jetzt dem früher verschmähten de Roselles ihre Hand. Die Verwicklung ist sehr spannend durchgeführt, die Charakteristik geistreich und lebenswahr, der landschaftliche Hintergrund voll Poesie, das ganze Buch von tiefchristlichem Geiste durchweht, reich an gesundem Humor und an ebenso gesundem Ernst.

Kritisches Verzeichniß der myrmekophilen und termitophilen Arthropoden. Mit Angabe der Lebensweise und mit Beschreibung neuer Arten. Von E. Wasmann S. J. gr. 8°. (XVI u. 231 S.) Berlin, Dames, 1894. Preis *M.* 12.

Daß die Ameisen und Termiten, diese sonst so unduldsamen und in stetem Kriege mit der sie umgebenden Natur befindlichen Insecten, in ihren Nestern Gesellschafter aus verschiedenen Klassen des Thierreichs, besonders aus der Ordnung der Käfer beherbergen, zu denen sie manchmal sogar in freundschaftlicher Beziehung stehen, die sie als Gäste pflegen, ja deren Brut sie gleich der eigenen sorgfältig aufziehen, das ist ohne Zweifel eine merkwürdige, nicht bloß für die Fachzoologie beachtenswerthe Erscheinung. Die vorliegende Schrift hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, das Beobachtungsmaterial, das seit Beginn dieses Jahrhunderts hierüber beigebracht, zum größten Theil aber nur in winzigen Notizen und unzähligen Zeitschriften zerstreut zu finden ist, zu ordnen und die zufälligen Besucher der Ameisenbauten und Termitenbauten von deren gesetzmäßigen Mitbewohnern zu scheiden. Das „Kritische Verzeichniß" unterrichtet daher über sämtliche bisher bekannt gewordenen Ameisengäste und Termitengäste aller Erdtheile (1246 Ameisengäste und 109 Termitengäste), indem es die entsprechenden Literaturbelege beifügt, ferner viele neuen Fundortsangaben bringt und endlich alles, was über die Lebensweise dieser Thiere bekannt ist, kurz zusammenstellt. Dem Buche ist in wissenschaftlichen Kreisen, für die es natürlich an erster Stelle bestimmt ist, bereits hohes Lob gespendet worden.

Ein moderner Todtentanz. Zwanzig Blätter aus dem Bilderbuche des Todes, gezeichnet von Professor Tobias Weiß. Mit Vorwort und Sprüchlein von P. W. Kreiten S. J. Bildtitel, 20 Bilder und Text zusammen 28 S. in Folio. M.-Gladbach, Kühlen, 1895. Preis geb. *M.* 7.50.

Im Gewühl und in der Zerklüftung einer zur Sinnlichkeit geneigten und zum großen Theil entchristlichten Zeit will das ernste Buch durch eine ergreifende Erinnerung an das Lebensende vor den Sünden und Verirrungen unseres Jahrhunderts warnen. Um desto zeitgemäßer zu sein, sind sämtliche Darstellungen der Gegenwart entlehnt. Auch die allgemein menschlichen Schicksalsschläge, wie wenn der Tod erscheint an der Wiege des Säuglings, oder am Sterbebette des Handwerkers, vor den Reihen der zur Schlacht aufgestellten Soldaten, oder am Steuer eines scheiternden Schiffes, in einer ansteckenden Krankheit, oder am Grabe des Greises, treten uns in modernem Gewande entgegen. Zeitgenössischen Grundübeln

antworten jene Zeichnungen, wo der Tod seine Opfer findet in einem Vergnügungszuge, auf Barrikaden und bei einem Dynamitattentat, im Ballet oder auf dem Maskenball, wo er gar herbeigerufen wird im Duell oder im selbstmörderischen Schluß einer sündhaften Liebesgeschichte. Hochpoetisch sind die beiden letzten Bilder: Der Tod macht mit dem Besen reine Bahn für den Tag des Herrn, und er zerbricht seinen Zeitmesser, die Sanduhr. Die entsprechenden zwei der werthvollen Sprüchlein, welche jedesmal in den Sinn der zwanzig Bilder einführen oder deren Bedeutung weiterentwickeln, lauten:

Das ist der große Besenmann,
Der sieht als Rauch und Plunder an
Und grinsend in die Gosse kehrt,
Was Großes hier ein Herz begehrt.

Und nach dem Tod — die Ewigkeit —
Voll Höllenqual — voll Himmelsfreud'.
Noch hast zur Wahl du Zeit und Raum —
Und wie er fällt, so liegt der Baum.

Diese Proben zeigen, wie der in Schwabacher Schrift mit Roth- und Schwarzdruck und Einfassungslinie gedruckte Text die nach Original-Federzeichnungen photolithographisch wiedergegebenen Bilder erklärt und verwerthet. Eingeleitet wird die Sammlung durch eine in Prosa abgefaßte Erklärung der einzelnen Tafeln, sowie durch ein längeres Gedicht voll tiefer Gedanken in künstlerisch abgerundeten, wohlklingenden Versen.

Miscellen.

Das Schwanken der Erdachse bildete schon seit einem halben Jahrhundert eine schwebende Frage der Astronomie, indem die Pulkowaer Astronomen Peters und Nyrén derselben auf den Grund zu kommen suchten, obgleich ohne Erfolg. Erst vor sieben Jahren wagte sich Herr Prof. Küstner, der gegenwärtige Director der Bonner Sternwarte, mit der Behauptung hervor, daß die geographische Breite von Berlin sich ändere. Damit war aber noch keineswegs ein Schwanken der Erdachse dargethan. Die Frage ist erst vor vier Jahren eine brennende geworden, und wir haben nicht versäumt, unsere Leser damals auf dieselbe aufmerksam zu machen (Bd. XLII, S. 234 f.).

Sie wurde gleichzeitig praktisch und theoretisch in Angriff genommen, praktisch von der Commission für „Internationale Erdmessung", theoretisch von dem amerikanischen Astronomen Chandler. Die Frage ist nach beiden Seiten hin ihrer Lösung entgegengegangen und heute, also nach vier Jahren, zu einem gewissen Abschlusse gelangt.

Das Ergebniß ist wissenswerth für die ganze gebildete Welt. Denn wenn dieses Schwanken auch nur eine Kleinigkeit ist und keine Gefahr in sich birgt, so ist es eben doch unser eigenes Haus, das schwankt. Wir legen dieses Ergebniß unsern Lesern vor nach einer Denkschrift, welche der diesjährigen Versammlung der Nationalen Akademie der Wissenschaften in Washington eingereicht wurde

und von den drei größten amerikanischen Astronomen Newcomb, Gould und Hall unterzeichnet ist. Herr Dr. Chandler erhielt bei dieser Gelegenheit die goldene Watson-Medaille als Anerkennung für seine Arbeiten und Erfolge in der theoretischen Lösung der Frage.

Es handelt sich nun bei der Darlegung dieser Ergebnisse zunächst um die Feststellung der Thatsachen und dann um ihre Erklärung.

Die Commission für „Internationale Erdmessung" hat gleichzeitige, an weit auseinander gelegenen Orten angestellte Beobachtungen veranlaßt und dadurch die Thatsache zum Vorschein gebracht, daß die kleinere Achse unseres abgeplatteten Erdellipsoids nicht genau mit der Umdrehungsachse zusammenfällt, daß ferner diese Umdrehungsachse in Bezug auf die Himmelskugel unverändert bleibt, aber in der Erde einer periodischen Schwankung unterworfen ist.

Da in der richtigen Vorstellung dieser Bewegung der Hauptnutzen liegt, den der wißbegierige Leser aus diesen Zeilen gewinnen soll, so möge einiges zur Erklärung beigefügt werden. Zunächst machen wir darauf aufmerksam, daß die gebräuchliche Bezeichnung dieser Erscheinung als „Schwanken der Erdachse" verführerisch ist. Man spricht dabei von der Umdrehungsachse der Erde. Es ist aber nicht die Achse, welche in der Erde schwankt, sondern die Erde schwankt in Bezug auf diese Achse. Solange man also nur die relative Bewegung beider im Auge hat, kann man von einem Schwanken der Erdachse reden. Will man aber die absolute Bewegung betonen, so muß man die Erscheinung als Schwanken der Erde bezeichnen.

Die beste Anschauung dieses Schwankens erhält man wohl, wenn man sich in die Gegend des Nordpols versetzt denkt und da zwei verschiedene Pole unterscheidet. Der eine ist der geometrische Pol, wo die Abplattung am stärksten ist, und der andere der astronomische Pol, um welchen die ganze Gegend sich in 24 Stunden herumdreht. Der geometrische Pol beschreibt also, wie jeder Gegenstand jener Polargegend, um den astronomischen Pol täglich einen Kreis. Darin besteht jedoch nicht das Schwanken der Erdachse. Bei dieser täglichen Umdrehung würden sich die geographischen Breiten auf der Erde nicht ändern.

Stellen wir uns nun vor, es gelinge einem geübten und mit Instrumenten ausgerüsteten Sternkundigen, an den Nordpol zu gelangen, und er bestimme den astronomischen Pol nach der Sonne oder nach den Sternen und bezeichne ihn durch einen eingeschlagenen Pfahl. Nehmen wir ferner an, es gelinge ihm, daselbst für ein oder mehrere Jahre sein Leben zu fristen, und er wiederhole seine Beobachtungen alle Monate. Hat er nun von dem in den letzten vier Jahren entdeckten Schwanken der Erdachse keine Kunde erhalten, so wird er zu seinem Erstaunen finden, daß er jeden Monat einen neuen Pfahl einzuschlagen hat, und daß diese Reihe von Pfählen im Laufe einiger Jahre nicht genau in sich zurückläuft, sondern theils spiralförmig theils schlingenartig sich verläuft und sich selbst vielfach durchschneidet. Darin besteht also das Schwanken der Erdachse. Der astronomische Nordpol wandert auf der Oberfläche der Erde hin und her. Jener Sternkundige wird sich verwundert fragen, was denn eigentlich wanke, die Achse oder die Erde. Er kann von seinem isolirten Standpunkte aus diese Frage nicht entscheiden. Das Zusammenwirken mehrerer Stationen hat

jedoch gezeigt, daß die Achse unverwandt nach demselben Himmelsorte zeigt, aber die Erdoberfläche in verschiedenen Punkten durchschneidet.

Würde die Achse im Himmelsraum schwanken, so änderten sich die Declinationen der Sterne; da aber die Erde schwankt, ändern sich die geographischen Breiten.

Dies ist also thatsächlich festgestellt worden, dank den Bemühungen der permanenten Commission für „Internationale Erdmessung". Ebenso großer Dank aber gebührt Herrn Chandler für die theoretische Untersuchung dieser Schwankungen.

Es war hier wieder unser großer Euler, der, wie für so viele andere Untersuchungen, so auch für diese, den Grundstein legte. Er hatte schon vor mehr als einem Jahrhundert gezeigt, daß die Umdrehungsachse eines Körpers, wenn sie nicht genau mit seiner Trägheitsachse zusammenfällt, ihre Lage in dem Körper ändern muß. In der Voraussetzung, daß die Erde völlig starr sei, berechnete er, daß dann der astronomische Pol alle zehn Monate um den geometrischen herumkreisen müßte. Diese Vorausberechnung hatte allerdings die nachtheilige Wirkung, daß sie spätere Astronomen irre führte. Peters und Nyrén hielten unwillkürlich an der Starrheit der Erde und an der zehnmonatlichen Periode fest, konnten dieselbe aber in ihren Beobachtungen nicht finden und erklärten demnach, daß ein merkliches Schwanken der Erdachse nicht vorhanden sei.

Vor vier Jahren nun machte sich Herr Chandler an das gesamte Beobachtungsmaterial heran, aber ohne alle Voreingenommenheit für irgend welche Voraussetzungen, und es gelang ihm, in der Masse der hundertjährigen Beobachtungen Schwankungen der Polhöhen zu entdecken und sogar ihre Perioden und Amplituden annähernd zu bestimmen. Mit Hilfe dieser letztern wagte er sogar, die Schwankungen der Polhöhen für das nächste Jahrzehnt nach Zeit und Größe vorauszusagen, und bis jetzt mit glücklichem Erfolge.

Die oben erwähnte Denkschrift faßt die Lösung dieser brennenden Frage, soweit sie bis heute gelungen ist, in sechs Paragraphen zusammen, die wir der Sache nach, aber abgekürzt, hier wiedergeben.

1. Die Erscheinung ist nicht local, sondern terrestrisch. Die Umdrehungsachse ändert sich in der Erde, aber nicht im Himmelsraume.

2. Die Umdrehungsachse bewegt sich relativ um die Trägheitsachse der Erde in 428 Tagen. Diese Bewegung ist kreisförmig, mit einem durchschnittlichen Halbmesser von 14 Fuß, und ihre Richtung ist von Westen nach Osten.

3. Gleichzeitig mit der Umdrehungsachse bewegt sich aber auch die Trägheitsachse selbst um eine mittlere Lage in Bezug auf die Oberfläche der Erde. Ihre Periode ist eine jährliche, ihre Richtung von Westen nach Osten, und ihre Gestalt eine Ellipse von 25 Fuß Länge und 8 Fuß Breite.

4. Die erstgenannte Bewegung der Umdrehungsachse ist veränderlich. Ihr Halbmesser schwankt alle 66 Jahre zwischen 8 und 18 Fuß und ihre Periode zwischen 423 und 434 Tagen.

5. Auch die zweitgenannte Bewegung der Trägheitsachse ist veränderlich. Ob aber die Ellipse ihre Gestalt ändert oder sich bloß dreht, ist ungewiß.

6. Außer den beiden genannten Bewegungen scheint noch eine dritte vorhanden zu sein mit einem Halbmesser von 10 oder 15 Fuß und einer Periode von etwa 12 Jahren, über die sich aber noch nichts Bestimmtes sagen läßt.

Dieses ist also der heutige Stand unserer Frage.

Dem beobachtenden Astronomen ist mit dieser Entdeckung der letzte Stützpunkt im Himmelsraume geschwunden. Schon Hipparch gewahrte, daß die Himmelsachse mit dem Frühlingspunkte sich langsam verschob. Doch machte man sich daraus noch wenig, weil diese Bewegung so klein und so regelmäßig war. Beunruhigender war schon ein kürzeres Schwanken der Erdachse, das vom Monde abhängt und von Bradley entdeckt wurde. Allein man vertraute immer noch auf die Fixsterne, bis man auch diese samt unserer Sonne in Bewegung fand. Jetzt ist endlich auch der Standort des Beobachters am Wanken, und so ist nichts mehr ruhig und fest im Himmelsraume. Welche Mühe für den Astronomen, der seine Beobachtungen, um sie mit denen anderer zu vergleichen, von all diesen Schwankungen und Bewegungen befreien soll! Ihm ist in der That die Welt „zur Forschung übergeben, so daß der Mensch nicht ergründet das Werk, welches Gott wirket vom Anfange und bis zum Ende" (Pred. 3, 11).

Die syrische Evangelienhandschrift des Sinaiklosters und deren Entdeckerinnen. Die beiden gelehrten Engländerinnen Mrs. Agnes Smith Lewis und ihre Schwester Mrs. Margaret Dunlop Gibson sind Anfang Mai d. J. zum dritten Male von der beschwerlichen Reise zum Berge Sinai zurückgekehrt. Bei ihrem ersten Besuche des Sinaiklosters im Februar 1892 entdeckten sie die berühmte syrische Evangelienhandschrift, die auch in Deutschland so viel von sich reden machte. Bei dem zweiten, vierzigtägigen Aufenthalte auf dem Sinai im Frühling 1893 wurde die Handschrift von den beiden Schwestern und drei englischen Professoren genauer untersucht und eine Ausgabe derselben für den Druck vorbereitet. Außerdem legte Mrs. Lewis einen Katalog sämtlicher syrischen Handschriften der Sinaibibliothek an, Mrs. Gibson einen solchen der arabischen Handschriften; beide Kataloge sind seitdem veröffentlicht worden. Auch der diesjährige, dritte Besuch des Klosters galt in erster Linie dem syrischen Evangelienmanuscript. Viele Lücken der vor kurzem erschienenen gedruckten Ausgabe wurden ausgefüllt, manche irrthümliche Lesarten derselben verbessert. Nebenbei wurden bei allen drei Besuchen noch manche gelehrte Arbeiten aus den Schätzen der Bibliothek für die Veröffentlichung vorbereitet.

Wenn man bedenkt, mit welchen Beschwerden und Entbehrungen schon eine gewöhnliche Sinaireise verbunden ist, wird man dem Muthe und der Ausdauer dieser schon bejahrten englischen Damen die höchste Anerkennung zollen müssen. Um die Wissenschaft und insbesondere die Bibelwissenschaft haben sie sich unstreitig sehr große Verdienste erworben; bei allen Studien über die Evangelien wird man das „Lewis-Manuscript" berücksichtigen müssen. Auch die Sprachkenntnisse der beiden Damen erwecken billig jedermanns Staunen; sie sprechen nicht nur englisch, französisch, deutsch und einige andere europäische Sprachen, sondern sind auch in den orientalischen Sprachen, besonders im Arabischen und Syrischen, außerordentlich bewandert.

In Bezug auf die viel umstrittene Stelle des Manuscripts: Ioseph ... genuit Iesum hat ihre neue Untersuchung nur ergeben, daß die Lesart der Stelle im Codex als durchaus sicher und feststehend betrachtet werden muß. Gegenüber den daraus gezogenen rationalistischen Folgerungen gegen die jungfräuliche Geburt bleiben die längst gegebenen Erklärungen in ihrer vollen Kraft, wie auch die beiden Entdeckerinnen der Handschrift festhalten: entweder wird das genuit im weitern Sinne genommen und ist bloß von der legalen Vaterschaft zu verstehen, oder die Lesart ist, wenn auch durch die Handschrift sicher bezeugt, doch fehlerhaft und nicht vom ersten Uebersetzer gewollt. Im syrischen Texte genügt der einzige Buchstabe Tau, am Ende von auled (genuit) hinzugefügt, um das Verbum auf das unmittelbar vorhergehende Virgo Maria zu beziehen; der dem auled im Codex direct vorhergehende Punkt, der in jedem Falle unrichtig ist und der sonstigen Schreibweise des Codex zuwiderläuft, legt es außerdem nach der Erklärung des P. Cheikho nahe, darin ein Ueberbleibsel eines früher vorhandenen Buchstabens Dâlath (= d) zu erblicken, wodurch das sonst zu ergänzende Relativ ausgedrückt würde; der richtige Text hieße demnach: Iacob genuit Ioseph, Ioseph cui desponsata fuit Virgo Maria, quae genuit Iesum. Der Name Joseph wiederholt sich darum, weil er im folgenden näher bezeichnet werden soll. An eine häretische Interpolation braucht man wohl nicht zu denken, da der nähere und entferntere Context zu klar die Orthodoxie des Autors beweist.

Nochmals der Pithecanthropus erectus. Ungefähr gleichzeitig mit dem Nachrufe, den wir dem berühmten Verstorbenen in diesen Blättern widmeten (S. 116 ff.), veröffentlichte auch die socialdemokratische „Neue Zeit" einen Condolenzartikel über denselben Gegenstand, betitelt: „Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Uebergangsform aus Java. Von Arthur Jacobi."

Da gerade die Socialdemokraten es sind, welche die Anwendung der darwinistischen Abstammungstheorie auf den Menschen als das vorzüglichste Ergebniß der modernen Wissenschaft preisen und dasselbe mit schrankenloser Consequenz auch für die Neugestaltung der socialen Verhältnisse im Zukunftsstaate verwerthen möchten, finden wir den Schmerz, der sie am Grabe des jüngsten Affenmenschen erfüllt, allerdings leicht begreiflich.

„Ein breiter Abstand", so klagt das socialdemokratische Organ, „trennt das Thier, auch das am höchsten stehende, den anthropoiden Affen, vom Menschen; und die primitivsten Rassen sind doch noch zu sehr Mensch [wie schade!], um widerspruchslos als ein Mittelglied zwischen dem menschlichen und dem thierischen Reiche gelten zu können; einzig auf die fossilen Funde im Innern der Erde sind wir darum angewiesen, aus ihnen müssen wir unsere ganze Vergangenheit wieder aufbauen. Bei der Wichtigkeit dieser Frage für uns ist es begreiflich, wenn eine neue Entdeckung auf dem dunkeln Gebiete der menschlichen Phylogenie stets das größte Aufsehen erregt, besonders wenn sie mit solcher prophetischen Sicherheit auftritt, wie am Ende des vorigen Jahres des holländischen Militärarztes Eugen Dubois ‚Pithecanthropus erectus'. In dem ‚aufrechtgehenden Affenmenschen', der ‚menschenähnlichen Uebergangsform aus Java' erkennt ihr

Entdecker nichts weniger als den ‚Urerzeuger des Menschen‘, er sieht bereits vor sich den ganzen ‚Weg der Menschwerdung‘. . . . Aber dem ist leider nicht so.“

Hierauf werden die auch von uns dargelegten Gründe erörtert, welche sowohl die Zusammengehörigkeit der drei Fundstücke, des rechten Backenzahns, des linken Oberschenkels und des halben Schädels, als auch deren Zugehörigkeit zu einer „Zwischenform“ zwischen Mensch und Affe als sehr fraglich erscheinen lassen. „Darin“, so schließt er, „sind alle Anthropologen einig, die den Dubois'schen Pithecanthropus beurtheilt haben, daß dieser Fund die Bedeutung nicht beanspruchen kann, die sein Entdecker ihm zuschreibt: die Frage nach dem Vorläufer des Menschen bleibt nach wie vor offen.“

Doch ein Trost ist dem Naturforscher der „Neuen Zeit“ noch geblieben. Ist der arme Pithecanthropus als Affenmensch auch unheilbar mausetodt, so kann man ihn vielleicht doch noch als „tertiären Menschen“ wieder lebendig machen. Der Wiederbelebungsversuch, den Jacobi zu diesem Zwecke anstellt, gestaltet sich folgendermaßen:

„Bedeutungslos wird dadurch die Entdeckung noch lange nicht; im Gegentheil, sie ist äußerst werthvoll; sind doch diese drei Knochenstücke allem Anscheine nach, wenn man von dem vielleicht tertiären amerikanischen Schädel von Calaveras absieht, die ersten Spuren des so lange vergeblich gesuchten tertiären Menschen. . . . Von welcher eminenten Wichtigkeit dieser Nachweis ist, ergibt sich schon daraus, daß . . . die ältesten aller andern im Innern der Erde aufgefundenen Schädel und Knochenreste der Diluvialzeit angehören, während doch das Vorhandensein des Menschen in der Tertiärzeit einfaches logisches Postulat ist.“

Herr Jacobi hat vergessen, streng zu beweisen, daß die Schichten, in denen die Reste des unglücklichen Pithecanthropus lagen, wirklich tertiär und nicht diluvial seien. Aber das „logische Postulat“ hilft ihm über alles hinweg, und er fährt vertrauensvoll fort:

„Wenn wir bis jetzt zum Triumphe aller Rechtgläubigen und Bibelfesten trotz alles Suchens diese berühmte tertiäre Uebergangsform nicht entdeckt haben, so ist das für einen naturwissenschaftlich geschulten Menschen nicht nur nicht bedenklich, sondern vom Standpunkte unserer Theorie aus von vollkommen nebensächlicher Bedeutung; und Schlüsse daraus auf den Werth oder Unwerth der Descendenzlehre überhaupt können nur von solchen Ordnungsleuten gezogen werden, denen — mit Schmidt zu reden — ‚das Reich des Lebendigen in seiner Ganzheit ein verschlossenes Buch geblieben‘.“

Mit andern Worten: Die Wissenschaft muß noch einen echten tertiären Affenmenschen finden, und wenn sie ihn nicht findet, so muß doch einer dagewesen sein; denn sonst wäre die Existenz der Menschheit ohne „natürliche Ursache“; und wer das nicht einsehen will, der gehört zu den beschränktesten aller Menschen, zu den „Ordnungsleuten“. Das ist socialdemokratische Wissenschaftlichkeit!

Der Dom von Florenz.

Florenz und das alte Athen bieten auffallend viele und treffende Vergleichungspunkte. Beide Städte waren Freistaaten mit allen Vortheilen und Nachtheilen dieser Staatsform; beide waren der Sitz eines empfänglichen, geweckten, hochbegabten und unternehmenden Volkes; beide der Mittelpunkt eines Landes voll hoher Naturschönheit, nahe genug dem Meere, um die Vortheile eines ausgebreiteten Handels zu genießen, und entfernt genug, um in diesen materiellen Bestrebungen die ideale Richtung des Geistes nicht einzubüßen; beide Städte endlich waren von entschiedener und weittragender Wichtigkeit in Förderung von Kunst und Wissenschaft für die ganze Welt.

In der That kann man sich kaum ein schöneres Landschaftsbild denken, als es Florenz mit seiner Umgebung bietet. Kaum hat der Arno sich dem Engthal seines obern Laufes entwunden und die beträchtliche Ebene gegen Prato und Pisa hin gewonnen, da nimmt auch schon die Stadt von dem Flusse Besitz. Gleich einer thronenden Majestät sitzt die tuskische Athene da, weit sichtbar durch ihre strahlende Domkuppel, und lehnt wie auf einen schützenden Schild ihren linken Arm auf die herantretende Hügelkette mit ihrem Mauerkranz, während sie mit der speerbewehrten Rechten wie spielend das Weichbild der Stadt weit in die blühende, wein- und olivenfrische Ebene hinauszeichnet. Sie ist wirklich die „Schöne“, mit ihren zahlreichen bekuppelten und spitzthürmigen Gotteshäusern, ihren Palästen voll ernster Majestät, mit ihren fünf kühn geführten Brücken über den Arno, mit ihrem schmuckvollen Kranz von Landhäusern, die sie durch die ganze Ebene, in die Thäler und zu den sanft geschwungenen Höhen hinauf streut, im Norden über das alte Fäsulä hinaus selbst bis in eine ansehnliche Alpenwelt, endlich mit ihrem alles überwölbenden Himmel voll lieblicher Klarheit und sonnigen Lichtes. Nur eines fehlt: ein Blick auf das Meer; sonst besitzt Florenz alles, was zur Schönheit eines Erdenaufenthaltes nur ersonnen werden kann.

Wenn die Natur gewissermaßen Erzieherin und Bildnerin des Menschen ist, wie natürlich und wie erklärlich ist dann in diesem reichen, aber nicht überschwänglich reichen Lande, in dieser abwechslungsvollen, klar gegliederten und höchst anmuthigen Umgebung die Kraftfülle und Lebenslust, der ideale und dabei doch praktische Sinn, diese Phantasie und Verstandesschärfe nebst einer unbändigen Freiheitsliebe, die den Charakter des Florentiner Volkes kennzeichnet, vor allem aber das Verständniß und die Empfänglichkeit für die Ideale der Kunst!

In der That ist Florenz im höchsten Sinne des Wortes die Stadt der schönen Künste. Die Kunstbestrebungen der Menschheit sind hier gleichsam wie in einem Brennpunkte gesammelt und auf das glücklichste gekrönt.

Es gibt nun keinen Kunstzweig, in dem sich der Geist und das künstlerische Schaffen eines Volkes kräftiger ausspricht und kennzeichnet als die Baukunst, und in der Baukunst hinwieder der Tempel- und Kirchenbau. Die Religion ist ja das erste und vornehmste Bedürfniß des Menschen und des Staates, und billigerweise setzt er zu dessen Lösung und Befriedigung den besten Theil seiner Glücksgüter und seines Kunstvermögens ein. In keiner Art der Kunstthätigkeit kann sich auch glorreicher und wirkungsvoller dieses Kunstvermögen offenbaren, weil kein anderes menschliches und staatliches Bedürfniß die Leistungen aller Künste dergestalt in Dienst nimmt wie die Religion mit ihrem Tempel- und Gottesdienst.

Es ist daher anziehend und belehrend, an dem einen oder andern Bilde vorzuführen, was das kleine, aber höchst strebsame und kunstverständige Volk am Arno an kirchlichen Bauwerken geschaffen hat. In erster Reihe kommt da der Dom in Betracht.

I.

Die Gründung und der Ausbau des Domes fallen in das 13., 14. und theilweise in das 15. Jahrhundert. Es gehört somit der Beginn noch dem sogen. Heldenzeitalter der Republik an. Das ganze 13. Jahrhundert verlief unter fortwährenden wilden Kämpfen zwischen dem Adel und dem Volk und zwischen den Guelfen und Ghibellinen. Noch um die Mitte dieses Jahrhunderts kämpfte man in den engen, von himmelhohen, burgartigen Häusern beschatteten Gassen von Haus zu Haus; von Thür zu Thür sperrte man die Straßen mit schweren Ketten und zerstörte die Wohnungen mit Eisen und Feuer[1]. Das Endergebniß dieser wüthenden Kämpfe war der Sieg

[1] v. Reumont, Lorenzo de' Medici I, 53.

der Guelfen und die Begründung der Volksherrschaft durch Ausbildung der Zünfte und durch Errichtung einer volksthümlichen Regierungsform. Auch das 14. Jahrhundert brachte seine gewaltigen innern Erschütterungen und noch mehr äußere Schrecknisse durch Theuerung, Ueberschwemmung und mehrmalige Pest. Trotz dieser Bedrängnisse erstarkte aber die Republik immer mehr, nicht bloß nach außen durch Vergrößerung ihres Ländergebietes, ihrer Macht und ihres Ansehens, sondern auch im Innern durch Erweiterung und Ausschmückung der Stadt infolge eines Aufschwungs von Bauthätigkeit, die einfach Staunen erregt. So entstand ein neuer Mauerkreis mit den gewaltigen Thoren und Thürmen, erhoben sich aus den Trümmern die kühnen Brücken, erhielten ihr Dasein der Dom, S. Croce, Maria Novella, Or S. Michele, der Palast des Podestà (Bargello) und der riesenhafte, fast märchenhafte Bau des Palastes der Signoria (Palazzo Vecchio) mit der prachtvollen Halle bei Lanzi — alles Bauwerke, welche der Stadt bis auf den heutigen Tag ihr eigenthümliches Aussehen geben. In ernster, aber anmuthiger Schönheit traf die Stadt das antretende 15. Jahrhundert und fügte dem Bestande noch mehrere Bauschönheiten anderer Art hinzu. Was anderswo mächtige Gewaltherrscher und lange Reihen von Fürstengeschlechtern vollendet, das vollbrachte hier im Kampfe mit vieler Ungunst der Zeit und der Menschen aus eigenen Mitteln ein einfaches Bürgerthum.

Es ist nun beachtenswerth, mit welchen Mitteln dieses alles vollbracht wurde. Zum Bauen bedarf es vor allem des Geldes. Dieses floß stätig und reichlich dank dem Gewerbfleiß, dem Scharfsinn und der unternehmenden Thätigkeit, die in den zwei Jahrhunderten trotz heftiger Rückschläge stets im Steigen waren. Die Florentiner Wollweberei, Tuchfärberei, Seidenweberei, die Gold- und Silberschmiedekunst, vor allem aber der Geld- und Wechselbetrieb beherrschten den Markt von Europa und von der ganzen Welt. Die Einnahmen des kleinen Staates überwogen die Einkünfte von Neapel, Sicilien und Aragonien. Die Wollweberzunft allein besaß im Jahre 1350 300 Läden in der Stadt und hatte 1331 die Sorge für den Ausbau des Domes übernommen [1].

Noch schwerer aber fällt in die Wagschale die sittliche Eigenart des Volkes, das klare Bewußtsein des Zieles, das zähe Festhalten an dem-

[1] Mit Verwunderung hörte Bonifaz VIII., daß die Gesandten aus Frankreich, England, Deutschland, Böhmen, Ragusa, Neapel, Sicilien, Pisa und der Tatarei, welche ihm bei Gelegenheit des großen Jubiläums huldigten, alle Florentiner seien. *Rio*, De l'art chrétien I, 185. *Richa*, Notizie storiche delle chiese fiorentine VI, 74.

selben, der religiöse Ernst und vor allem eine Stärke des Gemeinsinns, der wirklich Staunen erregt. Dieses thätige, haushälterische, berechnende, reiche und machtbewußte Bürgerthum setzte seine Ehre nicht in die Pracht seiner Privathäuser, sondern in die Größe und den Glanz seiner Kirchen und staatlichen Gebäude. Vergabungen zum Ausbau des Domes wurden allen zur Pflicht gemacht, und kein Vermächtniß sollte Giltigkeit haben [1], das nicht auch den Dom und die Kasse für Erweiterung der Stadtmauern bedächte; dagegen erhielten Dombaumeister, die ihrer Sache Ehre machten, volle Steuerfreiheit. Das Ansehen, die Würde und der Vortheil der Stadt und Gemeinde ist überall der entscheidende und durchschlagende Grund. Ueberall, in Anordnung der Staatsangelegenheiten und an den baulichen Werken, sollte sich der hohe und weise Sinn des Volkes und sein edler Ursprung offenbaren [2]. Noch im Jahre 1527, also längst nach Ablauf der goldenen Zeit der Republik, schrieb ein edler Venetianer, Gesandter bei der Republik von Florenz: „Wollte Gott, unser erleuchtetes Venedig wäre ebenso reich an Spitälern, Wohlthätigkeitsanstalten und frommen Stiftungen wie Florenz!... Es ist eine christliche, religiöse Stadt. Die vielen Kirchen sind nicht bloß glänzend und reich versehen mit allem Nöthigen, sie sind auch zu jeder Zeit gefüllt. ..." Wenn er nun weiter meint, die schöne, anmuthige Natur, die Beschäftigung mit Kunst, Gewerbe und Handel und namentlich die Lust an schönen Landsitzen [3] ließen hohen Sinn und kräftigen Charakter nicht aufkommen, so vergingen keine zwei Jahre und die Ereignisse straften dieses Urtheil Lüge. Bei der Belagerung durch die Spanier im Kampfe für die Selbständigkeit gaben diese Bürger die schönen Landsitze preis und verließen Webstuhl, Färberkessel, Ladentisch, Wechselbank und Staffelei, griffen zum Schwert und zur Muskete und starben für ihr Vaterland [4].

---

[1] v. Reumont, Lorenzo de' Medici I, 56. 97.

[2] Die Inschrift, welche in der Domkirche links an der Thüre der „neuen Sacristei" die Gründung des Domes bezeugt, lautet: „Anno a Christi ortu MCCIIC. Florentini magnis divitiis et rebus domi forisque commode constitutis, cum urbem moenibus auxissent pulcherrimisque aedificiis publicis decorassent, ut rem divinam quoque optime ordinarent et posteris insignis magnificentiae et religionis suae exemplum proderent, hoc augustissimum templum in Dei honorem eiusque Matris semper Virginis Mariae instituerunt et Pontificio legato Cardinale praesente primumque lapidem ponente summa cum omnium laetitia et devotione inchoarunt VI: Idus Sept." Die Abfassung ist aus späterer Zeit und klingt stark humanistisch. Indessen drückt sie doch richtig die Sinnesart des Volkes aus.

[3] Er schreibt, wenn ein Florentiner 20000 Ducaten gewonnen, verwende er sicher 10000 für den Bau oder den Ankauf eines Landhauses.

[4] Reumont, Geschichte Toscanas I, 97.

Aber zum künstlerischen Wirken reichen weder Geldmittel noch Frömmigkeit noch Gemeinsinn allein aus: es gehört dazu auch Kunstsinn und Kunstvermögen. Und darin gerade zeichnet sich Florenz vor allen andern Städten aus. Die Florentiner sind nicht ein ackerbautreibendes, sondern ein gewerbe- und kunstliebendes Volk. Der klare Himmel, die schöne, anmuthige, lachende Natur thut ihnen die Kunstneigung und das Gefühl für das Schöne wie von selbst an und gibt ihren Gedanken klare Durchsichtigkeit und kunstathmenden Ausdruck. Ist ja doch Toscana eine Urstätte der bildenden und bauenden Kunst, und der römische Baustil ist im Grunde eine Verschmelzung und Fortbildung der griechischen und etruskischen Bauformen. Dieses Naturtalent für Kunst hat Florenz verwerthet zu einem staunenswerthen Reichthum aller Arten der Entwicklungsform des Schönen. Alle Zweige der schönen Kunst hat es mächtig gefördert. Auch Rom besitzt seine mittelalterlichen und neuern Kunstwerke, aber die Meister derselben hat es anderswoher berufen. Rom ist der Mäcenas, Florenz ist der Künstler und bildet sich sein kunstberühmtes Genie selbst. Es gibt in der That keine Stadt in der Welt, die seit der zweiten Hälfte des Mittelalters eine solch erstaunliche Menge hoher Meister in jeder Kunstrichtung aufzuzählen hat wie Florenz. In diesem Sinne verdient es mit Recht den Namen des ersten modernen Staates der Welt.

So war das Volk geartet, das den Dom errichten sollte. Die Baukunst des 13. Jahrhunderts aber stand vorherrschend unter dem Zeichen der Gotik. Auf verschiedenen Wegen hielt der gotische Stil seinen Einzug in Italien und Toscana. Den wichtigsten Einfluß übten die Cistercienser, welche sich im 12. und 13. Jahrhundert überallhin verbreiteten und neue Kirchen und Klöster in der ihnen eigenthümlichen Art erbauten. Aber die Gotik kam auch von Süden her aus Sicilien und Neapel infolge der Eroberung durch die Normannen und das Herrschergeschlecht der Anjous, von Norden durch die friedliche Einwanderung deutscher Meister [1]. Eine besondere Verbreitung gewann die ganz in dem idealen Geiste des Mittelalters liegende Stilart jedoch durch den Umstand, daß die zwei eben entstandenen volksthümlichen Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner sich dieselbe vorzüglich aneigneten und sie überall förderten.

Wir dürfen uns aber diese italienische Gotik nicht vorstellen als den reinen Ausdruck des nordischen Stiles gleicher Gattung. Sie ist vielmehr

[1] *Rio* l. c. I, 69. *Burckhardt*, Cicerone II, 43. 47. Revue de l'art chrétien 1894 V, 41 s.

eine geistreiche Umbildung desselben durch Verschmelzung mit der frühern Kunstform. Die Antike mit ihrem Vorherrschen der Horizontale, mit ihrer Weit- und Schönräumigkeit, mit ihren großen Flächen, Massen und Wölbungen liegt zu tief in dem Grundgefühl des Italieners, als daß er sie, selbst wenn er in einer fremden Bauform sich zu denken bemüht, völlig überwinden kann. Das Hauptgesetz der besten Gotik, das constructive Element, das Verhältniß der Breite zur Höhe, die Ausbildung der Kirche zu einem Gerüste von lauter aufwärts strebenden und nach Auslösung ringenden Kräften mit Preisgeben aller unbeschäftigten und unbelasteten Massen ist in der gotischen Bauweise des Italieners nicht consequent durchgeführt. Er bedient sich gotischer Bestandtheile eigenmächtig zu seinem Zwecke, des Spitzbogens zur Weitspannung der Hallen, der Fialen zur Auszier der Fassade, der Giebel und der Fenster, er baut überhaupt in mäßiger Höhe, in größerer Einfachheit und im Grunde immer in geistiger Fühlung mit der altchristlichen Basilika [1].

Im besondern erhält das Oberhaus des Hauptschiffes an einem italienischen gotischen Kirchenbau, abweichend von der nordischen Gotik, nur die Höhe, welche dem Bau das nöthige Licht sichert. Die Höhe des nordisch-gotischen Mittelschiffes (oft das Doppelte der Höhe der Nebenschiffe) wäre bei den weitgespannten Zwischenräumen bedenklich und für den Eindruck überflüssig. Ferner weicht der gotische Säulenbündel dem gegliederten Pfeiler, ungefähr in der Gestalt, wie er in dem nordisch-romanischen Baustil erscheint, und die Stellung der Pfeiler ist erweitert. Die Strebepfeiler und Widerlager, welche in der nordischen Gotik wegen der Höhe der Schiffe reich und mächtig behandelt sind, treten sehr gedämpft als Wandbänder oder Wandpfeiler auf, und die Fenster erhalten nur mäßige Ausweitung, so daß die Wandflächen in ihrem Besitz bleiben. Der Thurm, in der nordischen Kirche oft Führer und Träger eines Hauptgedankens, steht entweder ganz getrennt oder doch bloß in anspruchsloser Verbindung mit dem Hauptbau. Dadurch wird dann auch die Behandlung der Fassade ganz frei, und es tritt dieselbe sehr oft als bloßes Prachtstück auf ohne organische Verbindung mit dem Innern. Kurz, man möchte fast sagen, die italienische Gotik sei im Grunde der altklassische Gedanke mit nordisch-gotischer Zierform. Je weniger steil dieser Zierat angelegt ist, um so harmonischer stimmt er zum Bauganzen [2].

---

[1] Frantz, Geschichte der christlichen Malerei I, 543.
[2] *Burckhardt* l. c. II, 43.

Soviel über Zeit, Land, Leute und Kunstrichtung zur Einleitung in die Beschreibung und Geschichte des Domes.

II.

Bis zur Neige des 13. Jahrhunderts war die Kirche der hl. Reparata, ein Votivbau für den Sieg über den Goten Radagais, die Hauptkirche der Stadt. Nachdem aber die Republik infolge ihrer Macht und ihres Ansehens unter die Reihe der ansehnlichsten und mächtigsten Staaten Italiens emporgestiegen war, genügte dem hochstrebenden jungen Staate die verhältnißmäßig kleine Kirche nicht mehr, und um so mehr nicht, da in ihrer nächsten Nähe die zwei großen und herrlichen Kirchen der Franziskaner und Dominikaner sich zu erheben begannen. Im Jahre 1294 beschloß deshalb die Signoria mit belobender Zustimmung des Papstes Bonifaz VIII., einen Bau zu unternehmen, der nicht bloß von dem hohen und weisen Sinne des Volkes zeugen, sondern auch alles an Pracht und Größe überbieten sollte, was menschliches Vermögen zu erfinden im stande wäre [1]. Mit dieser schwierigen, sozusagen unmöglichen Aufgabe wurde Arnolfo del Cambio aus Colle im Elsathal, ein Schüler des Nicolo Pisano, betraut, der als Baumeister der Republik und Urheber vieler öffentlichen Bauten das eigenthümliche Gepräge seines Geistes der Stadt aufdrückte. Er verband in seiner Kunstrichtung die nordische Gotik mit dem italienischen oder vielmehr etruskischen Geschmacke [2].

Nach der Abbildung, die im Klosterhof von S. Marco rechter Hand beim Eintritt in dem sechsten Lünettenbild und in der sogen. „spanischen Kapelle" von Maria Novella an der Wand rechts noch zu sehen ist und sicher nach Arnolfos Modell angefertigt wurde, plante dieser eine dreischiffige gotische Kirche über dem Grundriß eines lateinischen Kreuzes. Ueber der Vierung, der Kreuzung des Querschiffes mit dem Langhause, sollte sich auf achteckigem Unterbau eine Kuppel erheben, deren Ansatz das große Gesims des Langhauses bildete. Die den Abschlüssen des Kreuzes parallelen Wände des Achtecks öffnen sich in die vier Arme des Kreuzes. Zwei Seiten des Achtecks, welche schräg stehen zum Längs- und zum Querbalken, enthalten Zugänge in die Nebenschiffe des Langhauses; an die hintern Seiten lehnen sich in entsprechender Höhe zwei Tribünen für die Orgeln und unter denselben öffnen sich Thüren zu den Sacristeien. Die drei obern Kreuzarme schließen sich dem großen Achteck der Mitte in Gestalt kleinerer Halbachtecke an, umschließen einen Kranz von fünf Kapellen von

[1] Reumont, Lorenzo de' Medici I, 96. [2] *Rio* l. c. I, 178.

der Höhe der Nebenschiffe und sind gekrönt von kleinern Halbkuppeln, welche mit der Spitze den Ansatz der großen mittlern Kuppel erreichen. Im Aufriß sollte das Gebäude von den Endpunkten der Grundlinie bis zur Höhe der Nebenkapellen und hinauf bis zur Spitze der Kuppel eine Pyramide bilden, allerdings ein einfaches, klares, harmonisches und zugleich reiches, malerisches und majestätisches Gebilde.

Das war Arnolfos Plan, und am 8. September 1296 wurde durch den päpstlichen Legaten, Pietro Valeriano di Piperno, unter großer Feierlichkeit der erste Stein gelegt und der zu Ehren der Gottesmutter geplanten Kirche mit Anspielung auf das Wappen des Podestà (eine rothe Lilie in weißem Felde), das auch das Wappen des Domes sein sollte, der Name Maria del Fiore beigelegt.

Arnolfo selbst führte von seinem Plane nichts aus als die Fundamente der äußern Mauern des Langhauses und der Fassade und vielleicht auch etwas von der Verzierung derselben. Nach seinem Ableben (1310) aber erlitt der Plan im Laufe der Zeit viele, selbst wesentliche Veränderungen. — Giotto, der nächste Nachfolger im Baumeisteramt (1334—1336), wählte eine belebtere Verzierung der Außenwände des Langhauses und theilte, nicht mehr in Uebereinstimmung mit den vier Kreuzgewölben im Innern, das Aeußere durch angelegte Wandpfeiler in acht Felder. Giotto war es auch, der den Plan des Domthurmes entwarf und dessen Bau begann. Ob die erste Fassade auch von ihm rührt, ist nicht gewiß. — Das fortschreitende 14. Jahrhundert, immer mehr beherrscht von den Weiträumigkeitsgelüsten, die in der Renaissance ihre höchste Stufe erreichen sollten, fand Arnolfos Plan nicht mehr entsprechend. Man beschloß mit Beibehaltung der bestehenden äußern Seitenwände des Langhauses eine bedeutende Verlängerung desselben, eine Erhöhung der Seitenschiffe, eine Erweiterung des großen mittlern Achtecks und der anliegenden obern Kreuzarme und deshalb auch einen entsprechenden Abstand der Schiffspfeiler im Innern. Wenigstens um ein Drittel sollte die Ausdehnung des Baues wachsen (1357) [1]. So entstand nach und nach ein ganz anderes Modell der Kirche (1367). Das Oberhaus erhielt Rundfenster, an die schrägen Seiten des Achtecks setzte man zwischen den obern Kreuzarmen noch vier neue kapellenartige Bauten an. Noch unter Talentis Leitung (1357—1367) wurden die drei neu entworfenen, fernstehenden

[1] *Boito*, Architettura del Medio Evo in Italia (Milano 1880) p. 188 sg. 220 sg. 261.

Pfeiler mit ihren weitgespannten Bogen, mit den entsprechenden Wandpfeilern und Fenstern und mit dem Umgang in der Höhe des Mittelschiffes ausgeführt, und als 1420 auch die drei obern Kreuzarme mit ihren Kapellen vollendet waren, stand man vor der großen Aufgabe des Kuppelbaues. Baumeister aus ganz Italien hatten Pläne eingesendet. Der kühnste von allen, der Filippo Brunellescos, des Renaissance-Baumeisters im besten Sinne des Wortes, ging endlich nach unsäglichen Erörterungen, Berathungen und Schwierigkeiten durch. Statt nach Arnolfos Plan die Kuppel auf das Gesims des Mittelschiffes zu setzen, erhob er auf dem alten Achteck noch einen Tambour mit Rundfenstern, und auf demselben erst ließ er die Kuppel in elliptischer Gestalt sich in die Lüfte schwingen. Unter dem Geläute aller Glocken, unter allgemeinem Jubel und unter glänzenden Festlichkeiten [1] wurde 1436 die Kuppel geschlossen. Kurz nach dem Tode Brunellescos wurde durch Michelozzo die Laterne begonnen und 1462 vollendet. Die letzte Veränderung erlitt die Fassade. Das edle Werk mit seinen Nischen und Statuen, angeblich von Giotto, kaum zu zwei Dritteln vollendet [2], wurde als „der Vernunft der Baukunst zuwider" im Jahre 1583 heruntergeschlagen [3] und zeitweilig durch zwei erbärmliche Nothstücke im Zopfstil ersetzt, bis de Fabris 1887 die neue, gegenwärtige Fassade herstellte.

Das ist kurz die Geschichte des Baues. Man sieht, die ursprüngliche Idee wurde mit der Zeit ganz umgeformt, und von Arnolfos Plan finden sich am gegenwärtigen Dom nur wenige Spuren.

III.

Gehen wir nun auf einzelne Theile des Domgebäudes über.

Da ist vor allem die gewaltige Kuppel, die ihresgleichen nur an der Kuppel von St. Peter in Rom findet und dieselbe, wenn nicht an Wohlgefälligkeit der Gestalt, doch um 4 Ellen an Höhe und Weite übertrifft [4]. Bloß eine Seite des Achtecks hat am Beginn der Kuppel einen Umgang

[1] In alten Berichten heißt es von diesem festlichen Ereignisse: „Am 30. August 1436 wurde mit einem Frühmahle, aber nicht mehr bloß von Melonen, sondern von Fleisch, Früchten, Käse, Maccaroni und anderem, mit dem Te Deum beim Schalle der Trompeten, der Pfeifen und aller Glocken von Florenz der Schluß des wunderbaren Cies gefeiert: es aßen und tranken die Meister und Gesellen der Domhütte, die Domherren und Geistlichen und selbst der Bischof von Fiesole, welcher die Kuppel bestieg, um den Segen zu ertheilen." *Boito* l. c. p. 255.

[2] Ein Versuch, die Fassade zu vollenden, wurde im Jahre 1491 durch Lorenzo Magnifico vereitelt. *Rio* l. c. I, 456. Reumont, Lorenzo de' Medici II, 197.

[3] *Richa* l. c. VI, 57. [4] *Rio* l. c. I, 272.

mit Gesims und Brustlehne. An den übrigen Seiten unterblieb er, sei es nun auf die spöttische Bemerkung Michel Angelos hin, der kleinliche Umgang mache die Kuppel zu einem Grillenhäuschen, wie die Kinder sie aus Grashalmen fertigen, sei es, daß man die Last des Ganges gefährlich fand. Trotz mancher Uebelstände ist die Kuppel ein Meisterwerk, das wirklich alles bis zum 15. Jahrhundert Dagewesene an Kühnheit und Umfang überbietet. Der Tambour gewinnt hier zum erstenmal größere Bedeutung, und mit dem gesamten Kuppelbau ist eine Aufgabe der mechanischen Construction gelöst, die Michel Angelo später an St. Peter wohl in ebenbürtiger und selbst gefälligerer Weise wiederholte, die aber zum erstenmal zu bestehen nur ein Gewaltmensch wie Brunellesco wagen konnte. In der That, eine solche Last in doppelter Wölbung, mit innerer und äußerer Schale, ohne Lehrgerüst in eine solche Höhe heben, war ein unerhörtes Beginnen. Die Kuppel leitet einfach eine ganz neue Epoche der Baukunst ein. Freilich ist dieselbe für Brunellescos fernere Thätigkeit nicht maßgebend. Er hat später in seiner Art viel harmonischere Werke geschaffen. In allen aber offenbart er eine staunenswerthe Größe und Riesenhaftigkeit der Gedanken [1].

Unter der Kuppel nun entwickelt sich abwechslungsvoll, wirkungsreich und großartig die Kreuzgestalt der Kirche mit ihrem Langhaus und mit ihren Querschiffen und Kapellenanlagen. Dem Auge begegnet überall bloß Marmor, die reiche farbige Bekleidung der hehren Königstochter, offenbar nach dem schönen Vorbild der Taufkirche, aber in viel malerischeren Mustern entworfen. Eine größere Abwechslung und Mannigfaltigkeit würde aber, wenigstens am Langhause, wohlthuend wirken. Während nämlich an den Chorkapellen die Strebepfeiler sich in Wandstreifen mit Rundbogen verwandeln und bis zum Tambour der Kuppel aufsteigen, kehrt am Langhause dieselbe Gestalt der viereckigen Säule in horizontalen Streifen immer wieder. Die Strebe- und Wandpfeiler, ja selbst die Fenster und Thüren machen wegen ihrer Schmalheit und wegen der vielen Mosaikbänder nicht den entsprechenden Eindruck. Dagegen sind die Gesimse, namentlich das Sockel- und das Hochkranzgesims, kräftig und ausdrucksvoll; die Portale der spätern Seitenthüren des Langhauses bieten feines, bewegtes Rankenwerk und lebensvolle Heiligenbilder aus der Hand Nino di Bancos und Donatellos.

In einigem Gegensatz zu den Seiten des Langhauses, jedoch mit Beibehaltung derselben Feldertheilung, bietet die neue Fassade mit ihren drei

---

[1] *Burckhardt* l. c. II, 83. *Rio* l. c. I, 272 s.

gotischen Portalen, Thürmchen, Kapellen, Statuen, verzierten Feldern, Mosaiken und Rosetten ein Bild von malerischer Schönheit. Sie überbietet an Zierwerk selbst den nebenanstehenden Thurm und ist ein Ausdruck des gotischen Gedankens, wie er sich bei diesem leichtern, heitern, lebensfrohen Volk unter der mächtigen italienischen Sonne und im Garten dieser blühenden Landschaft gestaltet. Auf unser deutsches Auge wirkt die Fassade etwas kleinlich. Man könnte wohl sagen, sie sei zu gotisch, deshalb stimme sie weder zum Innern noch zur äußern Erscheinung des ganzen Bauwerkes. Indessen blickt man doch mit Freude und ästhetischer Erhebung auf zu dem zierlichen, malerischen Bau [1].

Eine Ueberraschung, ja eine Täuschung entsteht, wenn man, noch ganz unter dem Eindruck des reich verzierten, blühenden Aeußern, besonders der Vorderseite, in das Innere tritt und nichts sieht und gewahrt als Raum und nichts als ungemessenen, schmucklosen und dämmerigen Raum. Möglichst wenige, nicht mehr als drei möglichst dünne, Pfeiler in Abständen von 18 m tragen die vier quadratischen, gotischen Kreuzgewölbe des 18 m breiten Mittelschiffes und umspannen Räume, wie sie in nordischen Domen nie und vielleicht überhaupt nie mit so wenigen Stützen überwölbt worden sind. Es ist deshalb nicht unrichtig, wenn Rio bemerkt, selbst der gefühlloseste Beschauer könne sich einer gewissen Ueberwältigung nicht erwehren, wenn er mit dem Auge die Ausweitungen und die Höhe dieses Baues verfolge, und weit entfernt, daß sich dies Gefühl abschwäche, nehme es mit jedem Schritt gegen die Mitte zu, und am Ende fühle man sich wie erdrückt und geängstigt unter der schwindelnden Höhe der Kuppel [2]. Der Raum allein ist hier gleichsam die waltende Gottheit.

---

[1] Auch diese Fassade erweckte seit dem Jahre 1833 großen Widerstreit und erlebte thatsächlich mancherlei Veränderungen. Dreigiebelig oder eingiebelig? war die große Streitfrage. Obgleich endgiltig dreigiebelig und mit Spitzthürmchen auf den Wandpfeilern entworfen, zeigt sie gegenwärtig doch nur einen stumpfen Giebel für das Oberhaus und Mittelschiff mit gerade auslaufenden Seiten für die Nebenschiffe. In dem Streite um einen oder um drei Giebel rief ein begeisterter Verfechter des Eingiebelplanes aus: „Möge es dem Teufel nicht gelingen, der majestätischen und friedestrahlenden Stirne unserer schönen Maria del Fiore drei Hörner aufzusetzen.“ *Boito* l. c. p. 295.

[2] *Rio* l. c. I, 177. Dieser gewaltige Eindruck dürfte doch vielleicht bei kühleren und nüchterneren Beschauern nicht so zum unmittelbaren Bewußtsein kommen wegen der geringen Höhe der Pfeiler im Mittelschiff, wegen deren weiter Entfernung und wegen des Vorherrschens der Horizontale, selbst im Kuppelraume, wo die Verticale des Achtecks kaum zum Ausdruck kommt bei dem Umgange der Doppelgalerie, und wegen der Bemalung der ganzen Kuppel.

Die Wirkung wäre aber noch ergreifender, wenn die unglückliche Galerie auf dem Gesims des Mittelschiffes die sämtlichen Gewölbegurte nicht gerade bei ihrem ersten Ansatz durchschnitte und so den Eindruck störte, und wenn die Kuppel mit ihrem gewaltigen Umfang auch zur entsprechenden Wirkung gelangte. Aber wegen des wenigen zerstreuten Lichtes und wegen der dunkeln Bemalung ihrer Felder läßt sie keinen andern Eindruck aufkommen als den einer dunkeln Decke[1].

Seltsamerweise bietet der Dom in seinem Innern verhältnißmäßig weniger Sehenswürdigkeiten und Meisterwerke der Kunst als die andern Gotteshäuser der Stadt. Der farbige Mosaikfußboden, ein bedeutendes Werk dieser Art aus der Zeit der Hochrenaissance und angeblich von Baccio d'Agnolo, dehnt sich unbehindert vor dem Auge aus und findet zunächst nur einen Haltpunkt an dem Chore, der unmittelbar unter der Kuppel und mitten in der Vierung seine marmornen Schranken, der achteckigen Gestalt der Kuppel entsprechend, aufführt. Wenn der Erzbischof, umgeben von seinen Domherren und Clerikern, daselbst des heiligen Dienstes waltet, bietet der Chor einen ganz farbenprächtigen und erhebenden Anblick.

Das Innere der Fassadenwand schmücken drei Rundfenster und eine Krönung Marias, ein Mosaikwerk von Gaddo Gaddi in gemildertem, sogen. italienisch-byzantinischen Stil und ein Engelchor von Santi di Tito. Die gemalten Reiterstatuen daneben, die des N. di Tolentino und J. Hawkwood, ehemaligen Feldhauptmännern der Republik, sind minderwerthige Malereien der Realisten Uccelli und Castagno aus dem 15. Jahrhundert.

Die Seitenschiffe des Langhauses haben keine Altäre, keine Kapellen, überhaupt keine Vertiefungen und lauschige Winkel wie die deutschen Dome, wo man ungeschaut und herzig dem Gebet obliegen kann. Bloß die zwei Thüren, die schmalen, hohen Fenster und einige Grabdenkmäler, Särge über den Thüren, einige Büsten und Statuen mit tabernakelartiger Einfassung unterbrechen, symmetrisch auf beiden Seiten, aber ohne besondere Auffälligkeit, die Kahlheit und Eintönigkeit der Mauerwände in den Nebenschiffen. Im rechten Seitenschiff haben billigerweise Brunellesco und Giotto[2] ihre Denkstätte gefunden und neben ihnen die gelehrten Humanisten G. Manetti und Marsilius Ficinus, der Feldhauptmann

---

[1] *Burckhardt* l. c. II, 83.

[2] Der Humanist Politian hat ihm eine sehr schöne Grabschrift gesetzt. Sie besagt, Giotto habe die Malerei zum Leben erweckt; niemand habe mehr und besser gemalt, der bloße Name des Künstlers sei so viel werth als ein Lobgedicht. *Richa* l. c. VI, 118.

P. Farnese, der Besieger Pisas, und der Bischof Orso, welcher mit seinem Domkapitel zuerst zur Vertheidigung der Stadt die Mauer bestieg, als Heinrich VII. mit einem Heere von Arezzo heranzog. Tino de Camaino hat diesen beiden letztern unversöhnlichen Gegnern im Leben die Todtengruft gemeißelt, dem Bischof Orso hier, Heinrich VII. im Dome von Pisa. Im linken Seitenschiff besitzt der große Dante ein bescheidenes Denkmal, das einzige, das ihm seine Vaterstadt in alter Zeit errichtet. Es ist eine einfache Holztafel von Michelino, einem Schüler Angelicos. Der Dichter steht sinnend da, seine Divina Commedia in der Hand; rechts zeigt sich die Stadt Florenz, links öffnet sich die Hölle, und im Hintergrund erhebt sich der Fegfeuerberg, zu dessen Darstellung sich der Maler den Aufstieg von der Stadt zur Höhe von S. Miniato zum Vorwurf nahm. Auch der Dombaumeister Arnolfo hat erst spät, in diesem Jahrhundert (1843), hier sein Denkmal gefunden, und zwar in sehr zweideutiger Gesellschaft: einerseits des unruhigen und gemeinen Humanisten Poggio Bracciolini, dessen Statue Donatello nach seiner Art ganz originell meißelte; andererseits des lebenslustigen Orgelbauers und Musikers Squarcialupo, dem Lorenzo Magnifico selbst die Grabinschrift verfaßte. Das Bildniß des Musikers stand einst oben im Chor unter einer der beiden Orgeln; bei der Vertreibung und Aechtung der Medici aber wurde auch er hier hinunter verbannt.

Erst mit der Umgebung des Chores beginnt das Zierwerk der Wände sich etwas zu beleben. Unter den Fenstern hat Lorenzo di Bicci, ein Maler der spätgotischen Zeit, je zwei Heilige und Apostel gemalt, aber mit wenig Glück. Ebenso eröffnen je zwei Apostelstatuen die Mündungen der vier Kreuzarme gegen die Vierung hin, und in der Chorkapelle stehen, bekannt unter dem Namen der „Imperatoren", die vier Evangelisten. Die Giebelfelder der beiden Sacristeithüren schmücken zwei vortreffliche Bilder aus gebranntem Thon von Luca della Robbia. Es sind die Erstlingswerke des Meisters in dieser Art [1] und stellen die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi dar, groß und wirkungsvoll, mit schüchternem Versuch einer Bemalung. Derselbe Künstler meißelte in Bronze die Sacristeithüre links, ein Werk, wegen der edlen Einfachheit, Schönheit, Holdseligkeit und Hoheit der Gestalten vergleichbar mit den berühmten Broncethüren Andrea Pisanos und Ghibertis an der Taufkapelle. Zwei große Inschriften erinnern an jeder Sacristeithüre an eine geschichtliche Thatsache: an die Gründung des Domes durch die Republik, an dessen Weihe durch Papst Eugen IV., an das

[1] *Rio* l. c. I, 405.

allgemeine Concil, das hier stattgehabt, und an die Uebertragung der Reliquien des heiligen Bischofs Zenobius von Florenz († 407). Der werthvollste Schmuck des ganzen Domes ist der Reliquienschrein eben dieses Heiligen in der obersten Chorkapelle, gefertigt von L. Ghiberti (1441), dem Bildner der berühmten Thüren an der Taufkapelle des hl. Johannes. Die Rückseite des Schreins zeigt einen Kranz, von Engeln umschwebt; auf der Vorderseite ist das Wunder der Todtenerweckung eines Kindes in höchst lebendiger, idealer und schwungvoller Schönheit geschildert. Ueber die trostlose Mutter, die von dem Heiligen ihr Kind wieder fordert, über den Bischof, der betend die Arme zum Himmel hebt, und über die zahlreich bewegte Gruppe der Zuschauer neigt sich malerisch der wunderbare Ulmenbaum, der bei der Uebertragung der Reliquien des Heiligen plötzlich zu grünen uud zu blühen anfing, und höher oben ein Engelchor von himmlischer Holdseligkeit, die an die Gestalten eines Angelico erinnert [1].

Manche der genannten Statuen und Büsten sind von berühmten Meistern, wie Nicolo d'Arezzo, Nino di Banco und Donatello, Benedetto di Majano, Ferrucci, und haben künstlerischen Werth. Einige derselben zierten einst die Nischen der ersten Fassade, wanderten aber bei deren Zertrümmerung in den Dom. Sie wechselten Namen und Rollen: Apostel wurden Evangelisten, und Staatsmänner der Republik wurden Heilige oder Könige des Alten Bundes, wie es gerade paßte. Böse Zungen melden selbst, daß Heiligenstatuen in die öffentlichen Gärten geriethen und dort fortan berühmte Schriftsteller und Dichter darstellen mußten, sowie hinwieder berühmte Zeitgenossen zum Vorwurf von Heiligen genommen wurden [2]. Das alles brachte der Realismus des fortschreitenden Renaissance-Zeitalters fertig.

Auch bezüglich des Thurmes folgt der Dom den Grundsätzen des italienisch-gotischen Kirchenstils. Er steht in keiner organischen Verbindung mit dem Domhaus, sondern erhebt sich rechts an der Fassade einige Schritte abseits als selbständiges Bauwerk und ziert den Dom höchstens wie ein riesiger Trabant, dessen Größe und Pracht auf die Majestät des Herrn, dem er zur Seite steht, zurückstrahlt und dieselbe kräftig unterstützt. Der Thurm ist viereckig und baut sich in vier Stockwerken 84 m in die Höhe, ist also um ein weniges minder hoch als die jetzige Kuppel. Der Grundstein wurde den 18. Juli 1434 unter großer Feierlichkeit gelegt. Er ist Giottos eigentliches Werk. Dieser selbst begann den Bau, und die

---

[1] *Rio* l. c. I, 305. 322. [2] *Richa* l. c. VI, 55. 57.

folgenden Baumeister arbeiteten, wenn auch wohl mit manchen Veränderungen im einzelnen[1], doch durchaus nach seinem Plan. Ob eine krönende Pyramide wirklich in der Absicht Giottos lag, ist ungewiß[2]. Jedenfalls hätte bei der mindern Höhe der Kuppel in Arnolfos Plan der Thurm den Dom weit mächtiger beherrscht, als es jetzt der Fall ist.

Giotto zeigt sich hier in seiner ganzen Größe als Baumeister, Bildhauer, Maler und Dichter. Maler ist er in der feinen, bunten Incrustation des Marmors, die den ganzen Thurm bekleidet, und in dem schlanken, stilvollen Zierwerk der Fenster, Giebel und Gesimse. Er ist Baumeister in dem gefälligen, schlanken Aufbau des Thurmes. Auf den gewaltigen Sockel ohne Fenster, und bloß durch vier- und achtseitige Felder geziert, folgt das erste Stockwerk, ebenfalls fensterlos, aber mit Nischen durchbrochen, dann kommen zwei andere Stockwerke mit Doppelfenstern und endlich ein viertes Stockwerk, das bloß eine weite Fensteröffnung besitzt. So verliert sich das Schwere und Massenhafte in das Leichte, Freie und Luftige. Alle Stockwerke sind durch kräftige Gesimse geschieden. Giotto ist aber auch Dichter und Bildhauer, indem er den Bau belebte durch eine Bildersprache, in welcher der ganze Entwicklungsgang der Culturbildung des Menschengeschlechtes vorgetragen wird. So stellt der Sockel in 26 Reliefbildern, welche in zwei Reihen die vier Seiten des Thurmes umziehen, alle Bedingungen der gesunden und gottgeordneten Entwicklung des Staatslebens dar. Die erste Reihe zeigt die natürlichen Bestandtheile des gesellschaftlichen Lebens, das Dasein, die Erhaltung und das Fortschreiten in Ackerbau, Gewerbfleiß, in den Wissenschaften, in den Künsten des Friedens und des Krieges, während die obere Reihe die moralischen und geistlichen Bedingungen, die verschiedenen Tugenden und die Sacramente zur Darstellung bringt. Die Behandlung dieser kleinen, anspruchslosen plastischen Darstellungen läßt an Einfachheit, Geschlossenheit und Richtigkeit der Verhältnisse und Sauberkeit der Ausführung, an Wahrheit und Reichthum der Erfindung nichts zu wünschen übrig. Ein überaus glücklicher Gedanke war es, die abstracte Idee nicht durch allegorische Gestalten, sondern durch wirkliche Vertreter der entsprechenden Thätigkeit in der Menschheit auftreten zu lassen. So ist das einfache Dasein versinnlicht durch die Erschaffung des ersten Menschenpaares, der Ackerbau in Adam mit dem Grabstichel, die Musik durch Jubal, die Schmiedekunst durch Tubalkain, der Krieg durch Hercules, die Wissenschaften und Künste durch Plato, Euklid, Ptolemäus,

[1] *Boito* l. c. p. 269. [2] *Rio* l. c. I, 207.

Apelles, Phidias. Unter den Darstellungen der Sacramente steht auch die Mutter Gottes. Die Bilder, die Giotto nicht mehr vollenden konnte, stammen aus der Hand des Andrea Pisano und Luca della Robbia. Die untere Reihe ist jedenfalls die werthvollere. Das erste Stockwerk, ebenfalls ohne Fenster, zieren auf allen Seiten Statuen von Propheten und Sibyllen in Nischen, gefertigt theilweise von Schülern des A. Pisano, theils von Donatello, alles lebendige, charakteristische Gestalten, groß und bewegt in Gestalt und Gewandung. Aus den weiten Fensteröffnungen der obern Stockwerke dann reden mit mächtigen Zungen die Glocken und verkünden der Menschheit unten, was der Stein denkt, nämlich Gottes Veranstaltungen zum zeitlichen und ewigen Heile der Menschen.

So ist dieses Thurmwerk, das allein 11 Millionen gekostet [1], eine wahre Encyklopädie des Strebens und Ringens der Menschheit in Stein, ein wahrer Sinai, von welchem Gott in Bildersprache die Gesetze und Bedingungen der irdischen und ewigen Wohlfahrt der Menschheit vor Augen hält, eine wahre Verkörperung des 103. Psalmes in Bild und Stein. Der Thurm ist wohl der schönste in Toscana und vielleicht in ganz Italien. Jedenfalls besitzt er das beste Zierwerk der gotischen Stilart und wird stets als eines der schönsten und erhabensten Denkmale des mittelalterlichen Geistes bewundert bleiben.

So steht denn der Dom, der edle Stolz des Volkes, das ihn gebaut, seit mehr als vier Jahrhunderten da und beherrscht, dank den riesigen Verhältnissen [2] seines Langhauses, seines Chores, seines Thurmes und seiner Kuppel, nicht bloß die ganze Stadt, sondern die ganze Gegend. Was St. Peter für Rom, das ist in weit größerem Maße Maria del Fiore für Florenz. Der Anblick der Stadt wäre ohne den Dom einfach nüchtern und langweilig. Ob er nun, was von den Bauherren ruhmredig geplant und angekündigt wurde, alles Dagewesene übertrifft, ist eine andere Frage. Man kann in anderer Stilart ganz in nächster Nähe, in S. Miniato auf dem Berge, und in allerlei Bauformen in Pisa, Siena und Orvieto architektonisch ebenso vollendete und noch vollendetere Werke finden. Bei den Eigenheiten der italienischen Gotik ist von vornherein an eine völlig harmonische Wirkung nicht zu denken; zudem sind Einzelheiten am Florentiner Dom, wie die schrägen, starren, horizontal gebänderten Strebepfeiler, welche den Druck der Seitenkuppeln auf die Außenmauern der Kapellen-

[1] *Richa* l. c. VI, 64.

[2] Die Länge des Domes mißt 169 m, die Breite mit den Kapellenflügeln 104, das Oberhaus 66, die Kuppel ohne Laterne 91, mit der Laterne 107 m.

bauten überleiten, geradezu unschön. Ja infolge des Dareingreifens von Talenti und Brunellesco in den alten Plan macht sich ein steter Widerspruch geltend zwischen den ältern gotischen Theilen und den neuern Renaissance-Einbauten. Manche nehmen auch Anstoß an der Uebermacht der Kuppel. Deren Eingliederung in die Kreuzarme wird allgemein als eine unglückliche und mißrathene Schöpfung bezeichnet. Um überhaupt eine riesigere Kuppel zu haben, als jede andere war, verwarf man von vornherein zum Unterbau derselben das Vier-Pfeiler-System und wählte das Achteck, und um die Kuppel wieder möglichst groß erscheinen zu lassen, gab man den obern Kreuzarmen einen beziehungsweise niedern Kapellenkranz und setzte auf das Achteck noch ein ferneres Stockwerk. So erdrückt einigermaßen die Macht der Kuppel den gefälligen Eindruck der umgebenden Theile des Baues. Man wollte Unerhörtes, und die Schönheit hat sich gerächt an der republikanischen Eitelkeit [1]. Endlich vermißt man auf dem Kapellenkranz zwischen den Ansätzen der schrägen Strebepfeiler eine Brüstung, um das schwächliche Gesims zu stärken.

Wie dem auch immer sei, der Dom ist ein eigenthümlich großartiges Werk, ein würdiges Denkmal der reichen, kunstsinnigen, hochstrebenden Republik. Er behauptet mit Glanz den Rang unter den ersten Gottesbauten in Italien und ist bei jedem Beschauer einer großartigen Wirkung sicher. Selbst die Mißgriffe und das Mißrathene an demselben machen ihn zu einem höchst anziehenden und unterrichtenden Gegenstand für das Studium der Entwicklung der kirchlichen Architektur Italiens.

IV.

Es ist wahr, die einfache, klare, fast klassische Erscheinungsform des Domes wirft kein so phantastisches Schattenbild in die Phantasie des Beschauers, und Maria del Fiore ist nicht durch solch geheimnißvolle Bande mit der Geschichte der Republik verflochten, wie in Venedig der St. Marcusdom mit seiner wundersamen, befremdlichen und morgenländischen Herrlichkeit; selbst Bauten in nächster Nähe des Domes, wie der Palast der Signoria mit der Prachthalle der Lanzi, der Palast des Podestà, die Zunfthalle Or S. Michele schauen uns mit ihrem mächtigen Ernst, mit ihrer einfachen Majestät und ihrer phantasiereichen Gestaltung viel einnehmender an und sind auch ein viel treffenderer Ausdruck der Zeit und des Volkes, das sie gebaut, als der Dom. Indessen ist und bleibt er doch

[1] Vgl. *Rio* l. c. I, 175. *Burckhardt* l. c. II, 53. Die Kosten der Kuppel allein werden auf 100 Millionen beziffert. *Rio* l. c. I, 274.

der monumentale Ausdruck und Zeuge der Geschichte der Republik, deren goldenes Zeitalter und deren Untergang er geschaut, und wichtige Begebenheiten haben sich in seinen majestätischen Hallen abgespielt.

Um nicht weiter der alten Reparatakirche zu gedenken, in welcher Victor II. 1055 eine Kirchenversammlung feierte, und welche die Herrlichkeit der deutsch-römischen Kaiser, so viele ihrer die Romfahrt unternahmen, durch ihre alterthümlichen Hallen ziehen sah, seien hier bloß einige geschichtliche Thatsachen berührt, welche sich auf den neugegründeten Dom beziehen.

Im Jahre 1452, den 30. Januar, sah Florenz zum letztenmal ein deutsches Heer mit einem deutschen König zur Kaiserkrönung auf der Bologneser Straße die Abhänge des Apennins herabsteigen. Es war Friedrich III. Der Empfang und der Einzug war über die Maßen prachtvoll. Im übrigen vertrat Friedrich die deutsche Reichsherrlichkeit nicht am glänzendsten. Statt die Signoria und andere Herren zu empfangen, lief er in den Kaufläden herum, ließ sich Gold- und Edelsteinarbeit, Sammet-, Seiden- und Wollstoffe vorlegen für seine Braut, feilschte viel und kaufte wenig[1]. Ein anderer, weniger willkommener Besuch war der des französischen Königs Karl VIII. (1494). Er kam an der Spitze eines gefürchteten siegreichen Heeres und bedrohte, nachdem er Pisa genommen, die Stadt selbst mit Belagerung und Sturm oder mit einem schimpflichen Frieden. Die entschlossene Antwort des edeln Florentiners Piero Capponi: wenn die Franzosen Trompeten hätten zum Sturmblasen, dann hätten die Florentiner Glocken zum Sturmläuten, brachte den König auf friedlichere Gedanken. Er beschwor bei seinem Einzug im Dom ganz ehrende Friedensbedingungen für die Stadt. — Am 1. Mai 1536, sechs Jahre nach dem Untergang des Freistaates, zog Karl V., als Sieger von Tunis kommend, triumphirend in die Stadt und in den Dom. Er fand den Domthurm so schön und so kostbar, daß er den Florentinern den Rath gab, das Kunstwerk unter ein schützendes Gehäuse zu bringen und nur von Zeit zu Zeit sehen zu lassen[2].

Erwähnt sei hier auch eine Scene jenes wilden und blutigen Parteihasses, der so oft die Straßen der alten Stadt durchtobt hatte und dessen Schauplatz eben die geheiligten Räume des Domes waren. Am Sonntag vor Christi Himmelfahrt, den 26. April 1478, war die Hochmesse in Maria del Fiore eben im Gange. Im Chore saß das Domkapitel mit dem Erzbischof, und dem Altare gegenüber hatte der Cardinal Rafaello

[1] Pastor, Geschichte der Päpste I, 373. [2] *Richa* l. c. VI, 27.

Riario, der Großneffe des regierenden Papstes Sixtus IV., Platz genommen. Unzähliges Volk, unter ihm auch die beiden Medici, Lorenzo und Giuliano, bei denen der Cardinal zu Gast geladen war, umgaben die Chorschranken. Eben erklangen die ersten Glockenschläge zur heiligen Wandlung, da durchfuhr das Mordeisen, von der Hand des Francesco Pazzi geschwungen, die Brust des Giuliano Medici und streckte ihn zu Boden. Im selben Augenblicke blitzte auch über Lorenzo der Mordstahl, traf ihn aber bloß im Rücken. Rasch und voll Geistesgegenwart greift er mit der Rechten nach dem Dolche, hüllt sich mit der Linken in seinen Mantel, bahnt sich den Weg, setzt zweimal über die Chorschranken und verschwindet hinter der ehernen Sacristeithüre, die der Humanist und Hauslehrer der Medici, Politian, hinter ihm zuschlägt, und ist so gerettet. Alles war das Werk eines Augenblickes. Ohne zu wissen, was geschah, schreit, läuft und rennt alles durcheinander. Unterdessen hatte der Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, der sich aus Haß gegen Lorenzo Medici, weil er ihn nicht als Erzbischof von Pisa hatte anerkennen wollen, der Verschwörung angeschlossen hatte, sich des Palastes der Signoria zu bemächtigen gesucht. Er wurde aber gefangen, entwaffnet und sofort mit Francesco Pazzi und einigen ihrer Leute an den Fenstergittern des Palastes gehängt. Noch 80 bis 100 Anhänger der Pazzi wurden am selben Tage von dem wüthenden Volke aufgegriffen und unter gräßlichen Verstümmelungen getödtet. Auch Jacopo Pazzi, der Bruder des Francesco, wurde auf der Flucht ergriffen und endete an den Fenstergittern des Rathhauses. Es ist dieses das schreckenvolle Begegniß der Verschwörung der Pazzi gegen die Medici.

Ein ganz anderes, erhebendes, höchst wichtiges, ja wohl das wichtigste Ereigniß in der Geschichte des Domes ist die Feier der siebenten allgemeinen Kirchenversammlung. Seit dem 4. Januar 1434 weilte Papst Eugen IV. infolge der Wirren, welche die Baseler Synode und die hochstrebenden politischen Pläne des Mailänder Herzogs Visconti im Kirchenstaate verursacht hatten, als Verbannter in Florenz im Dominikanerkloster von Maria Novella, wo schon Martin V., von dem Konstanzer Concil kommend, gewohnt hatte. Die Republik und an ihrer Spitze Cosimo Medici war eben mit dem Ausbau des Domes beschäftigt, und nachdem Brunellesco die Kuppel glücklich geschlossen, weihte der Papst selbst am 25. März 1436, dem Beginn des politischen Jahres in Florenz, mit großer Feierlichkeit den Dom. Drei Jahre darauf wurde Florenz selbst, infolge der Verlegung des Concils von Ferrara, das der Papst

zunächst gegen die Baseler, dann aber behufs einer Vereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche versammelt hatte, der Schauplatz der berühmten Kirchenversammlung. Im Januar 1439 traf der Papst und im Februar darauf der griechische Kaiser mit dem Patriarchen von Konstantinopel und den Abgesandten der übrigen morgenländischen Patriarchen in Florenz ein. Nach langen, unerquicklichen Verhandlungen kam endlich eine dürftige Vereinigung zu stande. Der 5. Juli war zu dem feierlichen Vollzug derselben anberaumt.

Der Dom war mit großer Pracht ausgeziert. Auf dem Choraltar standen in Lichtschimmer und in silbernem Gehäuse die Häupter der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, die der Papst mit auf die Flucht genommen, deren Behälter aber in Ferrara der drei kostbarsten Edelsteine von einem Diebe beraubt worden waren. Auf dem Altartisch lag die Heilige Schrift. An der Evangelienseite, vier Schritte vom Altar, erhob sich der Thron des Papstes und einen Schritt weiter ab der Thron des deutschen Kaisers, der aber feierte. Dann folgten die Sitze der Cardinäle, der zwei Patriarchen, der Abgesandten der Fürsten und einer großen Zahl von Erzbischöfen, Bischöfen, Ordensgeneralen und Aebten. Auf der Epistelseite standen der Thron des griechischen Kaisers, reich mit Gold und Purpur geziert, rechts ein Sitz für dessen Bruder Demetrius und dann, vier Spannen niedriger als der päpstliche Thron, der des Patriarchen von Konstantinopel, der aber leer stand, weil der alte Patriarch Joseph am 11. Januar in Florenz selbst das Zeitliche gesegnet hatte; endlich folgten die Vertreter der übrigen Patriarchen, die Metropoliten, die Aebte und geistlichen Würdenträger in ihrer glänzenden, majestätischen Tracht. Nach dem Handkuß, mit welchem der Papst von der ganzen Versammlung geehrt wurde, und der Absingung des Heiligen-Geist-Hymnus feierte der Papst die Hochmesse, bei welcher nach der Communion der Gonfaloniere der Republik dem Papste das Wasser zur Handwaschung reichte. Nach Beendigung des Hochamtes bestieg der Cardinal Julius Cesarini ein erhöhtes Lesepult mitten in dem Chore und verkündete mit lauter Stimme in lateinischer Sprache aus einer Pergamentschrift die Artikel der Vereinigung der abendländischen und der morgenländischen Kirche bezüglich des Ausgehens des Heiligen Geistes vom Vater und Sohne, bezüglich des eucharistischen Brodes, des Zustandes der Seelen nach dem Tode, bezüglich des päpstlichen Primates. Alle Lateiner gaben laut ihre Zustimmung. Dasselbe vollzog für die Griechen der Cardinal Bessarion, und auch sie gaben laut ihre Anerkennung kund. Alle Anwesenden, einige Griechen aus-

genommen, unterschrieben das Decret der Vereinigung. Die Vollziehung dieser wichtigen Handlung nahm sechs Stunden in Anspruch. Nie war im Dom eine größere Menschenmenge gesehen worden. Diesen und die folgenden Tage feierten alle Geschäfte, und alle Kaufläden waren geschlossen.

Am 26. August reisten der griechische Kaiser und die morgenländischen Prälaten wieder ab. Der Erfolg der geschlossenen Vereinigung war für das Morgenland ein kläglicher. Viele Prälaten fielen wieder ab, und am Ende gab auch der Kaiser alles auf. Deshalb sagten die Florentiner witzelnd, die Griechen hätten ihr bißchen Glauben auf dem Ponte Rosso gelassen. Die Brücke Ponte Rosso führt unmittelbar aus der Stadt auf die Straße nach Bologna, auf welcher die Morgenländer heimzogen. Im Jahre 1453 erreichte sie das Strafgericht Gottes. Die Stadt Konstantinopel fiel in die Hände der Mohammedaner, und fortan glänzte der Halbmond auf der Kuppel der Hagia Sophia.

Trotz diesem Fehlschlagen des Erfolges für das Morgenland ist die Kirchenversammlung von Florenz nicht bloß für die Kirche, sondern auch für die Wissenschaften und für die Künste und für die ganze Culturgeschichte des Abendlandes von der größten Bedeutung geworden. Das große abendländische Schisma war so gut wie überwunden und der Primat des Papstes auf dogmatische Grundlage gestellt. Das Studium der griechischen Sprache erhielt durch den langen und lebendigen Umgang mit den griechischen Prälaten und Gelehrten nicht bloß neue Anregung und neuen Aufschwung, sondern wurde allgemein wenigstens erst seit jener Zeit ermöglicht. Die Pflege der platonischen Philosophie, die namentlich in Florenz an den Medici durch die sogen. „platonische Akademie“ mächtige Förderung fand, war auch einigermaßen eine Folge der Kirchenversammlung. Und erst die Kunst! Es hat vielleicht seit dem großen Jubiläum Bonifaz' VIII. (1300) kaum einen Zeitpunkt gegeben und wird auch schwerlich wieder einen geben, wo die äußern Umstände so mächtig auf das christliche Kunstvermögen einwirkten wie in Florenz, das seit den Tagen Martins V. gleichsam der Mittelpunkt und das Herz des katholischen Erdkreises geworden war. In Florenz unterwarf sich das Schisma und wurde in Johann XXIII. daselbst begraben; von dort gingen die Anstrengungen zur Niederwerfung der husitischen Ketzerei aus; dort erschienen die Gesandten und Vertreter fast des ganzen Orients zur Beilegung der langen, traurigen Kirchenspaltung; dort wurde ihr Widerstand wenigstens für einige Zeit überwunden, und das Dank-Tedeum, das am 5. Juli durch die Hallen des gewaltigen Florentiner Domes wogte, hallte vom Aufgang

bis zum Niedergang wider und weckte begeisterten Dank und schöne Hoffnungen in allen christlichen Gemüthern. Man kann sich denken, was durch das Herz des frommen Brunellesco wogte, als der Sturm des Jubels der ganzen vereinigten Kirche sich in den mächtigen Wölbungen der Kuppel brach, die er gebaut und mit der keine Sophiakuppel sich messen kann. Was mochte nicht den Geist eines edeln Ghiberti bewegen, der seine Ideale an den reinern Quellen Altgriechenlands suchte, als er den Zierschmuck des Schauplatzes für die Friedensfeier ordnete und das Morgen- und Abendland zu seiner „himmlischen" Pforte an der Taufkapelle und zu seinen Reliquienschreinen wallfahren sah — Werke, die keine Kunst von Byzanz je erreicht! Die Schimmer dieser glorreichen Tage warfen ihre befruchtenden Strahlen auch in ein stilles Kloster, in welchem ein gottinniger Künstler an unsterblichen Gebilden geräuschlos wirkte. Es ist dies der selige Angelico in dem Kloster S. Marco. Nicht Freude an irdischen Errungenschaften, sondern religiöse Begeisterung war es, was in diesen Tagen die katholischen Herzen in hohe Erregung setzte. Auf dem Concil selbst bewegte sich ein ganzer Kreis von Heiligen, ein hl. Antonin, ein hl. Albergati, ein hl. Laurentius Justiniani, ein Thomas von Sarzana (später Papst Nikolaus V.), den man den größten unter den nicht heiliggesprochenen Heiligen nennt, und verbreitete überallhin die anregenden und wohlthuenden Wirkungen ihres frommen und liebenswürdigen Umgangs. Wie konnte es anders sein, als daß all diese Umstände mächtig zu dem Herzen des gottliebenden Künstlers sprachen und seinen Idealen Vertiefung und mächtigen Schwung ertheilten? Es war eben der schöne Tag der christlichen Kunsthöhe, den die letzten Strahlen des zur Neige gehenden gotischen Geistes und die ersten Schimmer der erwachenden, noch guten Renaissance mit glorreichem Glanz umsäumten [1].

Mit diesem erhebenden Gedanken sei Abschied genommen von S. Maria del Fiore in Florenz. Der Dom war die königliche Gabe der Republik an Gott und seine Kirche, und er wurde hinwieder für die Republik eine Quelle und ein Unterpfand zeitlichen Ruhmes und überirdischen Segens. Das ist immer und überall die Geschichte der Kirche hienieden, im Kleinen wie im Großen!

M. Meschler S. J.

---

[1] *Rio* l. c. I, 306. 358.

Structurchemie und Stereochemie.

(Fortsetzung.)

II. Structurchemische Anschauungen[1].

1. Nach den Principien der atomistischen Anschauung müssen die Atome, wie wir gesehen haben, ihrer Natur nach im Molecularverbande fortbestehen. Es entsteht daher die Frage, wie wir uns dann ihre Verbindung in der Molekel zu denken haben. Steht jedes einzelne Atom unter dem gleichzeitigen Einflusse aller andern, etwa wie im Sonnensystem jeder einzelne Weltkörper durch die Gravitation alle andern beeinflußt und gleichzeitig von allen andern beeinflußt wird? Oder ist die chemische Kraft nur von Atom zu Atom thätig? Kekulé[2] und A. S. Couper[3] zeigten auf Grund experimenteller Thatsachen, daß diese Frage zu Gunsten der zweiten Alternative entschieden werden müsse. Die eine Molekel bildenden Atome sind daher wie die Glieder einer Kette aneinandergereiht; jedes Atom bildet ein Glied dieser Kette, welches wir, um uns die Sache zu veranschaulichen, mit L. Meyer als mit einem Haken versehen uns denken können, wenn das Atom einwerthig ist, während das zwei-, drei-, vierwerthige Atom je zwei, drei oder vier solcher Haken besitzen soll; der Act ihrer Verbindung würde sich demnach als ein Ineinanderfügen dieser Haken vorstellen lassen. Zwei einwerthige Atome können sich miteinander nur zu einer zweigliedrigen Kette verbinden, der ein drittes Glied nicht angereiht werden kann, weil eine freie Affinitätseinheit nicht mehr vorhanden ist. Tritt dagegen ein einwerthiges Atom zu einem mehrwerthigen, so ist nur eine Affinitätseinheit des letztern gesättigt, und die freien Valenzen müssen durch andere Atome oder zusammengesetzte Radicale befriedigt werden, bis die Anfügung eines oder mehrerer einwerthigen Atome die Kette zum Abschluß bringt und so die Molekel fertigstellt.

Die Annahme dieser Auffassung gab der chemischen Forschung eine neue Richtung. Während man nämlich bisher durch die empirischen

---

[1] Eine weitläufige Darstellung dieses Kapitels gibt L. Meyer, Die modernen Theorien der Chemie (1884) S. 195—387. Vgl. auch *J. Remsen*, Principles of theoret. Chemistry, 1893.

[2] Liebigs Annal. 104, 129 und in seinem „Lehrbuch der organischen Chemie".

[3] Phil. Mag. 16, 104.

Formeln unter Zugrundelegung der Avogadroschen Hypothese nur die procentische Zusammensetzung einer chemischen Verbindung zur Darstellung brachte, suchte man fortan durch dieselben auch die Art und Weise auszudrücken, in welcher die Atome miteinander unmittelbar und mittelbar verbunden sind, d. h. die muthmaßlichen Verhältnisse zu veranschaulichen, in welchen die kleinsten Theilchen chemischer Verbindungen zu einander stehen. Die Natur dieses Verhältnisses ist uns durchaus unbekannt; wir wissen nichts weiter, als daß unter gewissen Umständen Körper so aufeinander einwirken, daß dieselben als solche verschwinden und eine Substanz entsteht, aus der dieselben wieder gewonnen werden können. Es wird angenommen, daß diese Wirkung zwischen ihren Atomen stattfinde, und die Verbindung wird durch gewisse Formeln dargestellt, ohne daß man damit etwas anderes als das wahrscheinlichste Verhältniß der Atome zu einander andeuten will. Sind deshalb die Structurformeln rein hypothetischer Natur? Die gegenwärtig herrschende Hinneigung zu einem gewissen Formelcult hat unzweifelhaft manche Formeln dieser Art hervorgerufen; alle sind insofern hypothetisch, als die ganze atomistische Anschauung hypothetisch ist. Wir beabsichtigen mit unserer Erörterung dieser Formeln nichts weiter, als dem Laien in der Chemie ein Urtheil über ihre Bedeutung und ihren Werth zu ermöglichen, *die Berechtigung der atomistischen Anschauung vorausgesetzt*. Dabei beschränken wir uns auf die Kohlenstoffverbindungen, weil sie die Structurchemie ins Leben gerufen und zu ihrer gegenwärtigen Ausbildung gebracht haben.

2. Die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Kohlenstoffverbindungen beruht auf drei empirisch festgestellten Thatsachen: 1) Das Kohlenstoffatom ist in allen seinen Verbindungen vierwerthig. (Die einzige Verbindung, in welcher es anscheinend zweiwerthig ist, ist Kohlenoxyd, CO.) 2) Die vier Affinitätseinheiten des Kohlenstoffs sind durchaus gleichwerthig. 3) Kohlenstoffatome verbinden sich nicht nur mit andern Elementaratomen oder Radicalen, sondern haben auch eine Neigung, sich untereinander mit einer, zwei oder drei Affinitätseinheiten zu binden, während die frei bleibenden Valenzen durch andere Atome oder Radicale gesättigt werden.

3. Die einfachsten Kohlenstoffverbindungen sind die Kohlenwasserstoffe; der einfachste Repräsentant der Kohlenwasserstoffe ist das Sumpfgas oder Methan, CH_4. Da die vier Affinitätseinheiten des Kohlenstoffatoms durchaus gleichwerthig sind, so müssen, was auch die sorgfältigsten Untersuchungen als thatsächlich erwiesen haben, die vier Wasserstoffatome, die wegen ihrer Einwerthigkeit voneinander völlig unabhängig sind, ganz in

derselben Weise an das Kohlenstoffatom gebunden sein. Dieses Verhältniß zwischen den Wasserstoffatomen und dem Kohlenstoff findet seinen einfachsten Ausdruck in der Formel

$$\begin{array}{c} H \\ | \\ H-C-H \\ | \\ H \end{array}$$

in welcher jede der vier Linien nichts weiter bedeutet als die Affinitätseinheit, welche in der Bindung zwischen den Atomen zur Thätigkeit kommt. Es gibt nun eine Reihe von Kohlenwasserstoffen, die manche Analogien mit dem Methan haben, und von denen jeder folgende sich von dem vorhergehenden dadurch unterscheidet, daß er eine Gruppe CH_2 mehr enthält. Die dem Methan folgenden Glieder sind Aethan C_2H_6, Propan C_3H_8, Butan C_4H_{10} u. s. w.; alle Glieder dieser Reihe sind demnach in der allgemeinen Formel C_nH_{2n+2} enthalten. Wie läßt sich nun die Atomverkettung dieser Körper auf der Grundlage der obigen Formel für Methan darstellen? Die Antwort ergibt sich aus directen Versuchen. Läßt man nämlich Chlor auf Methan einwirken, so entsteht Chlorwasserstoff und Methylchlorid CH_3Cl; es ist klar, daß die Constitution des letztern durch die Formel

$$\begin{array}{c} H \\ | \\ H-C-Cl \\ | \\ H \end{array}$$

ausgedrückt werden muß. Diesem Methylchlorid wird durch metallisches Natrium das Chlor entzogen, und es entsteht außer Natriumchlorid das zweite Glied dieser Reihe, Aethan. Die einfachste Versinnlichung dieses Vorganges ist offenbar in der folgenden Gleichung dargestellt:

$$\begin{array}{c} H \\ | \\ H-C-Cl \\ | \\ H \end{array} + \begin{array}{c} H \\ | \\ H-C-Cl \\ | \\ H \end{array} + Na-Na = 2\,Na-Cl + \begin{array}{c} H \quad H \\ | \quad\; | \\ H-C-C-H \\ | \quad\; | \\ H \quad H \end{array};$$

eine Formel für Aethan, welche nicht nur die einfachst mögliche Bindung zweier Kohlenstoffatome, sondern auch die wirklich vorhandene Gleichwerthigkeit aller sechs Wasserstoffatome des Aethans zum Ausdruck bringt. In ganz ähnlicher Weise kann aus Aethan zunächst Aethylchlorid

$$\begin{array}{c} H \quad H \\ | \quad\; | \\ H-C-C-Cl \\ | \quad\; | \\ H \quad H \end{array}$$

und aus diesem wieder durch metallisches Natrium

Propan hergestellt werden; die Structurformel des letztern wird daher

$$\begin{array}{ccccccc} & & H & & H & & H \\ & & | & & | & & | \\ H & — & C & — & C & — & C — H \\ & & | & & | & & | \\ & & H & & H & & H \end{array}$$

sein. In derselben Weise können immer höhere Kohlenwasserstoffe der allgemeinen Formel $C_n H_{2n+2}$ aufgebaut werden; die Structurformeln derselben werden daher offene Ketten bilden, in welchen die Kohlenstoffatome durch je eine Affinität miteinander verbunden sind, die mittelständigen daher noch zwei freie Affinitäten besitzen, welche durch Wasserstoffatome gesättigt sind, während die beiden endständigen Atome deren drei haben. In einer einfachern Weise kann daher die Reihe dieser Kohlenwasserstoffe durch folgende Structurformeln dargestellt werden:

CH_4,	$H_3C \cdot CH_3$,	$H_3C \cdot CH_2 \cdot CH_3$,	$H_3C \cdot CH_2 \cdot CH_2 \cdot CH_3$ u. s. w.
Methan	Aethan	Propan	Butan.

Diese Verbindungen werden **normale Kohlenwasserstoffe** genannt, um sie von andern zu unterscheiden, welche dieselbe Zusammensetzung, aber verschiedene Constitution haben, oder mit ihnen isomer sind. Auf diese werden wir später zurückkommen.

4. Den eben besprochenen Kohlenwasserstoffen entspricht eine Reihe anderer Körper, welche dieselbe Anzahl von Kohlenstoff- und Wasserstoffatomen enthalten, aber zudem noch mit einem Sauerstoffatome verbunden sind. Dieselben werden **Alkohole** genannt, weil der gewöhnliche Alkohol zu ihnen gehört. Ihr einfachster Repräsentant ist der Holzgeist oder Methylalkohol CH_4O. Da der Kohlenstoff vierwerthig und der Sauerstoff zweiwerthig ist, so kann derselbe theoretisch keine andere Constitution haben als die folgende:

$$\begin{array}{ccc} & H & \\ & | & \\ H — & C & — O — H \\ & | & \\ & H & \end{array}$$

oder einfacher $H_3C \cdot OH$. Im Holzgeiste wären demnach drei Wasserstoffatome unmittelbar und eines mittelbar durch den Sauerstoff an das Kohlenstoffatom gebunden. In diesem Falle müssen sich die erstern anders verhalten als das letztere, und solche Verschiedenheit sollte sich auch experimentell kundgeben. Ist nun dieses der Fall?

Da die Alkohole sich den Säuren gegenüber ähnlich wie organische Basen verhalten, so wird die Wirkung einer Säure auf Methylalkohol diese Frage entscheiden können. Wenn nun derselbe mit Jodwasserstoffsäure (HJ) zusammengebracht wird, so setzen sich die beiden Körper in

Methyljodid CH_3J und Wasser H_2O um; das Kohlenstoffatom nimmt also drei Wasserstoffatome mit sich, um sich mit dem Jodatome der Säure zu verbinden, während das Sauerstoffatom des Alkohols seinerseits das vierte Wasserstoffatom mitnimmt und mit dem Wasserstoff der Säure Wasser bildet. Diese Reaction aber steht mit der Annahme, daß in dem Alkohol ein Wasserstoffatom mit dem Sauerstoff die einwerthige Gruppe OH (welche Hydroxyl genannt wird) bildet, im vollsten Einklang und wird durch die Formel $H_3C \cdot OH$ direct zur Anschauung gebracht. Die Reaction erfolgt demnach nach der folgenden Gleichung:

$$H_3C \cdot OH + H \cdot J = H_3C \cdot J + H \cdot OH.$$

Andere Reactionen derselben Art übergehen wir, um nur noch eine Methode der synthetischen Darstellung des Methylalkohols zu berühren, welche ebenfalls eine andere Structur desselben nicht zuläßt. Es ist nämlich möglich, in einer Methyl-Halogenverbindung, z. B. dem Methylchlorid $H_3C \cdot Cl$, das Halogen durch die Hydroxylgruppe OH zu substituiren, indem man Silberhydroxyd $Ag\,OH$ auf dieselbe einwirken läßt. Man erhält so Methylalkohol und Silberchlorid; die Reaction erfolgt also nach der Gleichung:

$$H_3C \cdot Cl + Ag \cdot OH = H_3C \cdot OH + Ag \cdot Cl.$$

Da diese und ähnliche Reactionen allen Alkoholen gemeinsam sind, so werden wir von vornherein zur Annahme geneigt sein, daß dieselben auch alle ohne Ausnahme die Hydroxylgruppe OH enthalten. Diese Annahme wird durch den Versuch durchaus bestätigt. Um nicht zu weitschweifig zu werden, wollen wir nur eine Thatsache erwähnen, welche ihre Anwesenheit im nächsthöhern, dem Aethyl- oder gewöhnlichen Alkohol C_2H_6O, beweist. Wenn man Chlorwasserstoffsäure HCl in denselben leitet, so wird Aethylchlorid C_2H_5Cl und Wasser gebildet; ein Chloratom hat also die Stelle eines Sauerstoff- und eines Wasserstoffatoms eingenommen. Waren nun diese beiden Atome im Alkohol als Hydroxylgruppe vorhanden? Es ist ja außer der Verkettung $H_3C \cdot CH_2 \cdot OH$ auch die Verkettung $H_3C \cdot OCH_3$ möglich. Nun kann Aethylchlorid auch direct durch die Einwirkung von Chlor auf Aethan gebildet werden; der so entstandene Körper kann nur die Constitution $H_3C \cdot CH_2 \cdot Cl$ haben. Da nun Schorlemmer[1] gezeigt hat, daß das letztere mit dem aus Aethylalkohol gebildeten durchaus identisch ist, so muß auch diesem die Formel $H_3C \cdot CH_2 \cdot Cl$ entsprechen. Daraus ergibt sich als einfachster und daher

[1] Liebigs Annal. 131, 76 und 132, 234.

wahrscheinlichster Schluß, daß der aus dem Alkohol ausgetretene Sauerstoff und Wasserstoff in demselben als einwerthige Gruppe OH dieselbe Stelle einnahm, welche das Chlor in dem aus ihm derivirten Aethylchlorid einnimmt, oder daß die Structurformel des Aethylalkohols $H_3C \cdot CH_2 \cdot OH$ ist.

Da in den höhern Kohlenwasserstoffen dieser Reihe, wie früher gezeigt wurde, zwei Methylgruppen CH_3 vorkommen, so bilden dieselben ohne Ausnahme Alkohole, die durch die Gruppe $CH_2 \cdot OH$ gekennzeichnet sind; dieselben werden *primäre Alkohole* genannt, um sie von den *secundären Alkoholen* mit der Gruppe $CH \cdot OH$ zu unterscheiden, welche die Kohlenwasserstoffe mit drei und mehr Kohlenstoffatomen, und von den *tertiären Alkoholen* mit der Gruppe $C \cdot OH$, welche die Kohlenwasserstoffe mit vier und mehr Kohlenstoffatomen bilden können.

5. Dem Propan C_3H_8 entsprechen nämlich zwei in ihren Eigenschaften und daher auch in ihrer Constitution verschiedene Isomere C_3H_8O. Läßt sich die Existenz dieser Isomere aus der Structurformel dieses Kohlenwasserstoffs voraussehen? Die Formel

$$\begin{array}{ccccccc} & & H & & H & & H \\ & & | & & | & & | \\ H & — & C & — & C & — & C & — H \\ & & | & & | & & | \\ & & H & & H & & H \end{array}$$

zeigt auf den ersten Blick, daß die Kohlenstoffatome zweierlei Art sind: das mittlere, welches mit zwei Affinitäten an Kohlenstoff gebunden ist, und die beiden endständigen, welche nur eine Affinität an Kohlenstoff verlieren. Die Wasserstoffatome sind daher auch zweierlei Art, die an das mittelständige und die an die beiden endständigen Kohlenstoffatome gebundenen. Wenn nun ein Wasserstoffatom der letztern Art durch Hydroxyl substituirt wird, so erhalten wir einen Alkohol mit der Formel $H_3C \cdot CH_2 \cdot CH_2 \cdot OH$, also einen primären Alkohol, dessen Reactionen denjenigen des vorher besprochenen völlig analog verlaufen müssen; ein solcher Propylalkohol existirt in Wirklichkeit. Wird aber eines der mittelständigen Wasserstoffatome durch Hydroxyl ersetzt, so erhalten wir einen Körper der Structur $H_3C \cdot CH \cdot OH \cdot CH_3$, welcher ebenfalls ein Alkohol ist, weil er die Gruppe OH enthält, von dem erstern aber verschieden sein muß, weil eben seine Structur verschieden ist. Nun ist ein zweiter Propylalkohol in Wirklichkeit dargestellt worden; es fragt sich demnach, ob demselben aus experimentellen Gründen die obige Structur zugewiesen werden kann. Es existirt ein Körper der Zusammensetzung C_3H_6O, Aceton, dem, wie gezeigt werden kann, die Structur $H_3C \cdot CO \cdot CH_3$ zukommt. Wenn derselbe dem Einflusse nascirenden Wasserstoffs ausgesetzt wird, so nimmt er

zwei Wasserstoffatome auf und bildet den zweiten Propylalkohol. Da die beiden endständigen Kohlenstoffatome im Aceton mit je drei einwerthigen Atomen verbunden sind, so ist nach diesen Seiten die Kette geschlossen; die einzige Möglichkeit einer Aufnahme von zwei neuen Wasserstoffatomen besteht seitens des mittelständigen Kohlenstoffatoms; es können nämlich seine zwei freien Affinitäten, die im Aceton an ein zweiwerthiges Sauerstoffatom gebunden sind, sich auf zwei einwerthige Radicale vertheilen, von denen eines ein Wasserstoffatom und das andere die Hydroxylgruppe OH ist. Es kann daher dem auf dem berührten Wege aus Aceton dargestellten Propylalkohol nur die Formel $H_3C \cdot CH \cdot OH \cdot CH_3$ zukommen. Da nun außer diesem und dem primären Propylalkohol ein dritter Alkohol der Zusammensetzung C_3H_8O nicht dargestellt werden kann, so folgt, daß einem wie immer dargestellten Propylalkohol, der in seinen Eigenschaften von dem primären verschieden ist, die eben bewiesene Formel zukommen muß. Dieser Alkohol wird Isopropylalkohol genannt und enthält die zweiwerthige Gruppe $CH \cdot OH$. Die höhern Kohlenwasserstoffe der Reihe C_nH_{2n+2} bilden außer einem primären Alkohol einen zweiten, dessen Eigenschaften denjenigen des Isopropylalkohol analog sind; man nimmt daher in allen die Existenz der zweiwerthigen Gruppe $CH \cdot OH$ an und erhält damit die Structurformel von diesen sogen. secundären Alkoholen ebenso, wie durch die Gruppe $CH_2 \cdot OH$ diejenige der primären Alkohole. Denn wenn wir mit R und R′ zwei Alkoholradicale, also Gruppen bezeichnen, welche unter die allgemeine Formel C_nH_{2n+1} (Alkohole haben die allgemeine Formel $C_nH_{2n+1} \cdot OH$) fallen, gleichviel ob dieselben gleich oder ungleich sind, so entsprechen alle primären Alkohole der Formel $R \cdot CH_2 \cdot OH$, alle secundären der Formel $\genfrac{}{}{0pt}{}{R}{R'}{>}CH \cdot OH$.

6. Die eben berührte allgemeine Formulirung der Alkohole führt naturgemäß auf den Gedanken, dieselben als Derivate des Methylalkohols anzusehen. Wenn nämlich in dem letztern $C\begin{cases}H\\H\\H\\OH\end{cases}$ eines der drei Wasserstoffatome durch ein Alkoholradical oder kürzer Alkyl R ersetzt wird, so erhalten wir einen primären Alkohol $C\begin{cases}R\\H\\H\\OH\end{cases}$; wenn ein zweites Wasserstoffatom durch ein zweites gleiches oder ungleiches Alkyl R′ substituirt

wird, so erhalten wir einen secundären Alkohol: $C\begin{cases}R\\R'\\H\\OH\end{cases}$. Durch diese Betrachtungsweise werden wir nothwendig auf die Existenzfähigkeit eines dritten, durch die dreiwerthige Gruppe $C \cdot OH$ charakterisirten, also tertiären Alkohols geführt. Denn wenn jedes der zwei Wasserstoffatome durch ein Alkyl ersetzbar ist, weshalb sollte das dritte, welches ihnen völlig gleichwerthig ist, nicht ebenso durch ein gleiches oder ungleiches Alkyl R'' ersetzt werden und ein Alkohol der Form $C\begin{cases}R\\R'\\R''\\OH\end{cases}$ nicht existiren können? Da das einfachste Alkyl der allgemeinen Formel $C_n H_{2n+1}$ erhalten wird, wenn wir $n = 1$ setzen, also CH_3 ist, so sehen wir sofort, daß solche tertiäre Alkohole, wenn sie überhaupt existiren, nur solchen Kohlenwasserstoffen entsprechen können, welche **wenigstens** vier Kohlenstoffatome enthalten, für deren Alkohole also $R = R' = R'' = CH_3$ ist. Gibt es also außer einem primären und secundären noch einen tertiären Butylalkohol? Wenn wir die früher entwickelte Structurformel des Butan: $H_3C \cdot CH_2 \cdot CH_2 \cdot CH_3$ betrachten, so springt die Möglichkeit eines primären und secundären Alkohols sofort in die Augen, und beide existiren in Wirklichkeit. Ein tertiärer Alkohol aber läßt sich aus dieser Formel nicht ableiten. Es ist jedoch nicht schwer einzusehen, daß das normale, jener Formel entsprechende Butan ein Isomeres derselben Zusammensetzung haben muß; denn die Verbindung der Constitution $H_3C \cdot CH<\begin{matrix}CH_3\\CH_3\end{matrix}$ hat offenbar die empirische Formel $C_4 H_{10}$. Dieses Isomere des Butan ist nun thatsächlich dargestellt worden und wird Isobutan genannt. Von diesem letztern lassen sich nun zwei Alkohole ableiten, je nachdem die Hydroxylgruppe OH ein Wasserstoffatom in einer der drei Methylgruppen CH_3 oder aber in der dreiwerthigen Mittelgruppe CH ersetzt. Der erstere wird ein primärer Alkohol sein, da er die einwerthige Gruppe $CH_2 \cdot OH$ enthält, muß sich aber von dem normalen Butylalkohol unterscheiden, weil er eine andere Structur hat; der zweite wird ein tertiärer, die dreiwerthige Gruppe $C \cdot OH$ enthaltender Alkohol sein. Diese zwei Alkohole sind beide dargestellt worden, und der Schluß, daß alle Alkohole, welche mit dem tertiären Alkohol des Isobutan analoge Eigenschaften haben, die dreiwerthige Gruppe $C \cdot OH$ enthalten, scheint hierdurch und durch andere Beobachtungen gerechtfertigt.

7. Den Alkoholreihen entsprechend gibt es Kohlenstoffverbindungen, welche durch ihre Reactionen sich als Säuren charakterisiren. Zur Untersuchung ihrer Structurformel dient uns am füglichsten die Essigsäure $C_2 H_4 O_2$, welche auch einer der einfachsten Körper dieser Art ist. Dieselbe unterscheidet sich vom Aethylalkohol nur dadurch, daß zwei Wasserstoffatome des letztern durch ein Sauerstoffatom vertreten werden. Diese Substitution kann dadurch erzielt werden, daß man fein zertheiltes Platin, sogen. Platinmohr, eine Zeitlang auf den Alkohol einwirken läßt. Während der Reaction wird das Platin nicht verändert; es dient daher nur dazu, um Sauerstoff auf den Alkohol zu übertragen, denselben zu oxydiren. Da, wie wir sahen, die Structurformel des Alkohols $H_3C \cdot CH_2 \cdot OH$ ist, so werden wir die Structur der Essigsäure erhalten, wenn wir ausfindig machen können, welche beiden Wasserstoffatome durch Sauerstoff ersetzt wurden. Kann zunächst der Hydroxylwasserstoff eines dieser Atome sein? Nein; denn in der Essigsäure wie im Aethylalkohol nimmt eines der vier Wasserstoffatome eine Ausnahmestellung ein. Durch die Reaction von Natriumhydroxyd $Na OH$ auf Essigsäure wird nämlich das Natriumacetat $C_2 H_3 O_2 Na$ erhalten, ein Salz, in welchem offenbar ein Wasserstoffatom der Säure durch Natrium ersetzt wurde. Da es nun absolut unmöglich ist, auch eines oder mehrere der drei übrigen Wasserstoffatome durch Natrium zu ersetzen, so müssen diese in einer andern Weise mit dem Kohlenstoff verbunden sein, als das, welches substituirt wurde. Letzteres kann aber nur dann diese Sonderstellung einnehmen, wenn es ebenso wie im Alkohol nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch Sauerstoff an Kohlenstoff gebunden, wenn, mit andern Worten, in der Essigsäure wie im Alkohol die Hydroxylgruppe OH fortbesteht. Nur unter dieser Annahme läßt es sich auch verstehen, daß durch vorsichtige Destillation eines Gemenges von drei Theilen Essigsäure und zwei Theilen Phosphortrichlorid PCl_3 die Verbindung $C_2 H_2 OCl$ (Acetylchlorid) erhalten wird. Da nämlich in dieser Reaction ein einwerthiges Chloratom ein Atom Sauerstoff und ein Atom Wasserstoff der Essigsäure verdrängt hat, so ist dieses nur dann denkbar, wenn beide in der Säure eine einwerthige Gruppe, also Hydroxyl bildeten.

Es erübrigt daher, daß die aus dem Alkohol durch das Eintreten eines Sauerstoffatomes ausgeschiedenen beiden Wasserstoffatome entweder der Gruppe CH_3 oder der Gruppe CH_2 oder etwa beiden angehörten. Experimentelle Thatsachen entscheiden für die Ausscheidung des Wasserstoffs der Gruppe CH_2. Denn wenn ein Gemenge von essigsaurem Natron

$C_2H_3O_2Na$ und Aetznatron $NaOH$ der trockenen Destillation unterworfen wird, so wird Methan CH_4 und kohlensaures Natron Na_2CO_3 gebildet. Es wird demnach durch diese Reaction die Verbindung der beiden Kohlenstoffatome gesprengt, und das eine derselben nimmt allen im Acetat vorhandenen Wasserstoff mit sich, um mit dem Wasserstoffatom des Aetznatron Methan zu bilden, während das andere ebenso nebst dem Natrium allen Sauerstoff dem Reste NaO des Aetznatron zuführt, um das Carbonat zu erzeugen. Wenn aber dem so ist, so ist nicht abzusehen, wie man an der Annahme vorbeikommen kann, daß auch in dem Natriumacetat selbst und daher auch in der Essigsäure drei Wasserstoffatome mit dem einen und die beiden Sauerstoffatome mit dem andern Kohlenstoff verbunden sind; die Structur der Essigsäure findet also ihren Ausdruck in der Formel $CH_3 \cdot CO \cdot OH$ oder $CH_3 \cdot CO_2H$. Wie die Alkohole durch die Gruppe OH, so ist die Essigsäure durch die einwerthige Gruppe $\underset{\underset{O}{\|}}{-C-}OH$ oder CO_2H charakterisirt.

Es würde uns zu weit führen, zu zeigen, daß dieselbe Gruppe CO_2H, welche Carboxyl genannt wird, auch in andern organischen Säuren vorhanden ist. Es muß hier genügen, die Thatsache zu constatiren, daß die Reactionen aller dieser Säuren die Anwesenheit einer oder mehrerer Carboxylgruppen in denselben erweisen.

8. Wie eine organische Verbindung durch Anwesenheit der Gruppe $CH_2 \cdot OH$ als primärer, der Gruppe $CH \cdot OH$ als secundärer, der Gruppe $C \cdot OH$ als tertiärer Alkohol und durch die Gruppe CO_2H als Säure gekennzeichnet ist, so haben die sorgfältigsten Untersuchungen ergeben, daß es in jedem organischen Körper einen in bestimmter Weise verketteten Atomcomplex gibt, durch welchen allen Verbindungen, die dieselbe Gruppe enthalten, ein ganz bestimmter Charakter aufgeprägt wird. So sind die Aldehyde durch die einwerthige Gruppe $O:C \cdot H$ oder COH charakterisirt, die Ketone durch die zwei Alkyle verbindende Gruppe CO, die Glycole durch zwei alkoholische Hydroxylgruppen, die Oxysäuren durch zwei Hydroxylgruppen, von denen eine alkoholisch und die zweite säureartig ($CO \cdot OH$) ist, u. s. w. Solange in den chemischen Reactionen die diesen Atomcomplexen eigenthümliche Gruppirung gewahrt bleibt, behalten die betreffenden Körper diesen Charakter, während die geringste Aenderung auch nur in der Atomgruppirung des Complexes auch eine Aenderung der charakteristischen Eigenschaften herbeiführt. Findet man

daher, daß eine neue Verbindung die eine bestimmte Klasse von organischen Substanzen kennzeichnenden Eigenschaften besitzt, so glaubt man berechtigt zu sein, derselben auch den diese Klasse charakterisirenden Atomcomplex zuzuschreiben; damit ist denn der Weg, auf welchem die empirische Formel in die Structurformel umzuändern ist, gegeben. Nehmen wir z. B. an, daß die Constitution der auf analytischem Wege als $C_3H_6O_3$ gefundenen Verbindung unbekannt sei. Dieselbe wird durch Einwirkung von Metalloxyden, etwa des Kalium oder Calcium, in normale Salze $C_3H_5O_3K$ und $(C_3H_5O_3)_2Ca$ übergeführt; auch entsteht unter dem Einflusse von Alkohol eine Verbindung $C_3H_5O_3 \cdot C_2H_5$, welche alle Eigenschaften der Ester hat. Man wird daher schließen müssen, daß diese Verbindung eine organische Säure ist, daß sie also die Gruppe CO_2H enthält. Andererseits findet man, daß ein Wasserstoffatom bei der Einwirkung von Acetylchlorid $C_2H_3O \cdot Cl$ durch das Essigsäureradical C_2H_3O ersetzt und $C_3H_5O_3 \cdot C_2H_2O$ gebildet wird, und wieder, daß dasselbe Wasserstoffatom durch die Einwirkung eines Gemenges von concentrirter Salpetersäure und Schwefelsäure durch die Gruppe NO_2 ersetzt und $C_3H_5O_3 \cdot NO_2$ gebildet wird. Da diese beiden Reactionen für Alkoholhydroxyl durchaus charakteristisch sind, so muß man auch auf die Anwesenheit des letztern in der Verbindung $C_3H_6O_3$ schließen. Es folgt demnach, daß die Constitution derselben entweder $CH_2(OH) \cdot CH_2 \cdot CO_2H$ oder $CH_3 \cdot CH(OH) \cdot CO_2H$ sein wird. Die erstere Formel gehört der Aethylenmilchsäure, die letztere der Aethylidenmilchsäure an.

9. Obgleich wir hie und da darauf aufmerksam gemacht haben, wie aus den Structurformeln die Existenzfähigkeit von Isomeren hergeleitet werden kann, welche bis dahin unbekannt waren, glauben wir hier nochmals auf diesen Punkt zurückkommen zu müssen, weil gerade darin einer der Hauptvortheile liegt, welche die Chemie aus denselben gezogen hat.

Weitaus die meisten chemischen Reactionen sind mit einem Austausch des einen oder andern Componenten der reagirenden Stoffe verbunden. Die resultirenden Körper sieht man daher als Producte an, welche durch die Substitution des Componenten des einen Stoffes durch denjenigen des andern entstanden sind, und nennt dieselben Substitutionsproducte. Gewöhnlich wird jedoch diese Bezeichnung auf diejenigen Körper beschränkt, welche aus den Kohlenwasserstoffen durch actuellen Ersatz von Wasserstoff gebildet wurden.

In Aethan

$$\begin{array}{ccccccc} & & H & & H & & \\ & & | & & | & & \\ H & — & C & — & C & — & H \\ & & | & & | & & \\ & & H & & H & & \end{array}$$

sind die Kohlenstoffatome und daher auch die Wasserstoffatome offenbar durchaus gleichwerthig; es kann daher nach den entwickelten Anschauungen nur ein einziger Kohlenwasserstoff der Formel C_2H_6 existiren. Aehnlich verhält es sich mit den Monosubstitutionsproducten, d. h. mit denjenigen Körpern, welche durch Substitution nur eines Wasserstoffatoms erhalten werden; für welches Wasserstoffatom auch immer wir z. B. ein Chloratom einführen mögen, wir erhalten immer dasselbe Product; denn das Chloratom hat, wo immer es stehen mag, dasselbe Verhältniß zu den beiden Kohlenstoffatomen. Theoretisch ist daher nur ein einziges Aethylchlorid $CH_3 \cdot CH_2Cl$ möglich, und nur eine Verbindung der Zusammensetzung C_2H_5Cl hat dargestellt werden können. Anders jedoch verhält es sich mit den Di-, Tri- und Tetrasubstitutionsproducten. Wenn z. B. zwei Wasserstoffatome durch Chlor ersetzt werden, so können die substituirten Atome entweder beiden Methylgruppen des Aethan oder nur einer derselben angehören; im ersten Falle erhalten wir die Verbindung $CH_2Cl \cdot CH_2Cl$, im zweiten Falle $CH_3 \cdot CHCl_2$. Nach den entwickelten Anschauungen müssen die zwei durch diese Formeln bezeichneten Körper dargestellt werden können und verschiedene Eigenschaften besitzen. Beide existiren thatsächlich, der erste als Aethylchlorid und der zweite als Aethylidenchlorid. Ebenso sind zwei und nur zwei verschiedene Trisubstitutionsproducte möglich, entsprechend den Formeln CH_2Cl, $CHCl_2$ und $CH_3 \cdot CCl_3$; auch diese sind experimentell dargestellt worden; dasselbe gilt von den beiden möglichen Tetrasubstitutionsproducten $CHCl_2 \cdot CHCl_2$ und $CH_2Cl \cdot CCl_3$.

Im Propan

$$\begin{array}{ccccccccc} & & H & & H & & H & & \\ & & | & & | & & | & & \\ H & — & C & — & C & — & C & — & H \\ & & | & & | & & | & & \\ & & H & & H & & H & & \end{array}$$

ist es zwar auch unmöglich, die Wasserstoffatome in einer andern als der angegebenen Weise anzuordnen und so einen zweiten Kohlenwasserstoff der Zusammensetzung C_3H_8 herzustellen; die Kohlenstoffatome jedoch müssen nach den Principien der Structurchemie zweierlei Art sein, da das mittlere mit zwei, die beiden endständigen aber nur mit einem andern Kohlenstoffatome verbunden sind; folgerichtig können auch die beiden mit dem erstern verbundenen Wasserstoffatome mit den andern sechs nicht völlig gleichwerthig sein.

Daraus folgt aber weiter, daß zwei Monosubstitutionsproducte des Propan möglich sind, von denen das eine der Formel $CH_3 \cdot CH_2 \cdot CH_2R$ und das andere der Formel $CH_3 \cdot CHR \cdot CH_3$ entspricht. Wir haben gesehen, daß dieselben wirklich existiren, und zwei Isomere dieser Art in dem primären und secundären Propylalkohol kennen gelernt. Mehr als zwei Alkohole oder überhaupt mehr als zwei Monosubstitutionsproducte des Propan herzustellen, hat sich als experimentelle wie theoretische Unmöglichkeit erwiesen.

Es ist leicht ersichtlich, daß von Disubstitutionsproducten des Propan theoretisch nicht weniger als vier möglich sind, entsprechend den vier Formeln: $CH_3 \cdot CH_2 \cdot CHRR'$, $CH_3 \cdot CHR \cdot CH_2R'$, $CH_2R \cdot CH_2 \cdot CH_2R'$ und $CH_3 \cdot CRR' \cdot CH_3$. Wieder sind alle vier thatsächlich erhalten worden.

Mit der Zunahme der Anzahl der Kohlenstoffatome wächst die Anzahl der möglichen Isomere sehr schnell. Wir wollen nur noch das Butan und seine Monosubstitutionsproducte erwähnen. Da das Butan als ein Monosubstitutionsproduct des Propan angesehen werden kann, erhalten durch die Substitution der Methylgruppe CH_3, so sollten nach dem Obigen zwei Isomere der Zusammensetzung C_4H_{10} existiren: eines entsprechend der Formel $CH_3 \cdot CH_2 \cdot CH_2 \cdot CH_3$ und das andere mit der Formel $CH_3 \cdot CH(CH_3) \cdot CH_3$. Beide existiren in Wirklichkeit, das erstere als normales Butan, das letztere als secundäres Butan (Isobutan). Von jedem dieser Butane sind theoretisch wieder zwei Monosubstitutionsproducte möglich: vom normalen Butan $CH_3 \cdot CH_2 \cdot CH_2 \cdot CH_2R$ und $CH_3 \cdot CH_2 \cdot CHR \cdot CH_3$, vom Isobutan $CH_3 \cdot CH(CH_3) \cdot CH_2R$ und $CH_3 \cdot CR(CH_3) \cdot CH_3$. Alle vier Isomere existiren; wir brauchen nur daran zu erinnern, was gelegentlich der Alkohole darüber gesagt worden ist.

Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, mit welcher Leichtigkeit und Präcision wenigstens bei den niedern Kohlenwasserstoffen mit Hilfe dieser theoretischen Anschauungen die Existenz von Isomeren sowohl der Kohlenwasserstoffe selbst als ihrer Substitutionsproducte sich vorhersehen und ihre Zahl sich bestimmen läßt. Daß dieselben schon alle sollten dargestellt sein, können wir nicht erwarten, da ihre Anzahl, wie bemerkt wurde, mit der Zahl der Kohlenstoffatome ungemein rasch wächst. Die wirkliche Darstellung sehr vieler derselben zeigt, wie genau hier die Erfahrung mit der Theorie übereinstimmt. Sollte trotz dieser Uebereinstimmung die Theorie auf falschen Principien beruhen?

Ein anderer Vortheil der Structurformeln besteht darin, daß sie die chemischen Eigenschaften einer Verbindung ebenso kurz als anschaulich dar-

stellen. Greifen wir aus den erörterten Formeln die der Essigsäure heraus, um uns dieses klar zu machen. Da in der Formel $CH_3 \cdot CO \cdot OH$ ein Wasserstoffatom mit Sauerstoff Hydroxyl bildet, so ist in ihr direct die Thatsache ausgedrückt, daß dieses Atom ebenso wie in allen andern Hydroxylsäuren sehr leicht durch ein Metall oden ein Alkoholradical ersetzt wird, um ein Salz oder einen Ester zu bilden. Da ferner in der Formel die beiden Sauerstoffatome nicht in derselben Weise an Kohlenstoff gebunden sind, so erkennt man aus derselben weiter, daß der Hydroxylsauerstoff mit seinem Wasserstoff durch andere einwerthige Atome oder Radicale substituirt werden kann. Sie zeigt außerdem, daß die beiden Kohlenstoffatome ganz verschiedene Reactionen besitzen müssen, indem das eine mit seinen drei Wasserstoffatomen unter geeigneten Umständen sich leicht als Methan, das andere mit seinen zwei Sauerstoffatomen sich ebenso leicht als Kohlensäure muß abspalten lassen.

Man würde jedoch diese Structurformeln durchaus mißverstehen, wenn man in denselben einen Ausdruck der objectiven räumlichen Lagerung der Atome in der Molekel erblicken wollte.

10. In die bisher besprochenen Kohlenwasserstoffe kann, wie wir gesehen haben, ein neues Atom nicht eingeführt werden, ohne daß gleichzeitig ein Atom Wasserstoff verdrängt wird; es enthalten dieselben ebensoviele Wasserstoffatome, als sie in Uebereinstimmung mit der Thatsache der Vierwerthigkeit des Kohlenstoffs enthalten können; die Affinitätseinheiten desselben sind vollständig gesättigt. Die Kohlenwasserstoffe der Reihe $C_n H_{2n+2}$ werden daher gesättigte oder Grenzkohlenwasserstoffe genannt.

Es gibt nun aber noch andere Kohlenwasserstoffe, welche im stande sind, eine gewisse Anzahl neuer einwerthiger Atome oder Radicale aufzunehmen, ohne daß Wasserstoff aus denselben austritt. Einer derselben ist Aethylen $C_2 H_4$, welches der einfachste Vertreter einer Reihe ist, der die allgemeine Formel $C_n H_2$ zukommt und die daher auch die Aethylenreihe genannt wird. In dieses Aethylen können leicht z. B. zwei Atome Chlor eingeführt werden, so daß die Verbindung $C_2 H_4 Cl_2$ entsteht; weiteres Chlor aber kann dasselbe nicht aufnehmen, ohne Wasserstoff auszuscheiden; in diesem Kohlenwasserstoff sind demnach noch zwei und nur zwei Affinitätseinheiten der beiden Kohlenstoffatome disponibel. Eine weitere Verbindung dieser Art ist Acetylen $C_2 H_2$, der einfachste Repräsentant der sogen. Acetylenreihe mit der allgemeinen Formel $C_n H_{2n-2}$. Dieses Acetylen vermag noch vier einwerthige Atome oder Radicale ohne Ver=

drängung von Wasserstoff aufzunehmen und so Verbindungen der Form $C_2H_2R_4$ zu bilden; es sind also in demselben noch vier Affinitätseinheiten des Complexes C_2 ungesättigt. Die Kohlenwasserstoffe dieser Art werden im Gegensatz zu den besprochenen **ungesättigte Kohlenwasserstoffe** genannt. Um diese Verbindungen mit den Anforderungen der Valenzlehre in Einklang zu bringen, nimmt man gewöhnlich an, daß in denselben die Kohlenstoffatome unter sich durch zwei oder drei Affinitätseinheiten verbunden sind, während in den gesättigten Kohlenwasserstoffen nur eine Valenz auf diese Verkettung verwendet wird. Man veranschaulicht diese Annahme durch die Formeln

$$\begin{array}{ccc} H & & H \\ | & & | \\ C & = & C \\ | & & | \\ H & & H \end{array}$$

bezw. $H{-}C{\equiv}C{-}H$ oder einfacher $H_2C:CH_2$ und $HC:CH$.

Die Gründe, welche zu Gunsten dieser Anschauung sprechen, gehen allerdings nicht weiter, als daß dieselbe zweckdienlich ist und mit keiner Thatsache in Widerspruch steht. Es ist nämlich zunächst eine Thatsache, daß nur solche Kohlenstoffverbindungen ungesättigt sind, in welchen eine solche mehrfache Verkettung möglich ist. So können z. B. Kohlenwasserstoffe oder Halogenverbindungen des Kohlenstoffs, welche nur ein Kohlenstoffatom in der Molekel enthalten, nicht ungesättigt sein. Eine weitere Thatsache besteht darin, daß in allen diesen ungesättigten Verbindungen im Momente der Sättigung das eine Kohlenstoffatom dieser Art immer dieselbe Anzahl von neuen Atomen oder Atomgruppen aufnimmt wie dasjenige, welches mit ihm verbunden ist, und daß die Zahl der neu aufgenommenen Atome der Zahl der nach der Annahme noch ungesättigten Affinitätseinheiten genau entspricht. Daß nun dieses, Atompaare gleichmäßig afficirende Verhältniß in der angegebenen Schreibweise einen convenienten Ausdruck findet, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden.

Diese Zeichen doppelter oder dreifacher Verkettung wollen demnach an sich nichts weiter sagen, als daß die betreffenden Verbindungen gewisse Eigenschaften haben, welche sich auch beziehungsweise beim Aethylen und Acetylen finden.

11. Es gibt noch eine sehr große Anzahl von Kohlenstoffverbindungen, welche sämtlich das miteinander gemein haben, daß bei allen Reactionen, welche nicht einen vollständigen Zerfall der Molekeln herbeiführen, als Hauptproducte Körper erhalten werden, die wenigstens sechs Kohlenstoffatome enthalten. Dieselben werden unter dem Namen der aromatischen

Verbindungen zusammengesetzt. Die hierher gehörigen Kohlenwasserstoffe haben die allgemeine Formel $C_n H_{2n-6}$, und der einfachste derselben ist das Benzol $C_6 H_6$, weshalb die Reihe auch die Benzolreihe genannt wird. Da alle aromatischen Körper durch Addition oder Substitution sich vom Benzol herleiten lassen, so ist dieses gleichsam der Kern, um den sich dieselben lagern; ihre Structur muß daher im innigsten Zusammenhange mit der Structur des Benzol stehen. Bei der Untersuchung über die Structur dieses Kernes müssen natürlich vor allem die denselben charakterisirenden Eigenschaften beachtet werden.

Die Eigenschaften, welche hier in Betracht kommen, sind die folgenden:

1) Die sechs freien Affinitätseinheiten der sechs Kohlenstoffatome, welche im Benzol durch Wasserstoff gesättigt sind, sind durchaus gleichmäßig über die Kohlenstoffatome vertheilt. Da es kaum ein anderes Beispiel gibt, welches so leicht verständlich die Methoden chemischer Forschung illustrirt, wie die Versuche, durch welche diese Thatsache festgestellt wurde, so wollen wir dieselben hier in aller Kürze anführen.

Es wurde früher darauf aufmerksam gemacht, daß im Methan die vier Affinitätseinheiten des Kohlenstoffatoms vollständig gleichartig seien. Dieses wurde bewiesen durch die Thatsache, daß trotz der eingehendsten Versuche es niemals möglich gewesen ist, mehr als ein Monosubstitutionsproduct des Methan zu bilden. Wären nämlich diese Affinitätseinheiten, die wir mit 1, 2, 3, 4 bezeichnen wollen, verschieden, so müßten z. B. $C\overset{1}{Br}\overset{2}{H}\overset{3}{H}\overset{4}{H}$, $C\overset{1}{H}\overset{2}{Br}\overset{3}{H}\overset{4}{H}$, $C\overset{1}{H}\overset{2}{H}\overset{3}{Br}\overset{4}{H}$ und $C\overset{1}{H}\overset{2}{H}\overset{3}{H}\overset{4}{Br}$ entweder alle oder doch theilweise voneinander verschieden sein; mehr als ein einziges Methylmonobromid aber existirt nicht. In gleicher Weise wird daher auch die völlige Gleichartigkeit der sechs freien Affinitätseinheiten des Benzols folgen, wenn man immer wieder dasselbe Monobrombenzol erhält, für welches Wasserstoffatom des Benzols auch Brom substituirt werden mag. Wie ist es nun möglich, im Benzol ein Wasserstoffatom nach dem andern durch Brom zu ersetzen und immer sicher zu sein, daß ein anderes Atom ersetzt wurde? Nehmen wir an, daß irgend eines der sechs Wasserstoffatome, gleichgiltig welches, durch Brom substituirt wurde, und nennen wir die durch das neue Element befriedigte Affinitätseinheit 1, so haben wir den Körper $C_6 \overset{1}{Br} H_5$. Wenn diese Verbindung mit gewissen Substanzen, z. B. mit Salpetersäure, behandelt wird, so wird ein zweites Wasserstoffatom substituirt, im angenommenen Falle durch die Nitrogruppe NO_2. Die durch diese Gruppe befriedigte Affinitätseinheit wollen wir

2 nennen; wir erhalten demnach den Körper $C\overset{1}{Br}\overset{2}{NO_2}H_4$, von dem wir wissen, daß der durch die Gruppe NO_2 substituirte Wasserstoff jedenfalls von demjenigen verschieden ist, der durch Brom ersetzt wurde. Auf diesen wirkt nascirender Wasserstoff unter anderem auch so ein, daß das Bromatom wieder durch Wasserstoff ersetzt und daher die Verbindung $C\overset{1}{H}\overset{2}{NO_2}H_4$ erhalten wird, in welcher also die Affinitätseinheit 1 wieder durch Wasserstoff gesättigt ist. Es ist demnach nur nothwendig, in dieser neuen Verbindung die Gruppe NO_2 durch Brom zu ersetzen, um ein Monobrombenzol $C\overset{1}{H}\overset{2}{Br}H_4$ zu erhalten, in welchem das Bromatom jedenfalls eine andere Affinität befriedigt als im zuerst erhaltenen Monobrombenzol. Diese Substitution kann durch zwei Reactionen erzielt werden, deren nähere Erörterung uns zu weit führen würde. Dasselbe Princip ward mit Erfolg bei allen sechs Wasserstoffatomen des Benzols angewandt, und so wurden der Reihe nach Monobrombenzole hergestellt, in welchen immer eine andere Affinitätseinheit der sechs Kohlenstoffatome durch Brom gesättigt war. Da nun alle sechs Monobrombenzole sich absolut identisch erwiesen, so hielt man den Schluß auf die vollständige Gleichartigkeit der sechs freien Affinitätseinheiten des Benzolkerns für durchaus berechtigt.

2) Wenn zwei Wasserstoffatome des Benzols durch andere einwerthige Atome oder Radicale ersetzt werden, so können drei und nur drei isomere Verbindungen erzeugt werden.

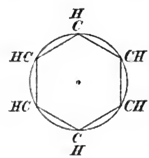
3) Werden drei Wasserstoffatome in derselben Weise ersetzt, so können drei und nur drei Isomere entstehen, wenn die substituirenden Atome oder Gruppen derselben Art sind; im Falle aber daß dieselben voneinander verschieden sind, werden mehr als drei Isomere möglich.

4) Durch Addition können nicht mehr als sechs Halogenatome sich mit Benzol verbinden.

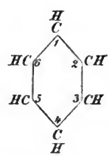
Die gesuchte Structurformel des Benzolkernes oder des Benzols selbst muß daher veranschaulichen: 1) daß es schwerer ist, die zum Benzolkern vereinigten Kohlenstoffatome voneinander zu trennen, als die früher erörterten, welche zu offenen Ketten verbunden sind; denn, wie wir anfangs bemerkten, bleibt in den gewöhnlichen Reactionen der Benzolkern intact; 2) daß mit jedem der sechs Kohlenstoffatome ein Wasserstoffatom so verbunden ist, daß jedes einzelne der sechs Atome dem andern vollständig gleichwerthig ist; die Formel muß also durchaus symmetrisch sein; 3) daß

es drei Stellungspaare dieser Atome gibt, welche voneinander verschieden sind; 4) daß, wenn die Wasserstoffatome in Combinationen von drei und drei genommen werden, drei Gruppirungen möglich sind, die durch die relative Stellung derselben zu einander verschieden sind, im Falle daß drei dieser Atome durch Gruppen derselben Art ersetzt werden; daß aber mehr als drei solcher Gruppirungen sich ergeben, sobald die substituirenden Gruppen voneinander verschieden sind; 5) daß jedes der sechs Kohlenstoffatome noch eine und nur noch eine disponible Affinitätseinheit besitzt.

12. Der fruchtbarste und mit diesen Erfahrungssätzen am besten übereinstimmende Versuch der Aufstellung einer Structurformel des Benzols rührt von Kekulé her [1]. Er nimmt an, daß die sechs Kohlenstoffatome desselben nicht eine offene, sondern eine geschlossene Kette, einen Ring bilden, also gleichsam auf dem Umfange eines Kreises an den Ecken des eingeschriebenen Sechseckes liegen, wie die folgende Figur verdeutlicht.



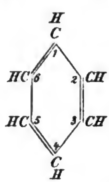
Daß diese Anordnung die erste der oben angeführten Anforderungen zum Ausdruck bringt, bedarf nur erwähnt zu werden. Bezeichnen wir nun die Stellungen der sechs Kohlenstoffatome mit Zahlen, so erhalten wir die folgende Formel:



In derselben sind offenbar die drei Stellungspaare 1 2, 1 3 und 1 4 voneinander verschieden, während 1 6 und 1 5 mit dem ersten und zweiten Paare identisch sind. Während also die Formel nur ein einziges Monosubstitutionsproduct als möglich erscheinen läßt, da das Verhältniß

[1] Vgl. sein „Lehrbuch der organischen Chemie“ und Liebigs Annal. 137, 129.

des ersetzenden Radicals, wo immer es stehen mag, zu den andern Atomen immer dasselbe ist, läßt sie drei isomere Disubstitutionsproducte voraussehen, je nachdem die beiden ersetzenden Atome oder Radicale sich in der Stellung 1 2, 1 3 oder 1 4 befinden. Die Formel genügte demnach auch der zweiten und der dritten Anforderung. Wenn wir hinwiederum drei Stellungen combiniren, so sehen wir sofort, daß die drei Combinationen 1 2 3, 1 2 4 und 1 3 5 voneinander verschieden sind, während 1 6 5, 1 6 4 und 1 5 3 mit diesen bezw. gleich sind. Werden daher drei Wasserstoffatome gleichzeitig durch Atome oder Radicale derselben Art ersetzt, so ersehen wir wieder aus der Formel die Möglichkeit von drei Isomeren; die Substitution von drei Radicalen verschiedener Art läßt sofort die Möglichkeit einer weit größern Anzahl von Isomeren erkennen. Die Formel genügt also auch der vierten Anforderung. Was die fünfte Thatsache anlangt, wonach jedes Kohlenstoffatom noch eine ungesättigte Affinitätseinheit besitzen muß, so sieht man aus der Formel sofort, daß nur drei Valenzen eines jeden derselben actuell befriedigt sind; dieselbe erfüllt also auch diese Bedingung. Damit aber entsteht eine neue, bis jetzt noch nicht ganz gelöste Schwierigkeit. Die Benzolmolekel bildet nämlich zweifellos eine bedingt geschlossene Einheit, in welcher also alle vier Valenzen des Kohlenstoffs sich wenigstens in einem labilen Zustande der Sättigung befinden. Wie können wir dann in der ringförmigen Structurformel desselben diese Sättigung der vierten Valenzen des Kohlenstoffs darstellen, ohne die durch die Thatsachen verlangte vollständige Symmetrie der Formel zu beeinträchtigen? Kekulé nimmt an, daß sich die Kohlenstoffatome abwechselnd mit einer und mit zwei Affinitäten binden, und drückt seine Annahme durch das folgende Schema aus:



in welchem sich also das Aethylenverhältniß dreimal wiederholt. Es ist jedoch einleuchtend, daß diese Vorstellung die absolute Symmetrie der Formel zerstört. Denn da die Atome 1 6 mit zwei Valenzen aneinander gebunden sind, während die Atome 1 2 sich nur mit einer Valenz vereinigen, so können die Substitutionsproducte 1 2 CH_4 R_2 und 1 6 CH_4 R_2

nicht so absolut identisch sein, wie die Thatsachen es verlangen. Es sind verschiedene Versuche gemacht worden, um diese Schwierigkeit zu umgehen; aber dieselben stoßen auf solche anderer Art. A. Baeyer[1] läßt den Zustand der vierten Valenzen unbestimmt, will aber, daß sie einen nach dem Mittelpunkte gerichteten Druck ausüben. Wenn wir demnach von einem Erklärungsversuche der Bindungsweise der vierten Valenzen absehen, so finden wir, daß das Sechseckschema ein ebenso einfacher als zutreffender Ausdruck der Structurverhältnisse des Benzols ist. Doch glauben wir noch darauf aufmerksam machen zu sollen, daß die unter der Annahme dreifacher Aethylenbindung berechnete Molecularrefraction des Benzols (das Product von specifischer Refraction und Moleculargewicht) mit der beobachteten auffallend gut übereinstimmt[2].

13. Da wir uns nur die Aufgabe gestellt haben, die Grundzüge der Structurchemie in einer auch dem Laien in der Chemie verständlichen Weise klarzulegen, um demselben ein Urtheil über ihren Werth zu ermöglichen, so müssen wir hier von weitern Erörterungen absehen. Nur werde hier nochmals daran erinnert, daß diese Structurformeln keineswegs der Ausdruck der wirklichen Lagerung der Atome in der Molekel sein sollen. Sie beanspruchen nur, die kurze Darstellung einer größern oder geringern Anzahl empirisch constatirter Thatsachen zu sein, welche der Kundige aus ihnen leicht herauszulesen vermag; insofern und nur insofern entsprechen dieselben wirklichen Verhältnissen.

Es erübrigt, noch einen Punkt zu berühren. Unsere Erörterungen könnten die Ansicht veranlassen, daß Zerlegung und Wiederverbindung der Atomgruppen das einzige Hilfsmittel zur Ermittlung der Structurformeln sei. In diesem Falle würde ihr Werth mehr oder minder von der Begründung der Voraussetzung abhängen, daß bei einer solchen Zerreißung und Wiedervereinigung das neu eintretende Atom oder Radical immer die Stelle des ausgetretenen einnehme. Diese Voraussetzung aber wird nachweislich in manchen Fällen nicht erfüllt, da nicht selten auch andere Atome oder Atomgruppen während der Umsetzung ihre Plätze ändern. Es ist daher um so weniger überflüssig, zu bemerken, daß es noch mehrere andere solcher Hilfsmittel gibt, als die Structurformeln die Grundlage der nun zu erörternden stereochemischen Molecularconstitution sind. Nernst[3] hat dieselben nach van 't Hoff kurz zusammengestellt; wir geben sie hier ihrem

[1] Bericht der Deutschen chemischen Gesellschaft 23, 1775.

[2] Vgl. Nernst, Theoretische Chemie S. 261 f.

[3] Theoretische Chemie S. 241.

Wesen nach wieder, weil die Structurchemie sich aus ihnen in ihrer Gesamtheit entwickelt hat. 1) Gewisse Anhaltspunkte gibt die Valenz der in der Verbindung enthaltenen Atome, indem durch sie die Zahl der denkbaren Structurformeln bedeutend eingeschränkt wird. 2) Bei der Darstellung unbekannter Verbindungen aus bekannten oder Ueberführung bekannter Verbindungen in unbekannte darf man um so sicherer eine Structurähnlichkeit der letztern mit jenen annehmen, je leichter und mit je geringerer Energieänderung die Umwandlung geschieht. Bei den Kohlenstoffverbindungen werden außerdem bei solchen Umwandlungen höchst wahrscheinlich möglichst wenige Valenzen gelöst und neu gebunden. 3) Aus der Reactionsfähigkeit einer Verbindung läßt sich oft auf die Existenz gewisser Atomgruppen schließen, welche (wie z. B. HO, CO, NH_2 u. s. w.) die ihnen eigenthümliche Reactionsfähigkeit häufig beibehalten. 4) Durch die Auffindung der Anzahl neuer Verbindungen, welche bei einer gleichen Substitution entstehen können, erfährt man mit Sicherheit, ob die substituirten Atome im Molecularverbande verschiedene Functionen ausüben oder nicht. (Man vergleiche, was über Monobrombenzol gesagt wurde.) 5) Je leichter eine Atomgruppe aus einer Verbindung (z. B. Hydroxyl und Wasserstoff als Wasser) abgespaltet wird, um so mehr ist man berechtigt, ihre Componenten als in der Molekel benachbart anzusehen. 6) Gewisse Elemente oder Radicale beeinflussen sich zuweilen gegenseitig in Bezug auf ihre Reactionsfähigkeit im Molecularverbande, und dieses um so mehr, je näher dieselben sind. Aus dem Grade solcher Beeinflussung läßt sich daher ein Schluß auf ihren gegenseitigen Abstand ziehen. 7) Alle isomeren Verbindungen unterscheiden sich mehr oder weniger in ihren physikalischen Eigenschaften. Wenn daher in einer großen Anzahl von Verbindungen bekannter Structur ein Zusammenhang zwischen diesen Eigenschaften und der Molecularconstitution empirisch festgestellt worden ist, so kann man oft mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aus den physikalischen Eigenschaften einer unbekannten Verbindung einen Schluß auf ihre Structur ziehen.

(Schluß folgt.)

Heinr. Kemp S. J.

Werke der Tonkunst aus Oesterreichs alter und neuer Zeit.

(Schluß.)

Vom „echten Kirchenstil" müssen wir nun zur Besprechung der Tanzmusik Muffats übergehen — eine Art salto mortale, welcher aber durch die Versicherung des Herrn Münsterchordirectors Ernst v. Werra in Konstanz erleichtert wird: „Das Haupt der katholischen Orgelspieler in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, über alle übrigen weit hinwegragend, war Georg Muffat", und wiederum: „Durch Georgs neue Stellung wurde auch dessen Componistenthätigkeit auf andere Bahnen gelenkt, was wir Orgelspieler speciell sehr bedauern müssen."[1] „Obwohl Muffat eigentlich kein Oesterreicher ist, so muß besonders für dieses Werk das Ueberschreiten engherziger, politischer Grenzen freudig begrüßt werden, da es sich ja nicht um Zoll, sondern um die hehre Kunst handelt."[2] Georg Muffat entstammte einer uralten Familie, welche jetzt noch in Schottland, Savoyen, der angrenzenden Schweiz und Deutschland existirt; Zeit und Ort seiner Geburt sind unsicher. Wahrscheinlich stammt er aus dem Elsaß. Noch jung kam er nach Paris, wo damals Lully der Mann der Zeit war. Jean Baptiste de Lully (Lulli) war, wie schon der Name verräth, kein geborener Franzose, sondern stammte aus Florenz. Kind armer Eltern, aber aus adeliger Familie, wurde er von Chevalier von Guise nach Frankreich gebracht und dem Fräulein von Montpensier übergeben, in deren Diensten er erst als Küchenjunge fungirte, als er aber entschieden musikalisches Talent zeigte, zum Musikpagen befördert wurde. Die Composition eines satirischen Gedichtes auf die Prinzessin brachte ihn um diese Stelle, aber als tüchtiger Geiger wurde er bald unter die 24 violons du roi (Ludwigs XIV.) aufgenommen und sogar 1652 mit der Direction dieser grande bande betraut. Er schuf sich aber noch ein zweites auserlesenes Orchester, die petits violons, dessen ausgezeichnete Leistungen ihm den Ruhm eines Geigerkönigs erwarben. Als solcher wirkte er auf die Entwicklung des jungen Muffat ein, wiewohl darin nicht der Höhepunkt seines Ruhmes und seiner musikgeschichtlichen Bedeutung liegt. Er ist nämlich der Begründer der französischen Nationaloper, zunächst durch den strengen Anschluß der Musik an den Text — wie Gluck und R. Wagner —, dann aber noch mehr durch die Textbehandlung selbst, wodurch folgerichtig die Ausbildung eines nationalen Stiles angebahnt wurde. Für das Element, worin sich nachher unser Muffat bewegen sollte, bestand seine Reform darin, daß er die einfache melodische Gestaltung gegenüber dem verzierenden, aber auch ver-

[1] Kirchenmusikalisches Jahrbuch 1893, S. 42 ff., wo eine kurze, gediegene Biographie Muffats zu finden ist.

[2] Kirchenmusik. Jahrb. 1895, S. 124.

zerrenden Aufputze zur Geltung zu bringen suchte. Das verlangte nun nicht so sehr virtuose Technik als Präcision und Geschmack in der Ausführung, wie einst dem Muffat ganz richtig „von einem höchst-vernünfftigen Fürsten, disen Stilum belangend, ist gesagt worden: daß nemlich das jene, was solche gelehrnet, schwärer sey als was sie hätten zur Ergötzlichkeit der Ohren lehrten können" [1]. Muffat brachte sechs Lehrjahre in Frankreich zu, kam dann nach Straßburg, wo er an einer Kirche Organist war, bis er, durch den Krieg vertrieben, wieder aufs Wandern ging, und nachdem er sich in Oesterreich und Böhmen aufgehalten hatte, endlich in Salzburg eine festere Stellung als Organist und adjutante di Camera des Erzbischofes fand [2]. Im Jahre 1682 war er, unterstützt von diesem hohen Gönner, auf einer Studienreise in Italien, wo ihn „der Vater des Violinspieles", Arcangelo Corelli, mit Rath und That unterstützte, wenn auch der italienische Einfluß keine entscheidende Bedeutung für die spätere Reife auf ihn gewinnen mochte [3]. Nach Salzburg zurückgekehrt, arbeitete er an seinem Werke: Apparatus Musico-Organisticus, das dem Kaiser Leopold I. gewidmet ist, und das v. Werra als das bedeutendste Werk der damaligen katholischen Orgelliteratur bezeichnet. Es ist aber auch sein letztes in diesem Genre. Nach dem Tode des Erzbischofs Max Gandolph 1687 währte der Aufenthalt des Künstlers in Salzburg nur noch ein paar Jahre, indem er 1690, also in demselben Jahre, in welchem sein Apparatus im Drucke erschien, nach Passau übersiedelte, wo er bis zu seinem Tode am 23. Februar 1704 neben seiner Stellung als Kapellmeister des Fürstbischofs Johann Philipp [4]

[1] Aus „Deß Authoris Vorred an den günstigen Liebhaber" I, 2, S. 10.

[2] Ueber die richtige Uebersetzung dieses adjutante di Camera herrschten Meinungsverschiedenheiten, ob nämlich darunter ein simpler Kammerdiener oder ein Kammermusicus zu verstehen sei. Die Denkmäler geben nun glücklicherweise in dieser dunklen Frage erwünschtes Licht. In den Vorreden zum Florilegium secundum wird nämlich der eximius Aulae saltuum praefectus Principis simul Cubicularius, der Maestro di Ballo virtuosissimo, der maître à danser et valet de chambre, Herr Christian Leopold Krünner auch „Hoch-Fürstl. Gnaden Cammerdiener und wohlmeritirter Hof-Dantzmeister" titulirt.

[3] Er selbst sagt in seiner Widmung des Florilegium primum an den Fürstbischof von Passau, daß er „die Französische Art der Teutschen und Welschen einmenge" (S. 8).

[4] Fürstbischof Johann Philipp, Graf von Lamberg (1689—1712), war auch ein bedeutender Staatsmann, auf den Kaiser Leopold I. große Stücke hielt, so daß er die letzten zwölf Jahre den Kaiser beim Reichstage vertrat. Seiner diplomatischen Gewandtheit verdankte der sächsische Kurfürst Karl August die polnische Krone, wofür er mit dem Kaiser dem Passauer Bischofe den Cardinalshut verschaffte. Als Cardinal nahm Johann Philipp theil am Conclave von 1700, wo der Cardinal Albani als Clemens XI. Papst wurde, der ihm das Protectorat der deutschen Nation überließ. Muffat zeichnet selbst seinen Herrn trefflich in der Dedication des Florilegium primum, wenn er sagt, daß dieser es verstanden habe, „offt sonst widrige und selten beysammen gefundene Sachen, als der Kirchen Zier und deß Hofes Glantz, die Freygebigkeit und die Sparsamkeit, die Arbeit und Ergötzung, die Andacht eines Vorstehers und die Herrlichkeit eines Fürsten mit wundersamer Geschicklichkeit ineinander zu mengen". Johann Philipp hielt zahlreiche Dienerschaft, „deren nicht er, sondern die seiner bedarf".

auch das Amt eines Hofmeisters an dessen Pagerie bekleidete. Daraus ergibt sich, daß die Bildung Muffats eine vielseitigere als nur musikalische gewesen sei, was sich auch insofern zeigt, als er sich in vier Sprachen ganz erträglich auszudrücken vermochte. Schon in seiner Salzburger Stellung als musikalischer adjutante di Camera des Erzbischofes wurde die Kunst Muffats auch für weltliche Zwecke in Anspruch genommen, was ihm wohl nicht so unlieb war, da er, was er in Paris in dieser Richtung gelernt hatte, nun so an den Mann bringen konnte. Er schrieb also schon in Salzburg einen Theil jener interessanten Tanzmusiken, welche uns im Florilegium vorliegen. In Passau fand er noch mehr Gelegenheit und auch den Mann entsprechender Anregung in dem Ballettmeister Christian Leopold Krüner, der ihn ersuchte, „auf gewisse von ihme gefaßte Sinn-reiche Erfindungen lauter neue Arien zu componiren, damit in Theatralischen Kleidung- und Zubereitungen ansehnlicher dabey gedantzt möchte werden“ [1]. So entstanden die beiden Sammlungen, welche Muffat in den Jahren 1695—1698 mit Unterstützung seiner adeligen Gönner, der Brüder Grafen Traugott und Liebgott Kuefstein, in Augsburg und Passau erscheinen ließ. Lullys Manier hatte sich durch fremde Violinisten erst in Oesterreich und bald durch die vortreffliche Hofkapelle in München auch in Deutschland Bahn gebrochen, wurde aber von dem heimischen Geigervolke nicht günstig aufgenommen, theils aus Künstlerdünkel, theils wegen Unfähigkeit, wodurch Aufführungen dieser Musik „schlecht von statten gangen“. Der Zorn dieser Leute entlud sich auch über unsern Muffat, und was ihn dabei am ärgsten verdroß, war, daß sie sogar wegen seiner Vorliebe für die Manier Lullys seinen Patriotismus „zu diesen Französischen Kriegs-Zeiten“ verdächtigten [2]. Er habe, schreibt er,

[1] Krüner war auch Poet in deutscher und lateinischer Sprache und lieferte für beide Theile des Florilegiums seinen Beitrag „An den Verfasser — Ad Authorem“. Im Deutschen heißt es:

„Die Müh ist wohl verkaufft, wer so lehrnt Geigen rühren,
Kan jeden, der es hört, behend zum Tantze führen,
Selbst ich von denen bin, der es bezeugen muß,
Daß dein Mesur und Tact, mir glehrnet hab mein Fuß
Zu schleiffen ab und auf, die Pirroueten drehen,
Jetzt die Cadenze gantz auß gleich Lebens loß zu stehen.
Was auß Pariß sonst her man holen mußt mit Müh,
Schon längst ersetzet hat dein Kunst zu Wienn und hie.
Georg dir sey gedankt, fahr fort mit Blumen-Gaben,
Wann Freund und Feind sie rücht, wird können sich dran laben.“

[2] Muffat unterließ es indessen nicht, aufmerksam zu machen, daß er „die damals zu Pariß blühende Art vielleicht der erste in Oesterreich und Böhmen, nachmals auf Saltzburg und Passau gebracht“. Wie er seine Kritiker und Gegner abfertigte, wird zur Genüge seine poetische Leistung am Schlusse der deutschen Vorreden im ersten Florilegium beleuchten, welche überschrieben ist Ad Zoilum und eine biederdeutsche Paraphrase des 'Ομηρομάστιξ und κύων ῥητορικός präsentirt:

„Dein Stachel, Spöttler, acht ich schlecht,
Nur bey Verstand such ich mein Recht,

wahrlich andere Gedanken. „Die Noten, die Seiten, die liebliche Music-Thonen geben mir meine Verrichtungen.“ Er schmeichelt sich sogar, durch Verschmelzung der französischen, deutschen und welschen Art, vielleicht „derer Völker erwünschter Zusammenstimmung, dem lieben Frieden“ vorzuspielen. Die günstigen Verhältnisse in Passau scheinen den Schaffensmuth des Mannes lebhaft angeregt zu haben. Er dachte an einen „dritten, vierten, fünften ꝛc. Blumenbund“ und an noch andere Publicationen. Selbst der Apparatus Musico-Organisticus trägt im Titel das „Liber primus“ zur Schau, was doch auf die Absicht deutet, weiteres folgen zu lassen. Thatsächlich ist uns aber aus den letzten neun Lebensjahren Muffats nichts erhalten, und es liegt auch, wenigstens bislang, kein handschriftliches Material vor. Vielleicht lag manches bereit, konnte aber wegen der Ungunst der Zeit und der alten Misere der Druckkosten nicht veröffentlicht werden. Ein Vergleich der beiden Theile des Florilegiums zeigt augenscheinlich, daß Muffat in Passau sich höhere Aufgaben stellte als in Salzburg, wo der erste Theil entstanden ist; dort galt es, einfach Ballmusik zu machen, während in Passau das eigentliche Ballett zu geben war.

Wenn wir nun das berühmte Werk Muffats selbst näher besprechen wollen, so verschonen wir den Leser zunächst mit der genauen Angabe des ellenlangen lateinischen Titels, welcher auf dem facsimilirten Titelblatte der Originalausgabe in jedem der beiden Bände zu lesen ist, führen aber der Kuriosität halber wenigstens den Titel des ersten Theiles an. Die Originalausgabe ist nämlich nicht in so schöner und perfecter Partitur erschienen, wie sie uns Dr. Rietsch vorlegt, sondern in je sechs Heften in Klein-Folio für die fünf Stimmen und den Basso continuo. Den lateinischen Titel trägt jedes Heft, während für die „Titul, Zuschrifft und Vorred“ der deutsche Text „bey dem Violino übersetzt gefunden werden kann“, die italienische und französische Uebersetzung bei den übrigen Stimmenheften. Der deutsche Titel lautet nun: „Blumen-Bund Lieblicher Ballet-Stücken, So Auß funffzig außerlesenen, und nach der jetzigen Ballet-Art besonders gesetzten, und in sieben verschiedene Thon außgetheilten Stücken zusammen gebunden, und auf vier oder fünff Geigen sammt dem Basso Continuo (nach Gefallen) fleißig gerichtet: Dem Hochwürdigst-Hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Herrn Johann Philipp, Bischofen, und deß Heil. Römischen Reichs Fürsten zu Passau, Grafen von Lamperg, Zu treuhertzigsten Anwunsch Stets-blühender Glorwürdigster Regierung Unterthänigst gewidmet von Georgio Muffat, Höchstgedachter Ihro Hoch-Fürstl. Gnaden Capel- und Edel-Knaben Hoffmeistern.“ [1] Der ganze Blumenbund des ersten Theiles ist zu-

Dann wie dein Maul und der Geschmack,
Also ist auch dein Futter-Sack.
Ob ich schon halt dem Esel-Thier
Die allerschönste Blumen für,
Acht er derselben sich nicht sehr,
Weil ihm die Distel schmecket mehr.“

[1] Allerdings ein Contrast! Der Kaiser componirt melothesiam de vanitate mundi, und der Bischof erhält „zu treuhertzigsten Anwunsch“ einen Blumenbund lieblicher Tanzstücke.

sammengefügt aus sieben kleinern Bünden (Fasciculi), deren jeder aus einer Einleitung (Ouverture oder Symphonie) und sechs verschiedenen Tänzen besteht, wie sie am französischen Hofe seit der Zeit Ludwigs XIV. in Brauch und Schwang waren und wie wir sie schon in den Kaisercompositionen kennen lernten: Bourée, Gavotte, Sarabande, Menuet, Gigue, d. h. soviel als Hopser u. s. w. In beiden Florilegien finden sich 15 Arten. Jeder Bund hat einen eigenen wunderlichen Namen: Eusebia, Sperantis Gaudia, Gratitudo, Impatientia, Sollicitudo, Blanditiae, Constantia. Zum Glück mißt Muffat selbst diesen Benennungen keine tiefere Bedeutung bei[1]; denn sonst hätte sich noch mancher Forscher den Kopf zerbrochen, um die ganze Urtiefe ihres Sinnes aufzudecken. Die Gruppirung der einzelnen Stücke — meist Tänze von gedrungener Kürze — zu Bünden (Parties, Partite) geschieht nach Tonarten, welche innerhalb des Bundes höchstens im Tongeschlechte wechseln. Die Vorzeichnung lehnt sich formell noch an die alten Kirchentonarten an. Wie schon angedeutet, war in Passau den Compositionen des Meisters eine höhere Aufgabe gestellt. Sie sollten mimische und Tanzvorträge auf einer Liebhaberbühne charakterisiren, weshalb das rein musikalische Element dem darstellenden sich hin und wieder fügen mußte. Wenn das den Hörer befremden sollte, so wäre es nicht dem „truckenen oder rauhen Stylo“ zuzuschreiben, sondern den Forderungen „deren zu dem Dantz gehörigen natürlichen Vorstellungen“. Durch die Harmonie habe er solche unvermeidliche Härten der Melodie (im Rhythmus?) zu ästhetischer Wirkung auszugleichen versucht[2].

Die äußere Form ist in diesem „Lieblicher Ballet-Stücken Anderten Blumen-Bund“ so ziemlich wie im ersten. Gewidmet ist er den hohen Gönnern Muffats, den Grafen Johann Traugott und Liebgott von Kuefstein. Der erstere war zu Passau „Thum-Herr“, der andere Hofmarschall und „Geheimer- und Hof-Rath“. Die Widmung und Vorrede sind, weiterer gebildeten Welt zum Verständniß, wieder in vier Sprachen abgefaßt, ebenso eine Reihe von „Anmerkungen, die Balleten auff Lullianisch-Französische Arth zu produciren“. Gerade diese sind nun äußerst interessant, weil sie die Theorie und die Technik des Violinspieles jener Zeit selbst durch Beispiele beleuchten. Sie handeln: Von Applicirung der Finger, von der Bogenführung, von dem Tact, von den Gepflogenheiten der Lullisten bei ihren Productionen und von der zierlichen Manier. Unter den durchweg löblichen Gepflogenheiten war wohl die wohlthuendste: „Daß man sich vor allem Geräusch und so vilen verwirten Vorspihlen enthalte, mit welchem etliche die Lufft und Ohren vor der Symphoni

[1] „Die Ursach deren jeden Fasciculo gegebenen Namen anzuführen, scheinet unnöthig; zumahlen selbe nur voneinander zu unterscheiden von einiger Ursach, Würkung, oder irgend einer Begebenheit, dann auch wohl nach gehabt Gemüths-Verfassung also genennt worden“ (S. 10).

[2] „Habe dahero, weilen zur Vermeydung alles Ueberschreiten großer Vorsichtigkeit nöthig, mich beflissen, das in der obern Stimm, nemblich Violin, ungewöhnlich scheinende durch die Lieblichkeit angenehmer Consonantien zu lindern, wie auch das allzugemeine durch deren Mittern und Baß künstliche Setzung zu erhöhen“ (II, 19).

dergestalten pflegen zu erfüllen, daß das darob entstehende Mißfallen die folgende Ergötzlichkeit fast übertrifft." Der ganze zweite Theil zerfällt in acht Partien, deren jede sieben und mehr Stücke enthält. Die einzelnen Partien haben wieder besondere Namen, welche diesmal indessen meistens minder mysteriös lauten, insbesondere, wenn man die deutsche Bezeichnung dazu nimmt. So wurde die erste Partie, Nobilis Iuventus oder Abeliche Jugend, „deren Materie auß verschiedener Völker Arth und Tracht genommen", von den Edelknaben ausgeführt. Schwieriger ist aber schon der zweite Name: „Poëtae oder Laeta Poësis — Fröhliche Dichtschul", mit seinen Unterabtheilungen in Einklang zu bringen, welche heißen: Die Poeten — Junge Spanier — Die in ihren Häfen etwas abrührende Köch — Das Fleischgehack (Le Hachis) — Die Kuchen-Jung. — Der fünfte Fascikel, „welcher anno 1692 mit großer Harmonie erklungen", wird „Vereinigte Berge" überschrieben. Wie aber damit eine Intrada von Fechtmeistern — ein Gespenst — Rauchfang-Kehrer — Liebs-Geisterlein und der Ehestands-Gott zusammenhängen, und wie schließlich alles endigt: „Zur goldnen Umbringung der zwey Bergen", ist ein unlösbares Räthsel.

Die Illustres Primitiae oder Hochgräfliche Primitien enthalten „Die gewöhnlichste Arth der Dantz-Stücken" und wurden „Anno 1693 componirt und exhibirt auß Ih. Hoch-Fürstl. Gnaden Gnädigsten Befehl, wegen mehrerer Empfang deren, auß dem Hoch-Gräflichen Kuefffteinischen Hause, zu Eu. Gn. Gnädiger Herr Graf Traugott Primitien gekommenen Glück-wünschenden angenehmen Gästen". Die letzte Partie: „Unzertrennliche Freundschaft", geht entschieden weiter; denn sie ist „bey denen, mit einem von Damons und Pythiae Freundschafft Theatralischen Stücke angestellten Balleten Anno 1695 producirt worden". Sie greift also unmittelbar in das Schauspiel ein. Daß dabei ein „Freundschaffts Art-Geist" ins Spiel kam, ist begreiflich, wie aber „Höflinge — Reuter und Bucklichte" hineingeriethen, ist nicht mehr zu errathen.

Was nun die musikalische Haltung dieser Stücke betrifft, so darf man sich darunter weder Tanz- noch Ballettmusik in unserem modernen Sinne denken. Nirgends ist da rauschende, wilde, stürmende Musik, sondern durchweg ein feiner, klarer, vornehmer und ruhig dahin fließender Instrumentalsatz, der seine Wirkungsfähigkeit in der künstlerischen Form und nicht in Klang- und noch viel weniger in Schallwirkungen sucht. So sehr auf einer Seite das noch unfertige Material abstoßen mag, im selben Grade gewinnt die feine, streng an die Regel gehaltene, überall ausgeglichene Form. Ebenso zeigt sich ein feinberechnender Sinn für Klangwirkungen, zu welchen jedoch zwar ebenfalls feine, aber immerhin doch sehr beschränkte Mittel zur Verfügung stehen. Wenn wir uns die Skizzen des Inhaltes jener mimischen Tanzvorstellungen ansehen, so kommt allerdings der Gedanke, daß, nach unsern Begriffen, diese Musik für jene trivialen Dinge zu ideal war. Die Aufführung von Theilen der Florilegien wird, wenn sie mit Verstand und Liebe zur Sache geschieht, noch heute den Duft dieser alten Blumenbünde lösen, wobei aber die sachkundigen Winke von Dr. Rietsch nicht zu übersehen wären. Wer, wenn auch in abgeschwächtem Maße, wie es nicht anders sein kann, etwas vom Duft dieser Blumenbünde genießen will, spiele den der Partitur unterlegten, ganz vorzüglich bearbeiteten

Klavierauszug, über dessen innern Werth wir vom Autor sehr beachtenswerthe Winke erhalten [1].

Die Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich haben bislang zwei bedeutenden Musikern auf österreichischem Boden und mit echt österreichischer Gesinnung wirklich ein allseitig schönes Denkmal gesetzt und so auch eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt. Daß Fux ein ganzer Oesterreicher war, bedarf keines Beweises. Wie der fremdgeborne Muffat dachte, mögen seine eigenen Worte zeigen, mit denen er seine Anmerkungen zum zweiten Theile schließt und in denen er sich selbst treffend charakterisirt: „Solstu in disem Werk etwas Mangelhaffts antreffen, wirst Du es meinem Unvermögen, das Gute aber Gott dem Allmächtigen als aller Gnaden Ertheiler zuschreiben, und ihn bitten, daß er seiner Christenheit, sonderlich unserem lieben Teutschland ruhig und denen Musen gefällige Zeiten verleyhe, und mir, der ich den Parnassum in verschiedenen Sorgen umbwandere, ungeacht alles Neyds, unter dem Allerdurchleuchtigsten Schatten des Oesterreichischen Adlers, und dem Gnädigsten Schutz der Lambergisch-Passauerischen Inful, ferners Leben und Gesundheit, wie auch solche Gemüths- und Sachen Disposition gnädiglich verschaffe, die zu besserer Erklärung diser Materi, und Verfertigung mehrerer Dir zu Lieb in Sinn habender Arbeit, genug seyn.“ Tempi passati!

Schreiten wir jetzt, wenn auch weitgemessenen Schrittes, voran zu Werken der Tonkunst aus Oesterreich, welche der Gegenwart angehören, sich aber nicht zu scheuen brauchen, mit den Meisterwerken vergangener Zeiten in eine Reihe gestellt zu werden. Den Mann, der sie schuf, haben wir schon kennen gelernt. Seine Hand wirkt eifrig und kundig mit am Bau der Denkmäler, die wir in ihren ersten Erscheinungen eben besprochen. Es ist Herr Johann Ev. Habert, Chorregent im schönen Gmunden am Traunsee. Zu Anfang seiner kurzen autobiographischen Skizze, welche uns vorliegt, meint er zwar: „Die äußern Lebensverhältnisse bieten wenig Bemerkenswerthes.“ Allein dem Leser werden doch einige Daten darüber erwünscht sein. Habert stammt aus dem südlichen Böhmen und wurde am 18. October 1833 im Markte Oberplan geboren. Sein Vater war Bürger dieses Ortes, die Mutter war die Tochter des Musterschullehrers Joseph Jenne. Auch der Bruder der Mutter gehörte dem Lehrerstande an, und er ertheilte dem Knaben, welcher denselben Beruf ergreifen sollte, Unterricht im Singen, Klavier- und Orgelspiel, wozu dann noch Violine, Clarinette und Horn kamen. Fagott, Posaune und Trompete wurden späterhin auf eigene Faust geübt. Die Ausbildung für das Lehrfach erfolgte im Pädagogium für Oberösterreich 1850—1852, und er verließ dasselbe mit dem Reifezeugniß eines Hauptschullehrers. Schon im Herbst 1852 erhielt er in Naarn a. d. Donau seine erste Anstellung, kam aber fünf Jahre später nach Waizenkirchen. Noch in Naarn wollte es der glückliche Zufall, daß ihm durch die Sendung einer Linzer Buchhandlung die ersten Bände von Proskes Musica divina in die Hände kamen, wodurch er für den Palestrinastil gewonnen wurde. Im Jahre 1861 übersiedelte er als Organist nach Gmunden, wo er im Winter 1868—1869

[1] I, 143. 144.

einen Musikverein gründete, den er durch 17 Jahre leitete. Wie einst das Begleiten auf dem Klavier und das Abschreiben klassischer Werke den musikalischen Sinn des Knaben weckten und schulten, so gab ihm nun die Direction der Aufführungen dieses Vereines Gelegenheit, sich in größere Chor- und Orchesterwerke zu vertiefen. Von 1868 an gab er 15 Jahre hindurch eine tüchtige, noch immer lesenswerthe Zeitschrift für Kirchenmusik heraus. Seit 1878 versieht er in Gmunden auch die Stelle des Chorregenten. Das Jahr 1866 brachte ihm vom großen internationalen Concurse für heilige Musik in Belgien unter 76 Concurrenten aus 12 Nationen den dritten Preis für seine Messe zu Ehren des hl. Franciscus von Assisi. Noch im vorigen Jahre aber zeichnete ihn Leo XIII. durch den Gregorius-Orden aus, wobei das päpstliche Schreiben besonders sein Streben, in den Compositionen die Nachahmung Palestrinas zu pflegen, rühmend hervorhob. In diesen so ziemlich einfachen Rahmen äußerer Geschicke spannt sich aber ein Leben voll ernsten künstlerischen Studiums und eben so ernsten, gewissenhaften künstlerischen Schaffens, vorwiegend auf dem Gebiete der Kirchenmusik, sowohl nach theoretischer als auch nach praktischer Seite hin. Marpurg, Kirnberger, Fux, Sechter u. s. w. waren die Theoretiker, an denen er sich bildete und zu einer staunenswerthen Correctheit und Sicherheit des musikalischen Satzes in seinen verschiedensten Arten und Anwendungen emporarbeitete. Auch der Instrumentalmusik wurde er bei allem seinem Interesse für den Palestrinastil nicht untreu. Wie Habert sich in den Choral hineingelebt, zeigt dessen immer und überall hervortretende Anwendung in seinen Werken, durch die Choral sich wie ein belebender Hauch hinzieht, um nicht minder von der echt kirchlichen Auffassung des Meisters zu zeugen, wie von seiner großartigen Technik, die immer die richtige Form zu finden und zu wahren weiß.

Habert ist ein fruchtbarer Componist und hat seit einer Reihe von Jahren schon eine ziemliche Anzahl von Werken veröffentlicht. Was wir aber hier zu besprechen haben, ist die Gesamtausgabe seiner Werke, welche durch die großmüthige Unterstützung werkthätiger Gönner und Freunde angebahnt ist, und von welcher uns bereits eine Anzahl in jener splendiden, tadellosen Form vorliegt, wie sie dem Verlage von Breitkopf & Härtel bekanntlich eigen ist. Man muß sich, wenn man diese netten, stattlichen Foliobände vor sich hat, wirklich für den Mann freuen, dessen ernstes ehrliches Streben mit manchen Schwierigkeiten, wie es in der Welt nun einmal geht, zu kämpfen und der wohl auch manche Bitterkeit zu erfahren hatte. Die Gesamtausgabe theilt sich in acht Serien: Messen, Liber Gradualis, Orgelcompositionen, deutsche katholische Kirchenlieder, Gesänge für eine Singstimme und Pianoforte u. s. w.

Die genannten Serien sind bis jetzt in Angriff genommen, was löblicherweise einen Einblick in das Ganze gestattet. Sollen wir ins Einzelne eingehen, so nehmen wir just den prächtigen Band des ersten Buches vom Liber Gradualis[1], der auf dritthalbhundert Seiten in 65 Nummern Compositionen der Texte aus dem Proprium de Tempore, de Sanctis und dem Commune

---

[1] Gewidmet dem hochwürdigsten Bischof von Linz, Franz Maria Doppelbauer.

Sanctorum des Graduale Romanum enthält: Introitus, Graduale, Offertorium, Communio. In seinem Vorworte gibt Habert Rechenschaft über die Impulse zu diesen Arbeiten und die Motive, welche ihn dabei leiteten. Wie mancher andere hat auch Herr Habert in seiner Jugend als Singknabe ganz andere Kirchenmusik gehört und eifrig gesungen, als er sie jetzt uns bietet. Was schert schließlich den frischen, kleinen Sopranisten der stilus? Er denkt wie Goethes Alter: „Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet."

Am Weihnachtsfeste wurden auf dem Chore in Oberplan ein Graduale und Offertorium von Joh. Baptist Schiedermayer [1] aufgeführt. Es war der einzige Tag im Kirchenjahre, wo der Text mit der Liturgie stimmte, aber auch da eigentlich nicht; denn die großartige Aufführung fand im Hochamte statt, während der Text dieser Composition aus der Mitternachtsmesse genommen war. Das trübte den Hochgenuß jedoch nicht. „Nicht bloß wir auf dem Chore freuten uns immer schon lange vorher auf diese Nummern, sondern ich kann es sicher annehmen, die meisten, wenn nicht alle Leute der Pfarrei. Die Solisten wurden gebührend bewundert. Baß- und Clarinettstimme waren in den Händen geachteter Bürger, die Solo-Violine spielte mein Onkel und Lehrer Franz Jenne, und den Sopran sang einer der Knaben und seinerzeit auch ich." Die Zeit

[1] Er war zu Straubing in Bayern am 23. Juni 1779 geboren. Seine musikalische Bildung erhielt er in den Stiften zu Windberg, Oberaltaich und im Musikseminarium zu Straubing, worauf er ins Chorherrenstift St. Nikola nächst Passau kam. Als dieses 1802 aufgehoben wurde, wollte er sich um eine Anstellung in Schärding bewerben. Weil er jedoch die Bedingung, die älteste Tochter des dortigen Vorgängers zu heiraten, nicht erfüllen wollte, erhielt er trotz glänzend bestandener Prüfung die Stelle nicht, kam aber 1804 nach Linz, wo er am 6. Januar 1840 als Dom- und Stadtpfarr-Organist starb. Sein früher Aufenthalt in Klöstern und der Umstand, daß er ein paar Jahre lang sogar Theologie studirt hatte, hatten ihn vorzugsweise der Kirchenmusik zugeführt, welcher der größte Theil seiner zahlreichen Compositionen angehört. Er hatte sich solide musikalische Kenntnisse erworben und war ein Meister auf der Orgel, dessen Tüchtigkeit auch von den Abbés Stadler und Vogler ehrenvoll anerkannt wurde. Die Aufgabe seiner Kirchenmusik faßte er nichts weniger als leicht und seicht auf: sie sollte ihm Ersatz bieten für den unerfüllten Wunsch seiner Jugend, einst Priester zu werden, und ihm Gelegenheit verschaffen, auch in seiner gegenwärtigen Lebensstellung zur Erhöhung der kirchlichen Feier beizutragen. Freilich uns, gegenüber den geläuterten Begriffen der Gegenwart und gegenüber Bestrebungen, wie sie Herr Habert verfolgt, scheint das fast unglaublich. Aber es beweist nur, wie vorsichtig und allseitig ein Urtheil sein muß, und wie man sich in acht zu nehmen hat, das Streben und Schaffen eines Mannes außer dem Rahmen seiner Zeit zu zeichnen, wenn man ihn nicht verzeichnen will. Wo kleinere Epigonen mit Dudeln und Dudelei herzhaft um sich werfen, war es den Aeltern, die viel mehr wußten und konnten, aber in ihrer Zeit lebten, wie wir in der unsrigen, heiliger Ernst und ehrliche Arbeit. Den alten Mönchen, welche die endlosen Jubilationen ihrer alten Gradualien u. s. w. schufen, war es so wenig um Gurgeleien zu thun als dem biedern Schiedermayer mit seinen Gradualien um Dudeleien. Doch kann er sich trösten, — Größere, als er, köpft dies Goliathschwert in den Händen junger Davide.

änderte auch hier. „Als ich mich der Composition kirchlicher Werke zuwandte, faßte ich den Entschluß, bei den wechselnden Gesängen der Messe die vorgeschriebenen Texte zu berücksichtigen, weil in denselben die Festeszeit zum Ausdruck gelangt.“ Ein Beispiel der Werke aus dieser frühesten Zeit (1858) ist in Nr. 60 dieses Bandes in dem Offertorium Veritas mea gegeben. Es ist für vier Singstimmen, zwei Violinen, zwei Hörner, Baß und Orgel gesetzt und „knüpft an die damals übliche Compositionsweise an“. Achtzehn Jahre später entstand eine zweite Composition über denselben Text, die allerdings ganz andere Formen aufweist als jene ältere. Weitere Versuche wurden selbstverständlich gemacht, als Habert seine Zeitschrift herausgab, in welcher unter anderem die vier Offertorien der Adventsonntage erschienen. Als im Stifte Einsiedeln der blinde P. Claudius Perrot 1877 seine Secundiz feierte, componirte Habert auf Wunsch des P. Sigismund Keller als Offertorium zur Votivmesse zu Ehren Unserer Lieben Frau das Ave Maria (Nr. 46), indem er als Cantus firmus die Einsiedler Melodie verwendete. Das Benedicta es tu (Nr. 39) und das Ave Maria (Nr. 44), beide für vier Singstimmen, wurden zur Preisbewerbung beim Concurse in Löwen (1865) componirt. Anfangs lag es nicht in der Absicht des Componisten, die betreffenden Texte für das ganze Kirchenjahr zu componiren. Allein nach und nach machte sich die Sache von selbst, „und der Reiz, durch diese Compositionen das ganze Kirchenjahr gleichsam musikalisch zu illustriren, wurde immer mächtiger“.

Im ganzen und im einzelnen ist die Anlage der Compositionen eine großartige und auf reichere und tüchtigere Kräfte berechnete. Der Componist gesteht es auch selber offen, daß er bei den vorliegenden Werken Dom- und Klosterkirchen vor Augen gehabt habe, in welchen an Festtagen der Gottesdienst mit besonderem Glanze gefeiert wird, auch bessere Chöre in Städten und auf dem Lande. Seine Ansichten sind hierin überhaupt ziemlich strenge. „Nach meiner Anschauung sollen Chöre überhaupt erst öffentlich in der Kirche auftreten dürfen, wenn sie etwas Ordentliches leisten können, weil sie erst dann im stande sind, erbauend zu wirken und den Zweck der Kirchenmusik erfüllen zu können.“ Das wird jedermann zugeben müssen, der die Sache zu schätzen weiß. Desungeachtet wird aber der folgende Satz nicht ohne Rückhalt angenommen werden können: „Von diesem Standpunkt aus muß man jeder seichten Kirchenmusik die Existenzberechtigung absprechen, mag sie auch leicht und vom liturgischen Standpunkte aus untadelhaft sein.“ Die Adresse dieser Zeilen ist unschwer zu errathen, und es wird deren Berechtigung auch von den maßgebenden Adressaten nicht schlechthin abgestritten werden. Allein das Bessere und Beste darf doch nie der Feind des Guten werden. Wie „leicht“ und „seicht“ sich im Ohre reimen, so können sie sich auch in der Vorstellung und im Urtheile allmählich umsetzen. Einem Manne von der technischen Fertigkeit des Herrn Habert mag sich das Leichte nicht unschwer als bedeutungslos und seicht hinstellen, wie umgekehrt dem Unkundigen, was ihm in der Ausführung schwierig wird, von selbst schon wie ein Kunstwerk vorkommen muß — ein Moment, welches nicht nur das individuelle Urtheil beeinflußt, sondern selbst ganze Kunstepochen beherrscht. Die Musik hat dabei ihre eigenen, wir möchten fast sagen, schwachen Seiten. Die eine liegt

in dem Umstande, daß der Künstler auf die ausübenden Musiker angewiesen ist, wenn er sein Werk ausführen will, die andere in dem Elemente der Harmonie im homophonen Gesang. Ist die Harmoniefolge hier einfach und leicht zu treffen, so wird sie dem gebildeten Musiker in die Länge so ziemlich seicht erscheinen; ist sie aber kunstvoll und bewegt sie sich nicht in den gewöhnlichen, faßlichen Formen, so wird sie eben für minder geschulte Chöre schwierig. Es würde aber doch zu viel verlangt sein, einer Landkirche die Existenzberechtigung ihrer Kirchenmusik deshalb abzusprechen. Es kommen eben hier noch mehrere Factoren in Berechnung, die nicht übersehen werden dürfen, wenn nicht, wie wir gerade bemerkten, das Bessere des Guten Feind werden soll. Uebrigens geht Herr Habert in einer andern Frage gerade von demselben Grundsatze aus.

Wie einmal die autoritativen Erklärungen Roms liegen, ist nach dem Choral der mehrstimmige Gesang die eigentliche Form der Kirchenmusik. Die begleitende Instrumentalmusik ist aber nicht ausgeschlossen, sie hat sogar einen Anspruch auf Zulassung, weil sie zugelassen werden kann. Ja selbst die reine Instrumentalmusik hat noch einen Anspruch auf Duldung, weil sie geduldet werden kann. Praktisch wird sich die Entscheidung offenbar nach der concreten Beschaffenheit der einzelnen Gegenden richten. Es ist eine einfache juristische Deduction, daß der Gebrauch dieser Zugeständnisse eintreten kann und vernünftigerweise thatsächlich eintreten soll, wenn damit der Zweck der Kirchenmusik, wozu doch in erster Linie die Erbauung des Volkes gehört, erreicht wird, wenn also das Interesse, die Freude und die Theilnahme des Volkes am Gottesdienste dadurch gehoben werden. Ob und inwiefern dies der Fall ist, wird, insbesondere dem Fremden, nicht immer so gar leicht zu entscheiden sein. Das Urtheil steht hier offenbar der betreffenden Autorität zu — also für die einzelnen Diöcesen den Bischöfen, denen es auch von den Zeiten des Concils von Trient an durch alle diesbezüglichen römischen Verordnungen zugesprochen und anheimgestellt wird. Die Bischöfe österreichischer Diöcesen waren also in ihrem unbestreitbaren Rechte, wenn sie für ihre Diöcesen die Instrumentalmusik, die einmal im Volksgebrauche wurzelt, bestehen ließen, ja selbst, wenn sie aus Gründen, über deren Gewicht ebenfalls zunächst sie zu entscheiden haben, dieselbe einführten. Es ist dabei selbstverständlich, daß sie damit einem Mißbrauche dieser Musik weder Duldung noch Zugang gestatten wollen, noch daß sie einem frühern, gut gemeinten, aber entarteten Kunstgeschmacke Existenzberechtigung einräumen. Auf diesem Standpunkte steht die kirchenmusikalische Frage auch in der Diöcese Linz, der unser Componist angehört. Von diesem Standpunkte ging sein Schaffen aus und muß es beurtheilt werden. Damit ist ja keinem andern, wenn er wirklich begründet ist, die Berechtigung abgesprochen. Der Standpunkt des Herrn Habert als Kirchenmusiker ist der seiner Diöcese, und seine Compositionen empfehlen sich also für alle andern, wo derselbe Standpunkt eingenommen wird; denn der Tüchtigkeit und Solidität seiner Werke wird man schwer etwas anhaben können.

Habert bringt eine ebenso große Vertrautheit mit dem Palestrinastil mit zum Werke, wie eine entsprechende Gewandtheit in Behandlung des Orchesters

nach seinen Mustern Haydn und Mozart[1]. Das muß nothwendig eine wechselseitige Einwirkung, eine Art von Abdämpfung der beiderseitigen Lichteffecte zur Folge haben, wie sie sich in den betreffenden Nummern des **Liber Gradualis** thatsächlich zeigt.

Dazu kommt, daß der Componist sich mit beiden Füßen fest und sicher auf den Boden des Chorales stellen kann und selbst durch seinen reichlich und mächtig fluthenden Orchestersatz von diesem Standpunkt nicht fortgerissen wird. Die Einführung der Choralmotive und ihre stätige, durchweg künstlerische Verwendung selbst in den instrumentirten Nummern ist eine Eigenart, welche dem **Liber Gradualis** ein kirchliches Gepräge in nicht gewöhnlichem Grade gibt. Ein Muster solcher Bearbeitung der Choralmelodien bietet die Nr. 23, der herrliche Introitus **Puer natus est nobis**. Es ist das wirklich eine glänzende und doch fest an die Liturgie gebundene Einleitung für das Hochamt des Weihnachtsfestes. Ganz im selben Geiste, aber freier und reicher instrumentirt ist das **Graduale** gehalten. Im Offertorium **Tui sunt coeli** entfaltet sich dann in wohlberechneter Steigerung in vollem Orchester die ganze Pracht moderner Instrumentirung zu dem achtstimmigen, auf Soli und Chor vertheilten Vocalsatze. Ein ähnlicher Gang ist auch für das Fest der Unbefleckten Empfängniß eingehalten. Mehr noch als in den instrumentirten Partien tritt die Verwendung der Choralmelodien in denen für Singstimmen, theils mit Orgelbegleitung, theils ohne diese, ein. Es weht so durch alle Theile des umfangreichen Sammelbandes ein einheitlicher, einigender Zug, den wir besonders hervorheben möchten.

---

[1] Die belgische kirchenmusikalische Zeitschrift Musica sacra macht in einer rühmenden Besprechung des **Liber Gradualis** eine Bemerkung, die volle Beachtung verdient. Indem sie darauf hinweist, daß unsere großen Klassiker, Haydn, Mozart und Beethoven, bei allen Vorzügen ihrer Orchestration in ihren kirchlichen Compositionen einen Unterschied eigentlich nicht wahrnehmen lassen, heißt es: „**C'est que Wagner a su exprimer vivement dans son drame la grande différence de *timbre* et *d'allure* que réclament dans l'instrumentation ces deux éléments si absolument opposés: le sacré et le profane, ce qui est religieux et ce qui ne l'est pas.**“ Dabei wird Parsifal als Beweis angeführt. Es böten auch andere Werke Wagners noch ähnliche Momente: Lohengrin und Tannhäuser. Auch das Moment, worin diese Wirkung des Wagnerschen Orchesters besteht, scheint uns entschieden getroffen. Es ist der Orgelton, die Orgelklangfarbe, die dann durch die Klangfarbe und Haltung der combinirten Instrumente spontan hervorbrechen. „**C'est pourquoi je suis convaincu que mieux on réussira à donner aux instruments la sonorité et le style de l'orgue, plus on aura de chances d'imprimer à l'orchestre d'église son véritable caractère.**“ Das ist unbezweifelbar richtig, und wer je das Vorspiel zu Parsifal gehört hat, wird es nicht läugnen können. Auch spricht die **Musica sacra** ja nur von der Klangfärbung und Haltung des Orchesters, nicht von seiner „deutenden“ Aufgabe; denn dazu ist es in der Kirchenmusik im Sinne Wagners nicht brauchbar. Uebrigens muß die Orchestration Haberts, wo sie in ihrer Vollständigkeit sich entfalten kann, mehr als einmal ähnliche Wirkungen hervorbringen, soviel man wenigstens aus der Partitur errathen kann.

Daß auch die Introitus in den genannten Kunstformen erscheinen, motivirt der Meister mit dem Satze: „Einer Instrumentalmesse einen Introitus im Choral voranzustellen, halte ich für ganz unkünstlerisch, und ich halte es für gut, wenn entweder mehrstimmiger Gesang allein, oder mit Begleitung der Orgel oder der Streichinstrumente beim Introitus zur Anwendung kommt. In dieser Form wird sich der Introitus gut vom folgenden Kyrie abheben." Zugegeben, daß für hohe Festtage in Kathedralen und dergleichen eine solche Einleitung des Hochamtes an ihrer Stelle sein mag, so dünkt uns doch die Behauptung und ihre Motivirung zu weit gegriffen. Abgesehen nämlich davon, daß doch auch die Ausdehnung des Gottesdienstes der Zeit nach in Anschlag kommen muß, kann nicht mit Recht gesagt werden, daß eine Verbindung des Chorales wenigstens unter Orgelbegleitung mit einem instrumentirten Kyrie unkünstlerisch sei — dies schon deshalb nicht, weil sich jedenfalls beide in der Einheit der Liturgie zusammenfinden, und überhaupt das Vermeiden einer derartigen Aufeinanderfolge unmöglich ist, z. B. die Praefatio und das Sanctus, wie denn überhaupt ein solches Hochamt ohne ein Nebeneinander der alten Choralmusik und unserer modernen Musik undenkbar ist wegen der unabänderlichen Thatsache des Altargesanges. Die ästhetische Kluft zwischen dem Choral des Introitus und dem Kyrie ist denn doch nicht so groß, daß sie sich in der Wahrnehmung nicht mühelos und wie von selbst überbrücken lassen könnte. Es handelt sich ja da nicht um theoretische Combinirung, sondern um die einfache Verbindung zweier sich folgenden Eindrücke. Freilich wenn man in das Kyrie mit voller Kraft und dazu mit dem Mißklang eines Septimenaccordes, des Schmerzensrufes moderner Auffassung, hineinplatzt, ist eine unüberschreitbare Kluft gerissen. Wo jedoch so musicirt wird, da schweigt auch, tief begraben, der Choral. Wenn aber das Kyrie beginnt, wie es gerade in Herrn Haberts Messen durchweg beginnt, dann gleichen sich die Eindrücke in der durch alle Sinneneindrücke beim Hochamte ohnedies erregten Andachtsstimmung von selbst aus. Wenn wir nun in diesem Punkte Herrn Habert nicht völlig zustimmen können, so desto mehr, wenn er über die Wechselwirkung zwischen Choral und seinen Compositionen schreibt: „Nach meiner Ueberzeugung leidet dadurch der Choral keinen Schaden; man beschäftigt sich heute viel mehr mit Choral als früher, und meine Compositionen werden ihn nicht verdrängen." Gerade deshalb möchten wir seinen Liber Gradualis solchen Chören, welche die Instrumentalmusik pflegen, warm empfehlen. Indessen finden auch solche, welche die Instrumentalmusik ausschließen, dort reiches, ernsten Studiums und tüchtiger Aufführung würdiges Material in Hülle und Fülle. Auch sie werden diese Compositionen um so mehr anmuthen, je festern Fußes sie auf dem Boden des Chorals stehen.

Von den Meßcompositionen liegen uns aus der Gesamtausgabe die Francisci-Messe und die Messe zu Ehren des hl. Jordan vor. Die erstere ist die 1866 preisgekrönte Messe. Damit ist eigentlich genug gesagt, und es braucht zur Empfehlung derselben nicht mehr. Es ist dabei nur eines zu bedauern, daß nämlich, wie auch in andern Compositionen des Meisters, die beiden Oberstimmen, vorab die Altstimme, für Knabenstimmen eine zu hohe Lage beanspruchen. Die Jordansmesse (op. 55) ist für vier Singstimmen — doch ist

der Tenor ad libitum — und zwei Violinen, Baß und Violoncello, zwei Hörner und Orgel geschrieben. Auch sie hätte sich kühn um einen Preis bewerben können, schon wegen ihrer exacten Formen und dann wegen der Einfachheit ihrer Mittel, welche in ihrer edeln Verwendung eine echt künstlerische Wirkung erzielen werden. Ihr ähnlich ist eine Messe in Es zu Ehren der hl. Katharina von Siena (op. 9), während bei der Thomasmesse (op. 29) noch zwei Clarinetten hinzutreten können, und die Josephsmesse [1] (op. 21) außer dem Streichquintett Flöte, Oboen, Fagotte und Hörner heranzieht. Für Sopran und Alt mit Begleitung der Streichinstrumente und zweier Hörner oder mit bloßer Orgelbegleitung ist die fein ausgearbeitete Missa Exultet jam angelica geschrieben. Eine solide Arbeit ist auch die zweistimmige Messe zu Ehren der hl. Theresia (op. 39) über die Antiphon Veni sponsa Christi. Das Aachener „Gregoriusblatt" schrieb von ihr Nr. 16, Jahrg. 1883: „In wahrhaft mustergiltigem zweistimmigen Satze bietet uns der durch seine frühern Compositionen bereits rühmlichst bekannte Componist wieder eine Messe, die werth ist, den besten dieser Art beigezählt zu werden. Ganz besondere Anerkennung verdient die ebenso correcte als geniale Durchführung des Choralthemas." Ueber die Messe Ad regias Agni dapes (op. 32), für vier Singstimmen ohne Begleitung, schreibt dasselbe Fachblatt: „Die Schreibart dieser Messe ist beinahe die der alten Meister. Einheitlich und klar in der Form, streng und geistreich in Beibehaltung der gewählten Themen, dabei möglichst kurz und leicht sanglich gehalten, verdient dieses Werk ganz besondere Empfehlung." In der That findet der schöne Choral dieses Osterhymnus eine ebenso schöne Bearbeitung. Eine sehr beachtenswerthe Composition Haberts, soweit seine Werke uns bekannt sind, ist eine Lauretanische Litanei [2] über den Choral für vier Singstimmen und Orgel (op. 25). Sie zeigt ebenfalls nach jeder Richtung hin den gewandten, aber auch sorgfältigen, pietätvollen Meister.

Doch wir sind eigentlich über die vorgezeichneten Grenzen schon hinausgeschritten, indem wir ja nur die aus der Gesamtausgabe der Werke Haberts uns vorliegenden Compositionen besprechen wollten. Allein auch das, was wir eben anführten, ist, soviel wir wissen, immer noch nur ein Bruchtheil aller seiner Werke. Aus Serie VII der Gesamtausgabe: „Deutsche katholische Kirchenlieder", liegt als erstes Buch vor das „Orgelbuch zum Gesangbuche für die österreichische Kirchenprovinz" (op. 33). Dasselbe ist herausgegeben vom oberösterreichischen Diöcesan-Cäcilienverein mit der Genehmigung von vier bischöflichen Ordinariaten. Fürstbischof P. Funder von Gurk nennt in seiner Approbation das Werk ein gediegenes, was es auch wirklich ist, wenn es auch den in Deutschland landläufigen Vorstellungen von einem solchen Werke nicht

---

[1] Der Componist schrieb auch eine Messe zu Ehren des hl. Joseph von Calasanza (op. 11) für vier Singstimmen und nicht obligater Orgelbegleitung, die gegen die andern nicht zurücksteht.

[2] Habert hat zwei Bücher Litaneien veröffentlicht, über welche in der Presse die günstigsten Urtheile lautbar wurden, z. B. Piel im „Koblenzer Volksblatt", Battlogg im „Kirchenchor", die Musica sacra 2c.

ganz entsprechen mag. Ein Orgelbuch muß sich eben an das betreffende Gesangbuch anschließen, und hat eine um so größere Schwierigkeit zu überwinden, je verschiedenartiger die im Gesangbuche vorliegenden Gesänge sind. In jenem für die österreichische Kirchenprovinz ist nun diese keine geringe. Da stehen Aiblingers „Geleite durch die Wellen"; „Wir schmücken dir dein golden Haar"; „Höre, Süße, unsre Grüße" neben „Nun bitten wir den Heil'gen Geist" aus dem 13. Jahrhundert und „Der Heiland ist erstanden" aus dem 12. Jahrhundert. Herr Habert ist allen gerecht geworden. Den neuen legt die Begleitung eher einen Dämpfer auf, als daß sie ihnen einen noch moderner klingenden Aufputz gäbe; den alten wird sie fast zu gerecht, indem sie ein und das andere Mal selbst Härten nicht scheut. Vor- und Zwischenspiele finden sich nicht[1]. Auffallend sind die hohe Lage, in welche die Melodien hin und wieder gerückt sind, und ein paarmal auch die Wahl der Tonart. Dies gilt besonders für die letzte Nummer, welche um einen halben Ton tiefer für manchen Spieler doch etwas praktikabler sein möchte, ohne an ihrer Tonschönheit zu verlieren.

Eine eigene Serie, und zwar die VI., werden die Orgelcompositionen bilden. Es liegen davon vor eine Orgelschule in zwei Bänden und ein Octavband eigentlicher Orgelcompositionen. Die „Praktische Orgelschule" (op. 16, I. Band) wurde eingeführt im Conservatorium für Musik in Wien, in den kirchlichen Musikschulen zu Aachen und Mecheln und in andern Musikschulen; sie liegt auch schon in dritter Auflage vor, was alles eigentlich Empfehlung genug ist. Die Wiener „Lyra" schrieb sogar: „Die ‚Orgelschule' sollte in jedem Conservatorium eingeführt sein." Die „Schweizerische Musikzeitung" widmete 1893, Nr. 3, dem Werke eine eingehendere Besprechung aus der Feder des Berner Organisten Karl Hesse, welcher es als ein „ganz vortreffliches Lehrbuch" bezeichnet und dann sagt: „In der That, der aufmerksame Durchblätterer und Durchspieler dieses Bandes wird staunen ob der Gediegenheit und der Fülle des Stoffes, welche hier vorliegt." Bei dem Erscheinen des zweiten Bandes schrieb P. Michael Horn, Benediktiner in Maredsous in Belgien, als tüchtiger Organist und Componist für Orgel ein ganz competenter Kritiker, in der Nr. 6, 1892, des vorhin genannten „Gregoriusblattes": „Diese soeben erschienene hochbedeutende Arbeit des berühmten österreichischen Kirchenmusikers . . . Ich wüßte in der That keine gründlicher und rationeller vorgehende Schule für das klassische Orgelspiel; sie überragt weit die sonst berühmten Methoden von Jacques Lemmans und des als Virtuos einzig dastehenden W. Best aus London. Joh. Ev. Habert war auch der rechte Mann." Wir führen hier noch die Stelle an, welche den fünften Theil des Werkes bespricht, der „die lang erwartete Abhandlung über die Compositionen in den Kirchentonarten behandelt". Hier tritt also der Kirchencomponist Habert und zwar als Schulmann in den Vordergrund, und auch sein Kritiker steht, wie jedermann zum voraus annehmen wird, auf seinem eigensten heimatlichen Boden. Er schrieb nun: „Es wird hier behandelt

[1] Zum Orgelbuche bietet Op. 36 hundert auch sonst sehr gut brauchbare Vor- und Zwischenspiele. „Gregoriusblatt" 1883, Nr. 1.

das deutsche Kirchenlied und daneben in sehr ausführlicher und gediegener Weise der gregorianische Gesang. Mit der für den letztern gewählten Begleitungsweise erklären wir uns vollkommen einverstanden. In diesem Theile der ‚Orgelschule' begegnet man klassisch gearbeiteten Vorspielen zum cantus planus. Die Krone erhalten dieselben durch eine im VIII. Tone geschriebene Sonate über die Intonation des Magnificat (Nr. 56, S. 100—116), die in ihren breit angelegten Formen Zeugniß ablegt von dem Können und Wissen des Meisters. Es ist das erste Mal, daß uns in der Orgelliteratur solche Werke begegnen, in ihrer Form würdig eines Bach, ihrem geistigen Empfinden nach aber hervorströmend aus der Seele eines für seine heilige Kirche und ihren tausendjährigen Gesang hochbegeisterten Künstlers." P. Horn sagt auch von den a capella-Compositionen Haberts, daß sie zum Edelsten gehören, was in unserer Zeit hervorgebracht ist. Es bleibt ihm deshalb „geradezu ein Räthsel, wie ein so hochbegabter Componist in allen officiellen Katalogen, Listen, Annoncen, Vereinen, Versammlungen nie genannt wird". „Seine Werke sind im Auslande mehr geschätzt als bei seinen Landsleuten." Daß dieses nicht leere Worte sind, mögen dem Leser zuguterletzt einige Zeilen aus der belgischen, vortrefflich bedienten Musica sacra beweisen, welche in ihrer Besprechung von Haberts Liber Gradualis unter anderem sagt (Nr. 5 und 6, December 1894 und Januar 1895): „M. Habert est un maître dans toute la rigueur du terme. Ses oeuvres honorent grandement leur auteur. Elles sont marquées au coin de la science, du bon goût et d'une originalité de bon aloi, ce qui les distingue de la fâcheuse monotonie qui en caractérise tant d'autres." Dazu beruft sich der Referent auf ein aus dem Jahre 1883 in derselben Zeitschrift abgegebenes Urtheil, welches begann: „M. Habert est, sans contredit, un des meilleurs compositeurs religieux que possède aujourd'hui l'Allemagne. Comme contrapointiste, il occupe, si non le premier rang, du moins un des premiers, soit qu'il écrive pour les voix, soit qu'il compose pour l'orgue." Wir setzen auch, und nicht am letzten Platze, seine orchestrirten Werke in die Reihe und fahren dann mit dem Referenten fort: „Nous nous faisons un plaisir de recommander ses ouvrages." Indem wir also die prächtige Gesamtausgabe dieser jüngsten Werke der Tonkunst aus Oesterreich wärmstens empfehlen, wünschen wir dem rührigen, unverdrossen einer guten und heiligen Sache dienenden Meister des Himmels Schutz und Segen, auf daß es ihm gegönnt sein möge, alle seine zahlreichen Werke in so glänzender Ausstattung vor sich zu sehen.

Theodor Schmid S. J.

Communistische Experimente.

Unter der Aufschrift „Neuestes Fiasco des Communismus" brachte der „Wahrheitsfreund" in Cincinnati am 13. März 1895 die Mittheilung aus Corning Iowa: „Nach langen, aber vergeblichen Kämpfen ist nun die etwa drei Meilen östlich von hier unter dem Namen Icaria Community bestehende Communistengemeinde doch in die Brüche gegangen. Es soll ein Curator eingesetzt und das vorhandene Eigenthum an die Mitglieder oder deren Erben vertheilt werden." An die gleiche Nachricht knüpfte an demselben Tage The Review in Chicago die Bemerkung: „Solange nicht der Schöpfer der Welt durch ein allmächtiges Fiat die Natur der einzelwesslichen Menschheit nach einer rein communistischen Theorie umschaffen wird, muß nothwendig das Schicksal des Icaria-Experimentes in jedem neuen Falle sich wiederholen, solange Gras wächst und Wasser fließt."

Das 19. Jahrhundert ist wiederholt von großen Bewegungen und Versuchen Zeuge gewesen, die darauf abzielten, den Communismus im Gemeindeleben durchzuführen und dadurch mit einer auf den Communismus begründeten Gesellschaftsform neue paradiesische Zustände für die Menschheit anzubahnen. Unter diesen Versuchen nimmt Icaria weniger wegen seiner materiellen Erfolge als wegen seiner Sonderart des „edlern" Communismus eine hervorragende Stelle ein. Von allen „säcularistischen" (nicht auf religiöser Grundlage aufgebauten) Versuchen dieser Art hat es am wenigsten abschreckende Früchte gezeitigt und weitaus die längste Dauer erreicht. Und trotzdem ist seine Geschichte nicht minder als die der übrigen eine Bankrotterklärung des Communismus.

Der Gründer Icarias, Etienne Cabet, den 2. Januar 1788 zu Dijon geboren, war der Sohn eines Küfers. Erst Philologe, dann Mediciner, widmete er sich zuletzt der Jurisprudenz und ließ sich als Advocat in seiner Vaterstadt nieder. Lebhafte Betheiligung an politischen Parteibestrebungen veranlaßte 1825 seine Uebersiedelung nach Paris, wo er bald als Carbonaro und Mitglied des geheimen Revolutionscomités zur Vorbereitung der Juli-Revolution eifrigst mitwirkte. Durch die Thronbesteigung Louis Philippes in seinen Hoffnungen getäuscht und durch die Ernennung zum Procureur général von Corsica als Abfindung nicht befriedigt, kehrte er von Corsica bald zurück, um 1834 in der Kammer unter den

extremen Radicalen seinen Sitz zu nehmen. Infolge revolutionären Treibens vor die Alternative gestellt, zwischen 2 Jahren Gefängniß oder 5 Jahren Exil zu wählen, entschied er sich für das letztere. Sein fünfjähriger Aufenthalt in England lenkte seine Blicke von den politischen Fragen auf die socialen; vom Demokraten wurde er zum Communisten. Die socialistischen Schriften und wohl auch die persönliche Bekanntschaft Robert Owens haben dabei hauptsächlich Einfluß auf ihn geübt.

Owen war unter allen Umständen ein merkwürdiger Mann. Von unbemittelten Eltern 1771 zu Newtown (North Wales) geboren, war er 1781 zu einem Tuchhändler in die Lehre gekommen, hatte sich aber, kaum zum Manne gereift, zum Leiter einer großen Baumwollspinnerei emporgeschwungen, wurde Theilhaber einer großen Firma, Gatte einer reichen Frau und selbst ein reicher Mann. Aus der Armut emporgestiegen, nahm er sich menschenfreundlich der armen Arbeiter an. Seit 1800 an der Spitze der großen Spinnerei von New Lanark (Schottland), wußte er durch Bau von Wohnungen, Beschaffung billiger Lebensmittel (Ankauf en gros und Ueberlassung zu Kostenpreisen), Lohnerhöhung mit zinsbarer Anlegung des Mehrbetrages, Kürzung der Arbeitszeit, Beschränkung der Kinderarbeit und Errichtung von Schulen und Bewahranstalten für Arbeiterkinder u. s. w. nicht nur die unbedingte Ergebenheit der Arbeiter sich zu gewinnen, sondern durch physische und geistige Hebung derselben und Verflechtung ihres persönlichen Interesses in das Interesse der Fabrik auch gesteigerten Gewinn zu erzielen. Bald war er eine europäische Berühmtheit; die Großen und Fürsten der Erde wetteiferten, ihn auszuzeichnen; er selbst erkannte in sich den Beruf zu einem Messias der Menschheit. Owens Hauptgrundsatz war, das Werk der Erziehung müsse für den Menschen von andern geschehen; es komme darauf an, für den Einzelnen von frühester Jugend an die seiner Entwicklung günstigsten physischen, moralischen und socialen äußern Verhältnisse zu schaffen. Solche günstige Verhältnisse sind aber nach ihm nur zu verwirklichen in kleinern communistischen Gemeinden mit mäßigem Wohlstand und beschränktem Lebensgenuß.

Bei dem Entschluß, zur Belehrung der Menschheit ein solches Gemeinwesen selbst ins Leben zu rufen, kam Owen der Wunsch der Rappiten-Gemeinde Harmony (Indiana) in den Vereinigten Staaten entgegen, ihr dortiges blühendes Anwesen zu verkaufen und sich eine andere Heimat zu gründen. Um 150 000 Dollars übernahm Owen 1824 ein Gebiet von über 30 000 Acres mit allen Gebäulichkeiten und Einrichtungen, wie sie bisher einer in großem Wohlstand befindlichen religiös-communistischen

Gemeinde zu ihrem Zusammenleben gedient hatten. So kam Owen in ein fertiges Nest. Vor ihm lagen die Spuren des Fleißes und der Einsicht, mit welchen die deutschen Kolonisten ein wildes Land urbar und fruchtbar gemacht hatten; er sah noch ihren musterhaft geordneten Abzug auf den zwei von ihnen selbst erbauten Dampfern. Ueberdies kam er als ein gefeierter, weltbekannter Mann; seit seinem Eintreffen auf amerikanischem Boden war er überall mit Auszeichnung empfangen worden. Er war ein erprobter Organisator, ein gewiegter Geschäftsmann und ein Großkapitalist, der über bedeutende Hilfsmittel wie Verbindungen jeder Art verfügen konnte.

Am 27. April 1825 gab er seiner neuen Gemeinde „New Harmony" die erste provisorische Verfassung. Von allen Seiten strömten begeisterte Jünger herzu; im October zählte man bereits über 900 Mitglieder. So konnte der Gründer am 4. Juli 1826 seine hochtönende „Erklärung der geistigen Unabhängigkeit" in die Welt schicken — zur Erinnerung an die politische Unabhängigkeitserklärung von 1776. Er pries sich glücklich, jetzt am Ziel zu sein seiner 40jährigen unablässigen Bemühungen, um die „dreifache geistige Tyrannei" zu brechen: „Privateigenthum, Religion und Ehe". Owen war Atheist; seine Gemeinde sollte atheistisch sein; sie war ganz gegründet auf Philanthropie und „Moral"; Religion war ausgeschlossen. An Experimenten für die Volkswohlfahrt ließ Owen es nicht fehlen; am 17. September 1826 gab er bereits die siebente neue Verfassung. Einige Monate später war die Auflösung der Gemeinde besiegelt; am 18. Juni 1827 lud Owen die Reste der Seinen zu der letzten Abschiedsfeier. Kaum über zwei Jahre hatte das Unternehmen sich behauptet als eine Kette von Zank, Verwirrung und Enttäuschung.

Unter dem mächtigen Eindruck von Owens Persönlichkeit und kühnem Unternehmen waren schon binnen kurzem ein Dutzend ähnlicher Versuche in den Vereinigten Staaten ans Licht getreten; ein Jünger Owens hatte zur gleichen Zeit in Schottland eine communistische Gründung versucht. Manche dieser Unternehmungen schienen von Bedeutung; Yellow Spring z. B. zählte 100 Familien; aber keine dieser Gründungen hat drei Jahre überdauert, die meisten waren nach wenig Monaten zu Grunde gegangen.

Owen hatte gleichwohl nicht aufgehört, ein Enthusiast für den Communismus zu sein. Gegen Ende 1828 stand er in Verhandlung wegen Ankaufs eines neuen Versuchsfeldes in Texas; auch in Irland und England hat er später neue Versuche gemacht. Es ist kaum Uebertreibung, wenn berichtet wird, er habe im Verlauf seiner socialistischen Agitationen

über 1000 Vorträge und Reden gehalten und 2000 Abhandlungen oder Artikel geschrieben. Noch sechsmal hat er nach zurückgelegtem 50. Lebensjahr, zweimal nach vollendetem 70. Jahre die Reise von England nach Amerika hin und zurück gemacht. Die Zahl seiner selbständigen Schriften, die fast alle auf dem Gebiete des Socialismus sich bewegen, ist außerordentlich groß; man hat ihn mit Recht den ersten wissenschaftlichen Begründer des Communismus genannt.

Unter dem Einfluß der Ideen dieses Mannes hatte Cabet sein communistisches Programm entworfen; für ihn galt es die Umwandlung Frankreichs in eine aus communistischen Gemeinden bestehende und auf Communismus begründete Republik. Er legte sein System nieder in einem Roman, und der Roman machte Glück. Es ist die einst berühmte, jetzt vergessene Voyage en Icarie, die bis zum Jahre 1848 in fünf Auflagen erschien und bald auch ihren deutschen Uebersetzer fand [1]. Auf die arbeitenden Klassen in Frankreich brachte die Schrift einen ungeheuern Eindruck hervor.

Ein englischer Edelmann, Lord Carisdall, hört zufällig von einem überaus blühenden Freistaate, der unter dem Namen Icaria in einem weit entlegenen Winkel der Erde sich entwickelt hat. Entschlossen macht er sich im Jahre 1836 auf den Weg dahin und findet die alleridealsten Zustände daselbst verwirklicht: keine Noth und kein Verbrechen, dagegen Fülle von Wohlstand, Kunst, Wissenschaft und alles, was den Menschengeist erhebt, in vollendeter Entfaltung. Die Geschichte dieses Freistaates fesselt naturgemäß sein Interesse. Er erfährt, dieses glückliche Land habe bis 1782 unter der unwürdigen Herrschaft einer Dynastenfamilie gestanden, dann aber habe Icar, Philosoph, Held und Patriot zugleich, das Banner der Revolution aufgerichtet und das Joch gebrochen.

Icar war nicht nur Demokrat, sondern radicaler Communist, aber zu weise, um einer Ueberstürzung das Wort zu reden. Getragen von dem Vertrauen des Volkes, das seiner Ueberredung willig Gehör gab, leitete er eine Uebergangsperiode ein, welche im Zeitraum von 50 Jahren ohne Kampf und Erschütterung den vollendeten Communismus herbeiführen sollte. Regierungsform wurde sogleich die demokratische Republik. Das Land ward in 100 Provinzen getheilt, jede Provinz in

[1] E. Cabet, Reise nach Icarien. Aus dem Französischen von Wendel Hippler. Leipzig 1847. — Es scheint noch eine andere Uebersetzung existirt zu haben von Everbeck. Vielfach wird diese Schrift Cabets bezeichnet als bloßes Plagiat aus Thomas Morus' Utopia (z. B. „Deutsche Rundschau" 1878, XVII, 397); doch nicht mit Recht. Es lag in der Natur der Sache, daß zwischen dem Werke Cabets und Schriften wie Morus' Utopia, Campanellas „Sonnenstaat", D. Vayrasse d'Alais' Histoire de Sevarambes, Morellys Naufrage des îles flottantes und selbst Fénelons Télémaque u. dgl. gewisse allgemeine Aehnlichkeitspunkte sich boten; in Bezug auf Form und Anordnung mag Cabet manches von ihnen gelernt haben, sein bis ins Einzelnste ausgeführtes communistisches Programm hat er aber sicher nicht von ihnen entlehnt.

10 Communen. Als rein demokratisches Gemeinwesen hatte jede Commune die volle Selbstverwaltung; ihre Vertreter bildeten die Stände der Provinz; aus Vertretern der Provinzen hinwieder war das Parlament des Reiches zusammengesetzt. An der Spitze der Gesamtverwaltung stand ein wählbarer Executivausschuß. Auf vielseitiges Drängen übernahm Icar für den Anfang dessen Präsidentschaft.

Einstweilen blieb der Privatbesitz ungestört; doch wurden alsbald von den Staatsbehörden Fabriken, Handwerkstätten und Arbeiterwohnungen eingerichtet, die bisher staatlichen oder städtischen Ländereien wurden durch die Armen besiedelt und in Höfe oder Dörfer umgewandelt, natürlich alles nach communistischen Recepten. Alle zum Lebensunterhalt nothwendigen Artikel wurden steuerfrei, eine progressiv erschwerte Einkommens- und Luxussteuer bahnte unterdessen eine Ausgleichung der Vermögensverhältnisse an. Erbschaften fielen, abgesehen von der directen Linie, fast nur noch dem Gemeinwesen zu. Die Arbeiterlöhne wurden gesetzlich geregelt; die vom Staate selbst in großartigem Maßstab betriebene Industrie überflügelte und absorbirte rasch die Privatunternehmungen. Unterdessen arbeitete die Schule — Zwangsschule bei Schulzwang —, um der heranwachsenden Generation für die Begriffe von Gleichheit und Brüderlichkeit das rechte Verständniß beizubringen. Bevor noch die 50 Jahre vorüber, war ganz Icaria nur noch ein großer betriebsamer Bienenstock, in welchem „jeder arbeitete nach seinen Kräften und verzehrte nach seinen Bedürfnissen". Friede und Ueberfluß, Freiheit und Gleichheit, Tugend und Wissen hatten ihren Thron aufgeschlagen; Armut und Verbrechen, Nichtsthun und Genußsucht waren unbekannt.

Lord Carisdall findet in Icaria den Proceß der Umwandlung bereits seit einigen Jahren vollendet. Er kann nicht umhin, die hier bestehenden seligen Zustände mit den Verhältnissen des alten Europa zu vergleichen und die letztern der Kritik zu unterwerfen, und nun kommen die alten und neuen Freunde des Volkes und Propheten des Communismus zu Ehren, von Pythagoras bis auf Babeuf und seine modernen Nachfolger — eine Reihe klangreicher, gern gehörter Namen, welche den Schilderungen aus Icaria den Stempel des Denkerthums und der Wissenschaftlichkeit aufprägen sollen.

Dieses Buch machte Cabet zum berühmten Mann. Ein Jahr nach dem Erscheinen desselben gründete er ein eigenes Blatt, Le Populaire, in welchem er seine communistischen Ideen des weitern verfocht, und begann eine nahezu unerschöpfliche literarische Thätigkeit zu entfalten. Von 1843—47 ließ er auch einen Almanach Icarien erscheinen. Bald zählte er seine Anhänger und Gönner nach Hunderttausenden.

Cabet hatte bei seinen communistischen Phantasien nur Frankreich selbst und dessen Umgestaltung im Auge gehabt. Allein in Frankreich saß Louis Philippe auf dem Throne, und dieser schien gerade jetzt fester zu sitzen denn je. Die Voyage en Icarie hatte nun aber den Heißhunger nach einer praktischen Durchführung des Communismus im Volke rege gemacht. Der Boden war längst bereitet. Zwar hatte Babeuf selbst unter der Herrschaft der Republik seine communistischen Pläne am 26. Mai 1797 mit dem Tode gebüßt. Aber Saint-Simon († 1825) war bald

als neuer Apostel des Communismus aufgetreten. Nicht bloß um frei zu sein, so meinte er, verbinde man sich im Staate, sondern um die größtmögliche Summe von Kraft und Genuß zu erzielen, und dazu verlangte er den schrankenlosen Communismus. Seine Jünger unter Leitung Enfantins hatten diesen Communismus mitten im modernen Frankreich in excentrischer Weise in die That übergeführt. Das Experiment von Ménilmontant endete am 28. August 1832 mit Sensationsproceß, Verurtheilung und Auflösung der „Familie" [1].

Aber bereits vor dieser „Katastrophe" hatten manche Jünger Saint-Simons begonnen, einem andern socialistischen System sich zuzuwenden.

Seit 1826 lebte der alte Charles Fourier sein zurückgezogenes Sonderlingsdasein in der französischen Hauptstadt. Sohn eines vermögenden Kaufmanns, selbst dereinst Inhaber eines Kolonialwaren-Geschäftes, hatte er in der Revolution sein Vermögen verloren und seitdem in untergeordneter Stellung in verschiedenen Handelshäusern sein Leben gefristet. Trübe Erfahrungen und Schicksale hatten ihn zum philosophischen Weltverbesserer gemacht. Sein erstes großes Werk (1808), mit welchem er glaubte, eine neue socialistische Wissenschaft begründet zu haben, enthielt zu viel des Aberwitzigen und erging sich zu viel im Phantastischen, um selbst bei Franzosen Beachtung finden zu können. Zwanzig Jahre lang war er vergebens darauf aus, eine Schule zu gründen. Unterdessen hatte er seine schriftstellerische Thätigkeit fortgesetzt; sein Traité d'association domestique agricole erschien 1822. Allmählich fand sich auch die Schule.

Fouriers Welterneuerungsplan beruhte nicht wie der Saint-Simons auf religiös schwärmerischen Ideen, sondern mit Beiseitelassung aller Religion auf den Ansprüchen der menschlichen Leidenschaften. Alle Triebe im Menschen — er führte sie auf 12 „Grundtriebe" zurück — galten ihm als gut und zur Befriedigung berechtigt. Ihm handelte es sich demnach nicht darum, diese Triebe zu beherrschen und zu zügeln, um von der bestehenden Gesellschaftsordnung Störungen fern zu halten; er ging vielmehr darauf aus, eine neue Gesellschaftsordnung herauszufinden, in welcher der vollen Befriedigung aller Triebe nichts mehr im Wege stehe. Im communistischen Zusammenleben vieler fand sich für ihn das „aequilibrium passionum" und damit des Räthsels Lösung.

[1] Die „Familie" bestand aus 36 Brüdern, von denen der älteste 38 Jahre zählte, 27 das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatten. Die „Brüder" und, wie es scheint, auch die „Schwestern" gehörten ausnahmslos den vornehmen Kreisen an.

Zwei von Fouriers Schülern legten nun Hand an — zu seinem eigenen größten Verdruß und trotz seines lebhaften Widerspruches —, den von ihm vorgezeichneten Communismus praktisch durchzuführen. Bei Rambouillet wurden 500 Hektar Land gekauft, und zu ihrer erfolgreichen Bewirtschaftung ward eine Actiengesellschaft gegründet. Aber die Hilfsquellen erwiesen sich als unzureichend, und alles zerrann zu Wasser. Gleichwohl begann nach Fouriers Tode 1837 unter Führung Victor Considérants seine Schule erst recht aufzuleben. Frankreich sah neue Versuche communistischer Gemeindebildung auftauchen und vergehen, so 1847 bei Citeaux unter den Gebrüdern Young, 1848 in Algier, 1849 in Brasilien u. s. w.[1]

Unterdessen war unter dem Schutze des Sternenbanners in Nordamerika Fourier als neuer Stern aufgegangen. Einige der fähigsten Publicisten, ein Albert Brisbane, Horace Greely, Parker Godwin, setzten es sich zur Aufgabe, die gute Gesellschaft von New York und Albany, von Boston und Philadelphia mit dem System Fouriers bekannt zu machen. Mit dem Werke Social Destiny of Man machte Brisbane 1840 den Anfang. Bald schien der Name Fouriers der gefeiertste in der Neuen Welt; der Tag seiner Geburt, der 7. April, wurde alljährlich in vielen Städten mit großer Festlichkeit begangen. „Der Name Fouriers“, schreibt Brisbane um die Jahreswende 1842/43 in der Phalanx, „ertönt jetzt vom Atlantischen Meer bis zum Mississippi und hallt wieder von den äußersten Grenzen Wisconsins und Louisianas, ein bedeutsames Wahrzeichen der Ausbreitung, welche die große Idee der allgemeinen Association gefunden hat.“ Und in einem Briefe, welcher auf dem Socialistencongreß zu Clinton Hall, New York City, am 4. April 1843 verlesen wurde, declamirte E. P. Grant: „Bald wird der Tag kommen, an dem Fourier und seiner Lehre Gerechtigkeit zu theil wird, da von zehntausend Hügeln Monumente sich erheben werden, überragt von seinem Standbilde in riesenhaften Proportionen, wie es herabblickt auf ein glückliches Volk, dessen Gott wahrhaft der Herr ist. Denn es wird leben in unwillkürlichem Gehorsam gegen sein ewiges Gesetz.“

Brisbane war klug genug, weder seine Person noch etwas von seinem Geld zu einem praktischen Versuche herzugeben. Aber während

[1] Die letzte interessante Erscheinung dieser Art, welche die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zog, ist die von André Godin gegründete Familistère in Guise; vgl. *Godin*, La richesse au service du peuple: la Familistère de Guise (Paris 1874).

er in der von ihm angekauften Spalte der Tribune für den Fourierismus aus Leibeskräften in die Trompete stieß, begeisterte sich das junge Amerika zur muthigen That. Vom März 1842 bis zum Mai 1843 hatte man den Sirenentönen gelauscht; noch im Sommer 1843 traten die communistischen Gemeinden nach Dutzenden ins Leben. Tausende setzten ihr Vermögen ein, um in Freiheit und Gleichheit als Brüder und Ackerbauer miteinander zu hausen [1].

Unter solcher Erregung der Geister und einem fast epidemischen Zuge nach communistischen Experimenten sah Cabet sich von Freund und Feind gedrängt, die Welt mit einem wirklichen Icaria zu beglücken. Mochten die Schmeicheleien der Jünger oder der Hohn der Gegner oder die Ueberzeugung von dem eigenen Beruf als Weltbeglücker bestimmend auf ihn gewirkt haben, Cabet entschloß sich, Hand anzulegen. Im Mai 1847 gab er im Le Populaire die Parole aus: „Allons en Icarie!“ Die nächste Nummer bezeichnete als den Schauplatz für dieses irdische Paradies — Amerika; einige Wochen später konnte Cabet verkündigen, daß er bereits mit Sicherheit auf eine Million von Theilnehmern rechnen dürfe.

Er reiste jetzt nach London, um sich mit Owen zu berathen; man entschied sich für Texas. Ein Unterhändler ging dahin; von einer amerikanischen Gesellschaft wurde ein Gebiet von über einer Million Acres unter anscheinend billigen Bedingungen zur Besiedelung erworben, und am 17. Januar 1848 konnte Le Populaire das Territorium nach seiner geographischen Lage näher beschreiben. Früher hatte Cabet ein volles Jahr Vorbereitung als unumgänglich bezeichnet; aber so groß war jetzt die Ungeduld, daß bereits am 3. Februar 1848 die erste Avantgarde —

[1] Noch kennt man 30—40 solcher Versuche, die im Verlaufe weniger Jahre in den Vereinigten Staaten aus dem Boden sproßten. In der Stadt Rochester allein wurden in dem einen Jahre 1843 neun solcher Gründungen geplant und die Mehrzahl ausgeführt. Humphrey Noyes (History of American Socialisms) zählt 34 Gründungen auf und berechnet die dabei betheiligten Individuen auf 8641. Zehn Jahre später war nur noch eine einzige dieser Gründungen übrig, und in Bezug auf diese schrieb man am 31. Juli 1855 aus New York an die „Allgem. Ztg.“ (Nr. 231, S. 3688): „Die aus Europa importirten utopistischen Ideen machen in Amerika kein Glück. . . . So ward in diesen Tagen die Auflösung der letzten socialistischen Gemeinschaft angekündigt, welche übrigens verhältnißmäßig lange, nämlich 13 Jahre, bestand [eigentlich nur 12]. Das 700 Acres umfassende Grundstück der nach Fourieristischen Regeln eingerichteten ‚Nordamerikanischen Phalanx‘ im Staate New Jersey wird zum Verkauf ausgeboten.“ Die nächst erfolgreiche der Fourieristischen „Phalangen“ in den Vereinigten Staaten, die „Wisconsin-Phalanx“, bestand 6 Jahre, „Northampton-Association“ und „Marlboro-Association“ je 4 Jahre, „Springfarm“ 3 Jahre. Die meisten erlebten den ersten Jahrestag ihrer Gründung nicht.

69 rüstige Männer, meist dem Handwerkerstande angehörig — in Havre sich einschiffte. Es geschah, nachdem sie unter den rührendsten Ceremonien, gleich als gelte es die Profeßablegung in einem Ordenshaus, mit Cabet den „socialen Contract“ geschlossen hatten.

Drei Wochen später wurde Frankreich durch die Februar-Revolution überrascht. Neue Aussichten öffneten sich für die Unzufriedenen in der alten Heimat. Als am 3. Juni die zweite Avantgarde in die See gehen sollte, fanden sich von der frühern Million nur noch 19 Mann. Unterdessen stand Cabets Name unter den sechs bis acht, welche neben Louis Napoleon als Candidaten der Präsidentschaft in der französischen Republik genannt wurden. Aber die Hoffnungen waren nicht groß und die Würfel schon geworfen. Auf verschiedenen Schiffen suchten die noch übrigen Getreuen unter den Icariern mit der Neige des Jahres 1848 Texas auf; am 15. December schiffte Cabet selbst sich ein. Bei der Ankunft in New Orleans konnte er gerade sein Geburtsfest begehen. Der kühne Führer, um welchen eine Schar von etwa 480 Personen sich drängte, zählte jetzt 61 Jahre; die gemeinsame Kasse, die für die nächste Zeit für alle Bedürfnisse aufkommen mußte, enthielt 86 000 Frcs.

Hier traf Cabet auch den elenden Ueberrest seiner beiden Avantgarden. Noth und Krankheit hatten sie zu Grunde gerichtet. Das neue Paradies lag nicht, wie Le Populaire der Welt verkündigt hatte, dicht am Red River, wo es zu Schiff von Shreveport aus leicht zu erreichen gewesen; es lag 250 Meilen landeinwärts, durch unwegsame Wildniß vom Flusse getrennt. Das riesige Gepäck, das nach echter Auswandererart die Vorläufer mitgeschleppt hatten, mußte als nutzloser Ballast zurückbleiben. Als endlich nach langer, aufreibender Wanderung das Land erreicht war, sah man sich abermals getäuscht. Es war nicht ein zusammenhängendes Territorium, das ihnen die amerikanische Gesellschaft überlassen, sondern vier getrennte Reihen von abermals getrennten größern Parzellen, welch letztere mit der äußersten Spitze sich eben berührten. Ueberdies galten die günstigen Kaufbedingungen nur bis 1. Juli 1848 und stellten Forderungen so schleuniger Besiedelung, wie sie die kleine Avantgarde unmöglich erfüllen konnte. Die Ankömmlinge waren größtentheils Handwerker, im Ackerbau unerfahren; von der Urbarmachung eines wilden Bodens hatten sie vollends nicht die leiseste Vorstellung. Doch gingen sie mit heroischem Muthe an die Arbeit, bis das Fieber kam. Viele starben, die andern schleppten sich krank, erschöpft und bettelarm zurück nach New Orleans. Sie kamen eben recht, um Cabet den Willkomm zu bieten.

Mit dem Texas-Plan war es also zu Ende. In zwei große Backsteinhäuser zusammengepfercht, lebte man einstweilen „communistisch" in New Orleans und suchte einen neuen Schauplatz für das irdische Paradies zu erspähen. Lange war alles vergebens, die Mittel schwanden, Mißhelligkeiten brachen aus. Etwa 200 sagten sich von dem Unternehmen los, theils um auf eigene Faust in Amerika ihr Glück zu versuchen, theils um die alte Heimat wieder aufzusuchen. Da erfuhr Cabet von der leerstehenden Mormonenstadt im Staate Illinois. Nach der Ermordung Joseph Smiths hatte Brigham Young sein auserwähltes Volk nach dem großen Salzsee geführt. Die Auswanderung war eben vollendet; nur ganz spärliche Bevölkerung war in dem vorher so blühenden Nauvoo zurückgeblieben; die meisten Gebäude standen leer. Um Spottpreise konnte Cabet urbares Land pachten und alle zur Wohnung und Arbeit nöthigen Gebäude kaufen. Am 15. März 1849 hielt er seinen Einzug in Nauvoo, aber die Reihen seiner Anhänger waren durch die Cholera gelichtet. Nach endlosen Mühen, Zwistigkeiten und trüben Erfahrungen kam die Gemeinde allmählich in einen geordneten Stand. Inzwischen bestand in Paris unter Leitung von Cabets Frau das „Bureau Icarien" weiter. Unausgesetzt machte es Reclame, warb neue Theilnehmer und sandte Geld. In Nauvoo betrieb man mit Erfolg eine Branntweinbrennerei zum Verkauf nach auswärts, und die französischen Handwerker fanden auch sonst Abnehmer für ihre Erzeugnisse. So hob sich der Wohlstand.

Aber in Frankreich hatten Abtrünnige aus Cabets früherem Anhang die Klage auf Betrügerei gegen ihn erhoben und vor Gericht seine Verurtheilung herbeigeführt. Da erschien im Frühjahr 1852 plötzlich der alte Cabet selbst in Frankreich, nahm selbst seinen Proceß wieder auf und führte ihn siegreich bis zur Freisprechung. Bei der Rückreise sah er sich in England wie in Amerika vielfach öffentlich geehrt und zum Gegenstand von Ovationen gemacht.

Langsam, aber stätig war die Kolonie aufgeblüht. Durch neue Zuzüge aus Frankreich hatte sie sich wieder rekrutirt, so daß sie in ihrer Blüthe die Zahl von 500 überstieg[1]; auch einige Deutsche fanden sich darunter[2].

---

[1] Seit Nordhoff (Communistic Societies of the United States [New York 1875]) ist die Angabe oft wiederholt worden, die Zahl sei bis über 1500 gestiegen. Dies ist bestimmt unrichtig; sie hat 600 nie erreicht. Vgl. *A. Shaw*, Icaria (New York 1884) p. 50.

[2] Anton v. Gauvin aus Berlin, ehemals preußischer Offizier und Offizierssohn, war eines der ausdauerndsten und auch der angesehensten Mitglieder.

Es gelang, sich wohnlich einzurichten, und die kleinen Familienheimstätten trugen allenthalben das Gepräge der Nettigkeit, des Geschmacks, wenn nicht der Eleganz. Die Icarier mußten fleißig arbeiten und genügsam leben; doch fehlte es ihnen nicht an Fröhlichkeit und Lebensgenuß. Eine ausgewählte Bibliothek von 6000 Bänden stand zur Benutzung offen; eine gutgeschulte Musikbande, häufige Theatervorstellungen, Tanzbelustigungen und literarische Kränzchen belebten die Eintönigkeit des Kolonistenlebens. Die icarische Presse druckte Zeitungen und Bücher in französischer, englischer, deutscher Sprache, zum Theil zu eigenem Gebrauch, zum Theil auch zum Zweck der Propaganda oder des Gelderwerbes. Im Gegensatz zu Saint-Simon und Fourier hatte Cabet an der Familie festgehalten. Er machte die Ehe obligatorisch und wollte die Familienbande ungekränkt bewahrt wissen. Nur die Kindererziehung war Sache des Gemeinwesens. Der Unterricht war sehr sorgfältig und ziemlich umfassend, sein Hauptziel aber, die Jugend in den icarischen Grundsätzen zu festigen. Der Sonntag war Ruhe- und Vergnügungstag. Oeffentlichen Gottesdienst kannte man nicht. Jedem stand frei, zu glauben und zu beten, wie er wollte; die meisten glaubten wenig und beteten nicht. Auswärtigen gegenüber verläugneten auch hier die Franzosen nicht die gefälligen Formen und die feine Lebensart, die ihrer Nation eigenthümlich sind. Ohnehin befanden sich unter ihnen auch manche Vertreter der gebildeten Klassen. Besucher fühlten sich von den Eindrücken im icarischen Nauvoo stets wohlthuend berührt; und dies nicht weniger als die unermüdlich fortgesetzte Reclame hatte der kleinen Communistengemeinde bald einen ansehnlichen Ruf erworben. Auch die Finanzen hatten sich langsam gehoben; am Ende 1855 berechnete man das Gemeindevermögen, nach Abzug von etwa 12 000 Dollars Schulden, auf 64 800 Dollars. Ueberdies hatte Cabet, der von Anfang an Nauvoo nur als Uebergangsstation betrachtete, längst schon ein anderes Anwesen in Jowa erworben. Es waren bis jetzt 3115 Acres Land, die von Mitgliedern der Icariergemeinde bestellt wurden und bereits einigen Ertrag abzuwerfen begannen.

Solange die bittere Noth vor der Thüre lauerte und man mühsam um die Existenz kämpfte, war es gelungen, den Frieden in der Gemeinde noch erträglich aufrecht zu halten.

Als echter Republikaner hatte Cabet seiner durch den wiederholt erneuerten „socialen Contract“ ihm zugestandenen Herrscherrechte sich begeben und für seine Gemeinde eine „Constitution“ erlassen. Am 3. Februar 1850 ward sie als Grundgesetz einstimmig angenommen, und auf Grund dieser

Verfassung hin wurden auch vom Staate Illinois die Corporationsrechte erlangt. Friedlich war seitdem Jahr für Jahr die Präsidentenwahl auf den alten Cabet gefallen; die festgesetzte zweijährige Frist für Revision der Verfassung war schon zweimal ohne Störung vorübergegangen. Allmählich jedoch nahmen Reibereien und Zerwürfnisse namentlich der jüngern Geister mit dem vielleicht durch Alter und Herrschgewohnheit eigenmächtig gewordenen Cabet überhand. Da trat dieser gegen Ende des Jahres 1855 zu constitutionswidriger Zeit mit dem Vorschlag einer totalen Verfassungsänderung hervor. Es sollte wieder so ziemlich die ganze Gewalt in die Hand des einzigen, auf je vier Jahre zu wählenden Präsidenten gelegt werden. Diesem Gedanken Cabets scheinen die triftigsten Gründe und Erfahrungen zu Grunde gelegen zu haben, allein er brachte Aufregung und Spaltung in die Gemeinde. Die Mehrzahl war gegen Cabet. Bei der Präsidentenwahl am 3. Februar 1856 wurde er zum ersten Mal nicht wieder gewählt. Zwar verständigte man sich noch einmal, wenigstens äußerlich. Cabet verzichtete auf seinen Aenderungsvorschlag, und sein Gegencandidat verzichtete auf die Präsidentschaft. Allein im stillen währten die Intriguen fort. Im Regierungscomité hatte die Partei Cabets noch das Uebergewicht, in Frankreich suchte sie mit Hilfe des „Bureau Icarien" die Gegenpartei ins Unrecht zu setzen. Heimlich wurden gegen dieselbe in Nauvoo selbst Denkschriften gedruckt und auswärts verbreitet. Allein die ebenso kluge als rührige Gegenpartei setzte durch Volksbeschluß eine amtliche Inquirirung über die Verwaltung der Druckerei wie des „Bureau Icarien" durch. Das Resultat deckte die Parteimanöver auf. Bei der Ergänzungswahl des Regierungscomités am 3. August 1856 siegte die feindliche Partei. Cabet und sein engerer Anhang wollten die Wahl nicht anerkennen; mit französischer Heftigkeit platzten die Geister aufeinander; Blutvergießen war zu fürchten; die staatliche Behörde mußte einschreiten.

Cabets Anhang trennte sich nun von den übrigen und bezog in Nauvoo ein eigenes Local. Ein häßlicher Parteikampf entspann sich, in welchem der alte Cabet die abtrünnige Gemeinde in jeder Weise zu schädigen und selbst zu vernichten, diese den einstigen Führer zu demüthigen suchte. Auf Grund mehrerer Anklagen wurde zuletzt Cabet aus seinem „Icaria" förmlich ausgestoßen. Auch in Iowa, auf das er seine Hoffnung gesetzt hatte, war ihm die Gegenpartei zuvorgekommen. So brach er denn, ein Greis von fast 69 Jahren, am 1. November mit seinem Anhang von 180 Getreuen nach St. Louis auf, wo man den Winter über durch Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen hoffte. Dort angekommen, wurde

Cabet vom Schlag getroffen und starb plötzlich am 8. November. Der Eindruck auf seine Getreuen war ein erschütternder; ein Deutscher unter ihnen, Fritz Bauer, machte in der ersten Aufregung seinem Leben ein gewaltsames Ende. Die übrigen ermannten sich; in verschiedene Häuser in St. Louis vertheilt, verdienten sie ihr Brod durch Ausübung ihrer Handwerke. Auch bot sich in der Nähe der Stadt ein Landgut Cheltenham zum Ankauf. Zwar war es verhältnißmäßig theuer und für die Schar der Ansiedler zu klein, aber die Lage war günstig und es fand sich nichts Besseres. Im Mai 1858 zogen die 150 Hinterlassenen Cabets in Cheltenham ein. In Frankreich galt indes die kleine Schar von Cheltenham noch immer als das wahre „Icarien"; für sie arbeitete das „Bureau Icarien", das stätig Zuzug sandte und 1857 sogar eine Summe von 50000 Francs für sie flüssig machte. Alles schien gut zu gehen. Schule und Kindergarten, Theater und literarische Unterhaltungen nahmen wieder ihren Fortgang. Allein schon nach einem Jahre brach neuer, unversöhnlicher Zwiespalt aus; die unterliegende Partei, 42 Personen, trennte sich. Unter ihnen war eine Anzahl der tüchtigsten Arbeiter und fähigsten Köpfe. Ein Unglück folgte dem andern; die Abfälle einzelner Familien von der Gemeindesache mehrten sich. Im Anfange 1864 zählte Cheltenham noch 8 Citoyens und 7 Citoyennes und einige Kinder; sie waren von Schulden überbürdet; noch andere Uebel lagen vor. Der Präsident A. Sauva (später auch in Europa bekannt als Regierungsmitglied der Pariser Commune 1871) erklärte im März 1864 Cheltenham-Icaria für aufgelöst, und man trennte sich unter vielen Thränen.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Die Sagengeschichte der Sassaniden im persischen Königsbuch.

Am wenigsten Beachtung hat von den drei Haupttheilen des Schâhnâme bis jetzt der dritte gefunden, welcher die Sagengeschichte Persiens vom Tode Alexanders des Großen bis zum Untergange des persischen Reiches unter Jezdegerd III. weiterführt und somit in seinen 16000 Doppelversen (fast zweimal dem Umfang der Ilias entsprechend) noch einen Zeitraum von 865 Jahren

umspannt. Weder Schack noch Rückert sind in ihren Uebersetzungen so weit gediehen. Auch die Auszüge von Görres schrumpfen hier immer mehr zusammen, und man wird fast nothwendig zu der Vorstellung gedrängt, die unabsehbare Masse des Stoffes habe endlich den alternden Dichter völlig erdrückt, der Geist der Poesie sei von ihm gewichen und der Riesenstrom seiner Dichtung laufe traurig im Sande aus, wie der stolze Rhein in den Dünen bei Katwijk. Auch ein oberflächlicher Blick in das Gedicht ist geeignet, diese Vorstellung zu bestärken. An die Liste der 20 Sagenkönige von Kaiumors bis auf Iskender reihen sich hier noch 30 andere Könige, von welchen aber den meisten nur ein ganz kurzer Abschnitt gewidmet ist, mit ähnlicher, fast stereotyper Behandlung, als wäre es Firdusi nur darum zu thun gewesen, die gegebene Königsliste mit einigen hergebrachten Lobsprüchen schematisch auszufüllen. Nur sieben dieser Herrscher wird ein ansehnlicherer Raum gegönnt; aber da steht der kritische und realistische Abendländer des 19. Jahrhunderts vor einer Erscheinung, die ihm nahezu ungenießbar und abgeschmackt vorkommen muß: die persische Volksdichtung hat nämlich diese sieben Könige, die sich mittelst Inschriften, Münzen und Geschichtsurkunden actenmäßig verfolgen lassen, zum Gegenstand des naivsten Spieles gemacht und zu vollständigen Sagenkönigen umgestaltet, wie die noch uncivilisirten Germanen die Könige Dietrich und Rother, Lear und Macbeth und die altnordischen Potentaten, die Saxo Grammaticus in seiner Chronik versammelt hat. Wer indes noch Volksgeist und Volkssage zu schätzen weiß, der wird sicher nicht ohne Vergnügen dem persischen Homer auch hier lauschen, wie er, im Anschluß an die Pehlewi-Bücher des treuherzigen Dihkan, uns gemüthlich weiter fabulirt, was seit Iskenders Tod sich in Persien zugetragen, bis endlich der Araber kam und mit dem schneidigen Schwerte des Propheten den Faden der alten persischen Ueberlieferung für immer abschnitt.

Firdusi versteht es aber nicht nur als gemüthlicher Erzähler, die Fäden der Sage behaglich weiterzuspinnen und mit einander zu verknüpfen, er hat auch tief in das Menschenherz geblickt und weiß, bei aller Einfachheit der Form und des poetischen Schmuckes, doch die verschiedensten Charaktere, Handlungen, Stimmungen in reizendster Mannigfaltigkeit zu entwickeln und lebensvoll zu verbinden und die Fülle der Einzelheiten, um einen Haupthelden gruppirt, zum großen Massenbilde zu gestalten, das bald durch die Stammesüberlieferung der Könige, bald durch den immer wieder auftauchenden Kampf zwischen Iran und Turan oder jenen zwischen Iran und Rum, bald durch ganz concrete Beziehungen, bald durch den unversöhnlichen Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman in den Kreis der ältern Heldensage gerückt wird und mit ihr zum wirklichen Heldengedicht im großen Stile verschmilzt. Wir müssen uns begnügen, kurz die Haupthelden zu charakterisiren, um welche sich die Handlung lagert wie ein gewaltiges Gebirge um einige wenige verschieden gestaltete Spitzen, von denen das Ganze seine Eigenartigkeit erhält.

1. Ardeschir Babekan.

Als Firdusi sein Alexander-Lied vollendet hatte, fügte es sich, daß der Sultan Mahmud den edeln Einfall hatte, seinem Volke die Steuern für ein

Jahr zu erlassen. Dafür preist ihn der Dichter in einigen begeisterten Versen, verspricht sich schon die Wiederkehr der Zeiten des guten Königs Kesra Nuschirwan und fährt dann in seiner Erzählung fort.

Wie der weise Dihkan von Dschadsch berichtet, gehörte der Elfenbeinthron nach Iskender niemand zu. Fürsten aus dem Hause Aresch, tapfere, leichtlebige, unruhige Leute, rissen in allen Winkeln der Erde Stücke von Provinzen an sich und thaten, was sie wollten. Man nannte sie Stammeskönige — Muluk-i-Thewaïf. Zweihundert Jahre ging es so. Es gab eigentlich keinen König. Doch war Ruhe auf Erden. So geschah es nach Iskenders Plan, daß Rums Glück ja nicht in Gefahr käme.

Firdusi nennt neun dieser Kleinfürsten. Von dem ersten: Aschk, aus Kei Kobads Stamm, hieß ihre Dynastie die der Aschkanier. Als letzten nennt er Ardewan den Großen. Derselbe besaß Schiras und Isfahan; die Herrschaft über Isthakhr (Persepolis) verlieh er Babek, dessen Bogen den Schlangen Schmerzensgeschrei entlockte. Aber nicht von dieser Seite sollte neues Heil für Iran kommen, sondern von einem Sohne Daras (nach früherer Angabe: Bahmans), der nach Indien gezogen war und Sasan oder Sassan hieß. Der Name erbte sich durch fünf Generationen vom Vater auf den Sohn. Sie lebten, obwohl Königssöhne, als arme Hirten und Kameltreiber, und so hatte sich auch der letzte dieser Sasan oder Sassaniden dem Statthalter Babek als Hirte verdingt. Es war aber die Stunde gekommen, wo das anscheinend erstorbene Reis wieder in vollem Königsglanze aufblühen sollte. Babek wurde das im Traume gezeigt: er sah seinen Hirten Sasan hoch auf einem Elefanten, das Schwert in der Hand, und alle Anwesenden neigten ihr Haupt vor ihm. Er säumte nicht, ihm seine Tochter zu vermählen. Der vielversprechende Knabe, der aus dieser Ehe hervorging, wurde von den Mobeds Ardeschir Babekan genannt und zeichnete sich bald so aus, daß ihn Ardewan der Große an seinen Hof berief. Das Glück dauerte aber nicht lange. Auf der Jagd bekam Ardeschir Streit mit einem der königlichen Prinzen, wegen eines Waldesels, den beide zuerst getroffen zu haben behaupteten. Ardeschir erhielt natürlich Unrecht, wurde vom Hofe verwiesen und vom Spielgenossen des Prinzen zum Pferdeaufseher degradirt. Sein Großvater schickte ihm jedoch 10000 Goldstücke, und so lebte er denn bei Wein und Gesang fröhlich in Saus und Braus. Gulnar, eine Lieblingssklavin des Königs, verliebte sich in den bildschönen Jüngling und ließ sich in ein zärtliches Verhältniß zu ihm ein. Durch sie erfuhr er eines Tages, daß Ardewan sich von den Mobeds sein Horoskop hatte stellen lassen und daß diese erklärt hätten, einer seiner Diener würde ihm nächstens entlaufen und ein mächtiger Herr und König der Welt werden. Auf diese Entdeckung hin fliehen Ardeschir und Gulnar gleich in der nächsten Nacht, mit Kleinodien wohl versehen, auf den besten Pferden des Königs, der ihre Flucht erst am folgenden Morgen merkt und ihnen nun alsbald mit seinen Reitern nachsetzt. Todmüde wollen die Flüchtlinge an einem Brunnen rasten, aber sie werden von zwei jungen Leuten rechtzeitig gewarnt und eilen weiter, ein wilder Bock hinter ihnen drein, ein für Ardewan ungünstiges Zeichen. Wie der König abends endlich eine Stadt erreicht, sind die zwei schon längst vorüber und die weisen

Mobeds rathen ihm, in die Stadt zurückzukehren. Ardeschir aber gelangt glücklich an einen See, setzt über und sammelt in der Nähe von Isthakhr alsbald alle Anhänger des inzwischen gestorbenen Babek um sich. Alles huldigt ihm wie einem König; auch Tebak, der Kleinherrscher von Dschehrem, schließt sich ihm an und wird, nachdem er sich seiner Zuverlässigkeit versichert, zum Oberfeldherrn seiner Truppen ernannt. In kurzem Kriege schlägt Ardeschir erst Bahman, den Sohn Ardewans aufs Haupt, dann diesen selbst und heiratet auf Tebaks Rath dessen Tochter. Dann baut er die Stadt Kharreh-i-Ardeschir, gründet darin einen Feuertempel, erneuert die Feste Mihrigan und Sedeh und führt einen glänzenden Feldzug wider die Kurden. Die romantische Flucht und Ritterfahrt des Ardeschir, durch welche das alte Königshaus in seinen Nachkommen, den Sassaniden, wieder auf den Thron gelangt, ist sehr lebhaft und poetisch erzählt. Es folgt nun, wie früher bei Zal und Rustem, wieder ein Stück Wunderromantik und Märchenpoesie, das ganz in die alte Sagenzeit zurückversetzt. Das ist die Geschichte vom Wurme des Heftwad (des Mannes mit den sieben Söhnen). Sie spielt zu Kudscharan am Persischen Meerbusen und ist eine echte indogermanische Spinnstubengeschichte.

In Kudscharan lebte ein Mann, der war zwar arm, aber fröhlichen Gemüths. Er hatte seinen Namen Heftwad davon, daß er sieben Söhne hatte. Auch eine Tochter hatte er, ein sehr braves Mädchen, aber er gab nichts auf sie. Die Bevölkerung der Stadt war zahlreich, doch durchweg arm und für ihren Lebensunterhalt auf ihre Handarbeit angewiesen. Besonders viele arme Mädchen mußten sich mit Spinnen ihr Brod verdienen. In der Nähe der Stadt war ein Berg. Dahin gingen sie zusammen, jede mit der ihr zugewogenen Baumwolle und mit einem Spinnrocken aus Pappelholz. Am Stadtthor versammelten sie sich und brachten ihr Mittagessen mit, die eine wie die andere, um keine Zeit zu verlieren; am Abend kehrten sie zu den Ihrigen zurück mit dem gesponnenen Garn.

Eines Tages, als die Mädchen so bei ihrem Spinnrocken ihr bescheidenes Mahl einnahmen, biß die Tochter Heftwads in einen Apfel, der vom Baum gefallen war und den sie unterwegs aufgelesen hatte. In der Mitte fand sich ein Wurm. Sie nahm ihn heraus und steckte ihn an ihren Rocken. Als die Mädchen ihr Mahl beendigt hatten und wieder an die Arbeit gingen, sagte sie: „Im Namen Gottes, der nicht seinesgleichen hat, will ich euch heute zeigen, was man spinnen kann unter dem Stern des Apfelwurms." Alle lachten aus vollem Halse und zeigten dabei ihre schönen weißen Zähne. Aber die Tochter Heftwads spann an diesem Tage doppelt so viel als sonst und notirte die Rechnung auf dem Boden. Gleich einer leichten Luftgestalt huscht sie nach Haus. Die Mutter ist hochentzückt über den guten Erfolg ihrer Arbeit und segnet sie zärtlich. Am andern Tag nimmt sie doppelt so viel Baumwolle mit als früher und spinnt alle mit Leichtigkeit ab.

So fängt die Geschichte an, ein köstliches Miniaturbild aus dem persischen Volksleben. Doch verstattet uns der Raum nicht, sie vollständig weiter mitzutheilen.

Tag für Tag spinnt die junge Zauberin mehr. Die Eltern meinen, sie müsse wohl mit einer Peri (Fee) in Beziehung stehen. Da erzählt sie ihnen

die Sache und zeigt ihnen den Wurm. Der Vater wird nun ganz übermüthig, gibt sein Handwerk auf und gönnt sich gute Tage. Man füttert den Wurm, der beständig wächst. Sein Kopf und sein Rücken nehmen schöne Farben an. An der Kunkel wird es ihm zu enge, und so setzt ihn Heftwad in eine schöne schwarze Büchse. Heftwad wird reich und angesehen. Es geschieht nichts Wichtiges mehr in der Stadt, ohne daß er um seinen Rath gefragt wird. Das ärgerte einen Emir, der in der Stadt lebte, hochangesehen war und seine eigenen Truppen hielt. Er wollte von Heftwad Geld erpressen; doch dieser sammelte seine sieben Söhne und viel Kriegervolk um sich, bekämpfte, besiegte und tödtete den Emir und zog alle seine Schätze ein. Darauf baute er sich ein festes Schloß auf einem Berg. Der Wurm, der unterdessen immer größer geworden, erhielt in dem Schloß einen weiten steinernen Behälter und seinen eigenen Diener, der ihn täglich mit Reis füttern mußte. Er wurde ein Riesenthier wie ein Elefant. Heftwad aber wurde ein großer Mann, der von Dschin bis Kirman Krieg führte; jeder seiner Söhne hatte ein Heer von 10 000 Mann, und alle Welt fürchtete sich vor ihnen.

Ardeschir zog wider sie zu Felde, wurde aber geschlagen. Unterdessen brannte Mihrek, der Sohn Nuschzads, ihm seinen eigenen Palast nieder. Während Ardeschir am Mahle saß, fuhr plötzlich von Heftwads Schloß — auf zwei Parasangen Abstand — ein Pfeil daher und durchbohrte den vor ihm stehenden Lammbraten, und auf dem Pfeil stand in Pehlewi geschrieben: „Weiser König! Wisse, dieser Pfeil kommt von der Zinne des Schlosses, das der Stern des Wurms behütet; hätte ich diesen Pfeil auf Ardeschir gerichtet, so hätte er ihn durchbohrt.“ Da verging Ardeschir aller Muth, und er zog mit seinem Heere zurück gen Fars. In einer Stadt traf er aber zwei Jünglinge, die ihn trösteten. Sie theilten ihm mit, daß der Wurm ein Diw, ein Geschöpf Ahrimans, sei und nicht mit Gewalt, sondern nur mit List überwunden werden könne. Auf ihren Rath verkleidete er sich wie einst Isfendiar in einen Kaufmann, nahm aber statt Genossen nur einen ehernen Kessel mit Blei und Zinn mit sich. Nachdem er sich bei den Hütern des Wurmes eingeschmeichelt, erlangte er die Gunst, ihn selbst füttern zu dürfen, machte die Hüter betrunken und tödtete den Wurm, indem er ihm statt der gewohnten Speise geschmolzenes Zinn und Blei in den Rachen laufen ließ.

Mit dem Wurm weicht das Glück von Heftwads Seite. Er eilt zwar mit einem großen Heere herbei, wird aber von Ardeschir mit leichter Mühe geschlagen und an einem Baume aufgeknüpft. Darauf zieht Ardeschir nach Thisifun (Ktesiphon) oder Baghdad, setzt sich die Krone aufs Haupt, besteigt den Elfenbeinthron der alten Könige von Persien in voller Herrlichkeit, von Guschtasp kaum zu unterscheiden, und nennt sich fürder „Schahinschah“, d. h. „König der Könige“.

Noch einmal indes wird das Wiederaufleben des alten Herrscherhauses ernstlich bedroht. Ardeschir hat die Tochter Ardewans geheiratet. Kaum läßt sie ihn einen Sprößling erhoffen, da wird sie von ihren nach Indien entflohenen Brüdern aufgestachelt, ihrem königlichen Gemahl Gift zu reichen. Zum Glück läßt Ardeschir den Becher fallen, und so wird die Giftmischerin entlarvt. Der König verurtheilt sie auf den Rath seines obersten Mobed zum Tode; allein

derselbe Mobed, der diesen Rath ertheilt, rettet heimlich ihr das Leben, um den fürstlichen Stamm und damit die Sicherheit des Reiches zu wahren, versteckt sie in seinen eigenen Gemächern, läßt ihr Kind Schapur fürstlich erziehen und eröffnet endlich das Geheimniß zu geeigneter Stunde, da der Schah, bereits alternd, in tiefer Trauer den Mangel eines Sohnes und Nachfolgers empfindet. Auf den Rath des Astrologen Keïd wird Schapur mit der Tochter des Königs Mihrek vermählt, und so erlebt Ardeschir auch noch die Geburt eines Enkels, der Ormuzd genannt wird. Wie Schapur so wird auch Ormuzd dem Großvater einige Zeit geheimgehalten, aber schon als Knabe daran erkannt, daß er beim Ballspiel den Ball unmittelbar vor den Füßen des Königs wegzuholen wagt, während alle andern Knaben sich scheu ducken und verkriechen. So ist für die Fortdauer des Königshauses gesorgt. Aber damit begnügt sich Ardeschir keineswegs; er gestaltet auch das ganze Reich von neuem durch die weisesten Gesetze und Verwaltungsmaßregeln. Auch das schildert uns Firdusi ausführlich in anschaulicher und ganz poetischer Weise: die Volkserziehung, die Einrichtung der Beamten und Schreiberstuben, die Provincialverwaltung, das Gerichtswesen, die Militärverwaltung, die Einrichtung der Gesandtschaften, die Armenpflege, die Regierungsthätigkeit des Fürsten selbst. Es ist ein überaus ansprechendes Culturbild, bei dem Firdusi wohl auch im Auge hatte, dem Sultan Mahmud einen Fürstenspiegel vorzuhalten.

Vor dem Tode ertheilt Ardeschir noch einmal allen die besten Rathschläge, trifft die vernünftigsten Bestimmungen und übergibt dann seinem Sohne Schapur das nach außen mächtige, nach innen wohlgefestigte Reich.

2. Schapur Dhu'l Aktaf.

Nach Ardeschirs Ableben erhob sich an allen Grenzen Tumult; doch sein Sohn Schapur zog alsbald aus, schlug die Rumi bei der festen Stadt Baluineh, nahm ihren Heerführer Baranusch gefangen, eroberte eine ungeheure Beute und zwang dem Kaisar einen großen Tribut ab. Dann baute er die Stadt Schapurgird und das feste Schloß bei Nischapur und ließ durch den gefangenen Römerfeldherrn Baranusch bei Schuster eine große Brücke über den dortigen Fluß schlagen, nach allen Regeln römischer Brückenbaukunst.

Auf diesen ersten Schapur (XXII.[1]) folgen mehrere Könige, von denen der Dichter nicht viel zu berichten weiß: Ormuzd (XXIII.), sein Sohn Bahram (XXIV.), ein zweiter Bahram (XXV.), dann Bahram Bahramian (XXVI.), Nersi (XXVII.) und dessen Sohn Ormuzd (XXVIII.). Eine hervorragende Rolle spielt erst wieder Schapur, mit dem Beinamen Dhu'l Aktaf (XXIX.), der aus der Kirchengeschichte sattsam bekannte Sapor II., der von 309 bis 379 über Persien regierte, ein erbitterter Christenverfolger, aber für die Perser einer der bedeutendsten Herrscher aus dem Geschlechte der Sassaniden, der das Reich mächtig im Innern befestigte und glücklich gegen die Araber und Römer vertheidigte. Die Sage hat ihn aber zum Theil mit dem ersten Schapur zusammengeworfen, die Ereignisse seiner Regierung mit frühern

---

[1] Die fortlaufende Zahl in der Königsliste des Schâhnâme.

und spätern durcheinander geschoben und aus ihm selbst eine ganz romanhafte Gestalt gemacht.

Er zieht zuerst wider die Araber zu Felde, welche seine Schwester geraubt, und belagert den Araber-Fürsten Thaïr in seinem festen Schlosse. Von den Zinnen herab erschaut ihn aber Malikeh, Thaïrs Tochter, und gewinnt ihn so lieb, daß sie die Festung mitsamt ihrem Vater in seine Hand liefert. Nachdem Schapur dann eine Weile glücklich regiert, überkömmt ihn die Lust, einmal die Herrlichkeit des Kaisar in Rum mit eigenen Augen zu schauen. Er setzt deshalb seinen Vezier zum Reichsverweser ein und wandert mit einer Karawane incognito als Kaufmann nach Rum. Er gelangt glücklich zum Kaisar. Da wird er aber durch einen übelgesinnten Iranier verrathen. Der Kaisar läßt ihn in eine Eselshaut nähen, übergibt ihn als Gefangenen der Kaiserin und zieht alsbald aus, um das seines Herrschers beraubte Iran zu überrumpeln. Die Kaiserin ist jedoch nicht vorsichtig genug; sie überläßt den hohen Gefangenen einer aus Iran gebürtigen jungen Palastdame, welche bald das innigste Mitleid mit Schapur fühlt und unter nicht geringer Gefahr seine Befreiung vorbereitet. Die Eselshaut wird mit warmer Milch aufgeweicht, und ein großes Fest, an welchem die Kaiserin mit allem ihrem Gefolge Palast und Stadt verläßt, bietet die ersehnte Gelegenheit zur Flucht.

Glücklich schlagen sich die beiden nach Iran durch und finden zunächst Aufnahme bei einem Gärtner in Khusistân, der ihnen das Unglück des Reiches sehr beweglich schildert und dann den obersten Mobed und die Großen des Reiches zu dem wieder erschienenen König ruft. Der Roman geht dann wieder ins eigentliche Epos über. Bald hat sich ein Heer von mehr als 6000 Mann um Schapur gesammelt; auf weiten Umwegen läßt er einen Theil derselben in die Nähe von Thisifun rücken, wo sich die Römer völlig in Sicherheit fühlen, bemächtigt sich der Stadt durch einen nächtlichen Ueberfall und macht den Kaisar selbst zum Gefangenen. Janus, der Bruder des Kaisars, der mit großer Truppenmacht anrückt, um seinen Bruder zu rächen, wird ebenfalls geschlagen. Die Rumis rufen darauf einen gewissen Baranusch zum Kaiser aus, und dieser geht mit reichen Geschenken zu Schapur und schließt mit ihm Frieden. Allüberall wird das Christenthum wieder verdrängt. Selbst Nisibis, das der wirkliche Sapor nicht zu erobern vermochte, läßt die Sage in seine Hände fallen. Nach Beendigung dieses Krieges läßt sie dann Mani (d. h. den bekannten Häresiarchen Manes) auftreten. Der Schah wird zuerst durch sein Wort eingenommen und mit vielen Zweifeln über den mazdeischen Glauben erfüllt. Er holt indessen doch den Rath seiner Mobeds ein, und da diese den neuen Propheten für einen bloßen Maler erklären und der Groß-Mobed seine Lehre in scharfer Rede als widersinnigen Bilderdienst zerzaust, läßt ihm Schapur die Haut abziehen, diese mit Stroh füllen und öffentlich an eine Mauer hängen zum abschreckenden Exempel.

Auf Schapur folgt sein Bruder Ardeschir (XXXI.), dann die Könige Schapur (XXXII.), Bahram (XXXIII.) und Jezdegerd der Böse (XXXIV.). Was von dem letztern erzählt wird, bezieht sich fast nur auf seinen Sohn Bahram, einen der Hauptlieblinge der persischen Sage.

3. Bahram Gur.

Die Mobeds konnten es dem König Jezdegerd nicht verzeihen, daß er mit den römischen Kaisern Arcadius und Theodosius auf gutem Fuße stand, die Christen lange Zeit nicht verfolgte, sondern sogar freundlich mit christlichen Bischöfen und Priestern verkehrte. Er wird darum im Königsbuch als ein gottloser und pflichtvergessener Tyrann geschildert, unter dessen Knute das ganze Reich seufzt. Als ihm im achten Jahre seiner Regierung ein Thronerbe geboren wurde, fürchteten die Feuerpriester, er möchte dem Vater nachschlagen, und empfahlen diesem deshalb, den Knaben zu Hira[1] in Mesopotamien aufziehen zu lassen, unter dem Vorwande besserer Luft. Damit war der Sage Gelegenheit gegeben, schon die Jugend Bahrams romantisch auszuschmücken.

Am Rande der Wüste, bei den arabischen Stammesfürsten Mundhir und Noman, wächst Bahram zum wilden kampflustigen Jäger und Reiter auf, wie ihn die altarabische Poesie in den Moallakât beschrieben. Schon mit zwölf Jahren ist er der beste Bogenschütze und weist seinen bisherigen Lehrer zurück. Bald verlangt er, die arabischen Ritter kämpfen zu sehen. Er wählt sich zwei der schönsten Pferde und zwei der schönsten Sklavinnen aus; doch Jagd und Kampf übertäuben bei ihm jede andere Leidenschaft. Da die schöne Lautenspielerin Azedeh es auf der Jagd wagt, mit einer zierlichen Gazelle Mitleid zu empfinden und ihn in einem schwierigen Schuß zu stören, stößt er sie von ihrem Sattel herab und läßt sie von den Hufen seines Dromedars zertreten. Schon dieser eine Zug zeichnet den Barbaren. Aber in den Augen der Araber ist der Königssohn ein unübertroffener Held. Denn er erlegt die hurtigsten Strauße und die furchtbarsten Löwen. Stolz auf sein Erziehungswerk, bringt ihn Noman an den Hof seines Vaters zurück, der ihn auch reichlich beschenkt. Aber Bahram kann sich an das Leben bei Hofe nicht gewöhnen. Da er einmal bei einem Festmahl vor Langeweile einschläft, wird Jezdegerd so böse, daß er ihn nicht mehr vor sich sehen will, sondern ihn in seine Prinzenwohnung einsperrt. Nur auf Fürbitte des Römers Thinusch (vielleicht des Bischofs Maruthas, den Jezdegerd zu Gesandtschaften verwandte) nimmt der König die verhängte Strafe zurück und läßt den Prinzen nach seinem Wunsch wieder nach Hira, in die Wüste, ziehen.

So vergeht einige Zeit. Da erkrankt Jezdegerd. Die Aerzte verordnen ihm den Gebrauch der Heilquelle Sau bei Thus. Er läßt sich dahin bringen und fühlt sich schon beim ersten Gebrauch des Wassers besser. Gleich wird er wieder übermüthig. Ein seltsames weißes Pferd steigt aus dem benachbarten See hervor, und da es seinen Leuten nicht gelingt, es aufzuzäumen, versucht er es selbst und wird dabei durch einen Hufschlag getödtet. Bahram hätte nun das erste Anrecht auf den Thron; allein sein Vater hat ihm das Spiel gründlich verdorben. Die Iranier wollen nichts mehr von Bahram und seinem Geschlechte wissen, sondern erheben einen klugen und ehrwürdigen Greis Namens Khosru auf den Elfenbeinthron. So muß Bahram sich sein Erbtheil erst

[1] Ueber Hira, sowie die dortigen Könige Noman und Mundhir vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVII, S. 166 ff. 173 ff. 325 ff. 339 ff.

erkämpfen. Mundhir gibt ihm ein Heer, mit Noman an der Spitze. Die Iranier ziehen ihm nach Dschehrem entgegen. Bahram setzt ihnen persönlich seine Thronansprüche auseinander. Es kommt zu einem romantischen Compromiß. König soll der sein, der sich die Krone selbst vom Throne holt, an welchem aber als Hüter zwei gewaltige Löwen angekettet werden sollen. Der greise Khosru gibt das Abenteuer rasch auf. Bahram aber waffnet sich mit einer Keule, schlägt die beiden Löwen nieder, setzt sich auf den Thron und empfängt die Huldigung der Großen und des Volkes.

Zum Schah geworden, zeichnet sich Bahram durch eine bis dahin niegesehene Freigebigkeit aus. Sein Edelmuth ist geradezu grenzenlos. Noman und Mundhir werden mit den reichsten Geschenken verabschiedet. Khosru und sein Bruder Nersi werden zu Pehlewanen ernannt und mit kostbaren Gaben beehrt. Dann läßt Bahram den Schreiber Guschasp und den Kassier Dschuanui kommen und in den Schuldbüchern alle Steuerschulden von ganz Iran tilgen. Keiwan, der beste Rechner jener Zeit, rechnete alle Posten zusammen. Der Steuererlaß kam dem Schah auf 93 Millionen Dirhems zu stehen. Ganz Iran segnete ihn dafür. Und noch nicht genug. Er ließ Umfrage halten im ganzen Reiche, wen sein Vater gekränkt hätte und was er für Entschädigung forderte. Er selbst aber kümmerte sich nur um Feste und Jagden, fröhliche Ritte, Spiel und Kurzweil. Er ist der lustigste, sorgloseste, jugendlichste König, den Iran je gehabt. Seinesgleichen findet sich nicht in der langen Königsreihe.

Eine Masse von Anekdoten häuft jetzt der Dichter, um uns diesen König „sans souci“ zu malen, wie er leibte und lebte. Er hat etwas von dem berühmten Kalifen Hârûn Al Raschîd; allein er ist bei weitem volksthümlicher und leichtsinniger.

Von einer Jagd zurückgekehrt, quartiert er sich unerkannt bei dem armen Wasserträger Lembek ein, der ihn vier Tage nach seinem besten Vermögen bewirtet und mit ihm auf das Wohl aller Könige trinkt; dann besucht er den Juden Baraham, der ihn kaum eine Nacht in seinem Stalle rasten läßt und dafür noch fordert, daß er zur Entschädigung den Stall reinige; endlich aber bricht er sein Incognito, ladet beide vor seinen Richterstuhl und gibt dem armen Wasserträger die Reichthümer des Juden. Nun wird wieder gejagt. Er erlegt einen Löwen mit seinem Pfeil, die Löwin mit dem Schwert, und der Bauer Mihr Bendad, der ihn dafür lobt und bewirtet, erhält den ganzen Wald zum Geschenke.

Ein Frucht- und Blumenhändler Namens Kebrui betrinkt sich bei Hofe, indem er siebenmal einen ungeheuern Pokal leert; auf dem Rückweg schläft er an einem schattigen Plätzchen ein, und ein Rabe hackt ihm die Augen aus; darauf verbietet der Schah das Weintrinken. Ein ganzes Jahr dauerte das Verbot. Da hörte der Schah von einem Schusterjungen, der sich im Rausch eines dem Käfig entsprungenen Löwen bemächtigt, ihn beim Ohr genommen und sich auf seinen Rücken gesetzt habe, bis die Wächter ihn wieder einfingen: da gab Bahram das Weintrinken wieder frei.

Der gute König Bahram hat aber auch gelegentlich seine absolutistischen Launen. Wie er einmal bei großer Hitze verdrießlich an einem Dorfe lagert

und niemand, ihm zu huldigen, kommt, deutet er seinem Mobed an, er solle das Dorf zerstören lassen. Das geschieht denn auch, aber auf seine politische Weise, indem der Mobed unter den Bewohnern Freiheit und allgemeine Gleichheit proclamirt, worauf sie sofort in Streit gerathen und in wilder Verwirrung ihr eigenes Glück vernichten. Ueber Jahr und Tag bedauert der Schah das Zerstörungswerk, und der Mobed läßt das Dorf neu erstehen, indem er einen noch übriggebliebenen Greis zum Bürgermeister macht, der bald Leute zusammenbringt und mit Hilfe der königlichen Autorität das Dorf schöner als früher erstehen läßt. Die Moral ist:

„Wenn Einer ist Herr, und ein Mann von Verstand,
Dann weicht das Böse, dann blüht das Land."

Bahram ist solchen Belehrungen nicht unzugänglich; aber im ganzen ist er lieber da, wo es lustig zugeht. So hat er seine königliche Freude, wie er eines Abends vier Müllerstöchter, eine holdseliger als die andere, um ein großes Feuer tanzen sieht, die, mit Blumen gekrönt und Sträuße in der Hand, ohne ihn zu kennen, sein Lob singen. Wie der Vater nach Hause kommt, freit der unerkannte Schah alsbald um die vier Töchter. Der Müller ist in Verlegenheit, weil er ihnen keine Aussteuer geben kann; da der Freier aber auf jede Aussteuer verzichtet, willigt er freudig in die Heirat ein. Am andern Tag hört er zu seinem Staunen, daß er Schwiegervater des Königs und Statthalter über den ganzen District geworden. So führt Bahram auch die drei Töchter des Landedelmannes Berzin heim und Arzu, die Tochter des Juweliers Mahiar. Der Vezier Ruzbeh sagt bei dieser Gegenheit von ihm: „Er hat jetzt mehr als hundert Frauengemächer; es ist ein Unglück, daß der König der Könige sich so aufführt. Der Eunuch hat im Königspalast neunhundertunddreißig Mädchen gezählt, alle mit schweren Diademen geziert und alle mit Reichthümern überschüttet. Er verlangt Steuern von allen Ländern und in einem einzigen Monat verschwendet er den ganzen Tribut, der von Rum einläuft."

Da entpuppt sich unter dem fröhlichen Gesellen doch der orientalische Wollüstling in abschreckender Gestalt. Die einzelnen Freierstückchen sind indes so anständig und unverfänglich erzählt, daß die Darstellung manchen modernen Novellisten beschämt. Firdusi sucht aus dem an sich schlüpfrigen Stoff nicht Kapital zu schlagen, sondern hebt auch hier das harmlos-joviale Element hervor, das in den andern Abenteuern den Grundton bildet. In heiterstem Humor ist die Geschichte erzählt, wie Bahram sich einmal den Magen verdorben und nun bei einem geizigen Kaufmann abends einkehrt und gebratenen Käs mit Mandeln verlangt. Der Kaufmann hat gerade keine Mandeln im Haus und tischt ihm deshalb ein gebratenes Huhn auf. Bahram ist ärgerlich und tadelt den Kaufmann, der am andern Tag dafür seinen Lehrling hernimmt. Der Lehrling aber läßt sich das nicht gefallen, sondern nimmt es auf sich, den Fremdling noch einen ganzen Tag im Hause zu behalten und ganz nach seinem Wunsch, auch mit Käs und Mandeln, zu bewirten. Bahram läßt sich alles trefflich schmecken und geht dann seines Weges. Hinterher aber ruft er den Kaufmann und den Lehrling an seinen Hof, beschenkt den Lehrling mit einer ganzen Kasse

voll Gold und macht den Kaufmann zum Diener seines Lehrlings. Ein andermal tödtet Bahram glücklich einen Drachen; aber dabei kommt ihm etwas Drachengift in die Augen, und er sucht nun Unterkunft bei einem Hirten. Der Mann ist ungeschickt und träg, die Frau aber richtet dem Fremden gleich ein gutes Lager her und sorgt für ihn wie eine Mutter. Er bekommt dabei aber allerlei über die Bedrückungen zu hören, welche seine Beamten an den kleinen Leuten verüben, und als die Frau ihre einzige Kuh melken will und diese keine Milch gibt, schreibt sie das dem tyrannischen Treiben des Königs zu. Bahram betet darauf alsbald zu Gott und bereut seine Sünden, worauf dann das Melken guten Erfolg hat und die Frau erklärt, der König müsse sich bekehrt haben. Zum Dank für die gute Pflege gibt sich Bahram zu erkennen und schenkt den braven Leutchen das ganze Dorf und die Gegend rundum, mit dem Auftrag, auch an andern Gastfreundschaft zu üben. Wieder ein andermal bei solchen Wanderfahrten sucht Bahram umsonst Herberge und Bewirtung; denn Ferdischwerd, bei dem er anklopft, ist zwar der reichste Mann in der Gegend, lebt aber wie ein Geizhals in Lumpen und gönnt sich kaum das Brod. Wie sein Beamter Behruz nun das entdeckt und vorschlägt, den ganzen Reichthum für den königlichen Schatz einzusacken, verordnet Bahram, daß alles an die Armen und Nothleidenden vertheilt werden solle. So macht er es auch, als er unverhofft den reichen Schatz entdeckt, den König Dschemschid in den Tagen der Vorzeit vergraben: alles spendet der Schah an Wittwen, Waisen und Arme.

Von dem heitern, echt volksthümlich gehaltenen Anekdotenkranz geht der Dichter nun wieder zu kriegerischer Epik über. Wie man im Ausland hört, daß der Schah sich um nichts kümmere, als um Spiel, Jagd und Freude, daß er gar keine Späher mehr aussende und die Grenzen schlecht bewacht seien, rüstet man sich in Dschin, Rum, Hind (Indien) und bei den Türken zum Kriege. Bald marschiren Heere von Dschin und Rum auf die Grenzen los. Bahram Gur zeigt sich anfänglich ganz gleichgiltig, hebt nur ein kleines Heer aus, übergibt seinem Bruder Nersi die Regierung und zieht dann ins Feld. Die Iranier trauen ihm aber nicht, sondern senden einen Mobed an den Khakan von Dschin, um sich von ihm durch Geschenke und Zugeständnisse den Frieden zu erkaufen. Das gefällt dem Khakan, er läßt sein Heer nach Merw marschiren und gönnt ihm dort gute Tage. Gerade das aber hat Bahram Gur abgewartet. In Eilmärschen zieht er auf die zersplitterte und sorglose Armee los, überfällt sie, richtet ein ungeheures Blutbad an und macht den Khakan selbst zu seinem Gefangenen.

Die Verwicklung mit Rum löst sich noch weit leichter, auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen, die aber sehr naiv sind. Der römische Gesandte, ein ehrwürdiger Greis, welcher nach Firdusi der Schule Falathuns (d. h. Platos) angehört, stellt gar keine politischen Forderungen, sondern gibt den versammelten Mobeds nur sieben Räthsel auf, die man kaum philosophisch nennen darf: „Was ist das Innen? Was ist das Außen? Was ist das Oben? Was ist das Unten? Was ist ohne Grenzen? Was ist schlecht? Was hat viele Namen und ist überall Meister?“ Darauf erwiedert der Mobed: „Das Außen ist der Himmel, das Innen die Luft, das Oben das Paradies, das Unten die Hölle, ohne

Grenzen ist Gott, schlecht ist vor allem die Astrologie, viele Namen hat die Vernunft und ist überall Meister." Ueber diese persische Weisheit ist der Grieche so entzückt, daß er den Mobed und den Schah über alle Sterne preist und dafür gnädig und friedlich entlassen wird.

Das Verhältniß Bahram Gurs zu Indien aber gestaltet sich weder zu einem Krieg noch zu diplomatischen Verhandlungen, sondern dem Charakter des Königs entsprechend zu einem neuen Roman. Er geht als sein eigener Gesandter verkappt an den Hof des Königs Schengil von Hindostân, überwindet daselbst im Kampfspiel den gefeiertsten Ringkämpfer, wird darauf von dem König zurückgehalten, tödtet einen Wolf und einen Drachen, vermählt sich mit der Tochter des Königs Schengil und entflieht mit ihr, wird aber von dem erzürnten Vater verfolgt und eingeholt und gibt sich ihm nun zu erkennen. Da staunt der indische Monarch und weiß sich kaum zu fassen. Die beiden Könige fallen sich um den Hals und halten dann einen Schmaus und trinken einander Gesundheit zu. Aller Haß zwischen den zwei Reichen hat nun ein Ende. Nach einiger Zeit erscheint Schengil mit noch sieben indischen Fürsten in Iran zum Besuch, bewundert dessen Herrlichkeit und kehrt mit den auserlesensten Geschenken nach Kanudsch zurück.

Allen Grundbesitzern von Iran aber erläßt der edelmüthige Schah noch einmal ihre Steuern, und damit sich nicht bloß die Reichen, sondern fürder auch der gemeine Mann an Musik und Tanz erfreuen könnten, läßt er zehntausend Luris, d. h. Lautenspieler, aus Indien kommen. Diese Einführung der Zigeuner ist der letzte große Regierungsact des Schah Bahram Gur.

Es folgt nun sein Sohn Jezdegerd (XXXVI.), dann dessen Söhne Ormuzd (XXXVII.) und Piruz (XXXVIII.) und die Söhne des Piruz Balasch (XXXIX.) und Kobad (XL.), endlich der größte der Sassaniden, der zugleich in der Dichtung ein höchst interessantes Gegenbild zu Bahram Gur gewährt:

4. Kesra Nuschirwan.

Schon die Jugend dieses Fürsten gestaltet sich viel ernster als jene des leichtlebigen Bahram Gur. Sein Vater Kobad hielt es für nöthig, sich seines fast übermächtigen Oberbefehlshabers Sufiraï durch Hinrichtung zu entledigen. Nun erfolgt aber eine Schilderhebung seiner Anhänger, die das ganze Volk von Iran für sich gewinnen: Kobad muß flüchten. Er nimmt seine Zuflucht zu den Heïthaliten, d. h. den weißen Hunnen. Unterwegs im Lande Ahwaz aber freit er um die Hand einer schlichten Dihkanstochter und erhält sie zur Gemahlin; dann zieht er wieder zu den Heïthaliten und erlangt von deren König ein Heer, um sich seines Thrones wieder zu bemächtigen. Auf der Rückkehr trifft ihn in Ahwaz die freudige Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren, der Kesra genannt wird. Wie sich jetzt herausstellt, ist die Mutter vom Stamme des guten Königs Feridun. Kobad ist darob überglücklich. Da er aber mit so großer Heeresmacht vor Thisifun erscheint, unterwerfen sich die Iranier ihm ohne Schwertstreich, und das Reich gelangt wieder zu ruhigen, friedlichen Zeiten.

Da steht Mazdek auf, der erste Socialistenführer der Perser und einer der ältesten Socialistenführer der Welt, ein „beredter, gelehrter, geistreicher und ehr-

geiziger Mann", der es bis zum Schatzmeister und Finanzminister des Königs bringt. Seine Lehre lautet:

Der Arme dem Reichen gleich sein muß,
Und keiner darf haben Ueberfluß;
Wie Einschlag und Zettel in schönen Geweben,
Muß mit dem Armen der Reiche leben;
In der ganzen Welt muß Gleichheit sein,
Verboten ist Reichthum, Mein und Dein;
An Weibern und Häusern, Gut und Gaben
Soll jeder gleichen Antheil haben.
So lehrt der Glaube, der einzig rein.
Da wird man sehen, was groß, was klein:
Wer andere Pfade als diesen sucht,
Der ist und bleibt von Gott verflucht.

Bei einer Hungersnoth hetzt Mazdek die Armen auf, den Reichen ihre Vorräthe abzufordern und im Falle der Weigerung sie zu plündern. Er gewinnt damit einen ungeheuren Anhang; die Reichen ducken sich; Schah Kobad läßt sich ganz für seine Ansichten einnehmen. Der einzige, der dem kecken Umsturzpropheten Widerstand zu bieten wagt, ist der junge Prinz Kesra. Vor einer Volksversammlung von 30000 Anhängern sucht Mazdek ihn für sich zu stimmen, und da der Prinz zürnend ihm seine Hand entzieht, klagt er ihn vor König und Volk an. Allein Kesra läßt sich nicht einschüchtern. Er verlangt sechs Monate Bedenkzeit, zieht die ehrwürdigsten und tüchtigsten Männer Persiens an den Hof, prüft mit ihnen die neue Lehre und fordert dann vor den gewichtigsten Zeugen Mazdek zum Religionsgespräch vor dem König und seinen Großen heraus. Jetzt ist er Kläger, Mazdek Angeklagter; der Richter ist nicht ein mißleitetes Volk, sondern die Besten und Tüchtigsten aus Iran, und ein beredter Mobed greift Mazdek also an:

Du, Weisheitsforscher, lehrst kühnen Muths
Gemeinschaft der Weiber und jeglichen Guts!
Wenn aber gemeinsam die Weiber uns sind,
Wer unterscheidet noch Vater und Kind?
Wenn alle gleich, nicht groß noch klein,
Wer wird noch Herr, wer Diener sein?
Wer wird arbeiten für dich und mich?
Gut ist gleich böse dann sicherlich!
Stirbt einer, wessen ist Hof und Haus?
Der Bauer lacht den König aus.
Verödet stehn bald alle Gaun —
Und solch ein Los soll Iran schaun?
Wenn alle protzen, wer nimmt noch Geld?
Wenn alle herrschen, wer baut das Feld?
Kein frommer Glaube hat je so gelehrt,
Geheim hat ein Diw dir die Sinn' verkehrt.
Zur Hölle führst du das Menschengeschlecht,
Denn Böses und Unrecht gilt dir für Recht

Der Schah Kobad stimmt diesen Worten vollkommen bei, Kesra ebenfalls; die ganze Versammlung verlangt Mazdeks Vertreibung vom Hofe. Der Schah übergibt ihn Kesra, und dieser läßt erst die dreitausend Vornehmen, die für Mazdek waren, in einem Palastgarten mit dem Kopf in den Boden pflanzen und führt dann Mazdek selbst in den Garten und läßt ihn die Bäume schauen, die aus dem Samen seiner Lehre hervorgegangen. An einem hohen Galgen wird dann Mazdek selbst, mit den Füßen nach oben, aufgehängt und mit Pfeilen todtgeschossen. Das war die persische Lösung der socialen Frage, wie sie Firdusi erzählt.

Kobad stirbt nun, 80 Jahre alt, nachdem er zuvor Kesra zu seinem Nachfolger bestimmt. Jubelnd begrüßen die Großen des Reiches den jugendlichen Herrscher, der schon so klare Proben seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Güte gegeben, und verleihen ihm den Beinamen Nuschirwan, d. h. „süße Seele". Es ist ein glänzendes Idealbild, das Firdusi von seiner Regierung entwirft. Schon seine erste Thronrede ist ein wahrer Fürstenspiegel, von tief religiöser Gesinnung getragen, voll praktischer Klugheit und edelsten Rechtssinnes. Er theilt das Reich neu ein, in vier große Provinzen, um eine gleichmäßigere Verwaltung und Bewirtschaftung zu ermöglichen; er schafft den bisherigen Zehnten ab und ersetzt ihn durch eine Einkommensteuer, welche auf Erleichterung des gemeinen Mannes und Hebung der Landwirtschaft berechnet ist. Alle Verwaltungszweige werden neu geregelt, der Geldgier und den Erpressungsgelüsten der Beamten bestmöglich Schranken gesetzt. Kesra selbst bereist das gesamte Reich, untersucht den Zustand der einzelnen Provinzen und trifft geeignete Maßregeln, Land und Volk zu beschirmen. In siegreichen Feldzügen wehrt er selbst die Alanen, die Beludschi und die Ghilani ab, unterstützt den Araberfürsten Mundhir (von Hira) erst durch Unterhandlungen und Drohungen gegen den Kaisar zu Rum, zieht dann selbst gegen die Römer zu Felde, erobert die königliche Schatzkammer zu Aaraïschi Rum, besiegt den Feldherrn Farfurius (Porphyrios), bemächtigt sich der Städte Kalinius und Anthakia (Antiochien), baut nach dem Muster von Antiochien die neue Stadt Zeïbi-Khosru, in welcher die gefangenen Römer als Ansiedler untergebracht werden, und zwingt endlich dem Kaisar einen günstigen Frieden ab.

All das weist vielfach auf historische Begegnisse hin, auf die wir hier nicht näher eingehen können, so interessant auch die Parallele wäre. Wie feindlich die Perser bei diesen mannigfachen Berührungen dem Christenthum blieben, spiegelt sich darin, daß die Sage und ihr folgend auch Firdusi nur Weniges und fast nur Böses von den Christen zu berichten weiß. Sie sind der Erbfeind, wie es zuvor die Turanier waren, und die Heiraten mit den Christinnen führen nur tragische Verwicklungen herbei, wie einst jene zwischen den Kejaniden und dem Hause des bösen Zohâk. Auch Kesra hat eine christliche Frau, deren Schönheit hoch gepriesen wird, und die ihren Sohn Nuschzad im Christenthum aufzieht. Kesra duldet ihn deshalb nicht an seinem Hofe; er wird zu Dschundischapur in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft gehalten. Es gelingt ihm indes, mit dem Kaisar in Verbindung zu treten, und wie er hört, daß sein Vater auf seinem Kriegszug gegen Hind erkrankt sei, befreit er

sich, sammelt ein Heer und versucht mit Hilfe der Römer die Krone an sich zu reißen. Kesra sendet seinen Feldherrn Ram Berzin gegen ihn aus, und vor dem Kampfe macht der tapfere Piruz noch einen Versuch, Nuschzad von seinem Glauben abzubringen. Der Messias könne nicht Gott gewesen sein, sonst hätten ihn die Juden nicht zu überwinden vermocht. Der christliche Prinz läßt sich jedoch weder durch diesen Scheinbeweis noch durch die Vorspiegelung einer falschen Pietät von seinem Glauben abbringen. Er erwidert mit Standhaftigkeit:

Was faselst du, Alter, geworden zum Kind,
Den Kopf gefüllt mit eitlem Wind?
Ein Heldenheer und ein Königssohn,
Glaubst du, die flehten dich um Pardon?
Des Kesra Glaube bekenn' ich nicht,
Der Mutter Glaube, der ist mein Licht;
Das ist des Messias heil'ge Lehr' —
Und die verläugne ich nimmermehr.
Wenn für die Wahrheit am Kreuz er starb,
Er ewigen Ruhm vor der Welt erwarb;
Zu Gott, dem heiligsten, kehrt' er zurück,
Vertauschend die Erde mit ewigem Glück.
Und muß ich sterben, ich fürchte mich nicht:
Des Todes Stachel kein Heiltrank bricht.

So geht er in den Kampf und stirbt den Heldentod für seinen Glauben. Das einzige, was er sterbend verlangt, ist ein christliches Grab. Die Iranier bedauern den tapfern und nach ihrer Ansicht unglücklichen Sohn ihres Königs; die Christen aber begraben ihn fromm nach seinem Wunsche, ohne den in Persien üblichen Pomp. Die Mutter bereitet ihm nur ein Leintuch und ein Grab, „wie man in Persien die Sklaven begräbt", und der Bischof spricht:

Sein Geist jetzt selig bei Christus weilt,
Ob er auch nicht sterbend sein Kreuz getheilt.

Welchen reichen Schatz der Bildung die Perser durch die Ablehnung des Christenthums von sich gewiesen, kommt uns so recht in der weitern Entwicklung des Gedichtes zum Bewußtsein, wo Firdusi alles aufbietet um den Kesra Nuschirwan als Ausbund des Wissens, der Gelehrsamkeit und Weisheit zu schildern. Als Hilfsperson dabei taucht der weise Vezier Buzurdschimihr auf, der seine Weisheit zuerst durch eine Traumdeutung erprobt. Dem Schah träumt, daß ein Schwein aus seinem Becher trinke, und der Vezier findet heraus, daß im Harem etwas nicht richtig sein müsse, und so ist es denn auch: es wird in demselben ein verkleideter männlicher Sklave entdeckt. Dem Buzurdschimihr zu Ehren hält der Schah dann sieben akademische Sitzungen oder Feste, den arabischen „Makamen" vergleichbar, bei denen Schah, Vezier und Mobeds die gesamte Lehrweisheit Persiens auszukramen sich bemühen, mit der es aber nicht weit her ist, obgleich Firdusi auch solche Partieen ganz artig dramatisch einzukleiden weiß.

Firdusi ist aber allzusehr Dichter, um diese Didaktik weit auszuspinnen. Bald entwickelt sich die Erzählung wieder zum lebendigern Geschichtsbild. Durch seine Weisheit beschwört Kesra die Gefahr eines großen Krieges mit den Heïthaliern und mit dem Khakan von Dschin und kehrt ruhmgekrönt nach Ktesiphon zurück. Der König von Indien schickt ihm ein Schachspiel, dessen Erfindung in einer höchst anmuthigen Episode einläßlicher erzählt wird; Nuschirwan schickt ihm dafür das von seinem weisen Vezier Buzurdschimihr erfundene Tricktrack-Spiel, und erhält dann wieder aus Indien durch seinen Leibarzt Barzuï das berühmte indische Märchenbuch Kalilah und Dimnah. Auch Kesra hat seine Schwächen; auf falschen Verdacht und in plötzlichem Zorn läßt er den weisen Buzurdschimihr einkerkern, befreit ihn aber doch wieder, da er seiner bedarf. Noch einmal zieht er dann gegen Rum; doch wird durch eine Gesandschaft des Kaisars ein längerer Krieg verhütet. Dann legt sich Kesra zur Ruhe und läßt seinem Sohn Hormuzd ein glückliches, wohlgeordnetes und starkes Reich zurück.

5. Hormuzd.

Mit Hormuzd brechen alsbald innere und äußere Verwicklungen über das Reich herein. Ehrgeizig und gewaltthätig, räumt er die treuesten Diener seines Vaters aus dem Wege. Wie er dann wieder auf bessere Wege kommt, wird er durch äußere Kriege hart bedrängt. In diesen Kämpfen ringt sich sein Pehlewan Bahram Dschubineh zu fast unbegrenzter Macht empor und strebt zuletzt, auf die Anregung seiner herrschsüchtigen Schwester Gordieh, nach der Königskrone. Unter diesen Wirren sinkt das Reich von seiner großartigen Blüthe unter Kesra Nuschirwan rasch herab. Hormuzd wird von meuterischen Unterthanen erst geblendet und, nachdem sein Sohn Khosru Parviz den Thron bestiegen, in schnöder, verrätherischer Weise erdrosselt. Die ganze Geschichte seines Untergangs ist reich an spannenden, tiefergreifenden Zügen, zuletzt eine erschütternde Tragödie.

6. Khosru Parviz.

Unter diesem Schah erholt sich Iran langsam noch einmal von all dem vorausgegangenen Mißgeschick. Khosru muß sich zwar anfänglich vor dem Usurpator Bahram Dschubineh nach Rum flüchten; das Heer, welches er nach langen Unterhandlungen von dem Kaisar erhält, wird zuerst von Bahram geschlagen; aber eine zweite Schlacht fällt für Khosru günstiger aus, und in einer dritten besiegt er Bahram Dschubineh vollständig und nöthigt ihn zur Flucht nach Dschin. Auf den frühern tragischen Untergang des Königs Hormuzd folgt nun eine nicht weniger erschütternde Tragödie der Rache. Trotz all seiner zähen, unerschöpflichen Gewandtheit fällt Bahram Dschubineh schließlich durch Meuchelmord. Auch die Mörder des Königs Hormuzd, Benduï und Gustehem finden den wohlverdienten gewaltsamen Tod. Sobald aber die innere Ruhe wieder hergestellt ist und Khosru sich sicher fühlt, wird er übermüthig und trotzig und verweigert dem Kaisar, durch den er wieder zum Throne gelangt, stolz die verlangte Auslieferung des heiligen Kreuzes. Es wäre interessant, Firdusis Darstellung mit der wirklichen Geschichte und mit Calderons „Kreuzerhöhung" zu vergleichen; doch wir müssen an dieser Parallele wie an manchen andern vorüber-

eilen, um zum Schlusse zu kommen. Khosru, der Verächter des Kreuzes, verschmäht es nicht, Mariam, die Tochter des Kaisars, als Gemahlin zu behalten, bis Schirin, eine Nebenfrau, dieselbe durch Gift aus dem Wege räumt. Schirui, der Sohn Mariams, wird vom Vater streng gehalten und schließlich eingesperrt. Doch das rächt sich. Wegen allerlei Ungerechtigkeiten empört sich das Heer wider den Schah, befreit Schirui und macht den Vater zum Gefangenen des Sohnes. Die Großen des Reiches verlangen Khosrus Tod, und Mihr Hormuzd ermordet ihn.

Das Reich von Iran treibt wie ein entmastetes Schiff dem Untergang entgegen. Es folgen die Könige: Ardeschir (XLV.), Guraz (XLVI.), Purandokht (XLVII.), Azermidokht (XLVIII.) und Farukhzad (XLIX.); keiner von ihnen vermag die weitere Auflösung aufzuhalten. Das lange Königsdrama ist endlich beim letzten Acte angelangt.

7. Jezdegerd.

Kaum hat Jezdegerd den Thron bestiegen, da sendet Omar den Sa'ad, den Sohn des Wakkas, um ihn zu bekriegen. Der Schah übergibt das Heer seinem Bruder, der Rustem heißt. Die ruhmreichsten, aber auch die traurigsten Erinnerungen der Sage leben in diesem Namen wieder auf. Sie leben auch in dem Dichter, der hier noch einmal in erschütternder Tragik seine ganze Kraft entfaltet, indem er diesem Rustem, gleichsam dem „letzten Ritter“ Persiens, die Schilderung der hoffnungslosen Lage in den Mund legt. Er hat sie in den Sternen selbst gelesen. Es gibt keine Hilfe mehr. Alle Kriegskunst und aller Heldenmuth sind vergeblich. Das Glück hat für immer Iran verlassen; es ist unrettbar dem Untergang verfallen.

Die Kanzel wird den Königsthron bezwingen,
Von Abu Bekr, Omar alles singen.
Was wir gethan, für immer ist's verloren:
Der Sklave wird zum Herrscher auserkoren,
Aus ist's mit Thron und Diadem und Reich,
Dem Araber wird alles das zugleich.
Wohl werden fürder wechseln Tag und Nacht,
Doch bringt kein Tag zurück uns unsre Macht.
In Schwarz gehüllt, mit seidener Tiare
Den Abbassidenfürsten ich gewahre.
Nicht goldne Pracht, nicht Perlen, Stickereien,
Nicht Edelsteine mehr das Aug' erfreuen,
Nicht überm Haupte bunte Fahnen wehen,
Schmucklos und kahl die Fürstenhallen stehen.
Gerechtigkeit und Edelmuth verschwinden,
Ein jeder raubt, was er bei Nacht mag finden.
Der Fremdling trägt der Königswürde Zeichen,
Nicht Tag, nicht Nacht vom Nacken uns zu weichen;
Kein Treugelöbniß gilt mehr und kein Schwur,
In Ehren steht Betrug und Lüge nur.
Wie Helden ehrt man feile Söldnerrotten,
Der echten Ritterschaft wird frech man spotten;

Abkunft und Stamm, das kühnste Heldenringen,
Muth und Verdienst wird keine Frucht mehr bringen.
Man plündert nur und straft mit neuem Raube,
Verhöhnt wird Ehrlichkeit und Treu' und Glaube;
Gebet wird Fluch, und Macht wird Tyrannei,
Mit Dank und Kindeslieb' ist es vorbei;
Es wird der Sohn des Vaters Tod erstreben,
Der Vater fluchen seines Sohnes Leben.
Es herrschen Sklaven, jedes Herz verdirbt,
Und Recht und Tugend, alles Große stirbt.

Aus Türken, Persern, Arabern ersteht
Ein Mischvolk, ohne Kraft und Majestät;
Die Sprache, einst so voll und schön und frei,
Zum Spiel' wird sie, zum widerwärt'gen Brei.
Geld sucht ein jeder nur sich zu erscharren,
Bis ihn im Tod die Feinde darum narren;
Und die als Weise und als Fromme prahlen,
Die lassen sich für leeren Dunst bezahlen.
Qual, Kummer, Leid und Jammer herrschen nur,
Wie Freude einst zur Zeit des Bahram Gur.
Aus ist's mit Jubel, Arbeit, Sicherheit;
Denn überall stehn Lug und Trug bereit,
Fangnetz und Hinterhalt im ganzen Lande,
Die Geldwuth löst die heiligsten der Bande.
Die Knicker gönnen kaum sich schlechte Milch,
Sie gehn in Mänteln von sackgrobem Zwilch
Und heucheln Religion mit leeren Backen,
Um andern ein Profitchen abzuzwacken.
Man merkt es kaum mehr, wann der Lenz erwacht,
Es scheucht kein Freudenfest des Winters Nacht;
Kein Gläschen Wein erquicket froh die Kehle
Und stimmt zum Jubel die erstarrte Seele.

Das ist das Zukunftsbild, das der wackere Rustem am Vorabend der Schlacht von Kadesia erschaut: die ganze alte Königsherrlichkeit von Iran vernichtet, das alte, heitere Volksthum mit seinem Glück und Wohlstand für immer von den puritanisch-strengen, grimmen, geldgierigen Arabern in Staub getreten. Doch wenn Iran fallen soll, so soll es wenigstens ruhmreich untergehen. Mit dem Muth der alten unbesieglichen Recken stürzt sich Rustem ins Gewühl der mörderischen Schlacht und findet darin den Heldentod. Die letzte Hoffnung ruht jetzt auf Jezdegerd selbst, der sich nach Khorassan wendet und dort noch einmal die Trümmer seiner Macht zum Widerstand zu sammeln sucht. Doch im Schoße seines eigenen Volkes lauert nun schnöder Verrath auf ihn. Mahui Suri nimmt ihn freundlich zu Merw auf, reizt aber den Turanier Bischen wider ihn zum Krieg auf, und da der verlassene König in einer Mühle Schutz sucht, befiehlt Mahui dem Müller, unter Todesdrohung, dem hohen Flüchtling das Haupt abzuschneiden. Umsonst warnen die um Mahui versammelten Großen, Zarui,

Hormuzd und Scharui, ihn von dem schimpflichen Verbrechen ab. Umsonst erinnert ihn Mihrinusch an die furchtbare Blutrache, welche die Mörder der alten Könige, des Dschemschid, des Iredsch, des Sijawusch, des Lohrasp, des Isfendiar, des Firuz und des geblendeten Hormuzd, getroffen. Die ganze blutgetränkte Geschichte der Kejaniden drängt sich in dieser Rede in ein gewaltiges Gesamtbild zusammen, das man mit dem Schreckenstraum Richards III. vergleichen könnte.

Allein das furchtbare, warnende Schreckbild prallt wirkungslos an Mahuis Ehrgeiz ab, der sich vom armen Hirten zum mächtigen Statthalter emporgeschwungen und der durch den ruchlosen Königsmord — gleich Macbeth — nun selber König zu werden hofft. Er erneuert seinen Mordbefehl an den Müller, der bis dahin noch gezaudert, jetzt aber zu seiner Mühle eilt und den von allen verlassenen, wehrlosen König heimtückisch erdolcht, indem er zugleich den Fluch des Himmels auf seinen Auftraggeber herabruft. Mahui besteigt jetzt wirklich den Königsthron, wird aber alsbald von Bischen mit Krieg überzogen, gefangen und qualvoll getödtet. Seine drei Söhne werden auf einem Scheiterhaufen verbrannt, sein ganzer Stamm wird ausgerottet und dem Fluche der Nachwelt überliefert. Und hier bricht der Dichter schroff sein Lied ab:

Mit Omar wechseln Zeit und Religion,
Der Kanzel weicht der alte Königsthron.

Der Schluß erreicht an ergreifender Tragik vollkommen die schönsten Stellen der Dichtung, wie den Tod Isfendiars oder Rustems, ja er wirkt noch mächtiger. Denn hier erst erliegt in dem Helden und König das alte Königshaus, die alte Heldenzeit selbst. Die schlichte, aber erhabene Darstellung ist von erschütternder Kraft, in vollstem Einklang mit dem Ganzen. Die gesamte Heldenwelt des Dschemschid und Feridun, des Kei Ka'us und Kei Khosru, des Dara und Iskender, des fröhlichen Bahram Gur und des ernsten und gerechten Kesra Nuschirwan steigt mit dem unglücklichen Jezdegerd zu Grabe. Niemand ist mehr da, um ihm die königliche Todtenklage zu halten oder ihm ein stolzes Felsengrab in Nakisch-i-Rustem auszumeißeln. Alles ist ausgestorben. In tiefer, unendlicher Trauer klingt das Säcularlied aus.

* *
*

Wenn man von hier aus auf das riesige Werk zurückblickt, wird man von Staunen erfaßt, wie derselbe Dichter eine so unabsehbare Welt der buntesten Erscheinungen, Charaktere und Handlungen zu einem so kunstvollen Ganzen verwoben, mit einem Geiste beseelt, bei allem Wechsel der Stimmung und Leidenschaft, in einem und demselben Versmaß rhythmisch und melodisch gestaltet hat. Meist nur gedämpft und gebrochen, in dämmerndem Zwielicht, treten die alten Religionsanschauungen der Perser aus dem großartigen Weltbilde hervor, da der Dichter selbst, in mohammedanischer Satzung aufgewachsen, der strengen Rechtgläubigkeit und dem Selbstgefühl eines fremden Eroberers Rechnung tragen mußte; aber um so heller und wärmer strahlt sein glühendes Nationalgefühl

aus den zahllosen Gestalten seiner Dichtung. Mit solcher Liebe und Begeisterung hat kein Dichter nach und vor ihm das alte Iran gefeiert. Es ist nicht bloß der Stoff, sondern auch die Seele seiner Poesie, der Traum seiner Jugend, der Stolz seiner Mannesjahre, die schmerzlichste und doch noch immer die liebste und lebendigste Erinnerung des Greises.

Was in mehr als zweitausend Jahren sein Volk gesagt und gesungen, gelebt und gefühlt, in stolzen Denkmälern und Palästen verewigt, in alten Sagenbüchern niedergeschrieben und in mündlicher Ueberlieferung weitergepflanzt, das hat der eine Mann treu gesammelt und gesichtet und zu einem Kranze verbunden, der in seinen lebensvollen Farben strahlend abermals ein Jahrtausend überdauert hat und die Trümmerwelt des alten Persien noch heute mit magischem Glanze umleuchtet.

Einen großen Theil ihres Werthes verdankt seine Dichtung unzweifelhaft dem großartigen Stoff, wie ihn längst vor ihm die Sage aufgespeichert und theilweise schon poetisch gestaltet, treue Volksfreunde behütet, weise Könige gesammelt hatten. Doch weder Rudagi, noch Anssari, noch Dakiki wußten den kostbaren Schatz zu heben. Das ist Firdusis Werk. Er hat die unabsehbaren Stoffmassen in faßliche Gruppen getheilt, die unzusammenhängenden verbunden, Störendes ausgeschieden, Lücken ausgefüllt oder überbrückt, vor allem aber den Sinn und Geist der alten Volksdichtung erfaßt und neu belebt und ihn von neuem den halb vergessenen und zerstückelten Ueberlieferungen eingehaucht. Während die lange Reihe der Königsnamen als ein fester, faßlicher Rahmen die überquellende Fülle der Handlung in Schranken hält, hat Firdusi dann mit der schlichten Klarheit, Festigkeit und Lebendigkeit eines Homer die einzelnen Charaktere herausgearbeitet, die, scharf umrissen, in der stets fortschreitenden Handlung sich gegenseitig stützen und tragen, die Handlung weiterführen, die Verwicklung schürzen und lösen. Es sind keine Griechen, es sind Perser. Die einzelnen Gestalten gelangen nie zu jener feinen, plastischen Abrundung, die wir in den Homerischen Gedichten bewundern, so wenig als die gesamte Dichtung selbst zur vollendeten klassischen Einheit gelangt ist; allein kühn entworfen, poetisch aufgefaßt, lebensvoll durchgeführt sind diese Gestalten doch, und ein großer Einheitsgedanke, der Kampf des Lichts gegen die Mächte der Finsterniß, hält sie zusammen. Dieselben Motive, dieselben Charaktere, dieselben Verwicklungen wiederholen sich, doch nicht eintönig, sondern in der bewunderswerthen Mannigfaltigkeit der wirklichen Geschichte. In poetischer Schilderung heroischer Kämpfe, vom einfachen Zweikampf bis zum ungeheuern Völkerkrieg, ist kein Orientale dem Homer so nahe gekommen wie Firdusi. Das Abenteuerliche und Wunderbare aber, das die griechische Sage in der Odyssee von dem Heroischen der Ilias zu einer eigenen Dichtung abgetrennt, hat der persische Epiker mit feinem poetischem Geschmack zwischen die einzelnen Episoden des tausendjährigen Weltkampfes vertheilt und mit dem Zauber orientalischer Romantik umwoben. Lieblich, fast weich weiß er die Huld einer jungen Liebe zu schildern, schmerzlich, fast empfindsam bewegt die Leiden und Qualen einer unglücklichen Leidenschaft, mit berückender Gewalt die Reize der Verführung, mit hohem sittlichen Ernst den Triumph männlichen Pflichtgefühls.

Ein buntes Weltbild von verschwenderischer Pracht kreuzt gleich einer farbenprächtigen Guirlande die eherne Kette von Kämpfen und Schlachten, Verrath und Mord, Gewaltthat und Tod, mit der das unerbittliche Schicksal die Menschheit bedrängt, in immer engern Kreisen den Thron von Iran umschlingt und endlich zum Falle bringt. In erhabener Würde ragt aus all den blutigen Wechselfällen das Königthum empor, mit allem Pomp orientalischer Herrlichkeit umgeben, zugleich beschränkt und gehoben durch den Glanz des iranischen Ritterthums, das mit seinem Heldenmuth und Heldenstolz, seiner Ritterehre und Vasallentreue, seinen Kämpfen und Abenteuern fast beständig an das Ritterthum des europäischen Mittelalters erinnert. Doch wie der fröhliche König Bahram Gur, steigt auch der Dichter oft und gern in das eigentliche Volksleben hernieder, zum Arzt und Kaufmann, zum Müller und Schuhmacher, zum Kameltreiber und Wasserträger, zum pfiffigen Juden und zum vielgeplagten Bauern, zum Geplauder und Gekicher der Spinnstube und zum frohen Tanz und Gesang ländlicher Mädchen. In wenigen Strichen zeichnet er uns die weiten Ebenen, die gewaltigen Ströme, die einsamen Steppen, die himmelhohen Berge mit ihren Firnen und Felsenriffen, den wirbelnden Schneesturm im winterlichen Gebirge, den Gluthauch der Sonne in endloser Wüste, aber auch paradiesische Phantasielandschaften und liebliche Alpenthäler, wo ein gemüthliches Hirtenvolk in schlichter Einfalt seines Lebens sich freut. Gleich Shakespeares „Sommernachtstraum" führt uns der Dichter aus den Palästen der Könige und aus den Buden der Handwerker ins Wunderland der Phantasie, wo Löwen und Wölfe, Drachen und Ungeheuer, Hexen und Zauberer hausen, finstere Diwe ihre dämonischen Pläne schmieden, die Sonne in einer Quelle untergeht, Vögel, Bäume, Stimmen der Lüfte dem siegesstolzen Eroberer sein nahes Ende verkündigen.

Wie in den gewaltigen Kämpfen China und Indien, Turan und Armenien, Griechenland und Arabien mit dem alten Iran zusammenstoßen, so spielen Zoroaster und Manes, Brahmanismus und Buddhismus, Mohammedanismus und Christenthum in die merkwürdige Dichtung hinein. Und wenn Firdusi auch das Kreuz und seine Lehre stolz zurückweist, so kann er doch dem Heldenmuth eines christlichen Martyrers seine Bewunderung nicht versagen. Sein ganzes Gedicht ist von der religiösen Gesinnung eines gläubigen Mohammedaners durchweht, der ernstlich an einen unendlichen und ewigen Gott glaubt, und in sittlicher Hinsicht steht er hoch über der gesamten spätern persischen Literatur. In den mehr als hunderttausend Versen finden sich nur wenige Stellen, die ein strenger Beurtheiler lüstern oder anstößig finden wird, und auch sie sind offenbar nicht gesucht, sondern von der Sage selbst geboten. Der Geist des Dichters ist auf das Große und Schöne, auf das Erhabene und Höchste gerichtet, und dieses Gepräge trägt sein Werk. Sein Schâhnâme gehört zu dem Schönsten und Erhabensten, was die Dichtkunst außerhalb des Christenthums geleistet hat.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

De libris prohibitis commentarii. Auctore **Augustino Arndt** S. J., Berolinensi, ss. canonum in collegio maximo Cracoviensi Professore. Cum permissione superiorum ecclesiasticorum. gr. 8⁰. (VIII et 316 p.) Ratisbonae, Neo-Eboraci et Cincinnati, Sumptibus et typis Fr. Pustet, s. sedis typographi, MDCCCXCV. Preis *M.* 3.

Der hochwürdige Verfasser hatte früher in der Zeitschrift „Archiv für katholisches Kirchenrecht" dem vorwürfigen Stoffe mehrere Artikel gewidmet; diese hat er in vorliegender Schrift zu einem stattlichen Bande erweitert. Der Gegenstand ist recht heikler Natur, aber von nicht geringer Bedeutung.

Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile oder Commentarii. Der Commentarius I, von mehr geschichtlicher Bedeutung, zeichnet das kirchliche Verfahren behufs schlechter, glaubenswidriger Bücher von den frühesten christlichen Jahrhunderten an bis hinab zum Trienter Concil; der Commentarius II behandelt dann das durch die Trienter Bestimmungen anhebende und durch spätere Verordnungen vervollständigte, heutzutage giltige diesbezügliche Recht. Dieser zweite Commentarius ist der praktisch bedeutsamste und auch bei weitem umfangreichste Theil. Allein auch der erste hat außer dem geschichtlichen Interesse seine kirchenrechtliche Bedeutung. Er beweist klar, daß die Kirche von jeher sich das Recht beilegte, über Schriften zu Gericht zu sitzen, soweit deren Inhalt den Glauben und die Sitten berührte; er ist also eine werthvolle Bestätigung für das Bestehen dieser Rechtsbefugniß, die sich aus dem Begriff der Kirche als der autoritativen Hüterin der geoffenbarten Wahrheit naturnothwendig ergibt.

Die erste feierliche Verurtheilung glaubenswidriger Bücher fand, soweit bekannt ist, von den zu Nicäa versammelten Vätern statt, welche die Thalia des Arius verurtheilten und das Lesen dieses Werkes verboten. Von da an zeigen fast alle Jahrhunderte ähnliche Verbote auf. Den ersten größern Katalog verbotener Bücher besitzen wir in dem Verzeichniß des Papstes Gelasius (S. 5). Wiewohl für einzelne Gegenden durch Provinzial-Concilien Verbote ergingen, so wurde es doch bei allgemein gefährlichen Schriften Sitte, daß der Heilige Stuhl eingriff und seine Verbote an die ganze Kirche richtete.

Von recht eingehender Bedeutung mußte erst die Ueberwachung der Bücher werden, als durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Verbreitung von Büchern einen ungeahnten Umfang annahm und Gutes wie Schlechtes jedermann

zugänglich machte. Der in anderer Hinsicht gewiß nicht tadellose Alexander VI. richtete schon in sehr einschneidender Weise im Jahre 1501 sein Augenmerk auf den Bücherdruck und verbot durch eine eigene Bulle unter schwerster Kirchenstrafe den in Köln, Mainz, Trier und Magdeburg bestehenden Druckereien, welche glaubenswidrige Schriften zu Tage gefördert hatten, irgend etwas zu drucken, bevor es behufs Glaubens- und Sittenreinheit von den betreffenden Erzbischöfen untersucht und gutgeheißen sei; allen Gläubigen aber verbot er das Lesen derjenigen Bücher, welche von den betreffenden kirchlichen Obern als gefährlich würden bezeichnet sein (S. 67 ff.). — Bald darauf erfolgten unter Leo X. auf dem fünften Lateranconcil noch eingehendere Bestimmungen betreffs des Bücherdruckes, welche später durch das Trienter Concil erneuert wurden und bis jetzt ihrem Hauptinhalt nach die Rechtsnorm bilden.

Da sich jedoch die glaubens- und sittenwidrigen Bücher von Tag zu Tag mehrten, wurde es bald nöthig, ein eigenes Verzeichniß der verbotenen Bücher anzufertigen, wie denn in der That von seiten verschiedener Universitäten oder bischöflicher Curien von der Mitte des 16. Jahrhunderts an deren mehrere erschienen sind. Das erste römische Verzeichniß der vom heiligen Officium verurtheilten Bücher und Autoren erschien im Jahre 1557 (S. 72); nach mehrfachen Abänderungen wurde schließlich im Jahre 1564 von Pius IV. der sogen. „Tridentinische Index" veröffentlicht. Die folgenden Ausgaben des Römischen Index sind nur verbesserte und vermehrte Ausgaben des Tridentinischen, so jedoch, daß nicht nur der besondere Theil, das Verzeichniß der einzelnen verbotenen Schriften, von Zeit zu Zeit ergänzt wurde, sondern auch der allgemeine Theil beträchtliche Erweiterungen fand. Dieser enthält nämlich die allgemein vorgeschriebenen Regeln, nach welchen die als verboten geltenden Schriften classificirt werden, und nach welchen bei Abfassung, Correctur und Druck, oder Verbot der Bücher zu verfahren sei. Es sind dies zunächst die zehn Regeln des Trienter Concils mit den von Clemens VIII. und Alexander VII. beigefügten Observationes und die „allgemeinen Decrete" Benedikts XIV.; dann die Instructio von Clemens VIII. über Verbot, Correctur und Druck der Bücher und die Constitution Benedikts XIV. über die Methode, welche bei der Prüfung und Verurtheilung von Büchern zu beachten sei; endlich die im Verlauf dieses Jahrhunderts zu verschiedenen Zeiten erflossenen Monita.

Hiermit ist das codificirte heutige Recht gegeben. Wenn trotzdem der Verfasser im größten Theil des vorliegenden Werkes noch speciell die Frage nach dem heutzutage giltigen Recht erörtert, so kann das selbstverständlich nur die Bedeutung haben, den Sinn der einzelnen Indexvorschriften oder -verbote genauer festzustellen, und zu untersuchen, wie weit etwa diese Vorschriften durch entgegenstehende Gewohnheit ihre Rechtskraft verloren haben mögen.

Da müssen wir nun zunächst dem Verfasser beistimmen, wenn er darlegt, daß auch für Deutschland es nicht richtig sei, die verpflichtende Kraft des Index einfachhin abzuläugnen. Doch muß ebenso zugestanden werden, wie es auch der Verfasser nicht verneint, daß in einigen Punkten eine langjährige Gewohnheit rechtlich Milderungen und Abschwächungen geschaffen hat. Diese genau festzustellen, ist eine recht dornige Aufgabe, zumal da in einer Gegend etwas

nachweisbar lange Gewohnheit sein mag, was anderswo als solche nicht nachweisbar ist. Wir möchten jedoch meinen, daß sich in dem einen oder andern Punkte noch eine mildere Praxis, als der Verfasser sie befürwortet, rechtfertigen ließe. Im ganzen aber anerkennen wir die Schrift als ein recht gründliches und gediegenes Werk.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Von **Ralph Abercromby.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. **J. M. Pernter.** Mit 2 Titelbildern und 96 Figuren im Text. gr. 8⁰. (XVIII u. 326 S.) Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 5.

Was gibt es Alltäglicheres als das Wetter? Es ist die erste Sorge, die den schlaftrunkenen Weltbürger am Morgen ans Fenster treten läßt, die wichtigste Frage für Bauer und Schiffer, für den pürschfreudigen Waidmann und den reiselustigen Touristen, endlich das nie versagende Noththema, das so manche Unterredung in Fluß bringen und als unerschöpflicher Gemeinplatz dienen muß. Und doch, obschon alles und jedermann vom Wetter spricht, wie wenig weiß selbst der glückliche Besitzer „der allgemeinen Bildung" von den tiefern Ursachen, die dieses scheinbar so willkürliche und planlose Spiel der Witterungslaune gesetzmäßig bedingen! Wie wenig weiß er über die landläufigen Wetterregeln hinaus von den Erfordernissen einer rationellen Wetterprognose; wie wenig über die Entstehungs- und Wirkungsweise eines Cyclons, eines Gewittersturmes oder gar seiner wilden tropischen Brüder, von deren furchtbaren Wirkungen er staunend und erschreckt in seinen Zeitungen liest!

Ein Buch über die Wetterlehre, das zwischen einer rein theoretischen Meteorologie mit ihrer trockenen Zahlenstatistik und einer leichten Wetterplauderei die schöne Mitte hielte und in gemeinverständlicher Form mit den Ergebnissen der meteorologischen Wissenschaft gründlich vertraut machte, dürfte manch stillen Wunsch erfüllen. Diesem Wunsche und Bedürfniß kommt nun das vorliegende Werk des Engländers Abercromby in hervorragender Weise entgegen. Die Engländer waren von jeher Meister in der höhern populär-wissenschaftlichen Darstellung der Naturwissenschaften, und Herrn Dr. Pernter, dem verdienten Meteorologen der Innsbrucker Universität, gebührt Anerkennung und Dank, daß er das englische Original durch eine vortreffliche Uebersetzung und gelegentliche Ergänzung auch in Deutschland eingeführt hat.

Das Buch zerfällt in zwei Theile mit 15 Kapiteln, von denen drei auf den ersten „elementaren", die übrigen zwölf auf den zweiten „fortgeschrittenen" kommen.

Die Einleitung, welche zugleich das erste Kapitel bildet, greift zurück auf die alten Volksmythen, die in ihrer poetischen Bildersprache die ältesten Wetterbeobachtungen darstellen. Die Naturgewalten sind hier meist noch durch höhere überirdische Wesen symbolisirt, deren Charakteristik jedoch treffend das Klima der betreffenden Länder, des sonnigen, milden Südens oder des rauhen Nordens, wiederspiegelt. Eine spätere Periode geistiger Entwicklung faßte die Vorzeichen guten und schlechten Wetters in kurze Sprüche, die noch heute volksthümlichen Wetterregeln. Sie haben ihren Werth, geben aber keinen innern Grund an,

weder für ihr Eintreffen, noch für das Fehlschlagen. Erst die Erfindung des Barometers vor ca. 250 Jahren, der die Beziehung des wechselnden Luftdruckes mit der Witterung zur Anschauung brachte, bereitete der wissenschaftlichen Wetterlehre die Wege. Die Vergleichung des Barometer- und Thermometerstandes verschiedener Orte führte zur statistischen Meteorologie und diese zur Anfertigung synoptischer Karten und den daraus abgeleiteten Grundgesetzen der eigentlichen Wetterlehre.

Diese elementaren Grundbegriffe, zumal die Bedeutung der synoptischen Karten, die für ein weites geographisches Gebiet gleichsam „einen Anblick des Wetters aus der Vogelperspective“ geben, werden nun im zweiten Kapitel ausführlicher erläutert, die Beziehung von Wind und Wetter zu den Isobaren (Gleichdrucklinien) eingehender besprochen und deren Hauptformen, wie Cyklone, Anticyklone 2c., genauer beschrieben. Das dritte Kapitel: „Wolken und Wetterregeln nach den Wolken“, ist unstreitig eines der hübschesten des ganzen Buches. Die Beschreibung und Classification dieser lichten Segler der Lüfte geht an Genauigkeit und Bestimmtheit weit über die seit Howard-Göthe landläufige hinaus. Die Ursache ihrer Entstehung und Bildungsform und die daraus abgeleiteten Folgerungen wird jeder mit großem Interesse lesen.

Der zweite, „fortgeschrittene“ Theil erweitert und vertieft die bisher gewonnenen elementaren Grundzüge. So geht zunächst das vierte Kapitel näher auf die Einzelheiten der Isobaren ein und erörtert ausführlich die Natur der Cyklone, Anticyklone und einiger andern wichtigen Isobarenformen. Das fünfte Kapitel: „Barogramme, Thermogramme und Meteorogramme“, macht uns bekannt mit einer andern wichtigen statistisch-graphischen Darstellungsform der Wettererscheinungen, zeigt die Bedeutsamkeit der automatischen Instrumente, die auch dem meteorologischen Observatorium ununterbrochen den Barometer- und Thermometerstand, die Richtung und Geschwindigkeit des Windes, die Zeit und Menge der atmosphärischen Niederschläge 2c. selbstthätig aufzeichnen, und lehrt die so gewonnenen Meteorogramme deuten. „Winde und Kalmen (Windstillen)“ und die hier eingreifenden allgemeinen und localen Ursachen bilden den Inhalt des sechsten Kapitels, das mit einer interessanten Erörterung über das Verhältniß von Windstille und Windgeschwindigkeit schließt. Reiche Belehrung bietet das folgende siebente Kapitel. Welches sind die Ursachen der oft plötzlich eintretenden Hitze und frostigen Kälte? Warum ist derselbe Monatstag in dem einen Jahre so heiß, im andern so kalt? Solche und eine Fülle ähnlicher Fragen finden hier ihre wissenschaftliche Erklärung. Einige besondere Erscheinungen plötzlich eintretender Kälte, wie der nordamerikanische Blizzard und Barber, bilden den Schluß. Daran reihen sich zwei Kapitel (8. und 9.) über bösartige, zum Theil scheinbar gesetzlose Wettererscheinungen. Wir lernen die verschiedenartigen Böen kennen, diese plötzlichen, kurzen, mit Kanonenstimme über die Meeresfluth hinfahrenden Windstöße, die mehr als alle Gewalt eines regelmäßigen Windes die Segel in Fetzen reißen und Schiffe entmasten. Die einfachen und die complicirten Gewitterstürme und nicht isobarischen Regen, besonders der Südwest-Monsun der indischen Meere finden gleichfalls eingehende Besprechung, während das neunte Kapitel uns die wildesten Sturmgesellen, be-

sonders die Pamperos des La Plata und die Tornados der Vereinigten Staaten, vorführt und deren Natur, Wirkungsweise, ihre Bahnen rc. untersucht. Es folgen mehrere recht hübsche Kapitel über „Locale Wetterveränderungen" (10.), wo der Einfluß der localen Verhältnisse auf die allgemeinen Witterungsursachen in einer Reihe von Beispielen: Locale Bewölkung, localer Regen, Gebirgsregen, Thalregen, Localisirung der Hagelstürme, Flutregen, illustrirt werden, sodann über „Tägliche Wetterschwankungen" (11.) und ihre Vereinbarung mit den allgemeinen meteorologischen Gesetzen, über „Jährliche und säculare Schwankungen" (12.), Wiederkehrende Wettertypen, Cyklische Perioden, Sonnenflecke und Wetter und deren Werth für die Wetterprognose, endlich über „Wettertypen und Wetterläufe" (13.), wie sie sich aus einer Vergleichung zahlreicher synoptischer Karten aus verschiedenen Zeiten und Orten ergeben. Die beiden Schlußkapitel (14. und 15.) endlich handeln über die wissenschaftliche „Wetterprognose", wie sie von einem wirklichen Beobachter oder mit Hilfe synoptischer Karten angestellt werden kann. Eine durch zahlreiche Beispiele erläuterte Erklärung der Fehlprognosen schließt das ebenso lehrreiche als interessante Werk.

Gewiß setzen manche Kapitel zum vollen Verständniß mehr als gewöhnliche Kenntnisse voraus. Aber auch der Laie wird durch die frische, klare Darstellungsweise in den Stand gesetzt, sich mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Wetterlehre wenigstens in ihren Hauptzügen vertraut zu machen. Die Anmerkungen des Herausgebers bilden eine willkommene Zugabe. Für eine weitere kleine Nachhilfe bei einigen schwierigen Stellen würde ihm mancher Leser recht dankbar gewesen sein. — Die Ausstattung ist gut.

A. Huonder S. J.

El V. P. José Pignatelli y la Compañía de Jesús en su extincion y restablecimiento por **J. Nonell** S. J. 8°. (XIV, 413. 431. 409 p.) Imprenta de San José, Manresa, 1893—1894.

Die Lebensbeschreibung des ehrwürdigen Joseph Pignatelli durch P. Boero enthält manche Lücken; denn viel handschriftliches Material, z. B. das eine Reihe von Bänden füllende Tagebuch des P. Luengo, die Correspondenz des P. de Isla, die Berichte der PP. Blas Larraz, Vincente Olcina, war Boero nicht bekannt. Nonell, der neueste Biograph, hat nun das in Spanien sich vorfindende handschriftliche Material benützt, sowie auch die ältere und neuere Literatur sorgfältig berücksichtigt und daher über manche dunkle Punkte neues Licht verbreitet.

Die Einschmuggelung eines Pakets in das Collegium der Jesuiten und die Beschlagnahme desselben durch die Regierung ist oft als eine Erfindung der Freunde der Jesuiten bezeichnet worden, aber, wie aus Nonells Darstellung hervorgeht, mit Unrecht. Denn die Bitterkeit, mit der Karl III. seinen Bruder Luis und dessen Nachkommenschaft verfolgte, erklärt sich nur aus der eitlen Furcht des Königs, derselbe möchte ihm den Thron streitig machen, unter dem Vorwand, er sei ein Bastard (I, 159).

Als die Verbannung der Jesuiten beschlossen war, ließ man kein Mittel unversucht, die jungen Leute zum Austritt aus dem Orden zu bewegen; fast alle jedoch blieben treu und zogen die Verbannung und Entbehrungen aller Art

den einträglichen Stellen, die man ihnen anbot, vor (I, 190). Man trennte die Novizen von den übrigen, man gab ihnen Erlaubniß, in den Schoß ihrer Familien zurückzukehren, man verweigerte ihnen die den Professen gewährte Pension; dennoch blieben fast alle ihrem Berufe treu (I, 191) und ermunterten sich gegenseitig durch ihr Beispiel zur treuen Beobachtung der Ordensregel. Priester, ja Ordensleute ließen sich dazu herbei, die Novizen zum Austritt zu verleiten, aber umsonst (I, 192). Auch die Laienbrüder, denen man vortheilhafte Stellen anbot, blieben standhaft.

Alle, die ältern und die jüngern Mitglieder, wurden auf eine harte Probe gestellt; sie wurden in Schiffe gepackt, litten Mangel an dem Allernothwendigsten, wurden, als sie an der Küste des Kirchenstaates landeten, nicht zugelassen und mußten unter den ärgsten Entbehrungen in den elendesten Verhältnissen in Corsica bleiben, bis vom Papst ein Abkommen getroffen wurde.

Die Pension, die sehr gering war, wurde an die erschwerendsten Bedingungen geknüpft, und die spanische Regierung suchte die Verbannten jeder geistigen Wirksamkeit zu berauben. Der Vorwurf, daß Pombal, Aranda, Choiseul es auf die Untergrabung der Grundlagen der christlichen Religion und auf die Verbreitung des Unglaubens abgesehen, als sie Spanien der Lehrer, Prediger, Beichtväter zu Tausenden beraubten und das Missionswerk in manchen Ländern ganz unterbrachen, ist somit nicht aus der Luft gegriffen.

Die Minister des Königs und die übrigen Feinde des Ordens schwebten in beständiger Angst, Karl III. möchte den ihm gespielten Trug durchschauen und die Jesuiten wieder in ihre Rechte einsetzen. Um dies zu verhindern, streuten sie allerlei falsche Gerüchte gegen den Orden aus und schlugen aus jeder noch so unverfänglichen Aeußerung eines einzelnen Jesuiten Kapital.

Der Orden war zwar in Spanien sehr populär gewesen und wurde von allen Klassen des Volkes schmerzlich vermißt; aber eine Volksvertretung bestand nicht, und der Adel war viel zu abhängig vom Hofe, als daß er es gewagt hätte, sich für die Jesuiten zu verwenden. Auch nach dem Tode Karls III. trat keine Wendung ein, obgleich der neue König, ein ehemaliger Zögling der Jesuiten, dieselben früher begünstigt hatte. Die Furcht vor Frankreich, die Scheu, dem Familienpact entgegenzuhandeln, und der schlimme Einfluß seiner Minister lähmten die Thatkraft des neuen Königs. Papst Pius VI. hätte den Orden gerne wiederhergestellt, wagte es aber nicht, den mächtigen Bourbonenhöfen entgegenzuhandeln, welche die Duldung der Jesuiten in Preußen und Rußland sehr ungern sahen und den Papst zu Erklärungen gegen sie zu vermögen suchten.

Das Buch ist, wie schon diese kurzen Hinweise erkennen lassen, mehr als eine Biographie, es ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Geschichte des Jesuitenordens vom Jahre 1767—1811, dem Todesjahr Pignatellis. Der Verfasser hat sich von den Einseitigkeiten, die manchem Heiligenleben alten und neuen Datums ankleben, frei gehalten, und sich großer Mäßigung und Unparteilichkeit beflissen.

A. Zimmermann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Der Geist des Katholicismus in der Lehre vom Glauben und von der Liebe. Von Dr. Jakob Kirschkamp, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Bonn. 8°. (VIII u. 334 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1895. Preis *M.* 4.

Nicht eine systematische Darlegung der Lehre von den göttlichen Tugenden des Glaubens und der Liebe will der Herr Verfasser bieten, und somit nicht ein theologisch-wissenschaftliches Werk im strengen Sinn. Es sind vielmehr geistreiche Betrachtungen, theologisch-wissenschaftliche, ascetische und philosophische Reflexionen, welche an einzelne Punkte aus der Lehre über diese Tugenden angeknüpft werden. Dieselben bekunden ein reiches theologisches und philosophisches Wissen, verbunden mit weitem Blick und innigem Gemüth. Vor allem aber durchweht das Ganze überaus wohlthuend ein echt kirchlicher Geist, eine ernste heilige Begeisterung für den Dienst Gottes und die heilige Kirche, und eben deshalb kann man nur wünschen, daß das Werk recht viele Leser, und wie der Herr Verfasser selbst den Wunsch ausspricht, „besonders innerhalb der studirenden Jugend" finden möge. Einigermaßen theologisch geschulte Leser setzt nun das Werk freilich voraus; es sind theologische Betrachtungen, für Theologen geschrieben, wahrhaft geeignet, dem angehenden wie dem durchgebildeten Theologen mannigfache Anregung, wie auch für das innere Leben praktischen Nutzen zu gewähren. Diese aphoristische und auch sprachlich freiere Behandlungsweise theologischer Probleme bringt es fast von selbst mit sich, daß zuweilen Ausdrücke und Wendungen nicht zu dem Grade theologischer Schärfe gewetzt sind, wie die Lehrkanzel es liebt, so daß auch, wo der Verfasser das Richtige im Auge hat, dem Ausdruck dann und wann eine Mißverständlichkeit bleiben könnte. Auffallend und manchmal etwas störend ist der so häufig wiederkehrende Zusatz „nach katholischer Auffassung", „nach katholischer Anschauung" u. dgl. Es ist gewiß ein Verdienst dieser Schrift, daß sie zuweilen der katholischen Lehre und Geistesstimmung das Analogon aus den nichtkatholischen Religionsgemeinschaften gegenüberstellt. Allein es gibt doch nur e i n e Trinität, e i n e Mutter Gottes, e i n e heiligmachende Gnade schlechthin, und nicht eine „Trinität nach katholischer Auffassung" (vgl. z. B. S. 152. 155. 262. 286 ꝛc.).

Waar is de Kerk van Christus? Door M. van der Hagen S. J. Kerkelijk goedgekeurd. 8°. (XII u. 190 S.) Amsterdam, Borg, 1895. Preis 25 *Cents*.

Das Werk ist für gläubige Christen geschrieben, für die Katholiken und solche Protestanten, welche Christus als den menschgewordenen Sohn Gottes anerkennen. Die erstern sollen in den Stand gesetzt werden, sich von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben und die gewöhnlichen Einwürfe zurückzuweisen. Unter den letztern hat der Verfasser besonders jene zahlreichen Christen im Auge, welche inmitten der vielen Secten des Protestantismus nicht mehr recht wissen, woran sie sich zu halten haben, und doch so gern im Besitz der Wahrheit sein möchten. Der erste Theil handelt von der wahren Kirche im allgemeinen. Es werden darin hauptsächlich folgende Sätze bewiesen: Es genügt nicht, zu sagen: wir dienen alle e i n e m Herrn,

Christus, sondern wir müssen glauben, was er geoffenbart hat; das Mittel zur Erkenntniß des von ihm Geoffenbarten ist nicht die Bibel, sondern die Lehrautorität der von ihm gestifteten Kirche. Dieser muß daher jeder sich unterwerfen. Die Kirche muß deshalb leicht und sicher erkennbar sein, d. h. gewisse unterscheidende Merkmale besitzen. Im zweiten Theil werden diese Kennzeichen erklärt, wird deren Nothwendigkeit nachgewiesen, insbesondere aber gezeigt, daß die katholische Kirche, und nur sie, im Besitze derselben ist. Einige Hauptcontroverspunkte: Heilige Schrift, Glaube und gute Werke, Beichte und Ablaß, Fegfeuer, Altarssacrament, Heiligenverehrung, Wunder, bilden den Inhalt des dritten Theiles. Das Werk zeichnet sich aus durch Faßlichkeit und Klarheit, Mäßigung und Sachlichkeit; die Darstellung ist im besten Sinn des Wortes populär; alle für Andersgläubige verletzenden Ausdrücke sind sorgfältig vermieden. Wie wir hören, hat die Schrift denn auch in Holland gleich bei ihrem Erscheinen wohlverdienten Anklang gefunden.

Dogmengeschichte von Dr. Joseph Schwane, weil. Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, o. ö. Professor der Theologie an der Kgl. Akademie zu Münster. Zweiter Band: Patristische Zeit. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8⁰. (XIV u. 892 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 11.50; geb. in Halbsaffian *M.* 13.50.

Die erste Auflage dieses trefflichen Werkes ist in dieser Zeitschrift (Bd. XXVII, S. 305 ff. und Bd. XXXIX, S. 78 ff.) eingehend gewürdigt, die zweite Auflage des I. Bandes (Bd. XLIII, S. 101) freudig begrüßt worden. Leider konnte der verdiente Verfasser nicht mehr den Druck leiten. Der College des Verstorbenen, Professor Dr. Sdralek, hat „mit absoluter Zurückhaltung und Pietät gegenüber dem Inhalt und der Form des Textes", welche Professor Dr. Schwane selbst noch für die zweite Auflage vorbereitet hatte, die mühevolle Revision der Citate und die Ueberwachung des Druckes auf sich genommen. Nur einige kleinere Nebenpunkte von mehr historischem Interesse sind im Sinne neuerer Forschung etwas umgeändert worden. Den Herausgeber hat sowohl in der Leitung des Druckes wie durch die Anfertigung eines höchst dankenswerthen Index Professor Dr. Mausbach wirksam unterstützt. So ist man wohl berechtigt zu sagen, daß es sich bei diesem Werke nicht um die Elucubration eines vereinzelten Privatgelehrten, sondern gewissermaßen um eine Zierde und Ehre der ganzen Akademie Münster handle, insbesondere der dortigen theologischen Facultät, der es mit seinem ernst wissenschaftlichen Geist, seiner Liebe zum kirchlichen Alterthum, seinem treu kirchlichen Sinn in der That auch ferner voranzuleuchten geeignet ist.

Kirche und Kirchenrecht. Eine Kritik moderner theologischer und juristischer Ansichten. Von Ludwig Bendix. 8⁰. (VIII u. 190 S.) Mainz, Kirchheim, 1895. Preis *M.* 2.40.

Der Schwerpunkt dieser Schrift liegt in der zweiten Hälfte derselben, in welcher der hochwürdige Herr Verfasser von S. 94 an den Beweis erbringt, daß die katholische Kirche von Christus als eine vollkommene, souveräne Gesellschaft gestiftet worden ist und als solche sich stets gezeigt hat, daß mit ihr eine eigene Rechtsordnung ins Leben trat und sie ein eigenes unabhängiges Recht zu schaffen von Anfang an befugt gewesen ist. Diese Darlegung ist mit großer Sorgfalt unter Verwerthung der diesbezüglichen Schrifttexte und der ältesten nachapostolischen Zeugen der Urkirche ausgeführt. Die voraufgehenden Kapitel dienen eigentlich nur dazu, die geeignete Unterlage für jene Hauptthese und deren Beweis zu liefern. Sie beschäftigen sich besonders

damit, den richtigen Begriff von Gesellschaft, zumal vollkommener Gesellschaft, und den Begriff von Recht festzustellen. Es ist das eine nothwendige Vorarbeit wegen der durch die heutige hoffähige „Wissenschaft" angerichteten Verwirrung und Fälschung der Begriffe. Die hauptsächlichsten Gegner, mit welchen der Herr Verfasser sich beschäftigt, weil sie den nach ihnen „ursprünglichen" Kirchenbegriff mit dem „historisch gewordenen" Kirchenbegriff der katholischen Kirche in Widerspruch setzen, sind Sohm und Harnack. Ersterer kommt durch seinen verfälschten Begriff von Recht, das er für seinem Wesen nach fehlbar und schwankend hält, zu dem Paradoxon: „Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche im Widerspruch." Er steht auf christusgläubigem, aber echt protestantischem Standpunkte. Der Zweite konnte als Christusläugner nicht anders als ein Christusreich wegläugnen, muß aber schon am Ende des ersten Jahrhunderts eine gesellschaftlich organisirte Kirche annehmen, wie sie heute noch die katholische Kirche ist, und um das zu reimen, die geschickteste Taschenspielerkunst in Schatten stellen. Jeder Leser wird zugeben, daß der Herr Verfasser sich seine Gegner gründlich angesehen hat, und daß er ihnen mit vornehmer Ruhe gegenübertritt. Daß aber die Kritik schließlich eine vernichtende wird und werden muß, dafür haben in erster Linie die Gegner selbst reichlich gesorgt. Die Schrift kann für manchen zur Klärung des Begriffes von Kirche und Kirchenrecht ein Wesentliches beitragen.

1. **Systematisch geordnetes Repertorium der katholisch-theologischen Litteratur,** welche in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz seit 1700 bis zur Gegenwart erschienen ist. Mit zahlreichen litterarhistorischen und kritischen Bemerkungen und einem Personen- und Sachregister. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. theol. Dietrich Gla, kathol. Religionslehrer des Gymnasiums, der höhern städtischen Töchterschule und der Selekta zu Dortmund. Erster Band. 1. Abtheilung: Litteratur der theol. Encyklopädie und Methodologie, der Exegese des Alten und Neuen Testamentes und ihrer Hilfswissenschaften. 8°. (XII u. 478 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1895. Preis *M.* 6.
2. **Wegweiser durch die populär-wissenschaftliche katholische Litteratur,** zunächst für gebildete Laien, besonders für Lehrer und Erzieher. Herausgegeben von Max Hohnerlein. 1. Lieferung. 8°. (80 S.) Horb a. N., Christian, 1895. Preis à Lieferung 50 *Pf.*
3. **Die Bibliothek des Priesters.** Mit praktischen Winken für deren Anlage und Erweiterung. Zugleich ein Handbuch der neueren theologischen Literatur. Von Dr. Max Heimbucher, Professor der Apologetik und Dogmatik, theologischen Encyklopädie und Patrologie am kgl. Lyceum zu Bamberg. Dritte Auflage. Mit 4 Porträts. kl. 8°. (XIX u. 335 S.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1893. Preis geb. *M.* ...

Die drei bibliographischen Arbeiten kommen gewiß zahlreichen Wünschen entgegen, da wir Katholiken an dergleichen Nachschlagewerken bis in die Neuzeit einen empfindlichen Mangel litten. Der Aufschwung der katholischen Literatur während der letzten Jahrzehnte machte diesen Mangel nur noch fühlbarer. Die hier angezeigten Werke helfen demselben nun nach verschiedenen Richtungen hin ab.

Von Nr. 1, welches in vier Abtheilungen erscheinen soll, von denen je zwei einen Band ausmachen, liegt die erste Abtheilung vor. Der Inhalt ist auf dem Titel angegeben. Außer den Büchern, welche über die betreffenden Fächer handeln,

sind auch die einschlägigen Artikel aus etwa 40 theologischen Zeitschriften mit genauer Citation angeführt. Eine absolute Vollständigkeit der betreffenden literarischen Erscheinungen hat sich selbstverständlich nicht erzielen lassen; aber wirklich bedeutsame Werke wird man schwerlich vermissen. Um eine möglichst große Vollständigkeit zu erreichen, dürfte kein Hilfsmittel wesentlichere Dienste leisten als Kaysers Bücher-Lexikon (bis jetzt 26 große Bände). Den kritischen Bemerkungen, welche einer Anzahl von Büchern beigefügt sind, wird man im allgemeinen beistimmen können; doch tritt nicht deutlich hervor, unter welchem Gesichtspunkte oder nach welchem Princip die Auswahl der Bücher getroffen ward, denen solche Bemerkungen beigegeben wurden. Möge das mit großer Sorgfalt gearbeitete Werk einen gedeihlichen Fortgang nehmen und womöglich bald zum Abschluß gelangen.

Nr. 2 beschränkt sich nicht auf die Theologie, sondern will aus den verschiedenen Gebieten der populär-wissenschaftlichen katholischen Literatur die „empfehlenswerthen und brauchbaren Erscheinungen" vorführen. Die erste Lieferung umfaßt: I. Allgemeine Encyklopädie. II. Religion: 1. Encyklopädische und gesammelte Werke, 2. deutsche Bibelübersetzungen, 3. Erläuterungs- und andere Bibelschriften, 4. Apologie und Apologetik, 5. Dogmatik, 6. Moraltheologie, 7. Kirchenrecht. Den „referirenden Besprechungen", welche die einzelnen Bücher begleiten, wird man nicht immer ungetheilten Beifall zollen können. Auch ist der Rahmen der „populär-wissenschaftlichen" Bücher wohl über Gebühr erweitert worden. So gehört z. B. Schells „Dogmatik" unseres Erachtens nicht in diesen „Wegweiser", wie wir auch der beigefügten Empfehlung nicht beistimmen können, in welcher es heißt: „Der hohe und freie, den Anforderungen der Wissenschaft durchaus rechnungtragende Standpunkt, von dem aus der Verfasser seine Aufgabe behandelt, muß ihm die Herzen aller katholischen Theologen und gebildeten Laien gewinnen."

Nr. 3, das bereits in drei Auflagen erschienen ist, hat dadurch für seine Brauchbarkeit schon eine gewisse Gewähr gegeben. Anlage und Durchführung können auch in der That als geschickt und praktisch bezeichnet werden. Die Auswahl ist mit Sachkenntniß getroffen, und die Beurtheilung ist durchweg recht zutreffend. Auch die Fingerzeige für Anlage und Einrichtung der Bibliothek des Priesters sind durchaus beachtenswerth.

Lateinisch-deutsche Handausgabe der Decrete und der hauptsächlichsten Acten des hochheiligen ökumenischen Vaticanischen Concils. Mit einer geschichtlich-dogmatischen Einleitung und einer Uebersicht der katholischen Hierarchie zur Zeit des Concils. Von G. Schneemann S. J. Zweite Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12°. (VIII u. 308 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 2.

Das handliche Buch faßt auf mäßigem Raume das Wissenswertheste über die Bedeutung, den Verlauf und die Ergebnisse des Vaticanischen Concils klar und übersichtlich zusammen; dabei bietet es die volle Garantie der Zuverlässigkeit, indem es aus den besten Quellen schöpft. Der Hauptwerth der Einleitung (S. 1—73), welche auch kurz die dogmatische Bedeutung der allgemeinen Concilien überhaupt und die des Vaticanums insbesondere erklärt, liegt in dem gedrängten, aber doch verhältnißmäßig sehr inhaltreichen Abriß der Geschichte des Concils. Dessen Hauptactenstücke und sämtliche Beschlüsse werden im lateinischen Original mit danebenstehender Uebersetzung in deutscher Sprache mitgetheilt (S. 74—199). Der Anhang (S. 201—307) enthält erstens ein Verzeichniß aller auf dem Vaticanum stimmberechtigten Prälaten mit den wesentlichsten biographischen Notizen, sodann zweitens die Aufzählung sämtlicher Bisthümer und zwar in doppelter Ordnung: 1) alpha-

betisch, 2) nach Ländern und Kirchenprovinzen. Der Name des Verfassers, des verdienstvollen Herausgebers der großen, als Collectio Lacensis bekannten Conciliensammlung überhebt uns jedes weitern Wortes der Empfehlung.

Religiöse Betrachtungen von weil. Sr. kaiserl. Hoheit Erzherzog Carl von Oesterreich. 12°. (226 S.) Wien und Leipzig, Braumüller, 1895. Preis *M.* 3.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, diese im VI. Bande der „Ausgewählten Schriften" bereits veröffentlichten Betrachtungen durch Sonderausgabe einem größern Leserkreis zugänglich zu machen. Diese einfache, männliche Frömmigkeit, dieser demüthige, theilnehmende, durch und durch christliche Sinn in einem Fürsten und Kriegshelden hat etwas Ergreifendes. Da ist der katholische Fürst, der gläubige Held, der christliche Mann in jedem Wort und Gedanken! Wohl wäre es bei unserer schnell lebenden, leicht vergessenden Zeit nicht überflüssig gewesen, dieser für einen weiten Leserkreis so geeigneten und so viel Segen versprechenden Sonderausgabe eine kleine Skizze von dem Leben des Mannes vorauszuschicken, in dessen Gedanken man sich vertiefen soll, und den man auch mit jeder Seite, welche man liest, mehr lieb gewinnt. Nicht allzuviele sind, die vom Leben und der Bedeutung des Erzherzogs mehr wissen, als daß er Sieger von Aspern war. Freilich auch das genügt, um dem Büchlein recht zahlreiche Leser und Betrachter zu wünschen. Man möchte es als Andachtsbuch in der Hand jedes christlichen Offiziers und Beamten sehen. Vorzüglich aber drei Klassen von Menschen würde eine eindringende Beschäftigung mit diesen „Betrachtungen" heilsam sein: den Declamatoren wider „Tyrannen- und Fürstenmacht", den Anklägern der „Aeußerlichkeit des Katholicismus" und den feigen Thoren, welche vorschützen, daß der deutsche Mann, der Soldat und Held nicht kirchlich gesinnter Katholik sein könnte.

Erklärung des heiligen Meßopfers von dem ehrwürdigen P. Martin von Cochem. Nebst einem Anhang, enthaltend: vier Meßandachten, eine Beicht- und eine Communionandacht. Neu bearbeitet von einem Priester der Diöcese Basel. Mit Druckbewilligung des hochw. Bischofs von Chur. kl. 8°. (416 S.) Einsiedeln, Benziger & Co., 1895. Preis geb. *M.* 1.50.

Die „Meßerklärung über Honig süß" des altehrwürdigen Martin von Cochem ist ein für die Förderung der Frömmigkeit so nützliches Buch, daß jede gute Neuausgabe desselben mit Freuden zu begrüßen ist. Die vorliegende Ausgabe bietet den Text des ursprünglichen, vor fast 200 Jahren erstmals erschienenen Buches, aber in dem heute üblichen Deutsch; wo Kürzungen vorgenommen wurden, geschah es aus triftigen Gründen. Die Ausstattung ist vortrefflich: sehr deutliche Schrift, festes Papier, geschmackvoller Einband mit Goldpreßdruck. Und dabei beträgt der Preis nur anderthalb Mark.

Die Gottesbraut. Betrachtungen über die Jungfräulichkeit von F. X. Coulin, Apostol. Missionär und Ehrendomherr von Marseille. Aus dem Französischen übersetzt und vermehrt durch einen Anhang: „Klosterleben in der Welt" von Dr. Jakob Ecker, Professor am Priesterseminar zu Trier. Zweite Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12°. (XXX u. 644 S.) Freiburg, Herder, 1894. Preis *M.* 3.

Nach christlicher Glaubenslehre verdient der jungfräuliche Stand den Vorzug vor dem Ehestand. Der begeisterten Erfassung dieser Wahrheit verdankt vorliegendes

Werk seinen Ursprung. Wir würden es eher Lesungen oder Unterweisungen als Betrachtungen nennen. Jede Seite athmet warme Liebe zum behandelten Gegenstand, und das ganze Werk ist recht dazu geeignet, die Leser oder Leserinnen für diesen Stand christlicher Vollkommenheit, sei es durch Ordensleben, sei es durch jungfräuliches Leben in der Welt, zu gewinnen. Manchmal möchte man meinen, der Verfasser wende sich etwas zu sehr an Gefühl und Phantasie — und in Wirklichkeit ist für die Uebung des betrachtenden Gebetes der Einbildungskraft eine zu überwiegende Rolle zugewiesen (S. 290); allein wer das ganze Buch durchliest, findet, daß die nüchternen und der Natur harten Seiten jenes vollkommenern Lebens durchaus nicht übergangen, sondern entschieden betont sind. Der Verfasser hat eben zunächst das weibliche Geschlecht im Auge. — Der Anhang des deutschen Uebersetzers verdient nicht minderes Lob.

Zur Schulaufsichtsfrage. Ein Beitrag zur Charakteristik der Bewegung gegen die geistliche Schulaufsicht von Ferd. Stephinsky. 8°. (90 S.) Köln, Bachem, 1895. Preis *M.* 1.

Die Artikel der „Westdeutschen Lehrerzeitung“, welche hier im Sonderabdruck erscheinen, haben es vollauf verdient, als eigene Broschüre einem größern Leserkreis zugänglich gemacht zu werden. Dieselbe ist wirklich geistreich und mit voller Sachkenntniß geschrieben, nicht zu Parteizwecken, sondern zur Wahrung der kirchlichen Grundsätze. Wie nothwendig es ist, diese Grundsätze der Kirche immer wieder zu betonen und klar vor Augen zu stellen, beweist die unter katholischer Flagge segelnde Gegnerschaft, welche der Verfasser zu bekämpfen hat. Möge die ausgezeichnete Broschüre die weiteste Verbreitung finden und dazu beitragen, besonnenere Geister wider den Eindruck liberaler Phrasen und Schlagwörter zu feien. Möge sie helfen, unsere braven katholischen Lehrer davor zu bewahren, daß ihnen je das durch die modern-liberale Richtung gefälschte und großgehätschelte „Standesgefühl“ höher stehe als die vom Sohne Gottes mit seinem Herzblut gegründete heilige Kirche.

Lebensbilder katholischer Erzieher. Herausgegeben von Dr. W. E. Hubert. IV. Der hl. Hieronymus Aemiliani, Stifter der Congregation von Somasca. 8°. (XII u. 172 S.) Mainz, Kirchheim, 1895. Preis *M.* 2.

Das wechselvolle Leben eines gottbegnadigten Menschenfreundes wird kurz und übersichtlich beschrieben im Anschluß an die auch von den Bollandisten aufgenommene lateinische Lebensbeschreibung des Heiligen durch A. Tortora. Theilt das Büchlein mit der Mehrzahl unserer Heiligenleben den etwas überschwänglichen Ton der Lobrede und den Mangel an genaueren Zeitangaben, und erscheinen infolge zu minutiöser Eintheilung — auf 172 kleinen Seiten 56 Kapitel — zuweilen einzelne Kapitel etwas inhaltsarm, so kann doch die Lesung zum Zweck der Erbauung ganz gut dienen. Die kurzen Angaben über den Orden der Somascher im Schlußkapitel sind dankenswerth. Für die sprachliche Darstellung hat die Abhängigkeit von dem lateinischen Original nicht immer günstig gewirkt.

Wilhelm Achtermann. Ein westfälisches Künstlerleben von P. Hertkens. 8°. (70 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1895. Preis 50 *Pf.*

Das Leben des frommen Achtermann, des katholischen Künstlers von Gottes Gnaden, in seinem äußern Verlauf wie mit den hervortretendsten Zügen seines schlichten, biedern Wesens wird kurz und recht ansprechend geschildert. Außer dem Porträt Achtermanns sind auch die Abbildungen seiner zwei vorzüglichsten, dem

Dom von Münster angehörenden Kunstschöpfungen beigegeben. Bei einzelnen Erzählungen (besonders den Conversionsgeschichten) wünscht man eine bessere Beglaubigung oder wenigstens Angabe von Namen und Datum.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Aufs Neue bearbeitet von Freunden der Wahrheit. 12. und 13. Aufl. 8°. (XVI u. 480 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1895. Preis *M.* 4.

Die neue Auflage dieser so erfolgreichen populären Schrift ist um gerade 100 Seiten kürzer als die bereits ebenfalls abgekürzte 10. und 11. Auflage. Statt der 59 Nummern der 9. Auflage und der 53 der 10. und 11. Auflage bietet diese nur 44. Nur sieben derselben sind unverändert geblieben; sieben andere decken sich mit den frühern nach Titel und Hauptgegenstand; fast alles übrige scheint neu. Manche der neuen Zusätze wie der redactionellen Aenderungen sind recht am Platze gewesen, z. B. die Artikel über die kirchliche Armenpflege des Mittelalters und besonders der über die Scholastik, hinsichtlich deren vielfach auch in katholischen Kreisen verworrene und unzutreffende Ideen verbreitet sind. Dagegen ist auch manches Nützliche ausgefallen. Vielleicht wäre es am besten gewesen, die Zahl der zu beleuchtenden „Lügen", an welchen ja Ueberfluß wäre, etwas reichlicher zu wählen, dagegen in der Behandlung derselben sich kürzer zu fassen. Daß in den Kreis der „Geschichtslügen" auch die Verwerfung der Lehninschen Weissagung gezogen worden ist, und diese wie ein Werk des Heiligen Geistes pro aris et focis vertheidigt werden soll, war kein glücklicher Griff. Man mag von dieser sogen. „Weissagung" halten, was man will, und nach Belieben seine Ansicht auch in der Oeffentlichkeit vertreten; allein mit der Wahrheit, deren Vertheidigung das vorliegende Werkchen von Anfang an geweiht war und noch geweiht sein soll, hat diese Weissagung nichts zu thun.

Protestantische Geschichtslügen. Ein Nachschlagebuch von Dr. Jos. Burg, Redakteur der Essener Volkszeitung. gr. 8°. (IV u. 144 S.) Essen, Fredebeul u. Könen, 1895. Preis *M.* 1.50.

Die Schrift ist von bescheidenem Umfang, billig, reichhaltig, gut geschrieben, kenntnißreicher, als es solche populäre Compilationen zu sein pflegen. Der Titel weckt freilich andere Vorstellungen als die von nur acht längeren Abhandlungen, von welchen 83 Seiten (aus 140) allein der Reformation, 37 ausschließlich Luther gewidmet sind. Aber was geboten wird, ist, abgesehen von nicht seltenen Druckfehlern und vereinzelten Nebenpunkten, recht gut und kann, wenn weiter verbreitet, recht gut wirken. Einiges Bedenken weckt die Art des Verfassers, aus Werken, die nicht bloß irgend Protestanten zu Verfassern haben, sondern auch aus direct kirchenfeindlichen und gefährlichen, schönlautende und für seine Sache günstige Citate herauszuheben. Es wäre nicht gut, wenn dies ein Weg würde, um solche Werke in der Achtung der Katholiken zu heben und ihnen den Zugang zu katholischen Kreisen zu öffnen.

Die Apologie des Christentums bei den Griechen des IV. und V. Jahrhunderts in historisch-systematischer Darstellung. Von der theologischen Fakultät in Würzburg gekrönte Preisschrift von Dr. theol. Anton Seitz, Priester des Bistums Würzburg. 8°. (VIII u. 296 S.) Würzburg, Göbel, 1895. Preis *M.* 3.

Mit großem Fleiß hat der Verfasser die Schriften der griechischen Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts auf ihre apologetischen Bestandtheile durchmustert und

namentlich aus den Werken der vier großen Apologeten Eusebius Pamphili, Athanasius, Cyrill und Theodoret vieles Treffliche zusammengetragen. Er hat es dabei verstanden, die verwirrende Stoffmasse zu beherrschen und übersichtlich zu gruppiren. Meistentheils hat er sich lediglich berichterstattend verhalten und nur hie und da auf eine Schwäche in der Beweisführung aufmerksam gemacht. Das etwas apodiktische Urtheil S. 19, daß Eusebius Pamphili „kritischer Scharfblick nicht beschieden war", ist wohl ein einigermaßen übereiltes. Selbst Harnack, den man der Voreingenommenheit für einen Vertheidiger der patristischen Lehrauffassung nicht verdächtigen wird, schreibt von ihm (Texte und Untersuchungen 1884, II, 2, S. 223): „Ueberschlägt man, was z. B. zu Eusebius' Zeiten an Apokryphen, an Fictionen, an Illusionen in Curs war, so gewinnt man Respect vor den literarischen Grundsätzen dieses Bischofs." Vieles in der vorliegenden Schrift hat auch heute noch seinen Werth, wie die Ausführungen über die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, die herrlichen Stellen über Gottes Vorsehung (die socialen Unterschiede) und das Geheimniß der Erlösung. Auch begegnet man in dieser Schrift nirgends jenem Haschen nach dem Flimmer moderner „Wissenschaftlichkeit" auf Kosten der kirchlichen Vergangenheit und ihrer großen Vorkämpfer; vielmehr zeigt der Verfasser jenen kirchlichen Ernst und jene echt katholische Ehrfurcht vor den patristischen Zeugen der überlieferten Lehre, wie sie dem Theologen so wohl ansteht und von je her den katholischen Forscher von dem Freigeist und dem rationalistischen Protestanten unterschieden hat. Auch das ist heute ein Verdienst, und ein nicht geringes.

La Belgique et la Révolution Française. Par L. Delplace S. J. 8°. (260 p.) Louvain, Istas, 1895. Preis *Fr.* 3.50.

Der trefflichen Schilderung der belgischen Revolution (Joseph II. et la Révolution Brabançonne; vgl. diese Zeitschrift Bd. XLII, S. 119) hat der Verfasser nun eine ähnlich gehaltene zusammenfassende Darstellung der Herrschaft der französischen Revolution in Belgien nachfolgen lassen. Beide Werke, wenn auch völlig in sich abgeschlossen, stehen in einem geistigen Zusammenhang und bieten vereint, wenigstens in den Umrissen, eine vollständige Geschichte Belgiens in dem denkwürdigen letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Das neue Werk theilt mit dem frühern den Vorzug, daß P. Delplace auf Grund zahlreicher Einzeldarstellungen zum erstenmal etwas Ganzes bietet, und daß er versteht, durch sorgfältige Auswahl wie geschickte Benutzung eines umfassenden Documenten- und Flugschriften-Materials dieses vollständige und keineswegs inhaltsarme Bild in einen ganz engen Rahmen einzuschließen. Unter den reichlich eingestreuten Reflexionen finden sich überdies eine Anzahl ganz ausgezeichneter Geschichtsbetrachtungen. Die scharfe Kritik an der österreichischen Verwaltung hat ihre Rechtfertigung in dem völligen Mangel höherer Principien bei den damaligen Vertretern der kaiserlichen Gewalt. Niemand jedoch verkennt weniger als der Verfasser, daß selbst die schlimmsten Mißgriffe der Josephinischen Despotie kaum in Vergleich kommen können mit den Leiden, welche die Tyrannei der Revolution über das unglückliche Land gebracht hat. Auch diesem Werke wie dem frühern hat der Verfasser ein interessantes Verzeichniß von Flugschriften aus jener Zeit beigegeben, und zwar nur solcher, die durch seine eigenen Hände gegangen sind. Bei der Gegenüberstellung der Staatslehre des Suarez mit den Phantasien Rousseaus mußte der Verfasser leider zu sehr auf die Kürze bedacht sein, um die tiefe Kluft zwischen beiden dem Leser zum Bewußtsein bringen zu können.

Die illustrierten Prudentiushandschriften. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg von Richard Stettiner. 8°. (VIII u. 400 S.) Berlin, Preuß, 1895.

Der Verfasser gehört zu dem Kreise der talentvollen, vom früh verstorbenen Professor Janitschek für ernstes Studium begeisterten Kunstfreunde, welcher in den letzten Jahren so manche gründliche und bahnbrechende Arbeiten lieferte. Auch dies Buch zeugt von vielseitigem Wissen und achtunggebietendem Fleiß. Neunzehn in sieben Ländern verstreute, mit Bildern verzierte Handschriften des großen christlichen Dichters sind hier aufs eingehendste beschrieben, nach ihren Familienbeziehungen geordnet und auf ihren kunstgeschichtlichen Werth hin untersucht. Stettiner weist nach, daß eine erste im 5. Jahrhundert illustrirte Handschrift Vorbild aller übrigen war, die sich in zwei Gruppen gliedern lassen. Der zweiten diente ein um 800 ausgemaltes Karolingisches Manuscript als Stammvater. Einer zusammenfassenden Beschreibung der einzelnen Bilder ist der letzte Abschnitt gewidmet. Das vom Verfasser für nächstes Jahr versprochene größere, mit 70 bis 80 Lichtdrucktafeln versehene Werk über denselben Gegenstand wird voraussichtlich einen werthvollen Eckstein bilden für die Erklärung und das Verständniß des Prudentius wie für die Geschichte der altchristlichen Miniaturmalerei.

Allgemeine Kulturgeschichte. Im Grundriß dargestellt von Dr. Johannes Nikel, Oberlehrer am Königlichen katholischen St. Matthiasgymnasium zu Breslau. 8°. (XVI u. 505 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1895. Preis *M.* 4.

Die Gebiete und die Zahl der Wissenschaften haben sich in unserer Zeit so erweitert, daß übersichtlich geordnete Zusammenfassungen der verwandten Disciplinen dringend nöthig werden. Das führt naturgemäß zu einer Culturgeschichte, zur systematisch geordneten Darstellung aller Ergebnisse, welche die Arbeit, das Studium und die Erfahrungen der Menschen in allen Jahrhunderten und allen Ländern seit Anbeginn der Zeitrechnung gewonnen haben. „Die Culturgeschichtschreibung umfaßt also die Gebiete der Religion, der Sitte, des Rechts, der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der Wissenschaften und Künste, der körperlichen Arbeit, soweit sie die leiblichen Bedürfnisse befriedigt, und endlich das gesamte Gebiet des Verkehrs“; sie hat überdies „den Zusammenhang und die Ursachen der Culturerscheinungen darzulegen“. Mit Recht bezeichnet der Verfasser dieselbe als „eine der schwierigsten Aufgaben“. Angesichts des ungeheuern Stoffes läßt sich nicht erwarten, daß irgend jemand ihn bewältige ohne Lücken, Mißverständnisse und Fehler. Dieselben sind denn auch in den von Ungläubigen gebotenen Culturgeschichten zahllos. Aber ihre antichristlichen Versuche einer solchen zusammenfassenden Darstellung alles Wissenswürdigen sind doch für weitere Kreise so verlockend, daß es nothwendig wurde, ihnen katholische Arbeiten entgegenzustellen. Eine Hauptsache war dabei der christliche Gesichtspunkt, unter den all die Einzelheiten sich gruppiren. Der vorliegenden „Allgemeinen Culturgeschichte“ darf nun nachgerühmt werden, daß sie der guten Sache einen wesentlichen Dienst leistet und warme Empfehlung verdient wegen ihres vollen und consequenten Bestrebens, die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes so darzustellen, wie die Offenbarung es erheischt. Daß auch die wichtigern Arbeiten der Gegner berücksichtigt wurden, war selbstverständlich. Doch hätte sich das Buch dem Einfluß derselben hie und da noch mehr entziehen können. Jedenfalls waren die oberflächlichen Bücher eines Henne am Rhyn nicht werth, als Beweismittel citirt zu werden.

Hariulf, Chronique de l'abbaye de Saint-Riquier (V^e siècle—1104), publiée par Ferdinand Lot, ancien élève de l'École des Chartes et de l'École des Hautes Études. 8°. (LXXIII et 362 p.) Paris, Picard, 1894. Preis *Fr.* 10.

Diese neue Ausgabe der wichtigen, von Hariulf, Abt von Oudenbourg bei Bruges († 1143), geschriebenen Chronik der Abtei Saint-Riquier (Centulum, Centula), worin Angilbert, Karls des Großen Vertrauter, als Abt lebte und starb, bildet den 17. Band der werthvollen Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire. Kritische Untersuchungen über des Verfassers Leben, Werke, Hilfsmittel und Bedeutung dienen als Einleitung, elf Actenstücke, ein dreifaches Verzeichniß der Druckfehler und Zusätze, der Namen und der selten vorkommenden Worte als Anhang. Das S. 297 und 305 f. öfter gebrauchte per longaniam wird im Glossar als „galeries" (?) erklärt, ist aber doch wohl nur Schreibfehler für „per longa(m) viam". Das Buch ist überreich an Nachrichten über Leben und Treiben der frühern Jahrhunderte. Beispielsweise mögen hier nur zwei für die Geschichte des religiösen Unterrichtes wichtige Stellen Platz finden. Die Bibliothek besaß 831 nicht weniger als 88 Bände, darunter in einem Sammelbande „die Passion des Herrn in deutscher und lateinischer Sprache" (S. 93). Bei größern Processionen sangen die Kinder, Knaben wie Mädchen, das Vaterunser, ein Glaubensbekenntniß und anderes, was sie gelernt hatten, die Knaben der Stiftsschule aber zuerst das apostolische Glaubensbekenntniß, dann das konstantinopolitanische und dasjenige des hl. Athanasius, das Vater unser, endlich die gallische, die italienische und die römische Litanei (S. 300 f.).

Die Stadt Kempen im Rheinlande. Festschrift zur 600jährigen Jubelfeier. Von Professor Dr. Gerhard Terwelp. Erster Theil, mit einer Karte des Amtes und 18 Bildern. 8°. (IV u. 224 S.) Kempen (Rhein), Klöckner u. Mausberg, 1894. Preis *M.* 1.50.

Der festliche Anlaß, welcher diese Schrift ins Leben rief, gehört zwar bereits der Vergangenheit an, diese selbst aber behauptet hiervon unabhängig ihren Werth. Sie dankt dies dem Fleiß und der Umsicht des Herrn Verfassers, welcher mit weitem Blick und anerkennenswerthem historischen Wissen so vieles zu sammeln und trefflich ineinander zu fügen verstand, was aus der Geschichte einer deutschen und einer katholischen Stadt des Gedächtnisses würdig ist. Ein Gemeinwesen, in dem Frömmigkeit und Unterthanentreue, Wohlthätigkeit und Kunstsinn unaufhörlich so schöne Blüthen getrieben, das Jahrhundert für Jahrhundert unter seinen Söhnen wie seinen geistigen Führern so herrliche Männer aufzuweisen vermag, hatte wohl Ursache, den 600jährigen Gedächtnißtag seiner Begründung zu feiern. Auch hat es sich gut getroffen, daß gerade ein Schulmann zum Fest-Historiographen einer Stadt geworden ist, welche in ihrer Geschichte so ausgezeichneter Schulmänner sich zu rühmen hat. Localpatriotische Darstellungen in solcher Art und solchem Geist sind nicht bloß ein Denkmal vergangener Zeiten, sondern auch ein Lehrbuch für kommende Geschlechter. Bei dem vielfachen, mehr als bloß localen Interesse und der ausgezeichnet schönen Ausstattung der Schrift, zu welcher der bescheidene Preis in wirklich überraschendem Gegensatze steht, ist nur der geringe Umfang der Auflage zu beklagen. Die 500 Exemplare waren rasch vergriffen, und schon jetzt ist es nicht mehr möglich, ein Exemplar der interessanten Festschrift auf buchhändlerischem Wege zu erlangen.

Feder, Schwert und Fackel. Erzählung aus der Geschichte der Stadt Magdeburg von Philipp Laicus. 8°. (393 S.) Mainz, Kirchheim, 1895. Preis *M.* 3.50.

Nach Onno Klopps unwiderleglicher Geschichte Tillys wagt man in wissenschaftlichen Werken die elende Verleumdung, die den edlen Feldherrn der Liga zwei Jahrhunderte lang zu einem ruchlosen Mordbrenner stempelte, nachgerade nicht mehr zu wiederholen; aber zum eisernen Bestande des Legendenkreises der Gustav-Adolf-Verehrer gehört die Schauermäre noch immer. Es ist deshalb jeder Versuch, die historische Wahrheit über das tragische Ende, das der Schwedenkönig der verbündeten Stadt Magdeburg bereitet hat, in die breiten Schichten des Volkes zu bringen, herzlich zu begrüßen. Und die vorliegende Erzählung führt uns die entsetzliche Katastrophe recht anschaulich vor Augen und zeichnet die historischen Charaktere durchweg in richtiger Weise. So kann sie für die reifere Jugend empfohlen werden.

Herz-Jesubild von Professor Kupelwieser ausgeführt in xylographischem Farbendruck. Groß-Quart. 20 × 28 cm, mit Papier und Tonrand $27\frac{1}{2} \times 35\frac{1}{2}$ cm. Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 2; in stilgerechtem Original-Eichenholzrahmen *M.* 9.50.

Farbige Holzschnitte haben vermöge ihrer Technik immer einen weiten Vorsprung vor allen in andern, billigern Methoden hergestellten Farbendrucken. Sie sind schärfer und charaktervoller, reiner und edler. So ist auch das hier in entsprechendem Rahmen gebotene, von Professor Kupelwieser für die Jesuitenkirche zu Wien gemalte, von P. Hattler S. J. (Die bildliche Darstellung des göttlichen Herzens S. 53) warm empfohlene Herz-Jesubild ein Schmuck für Kapellen, kleinere Altäre, Familienzimmer u. s. w., der auf die Dauer jeden Mitbewerber übertrifft. Das Blatt zeigt in einem mit Goldgrund gefüllten Kreise das Brustbild Christi, der seine Rechte segnend erhebt und mit der Linken den himmelblauen Mantel vom purpurrothen Kleide zurückzieht, um sein im Strahlenglanze mitten auf der Brust erscheinendes Herz zu zeigen. Unten trägt auf dunklem, durch goldene Ranken, Blumen und Blätter belebtem Grunde ein helles Band den trostreichen Spruch: „Ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen." Diesen Worten des Erlösers entspricht sein ruhiges und sanftes Angesicht, auf welchem sich göttliche Majestät so mit menschlicher Güte paart, daß das Bild zur Verehrung und Nachahmung wirksam anregen kann.

Die Himmelfahrt Christi. Kupferätzung nach einer Originalzeichnung von Professor Heinrich Hofmann. Bildgröße 49 × 60, Papiergröße 80 × 110 cm. Breslau, Wiskott, 1895. Preis *M.* 15.

Aus der mit Beifall aufgenommenen Mappe mit dreizehn Bildern aus dem Leben des Heilandes, die vor einigen Jahren mit dem Titel „Kommet zu mir" veröffentlicht wurde, hatte der Verleger bis jetzt schon die Flucht nach Aegypten, die Unterredung Christi mit der Samariterin, die Bergpredigt und das heilige Abendmahl in größerem Formate herstellen lassen. Ueber die beiden letztgenannten Bilder ist Bd. XLVI, S. 113 und 331 dieser Zeitschrift eingehend Bericht erstattet worden. Verdienten sie lobende Anerkennung, so darf auch die jetzt vorliegende Himmelfahrt Christi als Zimmerschmuck und als Gegenstück zu jenen Heliogravüren warm empfohlen werden. Den Haupttheil des Bildes nimmt die große Gestalt des auf einer lichten Wolke langsam und würdig emporschwebenden Heilandes ein. Er wendet sein verklärtes Angesicht gegen Himmel und erhebt beide Hände, um in

freudigem Siegesjubel zum Vater zurückzukehren. Ein Kranz von Engelköpfen mit Staunen in der Miene umgibt ihn, zwei große Engel aber knieen voll Ehrfurcht zu seiner Rechten und Linken. Im Gegensatz zur Glorie des Herrn und seiner Umgebung stehen zehn unten auf dem Berge versammelte Apostel. Der Schatten der Wolke umfängt sie, ihre Blicke und Bewegungen zeigen, was sie verlieren und erwünschen. Möchten christliche Familien die angebotenen Blätter benutzen, um ihre Räume mit ernsten, kunstvollen und religiösen Bildern zu zieren, und auf seichte Modeware leichtfertiger Meister verzichten.

Heilige aus dem Orden des hl. Franciscus. Gezeichnet von H. Commans. Zehn Blätter in Folio (Bildgröße 155 × 260 mm) und zehn kleinere Bilder (65 × 125 mm). Düsseldorf, Schwann, 1895. Preis für je 10 große Bilder *M.* 5 (für Klöster *M.* 4), für je 100 Stück *M.* 40 (für Klöster *M.* 30); für je 10 kleine Bilder 50 *Pf.* (resp. 40 *Pf.*), für je 100 Stück *M.* 4 (resp. *M.* 3).

Diese Reihe von Heiligen und Seligen des seraphischen Ordens ist noch besser besorgt als die erste, bei Franz Rangette und Söhnen zu Düsseldorf veröffentlichte; denn die größere Serie ist auf gelb getöntem Papier gedruckt, die kleinere erhielt einen rothen Rand. Alle Vorzüge des klaren, vornehmen Stiles eines Commans erfreuen hier das Auge. Echt katholischer Sinn in Auffassung und Wiedergabe der Lebensereignisse hervorragender Mitglieder des großen Franziskanerordens hat hier eine trefflich gebildete Künstlerhand gefunden, die uns in einfacher, dem Stoff entsprechender, aber tiefsinniger Art zeigt, wie gut und lieb die demüthigen Söhne und Töchter des Heiligen von Assisi gewesen sind. Die größern Bilder werden in religiösen Häusern eine vortreffliche Zierde kleiner Gänge, bei Mitgliedern des Dritten Ordens, die ja vorzüglich in Betracht kommen, eine passende Zierde einfacher Zimmer sein. Besondere Empfehlung verdienen: die Vogelpredigt des hl. Franciscus, Franciscus zwischen Ludwig und Elisabeth, der hl. Rochus am Bette eines Pestkranken, und die hl. Angela Merici in Mitte von Kindern, die sie unterrichtet.

Miscellen.

Die wachsende Bedeutung der Pacific-Länder. „Von nun an wird europäischer Handel, europäische Politik, europäische Thatkraft langsam an Bedeutung verlieren, während der Große Ocean mit seinen Inseln und Küstenländern die gewaltige Bühne für das Welttheater zu sein bestimmt ist.“ So prophezeite im Jahre 1852 W. H. Seward im Senate der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Zu prophezeien ist auch für einen Senator ein gewagtes Unternehmen. Aber diesmal neigen die Ereignisse sich langsam der kühnen Voraussagung zu, und die Länder in und an dem Großen Ocean stehen heute thatsächlich an der Schwelle einer über Erwarten großen Entwicklung.

Thurston, der Bevollmächtigte von Hawaii in Washington, beschreibt in der North American Review (April 1895) die günstige Lage der Pacific-Staaten allerdings etwas gar rosenfarbig, aber immerhin gestützt auf Thatsachen, welche zu denken geben. Ein kurzer Blick auf das Einst und Jetzt dieser Länder wird uns davon überzeugen.

1850 lag dort im fernen Osten bezw. im wilden Westen noch keine Schiene der kommenden Eisenbahnen. Erst 1861 sah man in Californien die ersten Telegraphenstangen. Erst 1867 kamen und gingen regelmäßig Dampfschiffe von San Francisco nach der asiatischen Küste. Erst 1870 wurde die ständige Verbindung mit Australien hergestellt. Erst in den letzten Decennien zog sich Californiens Bevölkerung aus den Goldgräberlagern in fest gebaute Ansiedelungen zurück, und hörte die Zeit auf, da man Mehl und Kartoffeln aus der Ferne sich kommen lassen mußte. Damals zählten Oregon, Washington, Britisch-Columbia nur ein paar Stationen für Pelzhändler. Mexico, Central-Amerika und die Pacificstaaten des Südens hatten zwar das spanische Joch abgeschüttelt, kamen aber aus den Parteikämpfen nicht heraus. Hawaii war wohl den Walfischjägern als Erholungspunkt, andern Leuten aber höchstens als die ungastliche Stelle bekannt, wo Kapitän Cook erschlagen und wo bald dieser, bald jener heroische Missionär von Kannibalen aufgezehrt wurde. Tahiti, Samoa, Tonga, die Fidschi-Inseln, Neu-Caledonien, Neu-Guinea und die ungezählten Eilande im Süden und Westen des Großen Oceans athmeten noch nicht in der Interessensphäre europäischer Mächte.

Von Honolulu um Kap Horn nach New York fuhr man bei gutem Wetter in einem halben, bei schlechtem in einem ganzen Jahr. Ueber Panama und San Francisco konnte die Reise in vier Monaten gemacht werden. Die australischen Ansiedelungen hatten thatsächliches Interesse meist nur für die englischen Deportirten. China hatte eben unter Kanonendonner und Kolbenschlägen ein paar Häfen dem Handel geöffnet. Japan verharrte bis 1857 in trotziger Abgeschiedenheit. Sibirien und Alaska schlummerten ihren Winterschlaf, und nur Pelzhändler kamen zeitweise mit einigen Branntweinfäßchen zu den Eskimos, um sie für Handel und Wandel zu begeistern.

Und heute! Während die emsigen Völker der alten atlantischen Staaten sich begnügten mit der allgemeinen Kenntniß, daß Californien etwas werth, daß Australien und Japan im Fortschritt begriffen seien, während nur gelegentlich eine Revolution, ein außerordentlicher Bankrott, ein drohender Krieg die europäische Aufmerksamkeit nach den Pacificländern richtete, stehen wir heute vor der überwältigenden Thatsache einer kommenden Verschiebung der Handelsemporien und der Industriemittelpunkte.

Britisch-Columbia entwickelte sich seit 40 Jahren aus absoluter Wildniß zu einem Culturlande des 19. Jahrhunderts mit Kirchen, Schulen, elektrischem Lichte, producirt Gold und Kohlen für 20 Millionen Mark, hat 246 Schiffe für auswärtigen Handel, und noch sind 400 000 englische Quadratmeilen guten Landes mit Millionen Hektaren Wald, mit reichen Gold- und Silberlagern nicht angetastet. Die Pacificküste der Vereinigten Staaten sendet heute ihr Getreide nach Hongkong, Sydney, New York, London, wetteifert mit Sicilien, Spanien

und Frankreich in der Wein- und Olivenölproduction. Wer denkt bei uns an die drei Millionen Menschen jenseits des Felsengebirges? Und doch sind sie da und arbeiten fieberhaft mit den Mitteln neuester Erfindung, der Erde ihre Kleinodien abzuringen. Sie senden 165 große Dampfschiffe nach allen Weltrichtungen. Auf 20 000 Kilometern Schienenweg schleppt sie die Lokomotive mit außerordentlicher Schnelligkeit durch ungeheure Länderstrecken dahin. Schon 1893 zeigen auch die südlichen Staaten die bedeutenden Zahlen der Eisenbahn- und Telegraphenkilometer.

	Ausfuhr: Mark	Einfuhr: Mark	Eisenbahn: km	Telegraph: km
Mexico . .	241 056 000	209 872 000	13 000	40 000
Centralamerika	123 012 000	72 508 000	1 600	20 000
Columbia . .	28 068 000	56 160 000	700	12 000
Chile . . .	256 452 000	254 468 000	5 000	16 000

Australasien ist das kaufmännische Wunder des 19. Jahrhunderts. Während es 1802 nur unter dem Namen des großen Südlandes bekannt war, füllt jetzt allein die Aufzählung seiner Handelsverbindungen und die Beschreibung seiner inländischen Hilfsquellen stattliche Bände. 1893 wurden 20 000 km Eisenbahn befahren, 150 000 km Telegraphenlinien gezählt, wurde der Tonnengehalt der Handelsschiffe fremder Länder mit 20 000 000 berechnet. 20 000 Mark werden täglich verausgabt nur für Telegramme nach England. 1893 producirte Australien 140 Millionen Mark an Gold, d. i. ein Viertel der Weltproduction. Dazu kommen jährlich 4 Millionen Tonnen Kohlen, 400 Millionen Mark an Wolle. Sydney und Melbourne halten an Schönheit, Reinlichkeit, praktischen Einrichtungen den Vergleich mit Paris und Washington aus, und es wohnt dort ein Volk nicht überlebt, sondern unübertroffen an Selbstbewußtsein und niemals wankender Energie. — Japan hat erst neulich die ganze Welt in Staunen gesetzt durch Organisation, strategisches Talent, seemännisches Geschick, überhaupt Eigenschaften, wie sie bisher nur dem fernen Westen eigen zu sein schienen. Aber derselbe Geist ist während der letzten 25 Jahre in Japan auch zu Hause im Frieden thätig gewesen. Das besagen folgende Ziffern.

Eisenbahnen 1870: keine, 1880: 140 km,	1893:	3 000 km,
Dampfschiffe	1892:	643
Segelschiffe mit europäischer Einrichtung	1892:	835
Ausfuhr und Einfuhr in Mark . . .	1893:	448 000 000.

Das sind ein paar Zahlen, aber sie deuten sehr viel an. Schiffsbau, Maschinenwesen, Verarbeitung von Seide und Baumwolle, Schuh- und Kleiderfabrikation im großen Stile wird alles von den Japanern in Angriff genommen in einer Weise, daß an Mitbewerb nur schwer zu denken ist. Daß Japan den letzten großen Krieg sozusagen auf eigene Kosten führte, läßt seinen Reichthum ahnen. Was das Reich des Ostens sein wird nach 40 Jahren, kann man sich nicht leicht vorstellen, da Beispiele ähnlicher rapider Entwicklung eines ganzen Volkes zu selten sind. — Sibirien, eine Million englischer Quadratmeilen größer als Europa, wird bald der ganzen Länge nach von der Eisenbahn durchschnitten sein. Der Amur mündet als drei Stunden breite Bucht und ist 200 Stunden

landeinwärts für Schiffe von ca. 4 m Tiefgang und noch weitere 670 Stunden für kleinere Fahrzeuge bequem zugänglich. Ein ungeheurer Reichthum an Kohlen, Eisen, Blei, Silber, Gold, werthvollen Holzes aller Art harrt der Stunde, wo alles mit eintreten soll in den Kampf auf dem Weltmarkte. Und diese Stunde rückt bedeutend näher.

Gefördert wird die Entwicklung durch neue Verkehrswege. Augenblicklich beschäftigt sich die Canadian Pacific Company mit dem Plane einer directen Verbindung zwischen London und Australien. Dampfschiffe von 10 000 Tonnen und 20 Knoten Geschwindigkeit in der Stunde fahren von London nach Montreal und Halifax; dort sollen die Reisenden von der Canadischen Pacificbahn aufgenommen und über den Stillen Ocean auf Riesenschiffen, wie eben angegeben, weiter befördert werden. Die ganze Reise nimmt 26 Tage in Anspruch. Letzten Sommer faßte die interkoloniale Conferenz in Ottawa den Beschluß, eine Kabelverbindung zwischen Canada und Australien für ungefähr 40 Millionen Mark herzustellen. Amerikanische Kapitalisten suchen ihr Geld anzulegen in einer Kabelleitung von den Vereinigten Staaten nach Honolulu, Japan und den englischen Kolonien. Der allgemeine amerikanische Congreß beschäftigte sich 1890 in Washington ernstlich mit dem Plane einer Eisenbahn durch Mexico, Central- und Südamerika. Die Vorarbeiten zu diesem Unternehmen gedeihen verhältnißmäßig rasch und sicher.

In 10 Jahren kann die Eisenbahn von St. Petersburg nach Wladiwostok fertig sein; von da gehen die Dampfschiffe nach Vancouver, San Francisco, dem Nicaragua-Kanal und den südlichen Kolonien. Die Eisenbahnsysteme Nordamerikas dehnen sich aus nach Alaska im Norden, nach Chile im Süden. Der Nicaragua-Kanal wird vollendet sein, und ein großer Theil des enormen Handels, der jetzt im Suezkanal sich drängt, wird nach der neuen Nicaragua-Durchfahrt ablenken. Honolulu wird der Mittelpunkt eines Kabelsystems, das seine Strahlendrähte nach Tahiti, Australien, Japan, Vancouver und San Francisco hinsendet. Zwischen den großen Häfen des Stillen Oceans fahren Dampfer mächtig und schnell wie jetzt zwischen Europa und New York.

China allein steht noch da gepanzert gleichsam mit Verachtung und Eifersucht gegen die fremden Völker. Allerdings setzt diese ablehnende Haltung des 400-Millionen-Reiches der allgemeinen Verschiebung des Welthandels noch für geraume Zeit eine Schranke. Es wird aber doch nur mehr von zufälligen Ereignissen innerhalb des chinesischen Reiches abhängen, ob früher oder später die ungeheuern militärischen, kaufmännischen und industriellen Hilfskräfte des Landes thätig eingreifen werden in die aufstrebende Entwicklung der Pacificländer.

Türkische Censur. Aengstliche Furchtsamkeit ist oft eine Folge langen Siechthums. Kein Wunder also, wenn der große „kranke Mann" im Osten gar sehr in Furcht und Aengsten lebt. Ein eigenthümliches Zeichen dieser Furcht ist auch die Weise, in der oft die Censur von der türkischen Behörde geübt wird.

Zunächst ist jede Zeitung, jedes Schriftchen, jedes Buch, überhaupt alles, was den geliebten Unterthanen unter die Augen kommen soll, vor dem Drucke der strengsten Beurtheilung seitens der Obrigkeit unterworfen. Alles, was nur

irgendwie verdächtig lautet oder wenigstens ungünstig gedeutet werden könnte, wird unerbittlich beanstandet. Alle Vorstellungen gegen die Entscheidung sind gewöhnlich erfolglos, es sei denn, daß ein gehöriger Backschisch ihnen mehr Nachdruck gäbe. Es kommen dabei häufig ganz unglaubliche Sachen vor. Manche aus den folgenden Beispielen könnte man vielleicht für gut oder schlecht erfundene Scherze halten; allein es sind alles wirkliche Thatsachen, für die sich Ort und Personen aus den letzten Jahren anführen lassen. Außer der Aengstlichkeit muß man bei vielen Sachen die alles Maß übersteigende Beschränktheit mancher Türken hinzunehmen, um sie überhaupt nur für möglich halten zu können. Bei einem kleinen Theile liegt auch einfach Chikane und Prellerei zu Grunde.

Vor einiger Zeit sollte ein Neues Testament in arabischer Uebersetzung veröffentlicht werden. Die gestrengen Herren Censoren finden darin auch die Parabel von dem ungerechten Richter und der Wittwe: „Es war ein Richter in einer Stadt, der Gott nicht fürchtete und keinen Menschen scheute" (Luc. 18, 2). Der „Richter" war mit Qaḍi übersetzt. Qaḍi heißt aber auch heute noch in jeder Stadt der Mann, der im Namen des allergnädigsten Sultans Recht spricht. Darum durfte eine so anzügliche Stelle nicht unbeanstandet bleiben. Erst nach langen Verhandlungen gelang es, die Einwilligung zum Drucke zu erlangen; dabei machte einen besondern Eindruck der Hinweis auf die Strafe, welche demjenigen angedroht wird, der etwas dem Worte Gottes hinzufügt oder davon hinwegnimmt (Offb. 22, 18 f.).

Eine fremde Fregatte hatte einen türkischen Hafen besucht und war mit Salutschüssen wieder abgedampft. In einem Zeitungsberichte darüber wurde gesagt, man hätte bei der Abfahrt den Schall der Kanonenschüsse wie das Rollen fernen Donners vernommen. Gegen diesen Kanonendonner argumentirte man nun bei der Censur sehr scharfsinnig also: Selbst die Macht unseres mächtigsten Sultans kann gegen den Donner nichts ausrichten. Die Stärke einer fremden Macht aber wird im Berichte mit einem Donnerwetter verglichen. Eine solche Beschreibung ist also geeignet, bei den unterthänigen Lesern der Zeitung ungünstige Vorstellungen zu erwecken, was unstatthaft ist. Also darf der Ausdruck nicht gebraucht werden — und so wurde er thatsächlich gestrichen. Ein andermal wurde ein interessanter Bericht derselben Zeitung ganz einfach mit dem Bemerken beanstandet, sie bringe immer Nachrichten, die in andern Zeitungen nicht ständen. Als sie später einmal ein Ereigniß aus einer Stadt in England erzählen wollte, wünschte man, sie solle dasselbe lieber über eine Stadt in China berichten: wahrscheinlich, weil man vor England einen ganz absonderlichen Respect hat, namentlich seit den Ereignissen in Aegypten, und ihm deshalb, wo man nur kann, aus dem Wege gehen will.

Vor wenigen Jahren starb der chaldäische Patriarch Abû Jûnân. Die gestrenge Behörde las im Nekrolog seinen Namen: Abû Jûnân (d. h. zu deutsch: Vater der Griechen). Das geht nicht an, einen politisch so verdächtigen Namen zu haben: so mußte der zweite Theil „Jûnân" wegbleiben, und der Patriarch konnte sich mit dem allen Priestern gemeinsamen Namen Abû, „Vater", begnügen!

In einer Grammatik wurde bei den Zeitwörtern nach alter Gewohnheit als Beispiel angeführt: „ich morde, du mordest . . .“ Aber so etwas darf doch im friedlichen Reiche des Halbmondes nicht geschehen; es könnte auf das jugendliche Gemüth der Schüler von schädlichem Einfluß sein. Also mußte ein anderes Beispiel gewählt werden.

In einer Geschichte war von einer Stadt die Rede, von der es hieß, die Moschee sei dem Einsturz nahe. Unmöglich, das Haus Allahs soll einfallen! So etwas zu sagen, ist gegen den ruhmreichen Namen des Allmächtigen und Allbarmherzigen und gegen die Ehre seiner Diener. Also mußte man die einstürzende Moschee in Ruhe lassen.

Wie bei der Aufsicht über Bücher und Schriften, so macht sich derselbe Geist auch bei der Ueberwachung der Grenzen geltend, nur zuweilen in noch unglaublicherer Weise. Was immer in das heilige Reich hinein will, muß sich zuvor eine strenge Untersuchung gefallen lassen, und was nur irgendwie verdächtig erscheint, wird gleich an der Grenze angehalten, damit nur ja nichts die Sicherheit und Ruhe der vom Halbmond beschienenen Unterthanen störe.

Gefährlich könnten zunächst manche Bücher sein, namentlich wenn die hohen Behörden an der Grenze sie nicht verstehen: und so wurde einem armen Missionär sein Brevier und sein Thomas a Kempis von der Zollbehörde confiscirt! Eine Uebersetzung von Scupoli, „Der geistliche Kampf“, mußte offenbar als Anleitung und Aufreizung zum Kriege erscheinen. Daß es sich um einen „geistlichen“ Kampf handeln sollte, war nur eitler Vorwand, um die Behörde zu täuschen. So mußte auch dieses Buch auf dem Zollamt bleiben.

Höchst gefährlich und vom Gesetze strengstens untersagt ist es, Soldaten und Waffen aus fremden Ländern einzuführen: deshalb wurden die für den Spielsaal der Zöglinge eines Collegs bestimmten französischen Soldaten aus Pappe zusamt den Gewehren mit Beschlag belegt.

Auch ein anderes Collegium kam mit demselben Gesetzesparagraphen in schweren Conflict: hatte es doch eine ganze Schachtel voll — Bomben aus Frankreich kommen lassen. Daß dieselben als Kugeln für ein Ballspiel der Zöglinge dienen sollten, war „eitler Vorwand“. Die Nägel, mit denen die Oberfläche der hölzernen Kugeln bedeckt waren, zeigten deutlich die Gefährlichkeit der Dinger, die sicher mit Sprengstoff gefüllt waren: und richtig, da hatte man auch das Zündloch gefunden; jede Kugel war nämlich mit einer kleinen Metallnummer versehen. Schließlich erbot sich der Laienbruder aus dem Collegium, zum Beweise der Harmlosigkeit dieser „Bomben“ eine derselben vor den Augen des Beamten eigenhändig zu zerschlagen. — „Allah, sei uns gnädig, du würdest uns ja alle verderben!“ So war vorderhand nichts anderes zu machen, als auf einen vernünftigern Beamten zu warten.

Die Bombenfurcht veranlaßte auch noch eine andere, langwierige Untersuchung, die erst durch einen Ausspruch der Hohen Pforte selber zur Entscheidung kam. Ein erfinderischer Zuckerfabrikant hatte seinen feinsten Bonbons als Umhüllung eine imitirte Bombe gegeben, die ihren süßen Inhalt auf Wunsch mit Eclat der Gesellschaft spenden sollte. Das war natürlich ein Fall mit ganz erschwerenden Umständen und konnte nicht ungeahndet bleiben. Alle Gegen-

vorstellungen waren erfolglos; um einer nicht unbedeutenden Geldstrafe zu entgehen, wandte sich der Kaufmann mit einer Beschwerde nach Konstantinopel. Aber auch hier nahm man die Sache nicht so leicht. Erst nach langen Untersuchungen und nachdem ein höherer Beamter wegen dieser Sache seinen Abschied genommen, erging von der Hohen Pforte der gnädige Bescheid, daß man derartige „Bomben", die ihrem Inhalte nach ungefährlich seien, die Grenze passiren lassen dürfe. Uebrigens scheinen die Grenzbeamten überhaupt auf Bonbons ein besonderes Auge geworfen zu haben; denn ein anderes Mal wurde eine Sendung „Knallbonbons" beschlagnahmt, weil sie „schon durch ihren Namen als gefährlich erschienen".

Mehr als andere hatte aber ein Professor der Physik und Chemie von den Wächtern der heiligen Grenze zu leiden. Er hatte für sein physikalisches Cabinet einen Phonographen kommen lassen. Jedoch auf dem Zollamte that man ihm kund und zu wissen, daß nach des heiligen ottomanischen Reiches Gesetz Brenn- und Zündstoffe nicht eingeführt werden dürften. „Aber es ist ja ein Phonograph!" — „Einerlei," antwortete man ihm, „alles, was mit Dynamit zu thun hat, ist verboten!" Erst der goldene Schlüssel des Backschisch öffnete auch diesem gefährlichen Instrumente die Thore. Dagegen ließ sich die Einführung des Telephon noch nicht durchsetzen, weil es als „Mittel zu geheimen Verschwörungen" benutzt werden könnte.

Für die Experimente in der Chemie mußten natürlich verschiedene Chemikalien beschafft werden, die im ottomanischen Reiche noch unbekannt waren. Aber bei einer Sendung Nitrobenzin lautete der Bescheid wie beim Phonographen, daß Brenn- und Zündstoffe verboten seien. Denselben Bescheid erhielt der Herr Professor in betreff eines Präparates, das durchaus unverbrennbar und vielmehr die Flammen zu löschen bestimmt war. Umsonst erbot er sich, vor den Augen der Beamten das Experiment zu machen, daß man das Präparat unmöglich verbrennen könne. „Wenigstens die Benennung ist gefährlich," hieß es wiederum; es war nämlich ein den Beamten unverständlicher griechischer Name. Auch hier konnte wieder nur derselbe goldene Schlüssel die verschlossene Pforte öffnen. Für ihre Backschisch-Forderungen glauben übrigens die Beamten darin eine gewisse Berechtigung zu finden, daß sie oft von ihrem Posten gar kein oder doch ein sehr ungenügendes Gehalt beziehen.

Noch manche andere auf Thatsachen beruhende Beispiele ließen sich anführen. Doch das Mitgetheilte dürfte genügen. In der That, es ist ein „kranker Mann", bei dem sich solch bedenkliche Symptome zeigen.

Freiwirtschaft oder Wirtschaftsordnung?

Papst Leo XIII. hat in dem Rundschreiben über die Arbeiterfrage *drei Factoren* bezeichnet, welche zur Lösung dieser Frage zusammenwirken müssen: die *Kirche*, den *Staat*, die unmittelbar betheiligten Personen, *Arbeiter und Arbeitgeber*.

Was aber von der Arbeiterfrage im besondern gilt, das bewahrt auch seine Wahrheit für *die sociale Frage* im allgemeinen.

Man braucht sich nur daran zu erinnern, was denn eigentlich sociale Frage ist, um von der Richtigkeit unserer Behauptung überzeugt zu werden.

Die sociale Frage ist die Frage, welche Mittel anzuwenden sind, um die heutigen socialen Uebelstände zu beseitigen. Diese Mißstände nun bestehen ihrem Wesen nach in der *fortschreitenden Anhäufung des Besitzes* in den Händen weniger und in der entsprechenden, ebenso *voranschreitenden Proletarisirung*[1] der Massen des Volkes.

Das ist das *Wesen* der socialen Mißstände. *Begleiterscheinungen* sind dann noch die aller Humanität, Gerechtigkeit und christlichen Liebe Hohn sprechenden Formen der Ausbeutung, deren Gegenstand die industrielle Arbeiterschaft bislang war, und die gerade der Arbeiterfrage ihren acuten Charakter verliehen hatten.

Welches sind aber die *tiefern Ursachen* der socialen Mißstände, sowohl ihrem Wesen als ihren Begleiterscheinungen nach?

Vor allem der *materialistische* und darum egoistische Zug unserer Zeit. Man hat sogar die Vorstellung von *socialen* Pflichten verloren. Die Habsucht kennt und will keine Grenzen, keine Schranken. Ebendeshalb ist die sociale Frage eine *ethische* und *religiöse* Frage. Ihre Lösung wird nie und nimmer sich vollziehen, wenn nicht die *Kirche*

[1] „Proletarier" sind solche Personen, welche ohne jede sachliche Unterlage ihrer wirtschaftlichen Existenz zur Fristung ihres Lebens ausschließlich auf den Arbeitsverdienst ihrer Hände angewiesen sind.

durch ihren Einfluß, ihre Lehren die Herzen umgestaltet, und diese Herzen sich umgestalten und bilden lassen. Es gibt keinen größern Widerspruch, keinen verantwortungsschwerern Unverstand, als Reformgesetze machen, zugleich aber die Schule der Kirche vorenthalten und die Wirksamkeit der kirchlichen Behörden, Anstalten, Orden auf Schritt und Tritt hemmen wollen. Fürwahr, der moderne Staat züchtet selbst seine Henker. — „Quem Deus perdere vult, dementat."

Die zweite Ursache ist die Auflösung der Gesellschaft. Es gibt keine Gesellschaft mehr, sofern man unter „Gesellschaft" die corporativen Organisationen der Berufsstände versteht. Nur vereinzelte und darum hilflose Atome, allenfalls eine Summe isolirter Vereine innerhalb der verschiedenen Berufsklassen, — dieses Gewirr divergirender Existenzen, die im Kampf ums Dasein sich beengen, sich erdrücken, sich verschlingen, — das ist die Gesellschaft nach liberalem Concept. — Ohne Wiederherstellung der berufsständischen Organisation gibt es keine Lösung der socialen Frage. — Ebendarum hat man die sociale Frage in besonderer Weise eine „gesellschaftliche" genannt, die Frage, wie hier zu helfen sei, auf welche Weise der Wiederaufbau einer fest gefügten Gesellschaft sich ermöglichen lasse. Und dazu genügt nicht die Predigt des Evangeliums, nicht die Förderung oder das Gesetz des Staates, — da müssen auch die Bürger, die Berufsgenossen selbst Hand ans Werk legen, statt in stummer Passivität dem wirtschaftlichen Ruin wie einem unabwendbaren Verhängniß entgegenzusehen.

Die dritte Ursache muß in den Versäumnissen der Staatsgewalt gesucht werden. Sie hat ihrer schweren und wichtigen Aufgabe nicht genügt. Die Autonomie des Individuums, dieser Kern und Stern des Liberalismus, galt ihr als oberster Leitgedanke der Wirtschaftspolitik. So wurde das „laissez faire" gegenüber den Bestrebungen des Reichthums, insbesondere des mobilen Kapitals, zu einem „laissez passer" hinsichtlich der Verarmung, Verelendung, Proletarisirung des Volkes. — Und wiederum ohne einen vollständigen Bruch mit dem theoretischen und praktischen Liberalismus, ohne energisches und zugleich kluges, maßvolles Eingreifen der Staatsgewalt ist eine Gesundung unserer beklagenswerthen Verhältnisse nicht zu erhoffen. Die sociale Frage ist also ebensowohl eine staatliche Frage, eine Frage der staatlichen Wirtschaftspolitik, wie sie als eine ethisch-religiöse und gesellschaftliche sich darstellt[1].

[1] Vgl. Jos. Biederlack S. J., Die sociale Frage (Innsbruck 1895) S. 3 ff.

Gerade mit der staatlichen Wirtschaftspolitik möchten wir uns nun im folgenden beschäftigen.

Zwischen zwei grundverschiedenen Wirtschaftssystemen hat die Staatspolitik heute zu wählen: zwischen der Freiwirtschaft und der rechtlich gebundenen Wirtschaft.

Allerdings müssen wir dankbar anerkennen, daß die Regierungen auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung von dem liberalen, freiwirtschaftlichen Princip sich bereits einigermaßen emancipirten. Allein man ist auf halbem Wege stehen geblieben. Der Arbeiterschutz wurde nicht vollendet. Die an Mängeln reiche, kostspielige und in ihren Leistungen theilweise nicht gerade splendide Arbeiterversicherung aber genügt keineswegs, um die wirtschaftliche Lage der Arbeiter in ausreichender Weise zu verbessern. Insbesondere fehlt es noch an denjenigen Organisationen, welche unter staatlicher Mitwirkung nach dem Vorschlage Leos XIII. bestimmend auf den Lohnvertrag und die Lohnhöhe einwirken sollen. Wenn die Lösung der socialen Frage wesentlich in einer Beschränkung der Proletarisirung des Volkes besteht, so wird man ferner an die Mittel und Wege denken müssen — ebenfalls dem Wunsche des Heiligen Vaters gemäß —, wie wenigstens einem Theil der gewaltigen, bereits proletarisirten Arbeitermasse in dem Eigenthum an Haus und Boden wiederum eine sachliche Unterlage der wirtschaftlichen Existenz verschafft werden könne.

Auch bezüglich der Agrarfrage und der Handwerkerfrage fehlt es an durchgreifenden Maßregeln. Weit entfernt, staatssocialistische Maßregeln billigen zu wollen, glauben wir dennoch, daß die Wirtschaftspolitik mancher Staaten sich ihrer bedeutsamen Aufgaben in gegenwärtiger Zeit noch immer nicht vollauf bewußt ist. Namentlich scheint über das Wesen der socialen Frage und demgemäß über die wichtigsten Ziele der praktischen Wirtschaftspolitik nicht überall die nöthige Klarheit zu herrschen.

Würde man wirklich in der Frage, auf welche Weise der fortschreitenden Accumulation des Besitzes in der Hand weniger Personen und andererseits der ebenso fortschreitenden Proletarisirung der Massen Einhalt zu thun sei, eine der wichtigsten Seiten der socialen Frage erblicken, und würde man demgemäß die Erhaltung der Mittelstände als ein Hauptziel der socialen Reformen betrachten: so bliebe es unverständlich, warum man nicht z. B. dem das Gemeinwohl und die Mittelstände schwer schädigenden speculativen Börsenverkehr, bei dem es nicht auf wirklichen Kauf und Verkauf, sondern lediglich auf den Gewinn von Preis- und

Cursdifferenzen abgesehen ist, schlechterdings den Garaus machen will. Die sogen. „volkswirtschaftlichen“ Vortheile des speculativen Börsenverkehrs: daß derselbe wegen seiner engen Verbindung mit dem effectiven Verkehr den Markt erweitere und die Fähigkeit desselben erhöhe, ein bereitwilliger Geber und Nehmer von Waren zu sein u. dgl. m., — das sind doch im Grunde genommen nur „volkswirtschaftliche“ Phrasen, welche kaum den Laien zu verblüffen im stande wären. Aber selbst zugegeben, der speculative Verkehr habe einigen volkswirtschaftlichen Nutzen, — nun wohl: im Verhältniß zum volkswirtschaftlichen Schaden — Verschiebung und Verwirrung des richtigen Verhältnisses zwischen Production und Consumtion, Verhinderung einer den objectiven Realitäten entsprechenden Preisbildung, vor allem aber das gewaltige Anschwellen des mobilen Kapitals — sind jene angeblichen Vortheile geradezu verschwindend. Hier hilft keine Eintragung der Speculanten ins Börsenregister, keine Aufsichtsführung durch einen besondern Staatscommissar, — nur eines kann da helfen: das Einschreiten der — Criminaljustiz. Es mag ja vom rein privatrechtlichen Standpunkte aus der Abschluß einer Wette, eines Differenzgeschäftes an der Börse unbedenklich erscheinen. Allein was der Speculant seinem Mitcontrahenten nicht schuldet, das schuldet er der Gesamtheit, dem Gemeinwohl. Die Staatsgewalt aber ist ihrerseits befugt, jede Verletzung des Gemeinwohles zu verbieten und unter Strafe zu stellen.

Eine halbe Maßregel ist es ferner, wenn man das Handwerk organisiren will, ohne es gleichzeitig durch den Befähigungsnachweis abzugrenzen. Das Pfuscherthum und der kapitalistische Großbetrieb werden sich innerhalb jener Organisation vorderhand ganz wohl befinden. Namentlich der letztere wird fortfahren, die gelernten Kräfte auszubeuten, die selbständigen Meister an den Hauptplätzen und durch sein Filialsystem auch an kleinern Orten niederzuconcurriren und ins Proletariat hinabzustürzen.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen.

Was ist aber der tiefere Grund, warum die staatliche Wirtschaftspolitik sich bislang mit halben Maßregeln in der Socialreform zufrieden gibt? Nichts anderes als die theils offen theils latent fortdauernde Herrschaft des Liberalismus und der freiwirtschaftlichen Ideen.

Man muß ohne Zweifel, will man gerecht sein, die ungeheure Schwierigkeit anerkennen, welche in dem Uebergang von dem einen Wirtschaftssystem zu einem andern liegt. Vielfach fehlen noch die Vermittlungsglieder für die neuen Formen, und doch darf die Reform nicht sprungweise, sondern sie muß stätig vorangehen.

Gleichwohl hätte mehr geschehen können, und es wäre in der That mehr Reformarbeit geleistet worden, wenn nicht der Liberalismus hemmend und hindernd im Wege stände.

Es dürfte darum wohl an der Zeit sein, vom Standpunkte der christlichen Wissenschaft aus die Unhaltbarkeit der Freiwirtschaft und die Nothwendigkeit einer gesunden Wirtschaftsordnung etwas näher darzulegen.

Die Freiwirtschaft ist ein System, demzufolge jedes einzelne Individuum alle wirtschaftlichen Thätigkeiten — Production, Tausch, Consumtion — absolut frei und unbehindert ausüben kann, ohne dabei einer festen, im Interesse des Gemeinwohles begründeten Ordnung sich einfügen zu müssen. Dabei ist freilich nicht ausgeschlossen, daß jeder unmittelbare, widerrechtliche Eingriff des einen Individuums in die private Rechts- und Vermögenssphäre des andern, z. B. durch Raub, offenen Betrug, Diebstahl u. dgl., verboten bleibt und geahndet wird.

Die gebundene Wirtschaft dagegen als System fordert nicht bloß den Schutz des einzelnen Individuums gegen unbefugte Schädigungen seitens anderer Individuen. Sie besteht vielmehr in einer festen rechtlichen Ordnung des gesamten Wirtschafts- und Erwerbslebens, so zwar, daß diese Ordnung Ziel und Zweck, Norm und Maßstab in der öffentlichen Wohlfahrt und letztlich in dem wahren materiellen Gemeinwohle aller Glieder einer staatlichen Gesellschaft besitzt.

Mit andern Worten: das System der gebundenen Wirtschaft faßt die ökonomischen Bestrebungen der Einzelnen auch unter socialen Gesichtspunkten auf und fordert, daß die engern Eigeninteressen der Gesellschaftsglieder den gemeinsamen Bedürfnissen und Interessen der Gesamtheit sich unterordnen, bezw. daß die Einzelkräfte der Individuen auch zur positiven Verwirklichung der öffentlichen Wohlfahrt harmonisch verbunden werden.

Die Freiwirtschaft aber kennt auf wirtschaftlichem Gebiete nur ein Nebeneinanderbestehen selbstgenügsamer Individuen.

Das Gemeinwohl soll hier aus dem freien Spiel der individuellen Kräfte von selbst entstehen, ist aber nicht das leitende Princip, der praktische Zweck, der durch zielbewußte Beschränkung und Zusammenfassung der Einzelkräfte irgendwie erstrebt wird. Das Individuum bleibt also völlig frei in der Gründung von Unternehmungen jeder Art, ohne daß ein Nachweis persönlicher Befähigung, eine bestimmte Zeit und Art der Vorbildung, die Zugehörigkeit zu einer Berufsgenossenschaft u. dgl.

gefordert würde. Es ist ferner frei in der Herstellung und dem Absatz der Producte. Es kann durch unbedingt freien Vertragsschluß nach Belieben den Preis seiner Waren bestimmen und die Bedingungen stellen bezw. annehmen, unter denen es mit seiner Arbeitskraft sich in den Dienst eines andern Individuums begibt.

Gleichwohl will diese „goldene“ Freiheit uns wenig behagen. Wir behaupten vielmehr, daß die Freiwirtschaft durchaus verwerflich und eine feste Ordnung des wirtschaftlichen Lebens und Strebens unbedingt erforderlich sei.

Diese unsere Behauptung beweisen wir aus der Natur und den Grundlagen wie aus dem Zweck der staatlichen Gesellschaft.

Carey[1] bezeichnet ganz richtig die Association mit dem Mitmenschen als ein Hauptbedürfniß der menschlichen Natur:

„Von den Atomen des Stoffes hat jedes seine unabhängige Existenz; ein Atom Sauerstoff wie ein Sandkorn sind für sich selbst vollkommen. Der alleinstehende Baum trägt dieselben Früchte wie die Bäume, welche in ihren heimischen Hainen bleiben; der Hund, die Katze, das Kaninchen verlieren nichts von ihren Kräften, wenn sie auch vollständig isolirt werden. Nicht so beim Menschen; ihn treibt die Nothwendigkeit, sich seinem Nebenmenschen anzuschließen.“ Das natürliche Bedürfniß und Verlangen der Menschen, durch geselligen Zusammenschluß die Ergänzung ihrer Kraft oder vielmehr ihrer Schwäche zu suchen und die Mittel zur Vervollkommnung ihres Daseins zu finden, vereinigte die Familien zu Stämmen, die Stämme zu Völkern, welche nun als Staaten unter einer höchsten Gewalt die allen gemeinsame zeitliche Wohlfahrt mit vereinter Kraft als Ziel und Zweck ihrer Gemeinschaft in geordneter Weise verfolgen.

Aus dieser Nothwendigkeit einer beständigen Auswechslung von Bedürfnissen und Hilfeleistungen ergibt sich zunächst das Princip der Solidarität, d. i. die Gegenseitigkeit der Interessen als Thatsache und als Pflicht.

Als Thatsache: weil in Wirklichkeit die wechselseitige Ergänzung und Ausgleichung nur möglich wird, wenn es allen gut geht. Nur dann, wenn die Mitbürger einen Ueberfluß von Kraft und Mitteln nach irgend einer Richtung hin besitzen, sind sie im stande, andern zu helfen. Ihr Wohl ist daher die thatsächliche Voraussetzung des Wohles der

[1] H. C. Carey, Lehrbuch der Volkswirtschaft und Socialwissenschaft. Deutsche Ausgabe von Dr. K. Adler (Wien 1870) S. 16 f.

andern, ihr wahres Interesse zugleich das Interesse aller. Es mag geschehen, daß ein Einzelner oder eine ganze Klasse vorübergehend durch Ausbeutung und Unterdrückung anderer ihren Vortheil sucht und zu finden meint. Auf die Dauer aber geht das nicht an. Wer auf Ruinen sein Glück erbaut, der hat auf morschen Grund gebaut. Der schließliche Verlust wird größer sein als der zeitweilige Vortheil.

Als Pflicht: weil die Solidarität in der socialen Natur des Menschen begründet ist und darum natürliches Gottesrecht darstellt. Der Mensch darf nicht allein von seinen egoistischen Trieben sich leiten lassen; er muß sich der Forderung des natürlichen Rechts beugen und seinerseits zur Verwirklichung der Gottesordnung in der Gesellschaft beitragen. Diese Gottesordnung aber verlangt von ihm, daß er bei seinen Bestrebungen Rücksicht nehme auf das Wohl und die Interessen der andern Gesellschaftsglieder.

Das Princip der Solidarität — die Gegenseitigkeit der Interessen — wird in noch helleres Licht gerückt, wenn wir jene beiden Umstände in Betracht ziehen, vermöge deren die Beherrschung der materiellen Welt und die gegenseitige Ergänzung für die Menschen innerhalb der Gesellschaft bedeutend erleichtert und überhaupt ermöglicht wird.

Es sind: die Arbeitsvereinigung und die Arbeitstheilung.

Die Arbeitsvereinigung. Was der Einzelne nicht vermag, das wird erreicht durch die vereinigten Kräfte vieler. Noch mehr, das heutige Geschlecht hilft dem zukünftigen, wie es den vergangenen Generationen einen Theil seiner Kraft zu danken hat. Die eine Generation überliefert der andern ihre Errungenschaften, die äußern Hilfsmittel, welche die Arbeit erleichtern und fördern, sowie die Kenntnisse, welche nothwendig sind, um die übernommenen mechanischen Arbeitsmittel zu erneuern und zu vervollkommnen.

Nicht geringern Vortheil als die Arbeitsvereinigung bietet die in der ganzen Gesellschaft sich vollziehende Arbeitstheilung[1]. Sie besteht darin, daß der Einzelne seine Thätigkeit nur auf einen bestimmten und begrenzten Theil der Güterwelt richtet und die von ihm erzeugten Güter gegen die Producte anderer austauscht. Mag auch das Wort Eisenharts, die ganze ungeheure Bevölkerung der Erde sei nothwendig, um ein Individuum vollkommen zu versorgen, von einer gewissen weltwirtschaftlichen

---

[1] Man unterscheidet die technische Arbeitstheilung in der einzelnen Unternehmung, die berufsmäßige Arbeitstheilung in der ganzen Gesellschaft oder Volkswirtschaft, endlich die internationale Arbeitstheilung in der Weltwirtschaft. Hier ist in erster Linie von der berufsmäßigen Arbeitstheilung die Rede.

Uebertreibung nicht frei sein, so bleibt doch andererseits, gerade mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Arbeitstheilung, wahr, was Cicero [1] behauptet, wenn er sagt, nächst Gott sei für den Menschen der Mensch das nützlichste Wesen. Wäre der einzelne Mensch darauf angewiesen worden, durch eigene Kraftbethätigung alle seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen: er hätte bald entmuthigt die Hände sinken lassen — in Entbehrung und Elend wäre das Menschengeschlecht längst zu Grunde gegangen. Indem aber Gott den Menschen und, wie Bastiat hervorhebt, den Menschen allein, den Vorzug verlieh, füreinander arbeiten zu können, war die Fortdauer unseres Geschlechtes gesichert, zugleich die unentbehrliche Voraussetzung einer aufsteigenden Culturentwicklung gegeben. Die Schwäche des einzelnen Menschen, seine Ergänzungsfähigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit, — gerade sie wurden zum festen Bande, welches die Gesellschaft umschlingt, und darum zur Quelle jener siegreichen Kraft, mit der die Menschheit den Willen ihres allgütigen Schöpfers immer mehr erfüllt: „ut praesit", — daß sie herrsche über die Früchte des Feldes, die Vögel des Himmels, die Fische des Meeres, über alle Schätze und Kräfte der Natur.

Für die volkswirtschaftliche Auffassung ergibt sich nun aus dem Gesagten eine höchst bedeutsame Folgerung.

Die Schilderung des isolirten Daseins eines Robinson Crusoë mag immerhin alle die großen Vortheile, welche dem Menschen aus der ergänzenden Gemeinschaft des socialen Lebens erwachsen, in ein helleres Licht zu rücken im stande sein. Verfehlt jedoch wäre es, unwahr und verderblich zugleich, wollte man aus den anormalen Verhältnissen des auf eine einsame Insel Verschlagenen, überhaupt eines isolirt gedachten Menschen, Schlußfolgerungen ziehen für das Leben des Menschen inmitten der Gesellschaft. Hier ist der Mensch nun einmal nicht isolirt, und gerade das Widerstreben der socialen Natur des Menschen gegen jede Isolirung bildet die natürliche Unterlage, auf welcher die Gesellschaft sich erhebt.

Man wird erwidern, daß auch die Anhänger des freiwirtschaftlichen Systems die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens nicht unterschätzen. Ganz richtig! Der Reichthum eines Rothschild wird nicht auf einsamer Insel erworben. Er hätte ja dort auch keine Bedeutung. Die Frage aber bleibt, ob die Freiwirtschaft die Solidarität, die Gegenseitigkeit der Interessen als erzwingbare Pflicht der Gesellschaftsglieder praktisch hinreichend anerkenne, ob sie eine feste Ordnung wolle, durch welche die der Soli-

[1] De offic. II, cap. 3.

darität widerstrebenden Elemente überwältigt werden. Was die Beantwortung dieser Frage betrifft, so kann ein Zweifel nicht obwalten.

Die Freiwirtschaft verneint jede derartige Ordnung des wirtschaftlichen Lebens.

Indem der liberale Oekonomismus seine Lehrsätze aus der Betrachtung der Tendenzen der menschlichen Naturtriebe ableitet und von der Wirksamkeit der egoistischen Instincte das Heil erwartet, muß sein Ideal nothwendig die „freie Concurrenz" der Individuen sein. Dieser Kampf ums Dasein aber, so behaupten wir, der kein wohlthätiges Ringen des Menschen mit den gewaltigen Kräften der Natur, keinen heilsamen Wetteifer bedeutet, sondern der die Mißachtung fremder Interessen und Bedürfnisse, die Bereicherung auf Kosten und durch Ausbeutung und Ausbeutelung anderer, den Vernichtungskampf des Menschen gegen den Menschen ermöglicht und begünstigt, — kurz, der Kampf ums Dasein genau so, wie die Freiwirtschaft ihn will, — steht im Widerspruche mit der socialen Natur des Menschen, als Thatsache und als Pflicht; er ist darum verwerflich, unnatürlich, unmoralisch.

Noch deutlicher offenbart sich die wissenschaftliche und praktische Unhaltbarkeit der Freiwirtschaft sowie die Nothwendigkeit einer Wirtschaftsordnung, wenn wir unmittelbar das Wesen der staatlichen Gesellschaft und ihren natürlichen Zweck ins Auge fassen.

Das Wort „Gesellschaft" bezeichnet mehr als eine bloße Menge von Individuen. Eine Herde, eine Baumschule, ein Sack Getreide ist noch keine Gesellschaft. Es müssen zunächst vernünftige Wesen jene Menge bilden. Aber auch das genügt nicht. Die bloße Menge vernünftiger Wesen ist noch keine Einheit. Die Einheit aber gehört unbestritten zum Wesen jeder Gesellschaft. Dazu bedarf es eines einigenden Bandes. Welches ist aber jenes einigende Band? Etwa das bloße Zusammenwohnen in einem und demselben Lande oder das Zusammenleben zur selben Zeit? Nein. Es kann Gesellschaften geben, deren Glieder weithin über den Erdkreis zerstreut sind, Gesellschaften, welche moralisch dieselben bleiben, obwohl sie so große Zeiträume umspannen, daß viele Generationen nacheinander ihnen angehören. Wir dürfen also jenes Band der Einheit nicht in Ort und Zeit suchen, sondern in dem, was wirklich zum Wesen der Gesellschaft gehört, ohne welches sie überhaupt nie und nirgends bestehen kann.

Der Umstand, daß nur vernünftige Wesen eine Gesellschaft bilden können, deutet schon darauf hin, daß jenes einigende Band in der Ordnung

des Geistes, der Vernunft, des Willens gefunden wird. Hier aber ist vor allem der gemeinsame Zweck dasjenige Band, welches verschiedene Individuen wirklich zur moralischen Einheit einer Gesellschaft zu verbinden vermag. Ja, jene Einheit des Zweckes erscheint uns für die Gesellschaft so wesentlich, daß kein verständiger Mensch dort noch von einer Gesellschaft reden würde, wo dieses Band nicht vorhanden wäre.

Da nun der Zielpunkt alles menschlichen Strebens nur ein Gut sein kann, so wird auch der von einer Gesellschaft erstrebte Zweck nur ein Gut sein können, hier aber ein gemeinschaftliches Gut, das gemeinschaftlich erstrebt und gemeinschaftlich erreicht werden soll. Die Vereinigung der Absichten führt eben nothwendig zu einer Vereinigung der Kräfte, und je vollkommener und geordneter das sociale Zusammenwirken der Gesellschaftsglieder ist, um so besser und vollkommener wird auch das gemeinsame Gut als Gesellschaftszweck erreicht.

Wenden wir das Gesagte nunmehr auf die staatliche Gesellschaft an.

Der Staat ist eine nothwendige natürliche Gesellschaft. Daraus folgt, daß der Staat auch einen natürlichen, d. i. von der Natur bezeichneten Zweck haben muß, weil eine Gesellschaft ohne Gesellschaftszwecke überhaupt undenkbar ist.

Es ergibt sich daraus aber auch, daß die einzelnen Glieder der staatlichen Gesellschaft, ihrer Stellung und ihren Fähigkeiten entsprechend, zur Verwirklichung dieses Zweckes verpflichtet sind. Denn jener Zweck ist ebenso wie die staatliche Gesellschaft von der Natur, d. i. dem Urheber der Natur, von Gott gewollt, daher eine Vorschrift des natürlichen Rechtes.

Der Zweck muß sodann ein Gut sein, und zwar ein irdisches und äußeres Gut. Ein Gut, weil nur dieses Gegenstand menschlichen Strebens ist; ein irdisches Gut, weil der Staat nicht über diese Erde hinausreicht und darum hier auf Erden seine Aufgabe erfüllen muß; ein äußeres Gut, da der Staat nur über äußere Machtmittel verfügt und das gesellschaftliche Zusammenwirken als solches in der Außenwelt sich vollzieht und darum auch zunächst ein äußeres Gut als Zweck verfolgt.

Es muß ferner ein Gut sein, das von dem Individuum und der Familie nicht oder nicht in gehöriger Weise erreicht wird. Würden Individuum und Familie auch ohne den Staat jenes Gut erlangen können, dann wäre der Staat überflüssig. Der Gesellschaftszweck des Staates muß also in einer Ergänzung der Individuen und Familien, d. h. in einem Gute oder in einem Inbegriff von Gütern

gesucht werden, welcher mit den Kräften und Fähigkeiten der isolirten Familien und Individuen nicht erreicht werden kann.

Das Gut, welches den Zweck der staatlichen Gesellschaft bildet, muß endlich ein Gut aller Gesellschaftsglieder, ein gemeinschaftliches Gut sein. Das erfordert das Wesen jeder Gesellschaft. Man würde es für unvernünftig und widersinnig halten, einer Gesellschaft beizutreten, wenn man nicht theilhaben könnte an dem Ziel und Zweck der Gesellschaft. Noch weniger aber wird der Urheber der Natur die Menschen zur Gründung der staatlichen Gesellschaft und zur Theilnahme an ihr verpflichtet haben, ohne zugleich allen, die zu dieser Theilnahme verpflichtet sind, d. h. allen Bürgern, das Recht zu gewähren, auch theilzuhaben an dem Gesellschaftszwecke, dem Gesellschaftsgute.

Welcher Art ist nun jenes äußere, irdische, allen Gesellschaftsgliedern gemeinsame Gut, das von den isolirten Familien und Individuen nicht erlangt werden kann? Ist es die Existenz des Staates, seine Erhaltung, seine Vervollkommnung? Nein; denn keine Gesellschaft existirt zu dem bloßen Zwecke, um zu existiren oder vollkommen zu existiren.

Existenz, Erhaltung, Kräftigung, Vervollkommnung des Staates verhalten sich zum Staatszwecke als bloßes Mittel. Sie bilden die nothwendige Voraussetzung und Bedingung des gesellschaftlichen Strebens nach dem allen Gesellschaftsgliedern gemeinschaftlichen Gute, welches den eigentlichen Socialzweck des Staates ausmacht.

Wir werden also das Gut, welches den wahren Zweck der staatlichen Gesellschaft bildet, nicht in der politischen, sondern in der bürgerlichen Ordnung zu suchen haben, — nicht in dem, was der Staat thut, um seine Existenz, seine Einheit, seine Wirksamkeit zu erhalten und zu entfalten, sondern unmittelbar in dem Besten der Gesamtheit der Gesellschaftsglieder.

Von höchster Bedeutung für die gesamte Staatswissenschaft ist es nun rücksichtlich des Strebens nach der irdischen äußern Wohlfahrt der Gesellschaftsglieder, die Sphäre der öffentlichen, staatlichen Thätigkeit von der Sphäre der privaten Thätigkeit der einzelnen Bürger und der engern gesellschaftlichen Verbände klar und scharf zu unterscheiden. Beide Gruppen von Thätigkeiten streben die zeitliche Wohlfahrt der Bürger als Ziel an, aber in sehr verschiedener Art und Weise: die private Thätigkeit unmittelbar das Privatwohl der in Betracht kommenden Personen; die öffentliche Thätigkeit unmittelbar die allen gemeinsame öffentliche Wohlfahrt und bloß mittelbar die Privatwohlfahrt der Einzelnen.

Wie aber das öffentliche Recht nicht durch die Summe aller Privatrechte der Gesellschaftsglieder gebildet wird, so ist auch die öffentliche Wohlfahrt keineswegs gleichbedeutend mit der Summe des Privatwohles aller Staatsmitglieder, unterscheidet sich vielmehr wesentlich davon.

Das Privatwohl ist ein privater Zustand der einzelnen Personen und Familien und darum je nach dem Charakter, dem Stande, dem Alter und den sonstigen besondern Verhältnissen der Individuen und Familien gänzlich verschieden.

Die öffentliche Wohlfahrt ist ein gemeinsamer Zustand aller Gesellschaftsglieder. Eine Bevorzugung im Hinblick auf den Gebrauch der Gesellschaftsgüter kann nur derjenige mit Recht beanspruchen, der wegen seiner besondern Stellung, d. i. wegen besonderer Verdienste um die Gesellschaft, specielle Ansprüche erheben darf. Sofern aber nur die allgemeine Eigenschaft, Gesellschaftsglied zu sein, in Betracht kommt, stehen alle Glieder mit Bezug auf Benutzung der Gesellschaftsgüter gleich. Alle haben das gleiche Recht; allen soll auch, soweit dies überhaupt sich erreichen läßt, die Möglichkeit eröffnet werden, an den gemeinsamen Gesellschaftsgütern ihrerseits theilzunehmen. Ob sie thatsächlich und in welchem Maße sie daran theilnehmen wollen, das ist ihre private Angelegenheit. Gezwungen zur Theilnahme kann der Einzelne nur dann werden, wenn die willkürliche Selbstausschließung von den Gesellschaftsgütern die Verletzung fremder Rechte, sei es einzelner Personen oder der Gesamtheit, zur Folge hätte.

Das eigene Privatwohl zu verwirklichen sodann ist Sache der Privaten. Jeder muß zunächst für sich selbst sorgen. Der Staat soll seinen Gliedern jene Güter darbieten, welche die isolirten Individuen und Familien mit ihren eigenen Kräften nicht erlangen können. Aber es widerspricht seiner natürlichen Aufgabe, den Gesellschaftsgliedern — wie der Socialismus es will — die Sorge für das abzunehmen, was den naturgemäßen Gegenstand ihres eigenen Strebens bildet und mit ihren eigenen Kräften erlangt werden kann. Der Einzelne wird daher insbesondere nicht vom Staate erwarten dürfen, daß dieser ihm Arbeit, Kost und Wohnung gebe.

Wenn ferner der Staat die unmittelbare, positive Sorge für das Privatwohl der Gesellschaftsglieder übernehmen, d. h. unmittelbar für jedes Individuum und für jede Familie einen Zustand verwirklichen wollte, in welchem jeder alles besäße, was er in seinen besondern Verhältnissen vernünftigerweise bedarf, so wäre damit dem Staate eine so

gewaltige Aufgabe zugetheilt, daß dieselbe in der Praxis gar schnell als unausführbar sich erweisen müßte.

Endlich widerspräche es auch der bürgerlichen Freiheit, wollte der Staat die directe und positive Fürsorge für das Privatwohl der einzelnen Bürger als seine Aufgabe betrachten. Er müßte dann folgerichtig das ganze Privatleben der Einzelnen genau überwachen, Kleidung, Nahrung, Wohnung u. s. w. regeln, weil von all diesem die Privatwohlfahrt abhängt. Das wäre aber eine geradezu unerträgliche Bevormundung.

„Der Staat hat nicht den Zweck," sagt Cathrein[1], „jedes einzelne Glied direct und unmittelbar glücklich zu machen — jeder ist seines eigenen Glückes Schmied —; er soll bloß einen gesellschaftlichen Zustand herbeiführen, der es einem jeden seiner Glieder ermöglicht, durch eigene, freie Thätigkeit das zu seinem irdischen Wohl Nothwendige zu erwerben, soweit dies hienieden nach Verhältniß der Umstände geschehen kann."

Der Zweck der staatlichen Gesellschaft besteht somit nur in der Herstellung, Bewahrung und Vervollkommnung jener Bedingungen und Einrichtungen, durch welche allen Gliedern die Möglichkeit geboten wird, frei und selbständig ihr wahres irdisches Wohl zu erreichen.

Jene Möglichkeit ist also das allen Gliedern gemeinsame Gut, welches den Socialzweck des Staates bildet.

Wenn wir die positive Erstrebung der Privatwohlfahrt den unmittelbaren Zweck des privaten Lebens und Strebens, nicht aber des Staates nennen, so soll damit keineswegs jede Beziehung des Staatszweckes zur Privatwohlfahrt geläugnet werden. Im Gegentheil ist die öffentliche Wohlfahrt ein Mittel zur Privatwohlfahrt und diese selbst darum der mittelbare Zweck der staatlichen Gesellschaft[2]. Denn wozu anders werden die gesellschaftlichen Güter den Bürgern dargeboten als zu dem Zwecke, daß sie nun auch von der ihnen gewährten Möglichkeit, ihr Privatwohl in gesicherter und besserer Weise zu erstreben, thatsächlichen Gebrauch machen? Beachtet man das mächtige Verlangen des Menschen nach seinem eigenen Wohl, so wird man auch nicht bezweifeln können, daß dort, wo der Staat seinen Zweck wirklich erfüllen kann und erfüllt, wo demnach durch Theilnahme an den öffentlich dargebotenen Gütern für jeden Bürger die Möglichkeit besteht, wenigstens die

[1] Moralphilosophie II, 436.

[2] Vgl. Costa-Rossetti S. J., Philosophia moralis. Editio altera (Oeniponte 1886) p. 520 sqq.

niedrigste Stufe der Privatwohlfahrt zu erringen, die Verarmung ganzer Klassen, die Verelendung großer Massen thatsächlich ausgeschlossen bleibt.

Man kann nun jene Bedingungen und Einrichtungen, in denen die öffentliche Wohlfahrt besteht, auf zwei Klassen zurückführen, indem man sie unter dem doppelten Gesichtspunkte des Schutzes und der Hilfe zusammenfaßt. Es ist das keineswegs eine willkürliche Eintheilung. Wir brauchen uns vielmehr bloß an das zu erinnern, was den Menschen in die Gesellschaft treibt, an das natürliche Bedürfniß nach Sicherheit und Ergänzung seiner Kraft, dessen Befriedigung er in der Gesellschaft sucht und suchen muß, kurz, an die naturrechtliche Begründung von der Nothwendigkeit der Gesellschaft, um sofort zu erkennen, daß Schutz und Hilfe in Wirklichkeit die eigentlichen und letzten Zwecke sind, um derentwillen der Mensch dem Staate angehören und andererseits dieser als eine natürliche Gesellschaftsform gelten muß.

Die staatliche Gesellschaft soll Hilfe gewähren in allen Dingen, in welchen die öffentliche Wohlfahrt diese Hilfe fordert, sei es, daß derartige Dinge ihrer Natur nach die sociale Zusammenfassung aller Kräfte voraussetzen, sei es, daß besondere Verhältnisse eine Ergänzung der unzureichenden Kräfte der Bürger als nöthig und zweckmäßig erscheinen lassen.

Der Staat muß sodann Schutz gewähren, und zwar zunächst jedem einzelnen Bürger, jeder einzelnen Familie, jeder einzelnen Corporation Schutz bieten gegen jedwede Vergewaltigung und unbefugte Verletzung ihrer natürlichen und erworbenen Rechte.

Hiermit aber hat der Staat seiner Schutzpflicht noch keineswegs genügt. Er muß auch der Gesamtheit der Bürger und Stände Schutz verleihen gegenüber den egoistischen Bestrebungen einzelner, soweit dieselben mit dem Wohle aller andern Gesellschafts- oder Standesglieder unvereinbar sind.

Das folgt schon aus dem Begriff der öffentlichen Wohlfahrt als Staatszweckes. Denn wenn die öffentliche Wohlfahrt in der Möglichkeit für alle Gesellschaftsglieder, frei und selbständig ihr wahres irdisches Glück zu erstreben, besteht, so gehört es folgerichtig zum Zwecke der staatlichen Gesellschaft, alle Hindernisse zu beseitigen, welche, wie nun einmal die gefallene Menschennatur ist, aus dem Egoismus einzelner entstehend, die Allgemeinheit jener Möglichkeit in Frage stellen können und werden. Der Staat aber hat das Recht und die Pflicht, seinen Zweck, soweit dies thunlich, ganz und vollkommen zu verwirklichen und ebendarum gegen den privatwirtschaftlichen Egoismus Front zu machen. Man mag mit uns der Ueberzeugung sein, daß infolge der Erbsünde die innere Harmonie

des menschlichen Daseins zerrissen wurde, oder man mag die Lehre von der Erbschuld als „unwissenschaftlich" zurückweisen wollen, — die Thatsache der Verheerungen, welche die entfesselte Habsucht, der frei wirkende Egoismus in der Gesellschaft anzurichten pflegt und heute wiederum angerichtet hat, wird auch vor dem blödesten Auge sich nicht verbergen können. Den einzelnen Bürgern andererseits liegt die Rechtspflicht ob, in ihren privaten Bestrebungen diejenigen Schranken sich gefallen zu lassen, durch welche die öffentliche, allen gemeinsame Wohlfahrt bedingt wird, weil auch sie verpflichtet sind, der Erreichung des Zweckes der staatlichen Gesellschaft keine Hindernisse in den Weg zu legen.

Hieraus ergibt sich aber sonnenklar, daß gerade die positive Rechtsordnung, welche die vornehmlichste derjenigen Bedingungen und Veranstaltungen bildet, deren Herstellung, Erhaltung und Vervollkommnung wir oben als Staatszweck bezeichneten, sich keineswegs damit begnügen darf, unmittelbare und unbefugte Eingriffe in die private Rechtssphäre zu verhindern. Vielmehr ist es nicht minder wesentliche Aufgabe der staatlichen Rechtsordnung, die öffentliche Wohlfahrt, das Wohl der Gesamtheit gegen den Egoismus auf materiellem und wirtschaftlichem Gebiete zu schützen.

Die staatliche positive Rechtsordnung muß also dafür sorgen, daß alle privatwirtschaftlichen Bestrebungen in einer Weise und Ordnung sich vollziehen, daß dadurch den berechtigten Bestrebungen anderer Bürger, Familien und Stände genügender Raum gelassen wird, — daß die Einzelnen ihr Privatwohl fördern, ohne dadurch das Wohl anderer zu verhindern oder zu untergraben, — daß wirklich allen Bürgern, Familien, Ständen die Möglichkeit werde und bleibe, durch geordnete Bethätigung der eigenen Kräfte ihre zeitliche Wohlfahrt zu erringen. Kurz, es genügt für die staatliche Rechtsordnung nicht, wenn sie den Besitz und die „freie" Thätigkeit der einzelnen Privaten schützt; sie muß überdies, in Ausübung ihrer Schutzpflicht gegenüber dem Ganzen der Gesellschaft, die wirtschaftliche Erwerbsthätigkeit und den Gebrauch des Erworbenen ordnen, — nicht durch bevormundende Eingriffe in die persönliche Freiheit, sondern durch allgemeine Rechtssätze, durch eine der ausgleichenden sowohl wie der allgemeinen socialen Gerechtigkeit entsprechende gesetzliche Eigenthums-, Erwerbs- und Wirtschaftsordnung.

Verlangt die Socialpolitik heutzutage eine Wiederherstellung der christlichen Gesellschaftsordnung, so denkt sie dabei nicht bloß an den Aufbau der berufsgenossenschaftlichen Organisation auf christ-

licher Grundlage, sondern überdies gerade an jene Eigenthums-, Erwerbs- und Wirtschaftsordnung; sie bildet den Mittelpunkt der Gesellschaftsordnung, und durch sie werden auch die Beziehungen der Staatsbürger zu einander auf dem wichtigen Gebiete des Eigenthums- und Erwerbslebens in einer dem natürlichen Rechte und den Grundsätzen des Christenthums entsprechenden Weise geregelt.

Wenn also die Wirtschaftsordnung sich als wesentlichen Bestandtheil einer gesunden, dem natürlichen Staatszwecke entsprechenden positiven Rechtsordnung darstellt, wenn es ferner die Aufgabe dieser Wirtschaftsordnung ist, die privaten Bestrebungen der einzelnen Bürger, Familien, Corporationen und Stände mit dem Wohle der Gesamtheit in Einklang zu bringen, — dann ist ohne Zweifel die Freiwirtschaft als System gerichtet. Zwar kennt diese den für alle einzelnen Gesellschaftsglieder gleichen Zweck der eigenen Wohlfahrt; aber sie weiß nichts von der Wohlfahrt als einem gemeinschaftlichen Zweck der ganzen Gesellschaft. Es fehlt ihr die Idee der öffentlichen Wohlfahrt als Gesellschaftszweckes! Das wirtschaftliche Leben soll vielmehr der unbehinderten Selbstgestaltung und Selbstentwicklung überlassen werden, ohne daß der Wirksamkeit des privaten Eigennutzes irgendwelche Schranken öffentlich-rechtlicher Natur gesetzt wären, und ohne daß der Einzelne in seinem Streben nach eigenem Vortheil dem gemeinschaftlichen Gesellschaftszwecke sich unterzuordnen brauchte.

Während man von der Gesellschaft noch redet, hat sie aufgehört zu existiren. Individuen existiren neben Individuen wie die Sandkörner im Sandhaufen. Jeder Einzelne darf mit seinem persönlichen und sachlichen Können frei, unbehindert schalten und walten. Keine eigentlich „socialen" Beziehungen gibt es mehr, es sei denn, daß man die Beziehung zwischen Hammer und Amboß, zwischen Räuber und Beraubten „sociale" Beziehungen nennen wollte. Keinen höhern Zweck des gesellschaftlichen Lebens kennt man außer dem einen, daß das Zusammenleben dem Stärkern die willkommene Gelegenheit bietet, den Schwächern zu überwältigen und auszubeuten.

Die Vertreter des freiwirtschaftlichen Systems lieben es, auf die großen Vortheile des Wettbewerbes, der Concurrenz, hinzuweisen.

Gewiß, Concurrenz ist gut; aber es handelt sich hier um die freie Concurrenz, — und diese ist vom Uebel.

„Concurrenz" bedeutet Wettlauf, Wetteifer. Der Wetteifer aber ist überall am Platze, in der Schule, im Heere, in der Werkstatt, im

Verkehr. Er befördert den Fortschritt im technischen Productionsprocesse und in der Art der Producte, steigert den Arbeitsfleiß, führt zur höchsten Anspannung der Kräfte. Würde jeder Producent von dem Grundsatze ausgehen: „An Güte, Solidität und Schönheit der Arbeit darf es mir niemand zuvorthun" — so dürfte niemand, am wenigsten die Consumenten, etwas dagegen einzuwenden haben.

Die „freie Concurrenz" aber, welche jede der Arbeit, dem Grundeigenthum, dem mobilen Kapital, dem Betrieb, dem Markte gezogene Schranke aufhebt, jedes Eingreifen des Staates in wirtschaftliche Angelegenheiten abweist, keine öffentlich-rechtliche und durch gesellschaftliche Organisation gestützte Wirtschaftsordnung duldet: diese freie Concurrenz ist verwerflich, unter welchem Gesichtspunkte man immer sie betrachten mag.

Sie ist kein Wetteifer, kein Wettbewerb mehr, sondern bloß der Deckmantel des häßlichsten Eigennutzes, ein brutaler Kampf aller gegen alle, ein Krieg auf Leben und Tod. Jeder Mitbewerber gilt hier als Feind, den man verderben muß, damit man allein den Platz behaupte.

Alle Vortheile, welche man der freien Concurrenz zugeschrieben hat, können entweder von einer corporativ organisirten Gesellschaft mit fester Wirtschaftsordnung ebensogut erreicht werden, oder sie sind überhaupt keine Vortheile für das Ganze der Gesellschaft, sondern lediglich Bereicherungsmittel des Einzelnen, eine Vorbedingung für die freie Entfaltung des mobilen Kapitals.

Oder war denn etwa zur Blüthezeit der Zünfte die Production eine „unwirtschaftliche"? Wurde nicht auch damals, und wohl noch mehr als heute, auf gute und billige Ware gesehen? Ist jene Anspannung der Kräfte, soweit sie für die Gesellschaft und für den einzelnen als gut gelten kann, ist sie eine Errungenschaft der Neuzeit? Und bedarf es dazu des heutigen Verzweiflungskampfes mit mächtigen Concurrenten?

Allerdings kannte man ehedem die sogen. „Freiheit" des Grundeigenthums und mobilen Kapitals, des Betriebes und des Marktes nicht. Aber dafür kannte man etwas anderes, was man bei den heutigen Nationen meist vergebens sucht: den allgemeinen Wohlstand des Volkes.

Hic Rhodus! Ist die Production in sich und ihre Steigerung, die unbehinderte Bereicherung des Einzelnen, der absolute Nationalreichthum Ziel der Volkswirtschaft, nun wohl, dann haben diejenigen recht, welche die freie Concurrenz auf ihre Fahne geschrieben. Ist aber das nationale Gemeinwohl das Ziel, dann muß die freie Concurrenz auf das entschiedenste verworfen werden.

„Divitiarum in exiguo numero affluentia, in multitudine inopia," — das bezeichnet Leo XIII. in der Encyklika Rerum novarum als den Hauptschaden der heutigen Zeit, als das Wesen der sogen. socialen Frage. Und welches ist die Ursache dieses Schadens? Nichts anderes als die freie Concurrenz mit ihrer principiellen Unterlage.

Wir finden eine Bestätigung hierfür in den Worten des bekannten Nationalökonomen Adolf Wagner. Als verderbliche aber nothwendige Folgen der freien Concurrenz hebt derselbe hervor:

Erstens: den Sieg der begabtern Elemente, der vielfach nur um den Preis großer materieller, socialer und moralischer Schädigung der Masse der Bevölkerung erfolgt, schließlich aber mit dem factischen Monopol einiger wenigen endigt, — genau nach darwinistischem Recept: the survival of the fittest!

Zweitens: den Sieg der gewissenlosern Elemente, welche die ihnen günstigen ökonomischen Verhältnisse rücksichtsloser ausbeuten. Dabei werden diese Elemente noch schlechter, als sie bereits waren.

Drittens: den Sieg des Großbetriebes über den Kleinbetrieb, besonders in der Industrie. Die Folge ist: Abnahme der ökonomisch und social selbständigen Personen, große und dauernde Ungleichheit der ökonomischen und socialen Lage, des Bildungsstandes, ein schroffer Gegensatz der Interessen, eine feindliche Spannung zwischen den Bürgern desselben Volkes [1].

Und was hat erst die Freiwirtschaft aus dem Arbeiterstande gemacht? Die freie Concurrenz veranlaßte die Unternehmer, möglichst billig zu produciren und daher oftmals die Aufwendungen für die industriellen Arbeiter an Lohn, gesundheitlichen Schutzmitteln in der Fabrik u. s. w. — in geradezu empörender Weise zu beschränken. Andererseits gab sich eine durch den Liberalismus genährte Gewissenlosigkeit dazu her, sich über jede durch das Christenthum, die Moral, das natürliche Rechtsgefühl, die Menschlichkeit gebotene Rücksicht gegenüber dem dienenden Menschenmaterial hinwegzusetzen, die Nothlage des Arbeiters, der als besitzloser Proletarier sich den schmachvollsten Bedingungen im „freien" Arbeitsvertrage unterwerfen mußte, schamlos auszubeuten, sogar die schwachen und die billigen Kräfte des Weibes und des Kindes zur eigenen Bereicherung zu mißbrauchen, schließlich den durch übermäßig

---

[1] Wagner, Allgemeine und theoretische Volkswirtschaftslehre. Erster Theil: Grundlegung. 2. Aufl. (Leipzig und Heidelberg 1879) S. 243 ff.

lange Arbeitszeit aufgebrauchten und bei Hungerlöhnen verderbenden Arbeiter seinem Elende, bezw. der Armenverwaltung zur geneigten Verpflegung auf allgemeine Kosten zu überlassen. — Und solchen Orgien des freiwirtschaftlichen Liberalismus mußte der ebenfalls liberale Staat mit verschränkten Armen zuschauen! So verlangte es die liberale Wissenschaft, der liberale Oekonomismus. Er mußte es dulden, daß der Mensch wie eine Ware tarirt und behandelt wurde, nur mit etwas weniger Vorsicht, da jede neue Erfindung, jeder technische Fortschritt zahlreiche Arbeitskräfte „freisetzte", die „industrielle Reservearmee" vermehrte und immer wieder billige „Hände" in überflüssiger Menge zur Verfügung stellte.

Mit Abscheu wendet man sich von jenen Tyrannen des Heidenthums weg, die Tausende von Menschen zur eigenen Bereicherung oder Belustigung dem Tode weihten. Die Geschichte kennt furchtbare Kriege und Raubzüge, welche Berge von Leichen aufthürmten. Aber wenn heute die zahllosen Arbeiter, Arbeiterfrauen und Kinder, welche dem liberalen Wirtschaftssystem in langsamem qualvollen Leiden zum Opfer fielen, wenn sie alle aus ihren Gräbern hervorgehen und zur großen Heerschau sich versammeln könnten: die Welt würde mit Entsetzen und Grauen erkennen, was für ein Geselle der von freimaurerischen Humanitätsphrasen triefende Liberalismus gewesen ist und — soviel an ihm liegt — heute noch sein möchte.

Bedarf es noch des Nachweises, daß die naturalistische Freiwirtschaft, wie in ihren Folgen, so auch ihrem innersten Kern nach, ein durch und durch *unsittliches* System ist? — Schreibt sie ja doch dem einzelnen Menschen eine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu, die derselbe nicht hat und niemals haben kann, eine Unabhängigkeit von jedem *über* dem Menschen und der Menschheit stehenden Herrn, eine Autonomie, welche den Menschen der von *Gott* gewollten *Gesellschaftsordnung* eben dadurch entrückt, daß sie ihn loslöst von der *sittlichen Weltordnung*.

Die unbegrenzte Freiheit, welche keine andern Gesetze kennt als die Forderungen egoistischer Naturtriebe oder aus dem fingirten „Gesellschaftsvertrage" übernommene „Pflichten", sie ist nicht mehr und nicht weniger als — der *Abfall von Gott*.

Heinrich Pesch S. J.

Structurchemie und Stereochemie.

(Schluß.)

III. Stereochemische Anschauungen[1].

1. Die durch die Fruchtbarkeit der structurchemischen Anschauung angeregten ausgedehnten Untersuchungen ergeben bald, daß eine nicht geringe Anzahl von Isomeren existirt, welche die üblichen Structurformeln weder voraussehen lassen, noch auszudrücken erlauben. Die Isomere dieser Art haben, wenn eine Aethylenbindung in ihnen nicht vorkommt, das miteinander gemein, daß sie in chemischer Beziehung sich vollständig gleich verhalten und daß ihre physikalischen Eigenschaften, mit Ausnahme der optischen, ebenfalls eine auffallende Uebereinstimmung zeigen. So gibt es z. B. drei verschiedene Milchsäuren, denen allen die Structurformel $CH_3 \cdot CH(OH) \cdot CO_2H$ zukommt, von denen eine, die sogen. Fleischmilchsäure, die Polarisationsebene nach rechts, eine andere dieselbe nach links dreht, während die dritte, die gewöhnliche oder Gärungsmilchsäure, die Polarisationsebene nicht dreht oder optisch inactiv ist. Ebenso gibt es vier verschiedene Weinsäuren, welche alle nur durch die eine Structurformel $\begin{array}{c} CO_2H \cdot CH \cdot OH \\ | \\ CO_2H \cdot CH \cdot OH \end{array}$ ausgedrückt werden können; eine derselben dreht die Polarisationsebene nach rechts, eine andere dreht sie nach links, die dritte und vierte sind beide optisch inactiv, aber eine derselben **kann** und die andere **kann nicht** in die beiden activen Formen gespalten werden. Andere Beispiele dieser Art existiren in großer Anzahl[2].

2. Zum bessern Verständniß unserer weitern Erörterungen dürfte es nicht überflüssig sein, den Begriff der optischen Activität in seinen Hauptzügen klarzulegen. Während im gewöhnlichen Lichtstrahle die transversalen Schwingungen der Aethertheilchen nach allen Richtungen um den Strahl herum stattfinden, erfolgen sie in einem polarisirten Lichtstrahle nur in **einer** durch den Strahl gelegten Ebene.

---

[1] Vgl. J. H. van 't Hoff, Die Lagerung der Atome im Raume. 2. Aufl. 1894. Eine Darstellung der historischen Entwicklung der Stereochemie findet man in C. A. Bischoff, Handbuch der Stereochemie (1894).

[2] Vgl. C. A. Bischoff a. a. O. „Specieller Theil".

Die Ebene, in welcher die Theilchen im polarisirten Strahle schwingen, heißt „Schwingungsebene“, die auf ihr senkrecht stehende Ebene aber die „Polarisationsebene“. Der polarisirte Lichtstrahl verhält sich daher nicht mehr wie der gewöhnliche rings um seine Fortpflanzungsrichtung gleichartig, sondern zeigt in zwei bestimmten Richtungen, welche senkrecht aufeinander stehen, ein gegensätzliches Verhalten. Ein Kalkspathkrystall zerlegt bekanntlich einen gewöhnlichen Lichtstrahl in zwei, den ordentlich und den außerordentlich gebrochenen Strahl, welche beide polarisirt sind, deren Schwingungen aber in zwei um 90° gegeneinander gedrehten Ebenen liegen. Dieses ist der Grund, weshalb sich der Kalk- oder Doppelspath ganz besonders zum Studium der Polarisationserscheinungen eignet. Zu diesem Ende ist es am zweckdienlichsten, einen der beiden Strahlen, nämlich den ordentlich gebrochenen, wegzuschaffen. Dieses geschieht am vollkommensten durch das Nicolsche Kalkspathprisma. Dasselbe besteht aus zwei Theilen, welche so aus einem Doppelspath geschnitten sind, daß die Schnittebene von einer stumpfen Kante des Kalkspathrhomboeders zu der diagonal gegenüberliegenden Kante hindurchgeht. Beide Stücke sind in ihrer frühern Lage mit Canadabalsam aufeinander gekittet. Die Strahlen, welche auf der einen Seite des Prismas auffallen, werden in zwei Theile, in den gewöhnlichen und den außergewöhnlichen zerlegt. Die gewöhnlichen Strahlen werden alle an der Balsamschicht am Durchgang gehindert, und nur die außergewöhnlichen Strahlen, welche alle in Ebenen parallel zum sogen. Hauptschnitt des Krystalls schwingen, treten auf der andern Seite des Prismas wieder aus. Werden nun diese Strahlen von einem zweiten Nicol aufgefangen, so werden sie nicht wie gewöhnliche Lichtstrahlen zerlegt, sondern nur schwach gebrochen, vorausgesetzt daß die Hauptschnitte der beiden Prismen einander parallel sind. Wenn dagegen die Hauptschnittsebene des zweiten Prismas auf derjenigen des ersten senkrecht steht, so wird der polarisirte Strahl ausgelöscht, und das Gesichtsfeld erscheint dunkel. In allen Zwischenfällen nähert sich die Lichtintensität des aus dem zweiten Prisma austretenden Strahles dem Maximum oder Minimum um so mehr, je kleiner oder je größer der Winkel ist, welchen die Hauptschnittsebenen der beiden Nicol miteinander machen.

Alle Körper, welche wie Luft und Wasser den durch das erste Prisma polarisirten Lichtstrahl nicht ändern, sind „optisch inactiv“; diejenigen, welche denselben beeinflussen, sind „optisch activ“. Zur Untersuchung der hier in Betracht kommenden Körper auf ihre optische Activität dient ein Polarisationsapparat, dessen Construction im wesentlichen die folgende ist.

Zwei Nicolsche Prismen sind durch einen Messingstab so miteinander verbunden, daß das eine (Objectiv) fest, das andere (Ocular) in der Achse einer in Grade, Minuten und Sekunden getheilten Scheibe drehbar ist, und daß zwischen beide eine beiderseits durch Glasplatten verschlossene Röhre mit der betreffenden Substanz eingeschaltet werden kann. Die graduirte Scheibe ist so mit dem Ocularnicol verbunden, daß der Index auf dem Nullpunkte steht, wenn das Gesichtsfeld beim Gebrauch einer mit Luft gefüllten Röhre am dunkelsten erscheint. Offenbar wird ein zweites Dunkelheitsmaximum erhalten, wenn der Index auf 180° steht, während zwei Helligkeitsmaxima sich für 90° und 270° ergeben. Diese Maxima nun können nicht dislocirt werden, wenn statt der Luftröhre solche mit optisch inactiven Körpern zwischen die beiden Prismen eingeschaltet werden. Verschieben sich dieselben nach der einen oder andern Seite, so sind die eingeschalteten Substanzen optisch activ. So erscheint z. B., wenn die Röhre mit einer Lösung von Rohrzucker gefüllt ist, das Gesichtsfeld noch hell, wenn der Index auf 0° oder 180° steht, und es wird ein Dunkelheitsmaximum erst erzeugt, wenn das Ocularnicol um einen bestimmten Winkel (Rotationswinkel) nach rechts gedreht wird; beim Einschalten einer Röhre mit Fruchtzuckerlösung hingegen muß das Ocularnicol vom Nullpunkte aus um einen bestimmten Winkel nach links gedreht werden, will man das Dunkelheitsmaximum erhalten.

3. Landolt[1] theilt optisch active Körper in zwei Klassen: 1) solche Körper, welche die Polarisationsebene nur im krystallinischen Zustande drehen und diese Eigenschaft im amorphen Zustande, gleichviel ob derselbe durch Lösung oder Schmelzung erhalten wurde, nicht besitzen; 2) solche Körper, welche die Polarisationsebene im gelösten und daher amorphen Zustande drehen. Dieselben sind ausschließlich Kohlenstoffverbindungen und besitzen diese Eigenschaft auch, wenn sie aus dem krystallinischen in den amorphen festen Zustand übergeführt worden sind. Außerdem gibt es noch einige wenige Kohlenstoffverbindungen, welche sowohl im krystallinischen als im amorphen Zustande Circularpolarisation zeigen.

In den Körpern der ersten Klasse hängt die optische Activität offenbar mit der krystallinischen Structur derselben zusammen; da demnach die Ursache dieser Eigenschaft physikalischer Natur ist, so fallen dieselben außerhalb des Bereiches unserer Erörterung. Nur dieses sei hier bemerkt, daß die Krystalle derselben nicht selten ihre optische Activität durch hemi-

[1] Handbook of the Polariscope. From the German. 1882. p. 10 ff.

ëdrische oder tetartoëdrische Flächen verrathen, welche rechts oder links geordnet sind, je nachdem dieselben die Polarisationsebene nach rechts oder nach links drehen. Während also optische Activität in diesen Körpern mit der Structur von Moleculargruppen zusammenhängt, muß dieselbe in den Körpern der zweiten Klasse durch die Structur innerhalb der Molekeln selbst bedingt sein. Denn nicht nur führen die Beziehungen, welche zwischen dem osmotischen Druck verdünnter Lösungen und dem Moleculargewicht bestehen, zu dem Schlusse, daß der Molecularzustand der Stoffe in Lösung im allgemeinen der gleiche ist wie im Gaszustande[1], sondern Biot[2] machte schon darauf aufmerksam, daß Terpentinöl seine optische Activität auch im Gaszustande beibehalte, und D. Gernez[3] stellte fest, daß dasselbe sowie auch Kampfer im gasförmigen Zustande ganz dasselbe Drehungsvermögen besitzt wie im flüssigen. Da nun der Gaszustand eine Gruppirung der Molekeln sicher ausschließt, so folgt, daß die optische Activität der hier in Betracht kommenden Kohlenstoffverbindungen eine Eigenschaft ihrer Molekeln selbst ist und daher mit der Anordnung der Atome in denselben im Zusammenhang stehen muß.

4. Die erste Andeutung der Richtung, welche die Erklärung der Existenz dieser Isomere zu nehmen habe, finden wir bei Pasteur gelegentlich seiner Untersuchungen über die Weinsäure[4]. Er zeigte, daß die Traubensäure, welche optisch inactiv ist, in rechtsdrehende und linksdrehende Weinsäure zerlegt werden kann, während die ebenfalls optisch inactive Mesoweinsäure einer solchen Zerlegung unfähig ist. Er machte darauf aufmerksam, daß die Krystalle der Natrium-Ammoniumsalze der beiden activen Weinsäuren sich durch rechtshemiëdrische und linkshemiëdrische Formen voneinander unterscheiden, welche im selben Verhältniß zu einander stehen, wie die Gestalt der rechten und linken Hand oder wie die Gestalt der Hand zu ihrem Spiegelbilde; und schloß dann aus der optischen Activität ihrer Lösungen, daß die in den Krystallen sich vorfindende asymmetrische Structur auch in den Molekeln vorhanden sei. Er kam daher zu der Ansicht, daß die Molekeln der verschiedenen Körper in Bezug auf die sie zusammensetzenden Atome oder Atomgruppen in zwei große

---

[1] Vgl. Nernst, Theoretische Chemie S. 115 ff.

[2] Mem. de l'Acad. 1817.

[3] Ann. scient. de l'École norm. sup. I. 1864.

[4] Ann. Chim. Phys. 24, 28, 38; und Rech. sur la dissym. moléc. des prod. org. nat. 1861.

Klassen zerfallen: 1) Molekeln solcher Configuration, daß ihr Spiegelbild, wie das einer geraden Treppe, eines Würfels u. s. w., mit ihnen selbst überdeckbar ist, und 2) Molekeln solcher Configuration, daß ihr Spiegelbild, wie das einer Hand, einer Wendeltreppe, einer Schraube u. s. w., nicht mit ihnen selbst überdeckbar ist, welche also in der einen oder andern von zwei entgegengesetzt gebauten sogen. „enantiomorphen" Formen auftreten können.

Nach der Anschauung Pasteurs wären demnach die Atome oder Atomgruppen einer Molekel der Rechts-Weinsäure in der Form einer rechtsgewundenen Schraube angeordnet, während in der Links-Weinsäure dieselben Atome oder Atomgruppen sich in der Ordnung einer linksgewundenen Schraube folgen. Die Traubensäure ist nach ihm dadurch inactiv, daß sie aus gleichen Molekeln beider Formen besteht, während bei der Mesoweinsäure die Inactivität durch die völlige Zerstörung der Schraubenordnung hervorgebracht wird.

Diese Idee Pasteurs liegt der stereochemischen Anschauung optisch activer Körper zu Grunde.

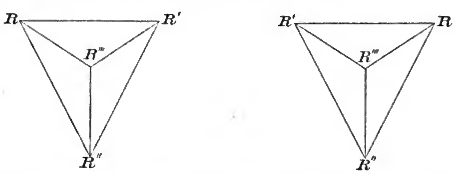
5. Begründer der Stereochemie in ihrer heutigen Entwicklung sind van 't Hoff [1] und Le Bel [2], indem dieselben unabhängig voneinander zuerst eine brauchbare Theorie aufstellten, durch welche das optische Drehungsvermögen von Kohlenstoffverbindungen mit der räumlichen Lagerung der Atome in der Molekel in Verbindung gebracht wurde. Da die vier Affinitätseinheiten des Kohlenstoffs einander vollständig gleichwerthig sind, so muß man sich dieselben nach van 't Hoff nothwendig als symmetrisch im Raume vertheilt, gleichsam vom Kohlenstoffatom ausstrahlend denken. Eine solche Vertheilung aber muß entweder in einer Ebene oder in der Richtung der vier Achsen eines regelmäßigen Tetraëders erfolgen. Dieselbe kann nicht in einer Ebene stattfinden; denn es wären dann mehr Isomere möglich, als wirklich existiren. In diesem Falle würde nämlich die Verbindung $CR_2R'_2$ die beiden Isomere

$$\begin{array}{c} R \\ | \\ R'-C-R \\ | \\ R' \end{array}$$

[1] Voorstel tot uitbreiding der structuur-formules in de ruimte, Sept. 1874; La Chimie dans l'Espace, 1875; Dix années dans l'hist. d'une théorie, 1887; Die Lagerung der Atome im Raume, 1894, u. s. w.

[2] Bull. de la Soc. chim. XXII, 337, Nov. 1874, und andere Abhandlungen in derselben Zeitschrift.

und $R'-\overset{\displaystyle R}{\underset{\displaystyle R}{\overset{|}{\underset{|}{C}}}}-R'$, die Verbindung $CR_2R'R''$ die beiden Isomere $R'-\overset{\displaystyle R}{\underset{\displaystyle R''}{\overset{|}{\underset{|}{C}}}}-R$ und $R'-\overset{\displaystyle R}{\underset{\displaystyle R}{\overset{|}{\underset{|}{C}}}}-R''$ bilden können, welche in Wirklichkeit nicht existiren; von der Verbindung $CRR'R''R'''$ wären drei Isomere möglich, nämlich $R'''-\overset{\displaystyle R}{\underset{\displaystyle R''}{\overset{|}{\underset{|}{C}}}}-R'$, $R''-\overset{\displaystyle R}{\underset{\displaystyle R'''}{\overset{|}{\underset{|}{C}}}}-R'$ und $R'''-\overset{\displaystyle R}{\underset{\displaystyle R'}{\overset{|}{\underset{|}{C}}}}-R''$, während thatsächlich nur zwei Isomere derselben dargestellt werden können. Es folgt daher, daß die vier Affinitätseinheiten des Kohlenstoffatoms von diesem gleichsam als Mittelpunkt nach den vier Ecken eines Tetraëders gerichtet sind. Unter dieser Voraussetzung erhalten wir für die Verbindung $CRR'R''R'''$ zwei und nur zwei Formen, die, wie die untenstehenden Figuren zeigen, sich wie rechte und linke Hand oder wie Gegenstand und Spiegelbild verhalten, also nicht zur Deckung gebracht werden können.



Mehr als diese zwei Isomere aber können unter der gegebenen Voraussetzung, daß die vier Valenzen des Kohlenstoffatomes durch verschiedene Atome oder Gruppen gesättigt werden, nicht existiren, wie denn auch in Wirklichkeit nur zwei aus ihrer Structurformel nicht ableitbare Isomere solcher Verbindungen dargestellt werden konnten. Nimmt man nun an, daß die Gruppen R und R' gleich sind, so werden die Figuren identisch; diese Anschauung stimmt also mit der Thatsache überein, daß von einer Verbindung $CR_2R'R''$ oder CR_2R_2' Isomere unmöglich sind.

Da die beiden die Verbindung $CRR'R''R'''$ darstellenden Tetraëder keine Symmetrieebene haben, so nennt van 't Hoff ein Kohlenstoffatom, dessen vier Affinitätseinheiten an verschiedene Radicale gebunden

sind, asymmetrisch und kommt zu dem Schlusse, daß alle optisch activen Körper ein oder mehrere asymmetrische Kohlenstoffatome enthalten müssen. Die sehr ausgedehnten empirischen Untersuchungen haben bis jetzt noch keinen solchen optisch activen Körper auffinden lassen, der nicht wenigstens ein asymmetrisches Kohlenstoffatom enthält.

Um die Umständlichkeit der Figuren zu umgehen, bedient man sich gewöhnlich der Formeln, welche als Projectionen der Tetraëder dadurch entstehen, daß man die nach vorn gelegenen Ecken der Tetraëder auf die Ebene des Papiers umschlägt, wodurch das asymmetrische Kohlenstoffatom in den Durchschnittspunkt der Linien zu liegen kommt. Die obigen Tetraëder gestalten sich daher als folgende Formeln:

$$\begin{array}{ccc} & R''' & \\ & | & \\ R\text{ — } & C & \text{ — }R' \\ & | & \\ & R'' & \end{array} \qquad\qquad \begin{array}{ccc} & R''' & \\ & | & \\ R'\text{ — } & C & \text{ — }R \\ & | & \\ & R'' & \end{array}$$

6. Zur Illustration der van 't Hoffschen Anschauungen wählen wir die Milchsäuren um so lieber, als dieselben mit ihnen in einem genetischen Zusammenhange stehen; denn der Gedanken an die Tetraëderform der Atomlagerung kam van 't Hoff zuerst bei der Lectüre von Wislicenus' Abhandlung über die Milchsäuren. Die Milchsäure hat die Zusammensetzung $C_3H_6O_3$; wir haben früher gesehen, daß dieser Formel zwei Structurisomere entsprechen, die Aethylenmilchsäure $CH_2(OH) \cdot CH_2 \cdot CO_2H$ und die Aethylidenmilchsäure $CH_3 \cdot CH(OH) \cdot CO_2H$. In der erstern sind die vier Affinitätseinheiten des mittlern Kohlenstoffatomes durch folgende vier Gruppen bezw. Atome befriedigt: $CH_2(OH)$, H, H, CO_2H; da zwei derselben identisch sind, so ist das Kohlenstoffatom nicht asymmetrisch. Dieselbe ist also nach der Theorie nicht nur unfähig, auf polarisirtes Licht einzuwirken, sondern kann auch keine optischen Isomere bilden; der Versuch hat beides als unzweifelhafte Thatsachen erwiesen. Die vier an das mittlere Kohlenstoffatom der Aethylidenmilchsäure gebundenen Gruppen sind: CH_3, H, OH, CO_2H; dieses Atom ist daher asymmetrisch. Die Structurformel derselben läßt die Existenz von Isomeren nicht voraussehen. In Wirklichkeit jedoch existiren drei Isomere dieser Structur. Die Gärungsmilchsäure, welche durch eine besondere Gärung von Milch- oder Rohrzucker, Gummi und Stärke in der Gegenwart von Eiweißstoffen entsteht, ist optisch inactiv. Wenn aber ihr Ammoniumsalz mit dem

Schimmelpilze Penicillium glaucum zur Gärung gebracht wird, so wird dieselbe in eine Form übergeführt, welche zwar dieselbe Zusammensetzung und Structur hat, aber die Polarisationsebene nach rechts dreht und mit der sogen. Fleischmilchsäure, welche sich in verschiedenen thierischen Organen, besonders in der Fleischflüssigkeit vorfindet, identisch ist. Wird andererseits das Strychninsalz der Gärungsmilchsäure hergestellt, so werden durch fractionirte Krystallisation zwei Salze erhalten, die zwar beide dieselbe Structurformel mit der Gärungsmilchsäure theilen, von denen aber eines leichter löslich ist als das andere. Das leichter lösliche Salz wird im Polarisationsapparat mit dem Salze der Fleischmilchsäure identisch und rechtsdrehend befunden, während das schwerer lösliche, in allen andern Eigenschaften mit demselben durchaus übereinstimmend, sich als linksdrehend erweist, also das optische Gegenbild der Fleischmilchsäure ist [1]. Wir haben also hier drei Isomere, von denen zwei entgegengesetzte optische Activität zeigen, während das dritte optisch inactiv ist. Bei der Annahme der Tetraëderform als Molekel läßt sich die Existenz der beiden erstern Formen voraussehen; denn die Formel

$$\begin{array}{c} \mathrm{H} \\ | \\ \mathrm{CH_3{-}C{-}CO_2H} \\ | \\ \mathrm{OH} \end{array}$$

ist offenbar das Spiegelbild der Formel

$$\begin{array}{c} \mathrm{OH} \\ | \\ \mathrm{CH_3{-}C{-}CO_2H} \\ | \\ \mathrm{H} \end{array};$$

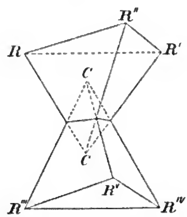
wenn wir nämlich annehmen, daß die vier an das asymmetrische Kohlenstoffatom gebundenen Gruppen sich in der ersten Formel in der Richtung des Uhrzeigers folgen (Rechtsreihenfolge), so folgen sich dieselben in der zweiten Formel in entgegengesetzter Richtung (Linksreihenfolge). Da demnach die den beiden Formeln entsprechenden Tetraëder trotz ihrer sonstigen Identität nicht zur Deckung gebracht werden können, so sind dieselben der einfachste Ausdruck optischer Verschiedenheit verbunden mit völliger Gleichheit der andern Eigenschaften. Das dritte Isomere, die inactive Gärungsmilchsäure, muß, wie Pasteur zuerst andeutete, aus Doppelmolekeln bestehen, deren jede von einer rechtsdrehenden und einer linksdrehenden Molekel gebildet wird; denn nur dann läßt es sich verstehen, daß dieselbe, wie oben gesagt wurde, in die rechtsdrehende und die linksdrehende Form zerlegt werden kann.

---

[1] Vgl. C. A. Bischoff a. a. O. S. 188 ff.

7. Wenn zwei oder mehr asymmetrische Kohlenstoffatome durch einfache Bindung des Kohlenstoffs sich zu einem Körper vereinigen, gestalten sich die Verhältnisse viel complicirter. Wir beschränken uns daher auf die Erörterung des einfachsten Falles dieser Art, ziehen zuerst die sich aus der stereochemischen Anschauung ergebenden Schlußfolgerungen und sehen dann, wie dieselben in thatsächlichen Verhältnissen ihre Bestätigung finden.

„Aus der Annahme, daß die an asymmetrischen Kohlenstoff gebundenen Gruppen einem unsymmetrischen tetraëdrischen Gebilde entsprechen, folgt unmittelbar, daß für eine Verbindung mit zwei aneinander gebundenen asymmetrischen Kohlenstoffatomen $CRR'R''—CR^{III}R^{IV}R^{V}$ insoweit die Lage bestimmt ist, als die Kohlenstoffatome beide gleichzeitig Centrum des einen und Endpunkt des andern Tetraëders bilden, wie die nachstehende Figur zeigt.

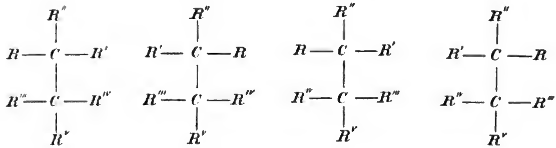


Ebensogut jedoch müßte mit der Grundanschauung jedes andere Schema in Einklang sein, das durch Drehung (des untern Tetraëders z. B.) um die C—C-Achse entsteht. Um dieser Möglichkeit unendlicher Isomerie zu entgehen, ist keine Zusatzhypothese nothwendig. Bei der durch die Grundauffassung zulässigen ‚freien Drehung‘ wird die gegenseitige Wirkung der Gruppen $RR'R''$ einer- und $R^{III}R^{IV}R^{V}$ andererseits zu einer einzigen ‚bevorzugten Configuration‘ führen. Deren Wahl ist vorläufig einerlei, und wir nehmen als solche die von der Figur vorgestellte Lage, wo R über R^{III}, R' über R^{IV}, R'' über R^{V} befindlich ist.“ [1]

Es ergeben sich demnach für diese Verbindungen vier optisch active Isomere, welche sich nach der einfachern Schreibweise folgendermaßen gestalten:

---

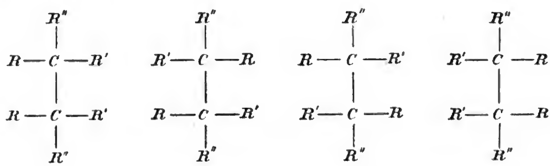
[1] van 't Hoff, Lagerung u. s. w. S. 36.



1 2 3 4

Die Configurationen 1 und 4 einerseits und 2 und 3 andererseits sind offenbar Spiegelbilder und werden daher durch Vereinigung zu Doppelmolekeln noch zwei weitere optisch inactive, spaltbare Isomere bilden können. Van 't Hoff (S. 39) weist auf mehrere Beispiele hin, in denen er seine Entwicklungen durchaus bestätigt findet.

8. Den einfachsten und deshalb zu einer etwas eingehendern Erörterung geeignetsten Fall erhalten wir, wenn die beiden im Aethanverband befindlichen asymmetrischen Kohlenstoffatome identisch sind, die Formel der Verbindung also symmetrisch wird. Die obigen Configurationen ändern sich dann in die folgenden:



1 2 3 4

Offenbar sind in diesem Falle die erste und die letzte Configuration identisch, da jene einfach durch Umkehrung im Raume von unten nach oben zu dieser wird. Bei Verbindungen mit zwei asymmetrischen Kohlenstoffatomen in Aethanverbindung reducirt sich daher die Anzahl der nach der stereochemischen Anschauung möglichen Isomere auf drei. Von diesen Isomeren haben zwei entgegengesetzte optische Activität; denn es ist sofort einleuchtend, daß die Configurationen 2 und 3 unsymmetrische Spiegelbilder sind. Es folgt also, daß durch die Vereinigung gleicher Molekel derselben zu Doppelmolekeln eine inactive, aber in die activen Formen spaltbare Modification möglich ist. Bei der Betrachtung der Figur 1 sehen wir sofort, daß die Gruppen RR′R″ in dem einen Tetraëder in der Richtung des Uhrzeigers einander folgen, während dieselben in dem andern in entgegengesetzter Richtung geordnet sind. Wegen der hier statt=

findenden „intramolecularen Compensation“ kann daher bei den möglichen Isomeren dieser Configuration weder optische Activität noch Spaltbarkeit in zwei optisch active Formen erwartet werden.

Wir finden demnach, daß in Verbindungen dieser Art die tetraëdrische Atomlagerung die Existenz von vier Isomeren voraussieht, von denen zwei die Polarisationsebene im entgegengesetzten Sinne drehen, ein drittes optisch inactiv, aber spaltbar, und das vierte optisch inactiv und unspaltbar ist.

Bei der Prüfung dieser theoretischen Folgerungen auf ihre Wirklichkeit bietet die Weinsäure $C_4H_6O_6$ ein der supponirten Structurformel vollkommen entsprechendes Beispiel. Da nämlich die letztere

$$\begin{array}{l} CH(OH) \cdot CO_2H \\ | \\ CH(OH) \cdot CO_2H \end{array}$$

ist, so sind zwar die miteinander verbundenen Kohlenstoffatome asymmetrisch, die Structurformel selbst aber ist symmetrisch, weil die an die Kohlenstoffatome gebundenen Gruppen beidemal H, OH, CO_2H sind. Die Structurformel selbst läßt auch die Existenz eines Isomeres nicht voraussehen. Wenn wir aber die Gruppen tetraëdrisch gelagert denken, so erhalten wir zunächst die beiden enantiomorphen Configurationen

$$\begin{array}{ccc} \begin{array}{c} COOH \\ | \\ OH-C-H \\ | \\ H-C-HO \\ | \\ COOH \end{array} & \text{und} & \begin{array}{c} COOH \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ OH-C-H \\ | \\ COOH, \end{array} \end{array}$$

welche also zwei die Polarisationsebene in entgegengesetztem Sinne drehenden Isomeren entsprechen und eine dritte, durch Bildung von Doppelmolekeln inactiv gewordene, aber spaltbare Modification voraussehen lassen. Weiterhin entspricht die Configuration

$$\begin{array}{c} COOH \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ H-C-OH \\ | \\ COOH \end{array}$$

einer vierten durch intramoleculare Compensation inactiven, nicht spaltbaren Form.

Thatsächlich ist nun die gewöhnliche Weinsäure, welche bei der Gärung des Traubensaftes im Weinstein erhalten wird, rechtsdrehend. Wenn

diese Weinsäure mit etwas Wasser auf 170° C. erhitzt wird, so verliert sie ihre optische Activität, und es entsteht eine Verbindung ganz derselben Zusammensetzung und Structur, die wohl auch zuweilen neben der gewöhnlichen Weinsäure im gegorenen Traubensaft gefunden und Traubensäure genannt wird. Diese Traubensäure wurde von Pasteur in rechts- und linksdrehende Weinsäure zerlegt, welche die Polarisationsebene um denselben Winkel, aber im entgegengesetzten Sinn drehen, sonst aber, mit Ausnahme der entgegengesetzt hemiëdrischen Flächen, welche die Krystalle ihrer Salze zeigen, dieselben Eigenschaften haben. Auch kann die Traubensäure durch Mischung gleicher Molekeln der Rechts- und Linksweinsäure erhalten werden. Dieselbe muß daher aus Doppelmolekeln der beiden activen Formen bestehen. Außerdem erhielt Pasteur (1853) beim Erhitzen von weinsaurem Cinchonin eine weitere inactive Weinsäure, welche, sonst der Traubensäure sehr ähnlich, sich dadurch von ihr unterscheidet, daß sie nicht in die beiden activen Formen gespalten werden kann. Dieselbe wird Mesoweinsäure genannt und kann auch aus der gewöhnlichen Weinsäure erhalten werden, wenn man sie für etwa zwei Tage mit ein wenig Wasser auf 165° C. erhitzt. Sie entspricht also der dritten durch intramoleculare Compensation inactiven Configuration und wird daher, wie alle in ähnlicher Weise inactiven Körper, als Antiverbindung von der spaltbaren oder racemischen Verbindung unterschieden.

In diesen vier Weinsäuren finden wir demnach genau jene Isomere, welche die tetraëdrische Anschauung der Molecularconfiguration erwarten läßt; es liegt daher der Schluß nahe, daß dieselbe nicht auf falschen Principien beruhen kann, besonders da sich das mit ihr übereinstimmende Versuchsmaterial mit jedem Jahre mehrt.

9. Obgleich nämlich niemand in Abrede stellen kann, daß die volle Begründung der stereochemischen Anschauungen eine weit größere Anzahl bestätigender Beobachtungen verlangt, als ihnen bis jetzt zu Gebote stehen, so ist es andererseits auch wahr, daß die aus denselben sich nothwendig ergebenden Schlußfolgerungen sich bisher in überraschendem Einklang mit der Beobachtung erwiesen haben. Diese Schlußfolgerungen sind die folgenden: 1) Jede Kohlenstoffverbindung, welche im gelösten Zustande optisch activ ist, enthält ein oder mehrere asymmetrische Kohlenstoffatome. 2) Wenn in einem optisch activen Körper die Asymmetrie des Kohlenstoffs durch Substitution anderer Atome oder Radicale vollständig aufgehoben wird, so kann das so erhaltene Derivat nicht optisch activ sein. 3) Ein Körper, der ein oder mehrere asymmetrische Kohlenstoffatome

enthält, ist zwar nicht immer nothwendigerweise optisch activ; aber wenn er inactiv ist, so besteht er aus Doppelmolekeln von isomeren, activen Verbindungen, die ein entgegengesetztes Drehungsvermögen gleicher Intensität besitzen und sich aus demselben abspalten lassen. Nur Verbindungen gepaarter asymmetrischer Kohlenstoffatome mit symmetrischer Formel können inactive monomoleculare und daher unspaltbare Modificationen bilden.

Die erste Schlußfolgerung ist insofern durch die Beobachtung erwiesen, als bis jetzt nicht ein einziger optisch activer Körper bekannt ist, der nicht wenigstens ein asymmetrisches Kohlenstoffatom enthält. Betreffs der zweiten ist es eine constatirte Thatsache, daß bei der Umwandlung optisch activer Körper in andere Producte die Activität mit der Asymmetrie des Kohlenstoffs erhalten bleibt, aber jedesmal verloren geht, wenn diese zerstört wird.

Die außerordentliche Schwierigkeit, mit welcher der experimentelle Beweis des dritten und jedenfalls wichtigsten Satzes verbunden ist, macht es erklärlich, daß derselbe noch nicht zu der wünschenswerthen Vollständigkeit gediehen ist. Die im Laboratorium künstlich hergestellten Verbindungen mit asymmetrischem Kohlenstoff sind fast immer inactiv. Dieses erklärt sich dadurch, daß dabei gleich viele Molekeln beider entgegengesetzt activen Isomere gebildet werden, welche das Bestreben haben, sich zu racemischen Doppelmolekeln zu vereinigen. Dazu kommt noch, daß active Formen durch Erhitzen und energische chemische Reaction sich leicht in die racemische Form umwandeln und deshalb das Endresultat selbst dann ein inactiver Körper sein wird, wenn anfänglich eine active Form mag erzeugt worden sein. Die Spaltung solcher durch die Bildung von Doppelmolekeln entstandenen inactiven Körper aber gehört deshalb zu den schwierigsten Problemen chemischer Forschung, weil die componirenden activen Formen ihrem chemischen Verhalten nach identisch sind. In der That sind bis jetzt nur drei Methoden bekannt, durch welche eine solche Spaltung bewerkstelligt werden kann. Die erste derselben läßt sich nur bei solchen Körpern anwenden, welche zur Krystallisation gebracht werden können, und besteht darin, daß man versucht, hemiëdrische Krystalle derselben zu züchten. Durch diese Methode bewerkstelligte Pasteur die Spaltung der Traubensäure, indem er traubensaures Natronammoniak bildete und dann das Doppelsalz an der Luft krystallisiren ließ. Es schieden sich zweierlei Krystalle mit hemiëdrischen Flächen ab, die anderweitig identisch waren und sich nur deshalb nicht zur gegenseitigen Deckung bringen ließen, weil die eine Krystallform das Spiegelbild der andern war. Nach der

Trennung der beiden Formen und demnächstiger Lösung fand er, daß die eine Rechts- und die andere Linksweinsäure war. Diese Methode ist von sehr beschränkter Anwendung, da in weitaus den meisten Fällen die Krystallisationstendenz der in Frage kommenden Körper sehr gering ist.

Die zweite Methode läßt sich nur bei inactiven Säuren und inactiven Basen anwenden und besteht darin, daß man Verbindungen ersterer mit activen Basen und letzterer mit activen Säuren einleitet. Sie beruht auf dem Bestreben des activen Körpers, sich ausschließlich mit nur einer Form der inactiven Substanz zu verbinden. So wurden z. B. Traubensäure, Apfelsäure, Mandelsäure u. a. durch Cinchonin, das inactive Coniin u. a. durch Rechtsweinsäure in die activen Modificationen getrennt.

Die dritte Methode endlich versucht, eine der beiden in dem inactiven Körper vorhandenen activen Formen durch die Einwirkung von Pilzen zu zerstören. So bleibt z. B. nur Linksweinsäure übrig, wenn man in eine mit Spuren von Phosphaten vermischte Lösung von traubensaurem Ammoniak einige Sporen von Penicillium glaucum bringt [1], während derselbe Pilz von der inactiven Mandelsäure nur die rechtsdrehende Modification übrig läßt. Andere Pilzformen spalten andere inactive Körper racemischer Natur. Die Anwendung dieser Methode hat ebenfalls ihre Beschränkung dadurch, daß zunächst Mikroorganismen in der Regel nur auf verhältnißmäßig einfachen organischen Verbindungen vegetiren und daß ferner der Erfolg solcher Spaltungen von der Entdeckung des geeigneten Pilzes abhängt.

Berücksichtigt man die Schwierigkeit dieser Spaltungen und die kurze Zeit, während welcher dieses Feld der Chemie bearbeitet wurde, so muß man sich wundern, nicht daß eine zur vollen Begründung der tetraëdrischen Anschauung der Atomlagerung genügende Anzahl derselben noch nicht durchgeführt wurde, sondern daß schon so viele derselben (mehr als 20) vorgenommen worden sind.

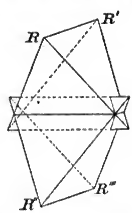
Van 't Hoff [2] findet einen indirecten Beweis für die Spaltbarkeit dieser inactiven Verbindungen mit asymmetrischem Kohlenstoff in dem Umstande, daß viele solche Körper erhalten worden sind „durch Zusammenbringen gleicher Mengen zweier entgegengesetzt activer Isomere". Wir glauben nicht, daß jemand, der nicht für die Theorie eingenommen ist, dieser Beweisform allgemeine Geltung zuschreiben wird, außer höchstens für die wirklich in dieser Weise dargestellten inactiven Verbindungen.

[1] Beilstein, Handbuch der org. Chemie (3. Aufl.), S. 799.

[2] Lagerung der Atome S. 27.

Der andere von ihm angeführte indirecte Beweis für die Spaltbarkeit inactiver Säuren, welcher auf der Gleichheit der Leitfähigkeit derselben mit derjenigen des activen Isomeres, welches allein bekannt ist, sich stützt, scheint auf noch zu dürftigem Beweismaterial zu beruhen.

10. Wie wir früher gesehen haben, nimmt die Structurchemie an, daß in der Aethylen- und Acetylenreihe die beiden Kohlenstoffatome durch zwei bezw. drei ihrer Affinitätseinheiten aneinander gebunden sind. Da in der Methanreihe die einfache Bindung zweier Kohlenstoffatome durch die Vereinigung der ihnen entsprechenden Tetraëder mittels einer Ecke dargestellt wurde, so muß die doppelte Bindung durch zwei Tetraëder mit einer gemeinschaftlichen Kante zum Ausdruck kommen. Die freien Affinitäten sind nach den übrigen Ecken des Tetraëders gerichtet und an die vier Gruppen R R′ R″ R‴ gebunden, welche entweder gleichartig oder theilweise oder vollständig voneinander verschieden sein können. Die vier freien Ecken des Systemes liegen nach van 't Hoff[1] in einer Ebene, und eine Rotation der einzelnen Tetraëder, wie sie bei Aethanverbindungen vorkommen mag, kann hier ohne Sprengung des Systemes nicht stattfinden. Er stellt daher die beiden doppelt gebundenen Kohlenstoffatome mit den zugehörigen Gruppen durch die folgende Figur dar:



Entsprechend der frühern Schreibweise läßt sich dieselbe durch die Formel

$$\begin{array}{c} R-C-R' \\ \| \\ R''-C-R''' \end{array}$$

wiedergeben; wir erkennen sofort die Möglichkeit einer zweiten Stellung der Gruppen R R′ R″ R‴, in welcher nämlich R über R‴ und R′ über R″ steht, entsprechend der Formel

$$\begin{array}{c} R-C-R' \\ \| \\ R'''-C-R'' \end{array}.$$

Im Falle, daß die beiden an dasselbe Kohlenstoffatom gebundenen Gruppen bezw. R R′ und R″ R‴ voneinander verschieden sind, gleichviel ob die

[1] Lagerung der Atome S. 71 f.

das eine und das andere Kohlenstoffatom sättigenden Gruppen verschieden oder identisch sind, stellen die beiden tetraëdrischen Formeln zwei Isomere dar, die sich aus der Structurformel $RR'C:CR''R'''$ weder vorhersehen noch durch dieselbe darstellen lassen. Wenn die Gruppen $R''R'''$ den Gruppen RR' bezw. gleich sind, so ist die erste Formel offenbar symmetrisch in Bezug auf eine horizontale (plansymmetrisch, Wislic.), die zweite Formel in Bezug auf eine verticale (centrisch- oder axialsymmetrisch, Wislic.) Ebene. Da demnach diese Lagerung der Gruppen sowohl Dissymmetrie als Enantiomorphismus ausschließt, so werden die Isomere nicht optisch activ sein, sich dagegen durch tiefer greifende Unterschiede sowohl physikalischer (specifisches Gewicht, Schmelzpunkt, Siedepunkt, Löslichkeit u. s. w.) als chemischer Natur (Stabilität, Bildungswärme u. s. w.) voneinander unterscheiden.

Im Falle der Isomere mit entgegengesetztem optischen Drehungsvermögen ist es infolge der Identität ihrer chemischen Eigenschaften nur möglich zu sagen, daß dieselben in den beiden enantiomorphen (Spiegelbild-) Configurationen ihren Ausdruck finden; aber zu entscheiden, welche Configuration dem rechtsdrehenden und welche dem linksdrehenden Isomere entspricht, ist bis jetzt unmöglich gewesen. Anders verhält es sich mit den im Aethylenverbande stehenden Stereo-Isomeren. Nach der allgemeinen Annahme bleibt nämlich in chemischen Reactionen die atomistische Structur so weit als möglich gewahrt; nun können aber einerseits durch Addition an Körper im Acetylenverbande (mit dreifacher Kohlenstoffbindung) solche im Aethylenverbande, und andererseits durch Addition an Körper im Aethylenverbande solche im Aethanverbande hergestellt werden; hiermit ist demnach ein Princip zur Identificirung der Configurationen der hierher gehörigen Isomere gegeben. Ein zweites Princip beruht auf der wechselseitigen Beeinflussung der vier Gruppen, welche an die im Aethylenverbande stehenden Kohlenstoffatome gebunden sind, eine Beeinflussung, die sich ganz besonders in der Stabilität des Systemes äußert. Doch ist es unmöglich, hier auf diese Frage weiter einzugehen, und wir müssen den Leser, der sich für dieselbe interessirt, auf die Entwicklungen von J. Wislicenus [1] verweisen.

11. Fragen wir nun nach den thatsächlichen Belegen für die eben erörterten Stereo-Isomere von Kohlenstoffverbindungen im Aethylenverbande, so finden wir die Entwicklungen van 't Hoffs in all ihren Einzelheiten

[1] Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wissensch. XIV, 1887. Im Auszuge in C. A. Bischoffs Handbuch der Stereochemie.

beſonders in der Maleïn- und Fumarſäure beſtätigt. Beide haben die Zuſammenſetzung $C_4H_4O_4$ und die Structurformel $\begin{array}{l} CH \cdot CO_2H \\ \| \\ CH \cdot CO_2H \end{array}$. Während dieſe die Exiſtenz von Iſomeren nicht vermuthen läßt, gibt die tetraëdriſche Anordnung der Gruppenpaare H und CO_2H ſofort die beiden Formen $\begin{array}{c} H-C-CO_2H \\ \| \\ H-C-CO_2H \end{array}$ und $\begin{array}{c} H-C-CO_2H \\ \| \\ CO_2H-C-H \end{array}$. Von den Gründen, welche zeigen, daß die erſtere, planſymmetriſche Formel der Maleïnſäure, die letztere, axialſymmetriſche der Fumarſäure entſpricht, ſeien nur zwei in aller Kürze erwähnt.

Wenn man Acetylchlorid auf Maleïnſäure einwirken läßt, ſo werden derſelben zwei Atome Waſſerſtoff und ein Atom Sauerſtoff entzogen, und es entſteht ſogen. Maleïnſäure-Anhydrid; von der Fumarſäure kann ein Anhydrid auf dieſe Weiſe nicht gebildet werden. Dieſes Maleïnſäure-Anhydrid hat die Structurformel $H_2C_2\left\langle\begin{array}{c} CO \\ CO \end{array}\right\rangle O$, wird demnach durch Austreten der das Waſſer zuſammenſetzenden Atome aus den beiden Carboxylgruppen (CO_2H) der Säure erhalten. Die einfachſte Erklärung dieſes verſchiedenen Verhaltens der beiden Säuren beſteht in der Annahme, daß dieſe beiden Gruppen in der Maleïnſäure näher zuſammenliegen als in der Fumarſäure, daß ſie alſo in jener auf derſelben Seite liegen. Der zweite Grund beſteht in der Thatſache, daß durch Oxydation der Fumarſäure mittelſt Kaliumpermanganat Traubenſäure als Additionsproduct erhalten wird, während bei der Oxydation der Maleïnſäure Meſoweinſäure ebenfalls als Additionsproduct reſultirt. Nach dem ſchon früher angeführten Princip, daß in einer chemiſchen Reaction möglichſt wenige Valenzen gelöſt und neu gebunden werden, iſt dieſes nur möglich, wenn die Fumarſäure die axialſymmetriſche und die Maleïnſäure die planſymmetriſche Configuration beſitzt. Denn dann erhalten wir durch Addition von Hydroxyl aus $\begin{array}{c} CO_2H-C-H \\ \| \\ H-C-CO_2H \end{array}$ oder $\begin{array}{c} H-C-CO_2H \\ \| \\ CO_2H-C-H \end{array}$ ebenſo leicht $\begin{array}{c} OH \\ | \\ CO_2H-C-H \\ | \\ H-C-CO_2H \\ | \\ OH \end{array}$ oder $\begin{array}{c} OH \\ | \\ H-C-CO_2H \\ | \\ CO_2H-C-H \\ | \\ OH \end{array}$, die Elemente der

Doppelmolekeln der Traubensäure, als aus $\begin{array}{c} H-C-CO_2H \\ \| \\ H-C-CO_2H \end{array}$ die Meso-weinsäure $\begin{array}{c} OH \\ | \\ H-C-CO_2H \\ | \\ H-C-CO_2H \\ | \\ OH \end{array}$. Die physikalischen Eigenschaften der beiden Säuren zeigen, wie die tetraëdrische Anschauung voraussehen läßt, bedeutende Unterschiede. So ist, um nur einige derselben anzuführen, das specifische Gewicht der Fumarsäure 1,625, das der Maleïnsäure 1,590; die Fumarsäure sublimirt bei 200° C. fast unzersetzt, ohne zu schmelzen, die Maleïnsäure schmilzt bei 130° und siedet bei 160°; die Fumarsäure löst sich erst in 148,7 Theilen Wasser von 16,5°, die Maleïnsäure schon in 2 Theilen Wasser von 10°[1].

Andere Isomere derselben Art sind Mesakon- und Citrakonsäure, Eruca- und Brassidinsäure u. a. m.[2]

Da der dreifachen Bindung zweier Kohlenstoffatome zwei an drei Ecken verbundene Tetraëder entsprechen, so bildet der Acetylentypus eine doppelte dreiseitige Pyramide, deren freie Ecken von den beiden einwerthigen Gruppen R und R′ eingenommen werden. Eine Verschiedenheit in ihrer Anordnung ist unmöglich, und Isomerie ist theoretisch ausgeschlossen, wie sie auch thatsächlich nicht existirt.

Von einer Erörterung der Atomlagerung in Ringbildungen und der Stereochemie von Stickstoffverbindungen glauben wir Abstand nehmen zu sollen. Es war ja unsere Absicht nur, dem Laien in der Chemie ein Urtheil über die modernen Anschauungen bezüglich der Zusammensetzung des Stoffes zu ermöglichen. Bei diesen Körpern aber gestalten sich die Verhältnisse so complicirt, daß sie nur für den Chemiker ein Interesse haben können. Zudem ist dieses Gebiet der Stereochemie von einem befriedigenden Abschluß noch weit entfernt.

12. Wer die Geduld gehabt hat, unsern Ausführungen zu folgen, wird beurtheilen können, ob die folgende Bemerkung von J. Wislicenus in dem Vorworte zur zweiten Auflage von van 't Hoffs Lagerung der Atome im Raume berechtigt ist oder nicht: „Daß sie (die Lehre von der

---

[1] Vgl. Beilstein, Handbuch der org. Chemie I, 697. 701.

[2] Vgl. C. A. Bischoff a. a. O. S. 482 ff., passim.

Atomlagerung im Raume) wie irgend eine wissenschaftliche Hypothese ihre innere Berechtigung erwiesen hat, kann eigentlich von keiner Seite her mehr bestritten werden. Sie hat schon heute in vollem Maße geleistet, was überhaupt von einer wissenschaftlichen Hypothese geleistet werden kann; denn sie hat vorher unverständliche, scheinbar außerhalb der chemischen Grundtheorien stehende Thatsachen organisch an jene angeschlossen und aus ihnen in einfachster Weise zu erklären vermocht, sie hat durch neue Probleme die empirische Forschung vielseitig angeregt, das Thatsachenmaterial mächtig gehäuft, den Weg zur Erfindung neuer Beobachtungsmethoden gewiesen und ist damit der experimentellen Prüfung zugänglich und gleichzeitig zum Anstoße einer bedeutungsvollen Bewegung in unserer Wissenschaft geworden."

Wir überlassen dem Leser ebenfalls das Urtheil über die Wahrheit der Behauptung desselben Gelehrten (ebendas.), daß die Lehre von der Atomlagerung im Raume eine Stufe consequenter und nothwendiger Entwicklung chemischer Atomistik ist, und daß die Annahme der atomistischen Anschauung der Materie eine Gegnerschaft gegen diese Lehre ausschließt.

Heinr. Kemp S. J.

Stadt und Stift Fritzlar.

Eine culturhistorische Studie.

Viele Orte, die jetzt abseits von den großen Verkehrswegen liegen, bildeten ehedem wichtige Mittelpunkte des Culturlebens. So war das jetzt zu einer Landstadt herabgesunkene Fritzlar vor etwa tausend Jahren ein Hauptort des hessischen Landes. In Amöneburg hatte der hl. Bonifatius bereits vor seiner zweiten Romreise 722 die erste christliche Kirche der Gegend gestiftet. Von dort aus aber kam er nach Fritzlar, in dessen Nähe er die dem Donnergott geweihte Eiche fand. Als er gegen sie die Axt zum Schlage erhob, erwarteten die Umstehenden voll Bangigkeit den Ausgang des kühnen Unternehmens. Priester und Cleriker seines Gefolges befürchteten einen Wuthausbruch der heidnischen Chatten. Als aber nach wenigen Schlägen der Baum erbebte, zu Boden stürzte und in vier

Theile zerbrach, war der Trotz der Heiden besiegt. Sie ließen sich taufen, und Bonifatius baute ihnen aus dem Holze ihres zerstörten Heiligthums eine dem hl. Petrus geweihte Kapelle. Sie soll in der Mitte eines noch erhaltenen Steinringes beim Dorfe Geismar gestanden haben. Bald nachher gründete er am andern Ufer der Eder auf dem Bürberg die Stadt Buraburg (Bauernburg?) und erhob sie zum Bischofssitze[1].

Der Bürberg liegt zwischen andern Höhen. Drei seiner vier Seiten steigen mehr oder weniger steil auf und waren darum leicht zu befestigen. Oben bot eine kleine Hochebene Raum für eine Ansiedelung. Heute ist dort alles vereinsamt. Umsonst sucht der Forscher nach Resten alter Wälle und Gräben, nach karolingischen Mauerwerken und Denkmälern. Nur an jener Seite, wo der Bergesabhang sich langsam zur Eder senkt, findet er eine lange, geradlinige Böschung. Sie schließt die Hochebene ab und ist wohl der letzte Rest der ehemaligen Befestigungen.

Wie es hier vor tausend Jahren ausgesehen haben mag, lehrt die bei Driburg (Altenbeken) auf einem hohen Bergkegel liegende Iburg. Ihr Berg fällt nach Süden so rasch ab, daß er dort unersteigbar ist. Auch von Osten und Norden ist er schwer zugänglich. Nur die schmale westliche Seite der langgestreckten, schmalen Höhe ist leichter zu erreichen, weil dort ein anderer Berg nahe an sie herantritt. Aber das ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken bildende Plateau ist mit vieler Sorgfalt befestigt. Seine südliche Langseite bedurfte nur der Palissaden; die drei andern Seiten erhielten einen kleinen Wall, hinter dem die Franken einen etwa 10 m tiefen Graben anlegten und dann einen gewaltigen, an 20 m hohen Damm aufwarfen. Im Innern der mächtigen Befestigung ist ein kleiner, von einem niedern Wall umgebener Raum, wo nach Ansicht mehrerer Forscher die Irmensäule gestanden haben soll, die Karl d. Gr. umstürzte, wie Bonifatius die Donnereiche fällte. Erhielt der der Donnereiche gegenüberliegende Buraberg eine Kathedrale, so errichteten die Glaubensboten dort, wo die Irmensäule gestanden habe, ein Kreuz und eine dem hl. Petrus gewidmete Kapelle, deren Grundmauern noch erkennbar sind. Vor ihrer Umwallung entstand 1130

[1] Willibaldi vita s. Bonifacii c. 8, Mon. Germ. SS. II, 343 sq. Vgl. Falckenheiner, Geschichte hessischer Städte und Stifter I (Kassel 1841), 8 f. Buß-Scherer, Winfried-Bonifacius (Graz 1880) S. 98 f. Kuhlmann, Der hl. Bonifatius (Paderborn 1895) S. 148 f. Acta SS. 26. Octob. XI, 947 sq. De ss. Albino seu Witta et Megingaudo, episcopis Buriburgensibus, et de s. Humberto, priore Fritislariensi.

ein Nonnenkloster. Aber bereits 1142 wurde es verlassen, zerfiel in Trümmer, und nur noch ein Schutthaufen bezeichnet die Stelle. Nach Aufhebung des Klosters wurde um 1200 nach Westen hin, an der schwächsten Stelle der alten Ummallung, eine Burg erbaut. Ihr hoher runder Wachtthurm könnte auf karolingischen Fundamenten stehen. Dicke Mauern wurden dann auf den innern, an 20 m hohen Wall gesetzt, ein jetzt verschüttetes Festungsthor aber schützte den Eingang des Ganzen.

Heute ist fast alles zerfallen. Die Einwohner des am Fuße der Iburg liegenden Städtchens nahmen das an die Stelle der Irmensäule gesetzte Kreuz und den hohen Wartthurm in ihr Wappen, schleppten aber die Steine der Kapelle und der Burg hinab zum Baue ihrer Wohnungen.

Auch Buraburg mußte seine Steine hergeben für die Mauern von Fritzlar. Malerisch liegt die Nebenbuhlerin und Erbin der alten Bischofsstadt auf einem vom Ufer der Eder ziemlich rasch ansteigenden Bergzug. Bonifatius legte den Grund zu ihrer Entwicklung, indem er in ihrer Mitte, wie im benachbarten Amöneburg, zu Ehren des Apostelfürsten ein Kloster errichtete. Dem ersten Abte, dem aus England gekommenen hl. Wigbert, übergab er den hl. Sturmi zur Erziehung. Kaum war dieser hoffnungsvolle Knabe unter den Augen des frommen Abtes von Fritzlar und des ersten Bischofs von Buraburg zum Manne aufgewachsen, da verließ er seine neue Heimat und zog in den Buchonischen Wald, um in ihm ein neues Kloster zu gründen. Er fand einen Ort, der ihm zur Gründung der Abtei Fulda passend schien, kehrte nach Fritzlar zurück, stattete dort dem hl. Bonifatius Bericht ab und erbat dessen Segen für das große Unternehmen [1]. So ward das Kloster zu Fritzlar zur Mutter der Abtei Fulda. Wie liebevoll und sorgsam der Apostel Deutschlands sich desselben annahm, erhellt aus einem Briefe, den er 747 nach dem Tode des ersten Abtes an die dortigen Mönche richtete [2].

„Den theuren Söhnen Tatwin und Wigbert, den Priestern, dem Bernhard und Hiedde, Hunfrith und Stirme sendet Bonifatius, Knecht der Knechte Gottes, steten Gruß im Herrn.

„In väterlicher Liebe beschwöre ich Eure Liebden, ihr möget mit (noch) größerem Eifer die Gewohnheiten des klösterlichen Lebens zu beobachten suchen, nachdem euer Vater Wigbert gestorben ist. Der Priester Wigbert und der Diakon Megingoz [3] sollen euch eure Regel erklären, das Breviergebet sowie den Gottesdienst in der Kirche leiten, die übrigen ermahnen, die Knaben lehren

---

[1] Eigilis vita s. Sturmii c. 2 et 6, Mon. Germ. SS. II, 366 sq.

[2] *Jaffé*, Bibliotheca III. Monumenta Moguntina n. 64, p. 183.

[3] Megingoz wurde zweiter und letzter Bischof von Buraburg.

und den Brüdern das Wort Gottes verkünden. Hiedde sei Propst und ermahne unsere Knechte; Huntfrith helfe ihm, wo immer es nöthig ist. Stirme sei in der Küche, Bernhard Werkführer, er erbaue unsere Häuschen, wo es nöthig ist. Ueber alles wo immer Erforderliche fraget als Abt den Tatwin, und was er euch aufträgt, vollziehet. Jeder von euch bestrebe sich nach Kräften, seine Sitten rein zu bewahren, in eurem gemeinsamen Leben dem andern zu helfen und in brüderlicher Liebe auszuharren, bis wir nach Gottes Willen in Person zu euch zurückkehren. Dann wollen wir gemeinsam Gott loben und ihm in allem Dank sagen. Lebet wohl in Christo."

Tatwin ließ seinen Vorgänger vor der von Bonifatius zu Fritzlar erbauten Peterskirche begraben, weil damals im fränkischen Reiche viele gegen die Sitte eiferten, die Verstorbenen im Innern der Gotteshäuser beizusetzen. Bald folgten an seinem Grabe wunderbare Gebetserhörungen. Aber dem Heiligen war keine lange Ruhe vergönnt. Weil die Sachsen sich von neuem empört hatten und heranstürmten, flüchteten die zum Christenthum bekehrten Landbewohner mit Hab und Gut nach Buraburg. Doch sie vertrauten nicht der Umwallung und den Mauern. Genügend Schutz hofften sie nur, wenn man die Ueberreste Wigberts dorthin übertrage. Die Mönche von Fritzlar erklärten sich mit Freuden dazu bereit. Die Feinde nahten, eroberten das Kloster, versuchten aber vergebens, dessen hölzerne Kirche anzuzünden. Ihr Sturm auf Buraburg ward siegreich abgeschlagen; erschreckt flohen sie. Bischof Albuin (Witta, d. h. der Weiße) von Buraburg behielt die Gebeine Wigberts einstweilen in seiner Stadt und übertrug sie bald nachher bei Nacht und im größten Geheimniß nach seinem neu gegründeten Kloster Hersfeld. Dort ließ er mit Hilfe des Erzbischofs Lullus von Mainz nach damaliger Sitte aus Kupfer, Silber und Gold ein Mausoleum über denselben errichten [1]. Vergebens legten die Mönche Fritzlars Verwahrung ein; verloren sie doch mit diesem Schatz auch einen großen Theil ihres Ansehens. Buraburg ging allmählich ein, Hersfeld blühte auf, Fulda erhielt die Ueberreste des hl. Bonifatius und der hl. Lioba und konnte dadurch als eigentlicher Erbe des Apostels auftreten. Aber Fritzlars Lage war doch so günstig, daß es sich bald zur Stadt entwickelte. Der im Norden vor den Mauern seiner Stiftsfreiheit liegende Marktplatz wurde mehr und mehr zu einem wichtigen Handelsmittelpunkt. Handwerker siedelten sich an, und der Ort nahm in dem Maße zu, in dem Buraburg sank. Im Jahre 918 wurde Heinrich I. in Fritzlar zum Könige gewählt. Otto I. verweilte oft in

---

[1] Acta SS. 13. Aug. III, 136 sq.

seiner „königlichen Villa" zu Fritzlar und hielt dort 953 und 954 Reichstage ab. Heinrich II. wohnte 1020 daselbst einer Kirchenversammlung an. Von ihm kommt möglicherweise das älteste Kleinod des Fritzlarer Kirchenschatzes, ein prachtvolles Vortragkreuz von ca. 48 cm Höhe und 29 cm Breite; jedenfalls ist es eine süddeutsche Arbeit aus der Zeit um 1020.

Die vordere Seite des Kreuzes ward mit 346 edeln Steinen und Perlen besetzt. Leider sind gar manche verloren und durch werthlose Glasflüsse ersetzt. Viele römische, griechische und gallische Gemmen mit erhöhten oder vertieften Darstellungen sind aber noch erhalten. Beachtung verdienen ein Chalcedon mit der Inschrift ABRACAΣ, ein 45 × 35 mm großer, während des 5. oder 6. Jahrhunderts im Morgenlande geschnittener Onyx, aus dessen weißem Grund sich eine grau-braune Vase erhebt, auf der zwei Vögel sitzen und aus der eine Blume emporwächst. Roher, aber sehr interessant sind drei sogen. „barbarische" Gemmen. Die eine derselben bietet die Darstellung eines Vogels, die zwei andern zeigen je einen Mann, der ein Kreuz hält[1]. Der abfallende Rand dieser Steine ist schwarz, ihre obere gravirte Fläche tiefblau. Ein weiterer Stein hat runenartige Zeichen. Viele dieser Edelsteine sind durchbohrt, dienten also ehedem als Schmuck und kamen wohl als Votivgeschenk in den Besitz der Kirche. Die meisten sind auf der Oberfläche abgerundet, einige haben oben einen Grat, wenige sind facettirt. Oben steht ein 4 × 5 cm großer, blau unterlegter Bergkrystall. Alle Fassungen sind aufs sorgfältigste hergestellt; denn auf den Rand jedes der vergoldeten Kästchen, worin je ein Stein liegt, sind fein gesponnene Filigranfäden gelegt, welche einwärts gebogen wurden und so den Inhalt befestigen. Die Oberfläche des Kreuzes ist überdies in zehn Quadrate zerlegt, von denen eines die Mitte, je eines den obern, rechten und linken, zwei den untern Balken, vier größere das Ende der Balken bilden. In der Mitte eines jeden dieser Quadrate tragen zierliche Bogen oder Schlingen aus Filigran eine tafelförmige Erhöhung, deren Mitte durch einen Stein von hervorragendem Werthe geziert ist. Um drei dieser Steine legte der Goldschmied eine reiche Perlenschnur, den Grund zwischen den Steinen füllte er mit Filigranfäden, die theils dem Boden sich anschmiegen, theils hufeisenförmig aufsteigend kleine breitheilige Läubchen bilden. Das Kreuz ist jedenfalls jünger als das weniger reiche, aber feinere Lotharkreuz des Aachener Schatzes und als das vielbesprochene Kreuz des hl. Bernward von Hildesheim. Nachdem es bereits mehr als hundert Jahre bei den Processionen gedient hatte, erhielt seine Rückseite statt der ältern, einfachern Platte eine reichere, gravirte. Im Durchschnittspunkte ihrer Kreuzesarme steht das eigenthümlich gezeichnete Lamm Gottes auf einem Berge in einem großen Nimbus. Mit dem rechten Fuße

[1] Eine der Gemmen, auf welcher ein solcher Mann sich findet, ist leider durch die Restauration vom Kreuz entfernt und in einen kleinen Schrein gelegt worden. Aehnliche Gemmen trifft man in Osnabrück am Reliquienschrein des Chores, in Hildesheim am großen Kreuz der Kreuzkirche u. s. w.

hält es einen Stab, der ein in einen kleinen Kreis eingeschriebenes Kreuz trägt. Dieses Kreuz mit seinem Kreise tritt nun aber so hinter den Kopf des Lammes, daß es ihm als Kreuzesnimbus dient. Im Längsbalken der neuen Platte steht der hl. Petrus als Patron der Kirche, in den vier Eckquadraten sind die Brustbilder der Evangelisten eingezeichnet. Jeder Evangelist hat in Anlehnung an lombardisch-irische Vorbilder den Kopf seines Symbols und hält ein geöffnetes Buch mit den Anfangsworten seines Berichtes.

Der gegossene Fuß des Kreuzes zeigt die eingravirten Brustbilder der Cardinaltugenden. Das Mittelalter liebte es, letztere, wie die Personificationen der Paradiesesströme, zu den Evangelisten in Beziehung zu setzen. Die Klugheit hält in der Linken ein offenes Buch mit der Inschrift D(eu)m time (Fürchte Gott), in der Rechten eine Schlange, die sich oben wie ein Bischofsstab krümmt, woraus man ersieht, daß jene alten Bischofsstäbe, welche in Schlangenköpfen enden, an die den Vorstehern so nöthige Klugheit erinnern wollen. Die Mäßigung trägt in der Rechten ein Trinkgefäß, in der Linken einen Zweig mit drei Früchten (Trauben?). Die Gerechtigkeit erhebt die linke Hand, deren sämtliche Finger ausgestreckt sind; ihre Rechte hält eine Wage. Während diese drei Tugenden durch weibliche Brustbilder personificirt sind, vertritt, wie gewöhnlich, ein mit Helm, Schild und Schwert gewappneter Ritter den Starkmuth. Freilich ist dieser Fuß anders behandelt als die Rückseite des Kreuzes; er hat am Knauf Grubenemail und in den Umschriften andere Buchstabenformen, besonders eckige M. Indessen ist dieser eben genannte Buchstabe in dem Buche der Prudentia, wie in den Inschriften der Rückseite, rund. Ueberdies ist hier wie dort der Hintergrund durch kleine eingravirte Kreise belebt. Man wird darum von der vorgeschlagenen Datirung, welche die Rückseite ins Ende des 12., den Fuß in den Anfang des 13. Jahrhunderts setzt, absehen und beide Theile in die Zeit um 1200 setzen sowie derselben Werkstätte zuschreiben dürfen.

Als jenes Kreuz und sein Fuß angefertigt wurden, gewannen Stift und Stadt den höchsten Aufschwung. Die Könige besuchten häufig ihr dortiges Kammergut; lag es doch auf dem Wege aus dem Süden zum Norden Deutschlands, nicht allzuweit von den Stammgütern des sächsischen Hauses. Auch unter den fränkischen Kaisern, besonders im Kampfe Heinrichs IV. gegen die Sachsen, war die Stadt einer der wichtigsten Plätze. 1066 lag Heinrich krank in Fritzlar; 1079 ward es von den Sachsen erobert und hart mitgenommen. 1085 klagte darum Erzbischof Wezilo von Mainz, das Münster sei verbrannt, die Wohnungen der Geistlichen lägen wüst, die Stadt verödet und verheert. Aber bereits 1104 wohnte Heinrich IV. wieder in Fritzlar, 1115 hielt sein Sohn Heinrich V. sich dort auf, und 1118 feierte der päpstliche Legat daselbst eine Synode. Infolge der glücklichen Zustände entschloß sich die in ein weltliches Canonicatsstift verwandelte Geistlichkeit kurz nach dem Jahre 1171 zu einer

vollständigen Erneuerung ihres alten, vom hl. Bonifatius gegründeten Gotteshauses. Nach alter Sitte führte sie aber den Bau nicht in einem Zuge durch, sondern förderte ihn nach Maßgabe der vorhandenen Mittel nach und nach. Ihr Baumeister begann im Westen, legte aber die Achse nördlich von derjenigen der alten Kirche, so daß späterhin die neue Krypta und ihr Chor dicht neben die südliche Seite des alten, bis heute erhaltenen Chores kam. Die erste Bauperiode umfaßte die vier untern Stockwerke der Thürme und die zwischen ihnen liegende Doppelhalle, deren unterer Theil als Eingang dienen sollte, während der obere eine nach dem Mittelschiff hin geöffnete Empore mit drei Arcaden bildete. Den nördlichen Thurm führte man zuerst auf, das fünfte und sechste Stockwerk beider Thürme erst nach Vollendung des Schiffes. Nachdem die Schulden gedeckt und neue Mittel gesammelt waren, begann der Bau der drei Joche des Mittelschiffes und der ihnen entsprechenden Theile der Seitenschiffe. Alles ist hier ziemlich roh und ungefügig; der Werkmeister stand noch nicht unter dem Einflusse eines fertigen architektonischen Systems, und die ausführenden Kräfte waren ungeschult. Nur im Mittelschiff entspricht die Grundform der Hauptpfeiler den Blendbogen, den Gurtbogen und den Rippen, welche sie zu tragen haben. Alle Basen sind zwar attisch gebildet, aber steil und mit Eckblättern versehen [1].

Die dritte Bauperiode vollendete das Querschiff, die fünfte das Chorquadrat mit seiner Apsis. Die Kräfte der Bauleute wuchsen; mit jedem Schritt wird die Ausführung besser und reicher. So unschön die Gewölbe des Mittelschiffes sind, so gut wird die Durchführung des Chores; schön ist sein Inneres, vortrefflich das Aeußere. Eigenthümlicherweise liegen die beiden Kreuzarme um 4 Stufen höher als die Vierung. Man steigt nämlich zu letzterer 11 Stufen hinauf. Dagegen muß man zu ihr aus jedem Kreuzarme 4 Stufen hinabsteigen, so daß diese Kreuzarme 15 Stufen höher liegen als der untere Theil des Mittelschiffes. Zum Altare führen nicht nur jene 11 Stufen der Vierung, sondern noch 6 weitere, im ganzen also 17. Der Grund dieser freilich malerischen, aber unbequemen Anlage lag in der Absicht, die alte hinter und unter dem nördlichen Querschiffarme liegende Apsis zu erhalten. Man wird sich dazu entschlossen haben aus Ehrfurcht gegen das Andenken an den hl. Bonifatius, der hier die erste Kirche baute. Das Grab des hl. Wigbert, das ja außerhalb der

[1] Für die Einzelheiten vgl. „Mittelalterliche Baudenkmäler in Kurhessen" und die „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel" von Dehn-Rotfelser und Lotz (Kassel 1870) S. 51 f.

von Bonifatius errichteten Kapelle lag, findet sich im südlichen Theile der neuen, dreischiffigen, auf 12 Säulen ruhenden Krypta. Es wird wohl von Anfang an ungefähr diese Stelle eingenommen haben. Das jetzt über ihm stehende Denkmal ist ein spätgotisches Hochgrab, auf dessen Deckplatte die flach gearbeitete Gestalt des Heiligen liegt mit der Inschrift: Sanctus Wicbertus. Anno gr(ati)e septingentesimo XXXX floruit Wicbertus s. Ueber der Kopfseite dieses Sarkophages ist der Heilige in hohem Relief des 14. Jahrhunderts nochmals dargestellt. Die Unterschrift sagt hier:

Pacis doctrina felix te norma divina
Pascit Wicberti tanti laetare magistri.

Kaum war der Kirchenbau vollendet, da traf im Jahre 1232 ein großes Unglück ein. Die Stadt und das Kammergut zu Fritzlar war vielleicht schon im 11. Jahrhundert von den deutschen Königen dem Kurfürsten von Mainz geschenkt worden. So hatten Geistlichkeit und Bürgerschaft eine mächtige Stütze gewonnen, aber auch die Last übernommen, mit dem Reichskanzler und für ihn Kriege zu führen. Als nun Erzbischof Sigfried wegen des Abtes von Reinhardsbrunn mit dem Landgrafen Konrad, Bruder des Heinrich Raspe von Thüringen, in Fehde gerathen war, folgte eine Belagerung. Die Vorstadt fiel, die über die Eder führenden Brücken und die Mühlen wurden verbrannt; aber die Besatzung und die Bürger hielten stand hinter den Wällen und Mauern der Altstadt. Nach vergeblichen Aufforderungen zur Uebergabe schickte Konrad sich zum Abzug an. Als die Belagerten das bemerkten, „zündeten sie", wie der alte Bericht sagt, „etliche Fackeln und Strohwische an, leuchteten dem Landgrafen zum Abzuge" und verspotteten ihn durch allerlei Muthwillen. Voll Zorn kehrten die Feinde um, berannten den Ort und eroberten ihn im Sturm. Männer, Weiber und Kinder wurden getödtet, der Bischof von Worms, die Pröpste von Fritzlar und Heiligenstadt sowie 200 Soldaten zu Gefangenen gemacht. Ritter Friedrich von Treffurth drang in die Stiftskirche, wohin die Bürger ihre beste Habe geflüchtet hatten, erbrach Thüren und Schränke und raubte Kelche, Bücher und Priesterkleider. Selbst Reliquien riß er aus ihren Behältern und streute sie umher. Man legte Feuer an, welches einen großen Theil der Stadt zerstörte, und warf die Mauern und Thürme der Stadt in den Graben. Als der Erzbischof darüber in Rom geklagt hatte, sah der Landgraf sich gezwungen, dorthin zu pilgern und um Lossprechung vom Bann zu bitten.

Er versprach nicht nur Schadenersatz, sondern auch den Eintritt in ein Kloster. Um sein Gelübde zu erfüllen, wurde er in Marburg Ritter, später Hochmeister des Deutschen Ordens. Dort wirkte er dann eifrig mit bei der Gründung und beim Bau der Kirche, die zu Ehren seiner 1235 von Gregor IX. heilig gesprochenen Schwägerin Elisabeth aufwuchs.

Der von Konrad an Fritzlar geleistete Schadenersatz war gering; denn einerseits beweisen die Acten, daß die Stadt mit Hilfe des Stiftes aus eigenen Mitteln die Ringmauern wiederum in stand setzte, andererseits zeigen zwei von Gregor IX. bewilligte Ablaßbriefe, daß das Geld zur Herstellung der Kirche zum Theil wenigstens erbettelt werden mußte [1]. Trotzdem wird in zahlreichen Büchern gemeldet, Konrad habe zur Sühne die prächtige, zweischiffige, auf drei freien Pfeilern ruhende Vorhalle der Fritzlarer Kirche erbauen lassen. Eine Vergleichung aller alten Nachrichten beweist dagegen, daß diese Vorhalle jene Kapelle der hl. Elisabeth ist, zu deren Bau im Jahre 1253 der Cardinal Hugo von St. Sabina und der Erzbischof Gerlach von Mainz, späterhin andere Prälaten durch Ablaßbriefe halfen. Man hat bis dahin immer den in jenen Briefen vorkommenden Ausdruck capella sce Elyzabet mißverstanden und auf eine an jene Vorhalle angebaute Kapelle bezogen. Im Mittelalter bezeichnet aber capella zunächst einen überwölbten Raum. Die Vorhalle mit acht Gewölben, worunter ein Altar der hl. Elisabeth errichtet wurde, konnte also sehr wohl opus oder capella sce Elyzabet genannt werden. Daß in Wirklichkeit nur sie gemeint ist, erhellt aus folgendem. Erstens ist nirgendwo anders eine Spur einer Elisabethkapelle erhalten. Zweitens wird gesagt, die 1253 begonnene Kapelle werde mit großen Kosten ausgeführt. Sie muß also ein bedeutendes Bauglied der Stiftskirche gewesen sein. Das ist die herrliche Vorhalle in Wahrheit. Drittens paßt der Stil der im vollendetsten Uebergangsstil erbauten, mit mehreren frühgotischen Kapitälen ausgestatteten Halle besser zum Jahre 1253 als zum Jahre 1235. Viertens beabsichtigte vor dem Jahre 1462 der Decan Johannes Kirchhain, „eine Kapelle zu erneuern und einen Altar in ihr zu errichten". Dieser Altar lag aber „vor der Kirche des hl. Petrus, wo man zu dem Friedhof, genannt Atrium, geht, unter dem nach der hl. Elisabeth genannten Gewölbe zur Rechten" [2]. Nun ist noch heute auf dem Wege

---

[1] Falckenheiner a. a. O. I, 235 und Weber, Der ehemalige Stiftshof auf dem Friedhofe zu Fritzlar. Separatabdruck aus Bd. IV der N. F. der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte S. 89 f.

[2] Falckenheiner a. a. O. II, 92 Anm. 3.

zum alten Kirchhofe rechts in der Vorhalle ein Grabstein neben einem Altar eingemauert, auf welchem unser Dechant vor dem als Leidensmann dargestellten Herrn kniet, und die Umschrift sagt: „Im Jahre des Herrn 1462 am Tage des hl. Blasius starb der ehrwürdige Herr Johannes Kirchhain, Decan dieser Kirche, Stifter dieses Altares, und er wurde in derselben Kirche begraben. Seine Seele ruhe im Frieden." [1] Steht durch alle diese Gründe fest, daß die Vorhalle nicht mit Hilfe Konrads kurz nach 1233, sondern erst 20 Jahre später erbaut wurde, und daß sie das verloren geglaubte opus sancte Elyzabet ist, dann gewinnen wir zweierlei: eine architektonisch und eine hagiologisch wichtige Thatsache. Für die Baugeschichte ist es nicht ohne Bedeutung, daß die reiche, noch mit vielen Rundbogen und romanischen Einzelheiten, aber auch mit frühgotischen Kapitälen und Profilen aufgeführte Halle ziemlich lange nach der frühgotischen Liebfrauenkirche zu Trier (1227 bis nach 1243), aber zugleich mit der edeln Marburger Elisabethkirche (1235 bis nach 1314) und mit dem 1248 gegründeten Kölner Dom entstand. Die Gotik drang also nur langsam vor, weil sie im Uebergangsstil einen würdigen Gegner fand, den sie nicht leicht verdrängte. Man wird nach Feststellung der Erbauungszeit der Fritzlarer Vorhalle manche andere Bauten ähnlicher Art später ansetzen müssen, als dies häufig geschieht. Auch in der Geschichte unserer deutschen Heiligen gewinnt das baulich so bedeutende Atrium einen wichtigen Platz. Reiht es sich doch nun ein in die Folge der Thatsachen, die zeigen, mit welcher Begeisterung die Heiligsprechung der hl. Elisabeth in Deutschland aufgenommen wurde. Durfte Fritzlar zurückbleiben, das ja auf dem Wege von der Wartburg nach Marburg liegt, so daß Elisabeth auf ihren Reisen wohl mehr als einmal dort Herberge nahm?

Wie zu Fritzlar die Baukunst blühte am Ende des 12. und im Laufe des 13. Jahrhunderts, so war es auch mit den übrigen Künsten. Um 1200 schloß Herbort sein Liet von Troye mit den Worten:

Ir hat diz Geticht wol gehort;
Es tichte von Fritslar Herbort,
Ein gelarter Schulere.
Es en ist nicht achbere,
Das er icht dichten kann,
Doch so nimet er sis an

[1] Weber a. a. O. S. 20. Die Ansicht Webers, dieser Stein möge aus einer alten Elisabethkapelle übertragen worden sein, ist aus der Luft gegriffen, weil der Verfasser jene Kapelle außerhalb des Atriums suchte.

Mit andern Tichteren,
Der Schar wil er meren;
Er gert anders Lobes niet.
Alsus endet sich diz Liet.

Heinrich Frauenlob von Meißen († 1317), Canonicus in Mainz, hatte zwei Verwandte unter den Fritzlarer Stiftsherren; Hermann von Fritzlar schrieb um 1445 Predigten „von der Heiligen Leben", und ein anderer Fritzlarer Geistlicher brachte um 1350 einen Auszug aus der Bibel in Reime, damit jene, denen Bücher fehlten und die doch die Bibel genauer kennen lernen wollten, in einem kleinen Abriß die heilige Geschichte auswendig lernen könnten[1]. Da die jungen Leute, welche ein Canonicat in Fritzlar erwarteten, damals ein Jahr in Bologna oder Paris studiren und alle nichtadeligen Mitglieder des Stiftes Magister sein mußten, wird es neben Herbort noch andere „gelarte Schulere" gehabt haben.

Die Goldschmiedekunst lieferte der neu erbauten Kirche eine Reihe hervorragender, theilweise erhaltener Werke. Vielleicht dürften einige am Ort selbst entstanden sein. Die Vermuthung, die Stadt werde unter ihren Bürgern Goldschmiede gezählt haben, wird nämlich dadurch annehmbar gemacht, daß nicht nur aus der Eder ehedem Gold gewonnen wurde, sondern auch in Fritzlar eine dem Mainzer Erzbischof gehörende Münzstätte blühte. Münzmeister mußten sich aber so sehr mit dem Ausscheiden, Schmelzen und Prägen edler Metalle sowie mit Graviren befassen, daß an vielen Orten neben der Münze Goldschmiedewerkstätten entstanden. 1287 werden zu Fritzlar zwei Münzmeister genannt: Zachäus und Johannes, 1288 aber ein dritter, Waldhelm, der sich als Bürger der Stadt einführt. 1337 wird berichtet, das Münzhaus stehe am Markte, und noch beim Schlusse des Mittelalters hieß ein beim Marktbrunnen stehender Bau „die Münze" [2].

Die in Betracht kommenden Schatzstücke[3] der Peterskirche sind zwei um 1200 gegossene kupferne Leuchterpaare. Das erstere ist 37 cm hoch; das zweite von 32 cm Höhe hat einen emaillirten Knauf. Beide stammen wahrscheinlich von demselben Meister, der auch die oben beschriebene Rückseite und den Fuß des Prachtkreuzes lieferte. Man darf ihm auch einen stark restaurirten Tragaltar von 12 cm Höhe, 27 cm Länge und 14 cm Breite zuschreiben. Doch

[1] Das Manuscript befindet sich auf der Landesbibliothek zu Kassel (Nr. 111). Vgl. Falckenheiner a. a. O. I, 32.

[2] Falckenheiner a. a. O. II, 119 f.

[3] Sie waren 1880 auf der Düsseldorfer Ausstellung und sind im Katalog unter Nr. 764—767 beschrieben.

ist die Arbeit hier viel roher, vielleicht ein erster Versuch [1]. Zwei [2] weit großartigere Werke der Goldschmiedekunst aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts werden einem höher gebildeten Meister zuzuweisen sein. Das erstere, ein prachtvoller, 25 cm hoher getriebener und gravirter Kelch, dessen Kuppe die unter Rundbogen und Architekturen sitzenden Bilder der Apostel trägt, und seine reich gravirte Patene sind ganz von ihm hergestellt; beim andern, einer Reliquientafel von 47 cm Höhe und 45 cm Breite, sind ältere Theile verwerthet. Die Form jener Tafel ist eigenthümlich. Sie besteht aus einem abgeschrägten, auf vier Füßen ruhenden Untersatz, einem länglichen Viereck, vor dem die aus Bein geschnitzten Figürchen der Apostel stehen, und einem durch etwa $^2/_5$ einer Scheibe gebildeten Tympanon, das mit den gut getriebenen Brustbildern Christi und zweier Engel gefüllt ist. Oben auf der Rundung trägt ein fein ausgeschnittenes Ornament eine vergoldete Platte, die sehr alt und angelsächsischen Ursprungs zu sein scheint. Ihr Kern ist mit Flechtwerk gefüllt, oben endet sie in der Mitte in einem Kreuz, an den Seiten in Schlangenköpfen, die sich gegen jenes Kreuz wenden. Ueber Ursprung und Bedeutung derselben fehlt jede Nachricht. Ich möchte sie als obern Theil eines liturgischen Kammes ansehen, dessen aus Bein geschnittene Zähne verloren gingen. Wäre die Vermuthung richtig, so würde sie die Annahme nahe legen, daß jener Kamm vielleicht dem Stifter oder einem der ersten Bischöfe Buraburgs gehörte, und daß sein Ueberrest hier als Reliquie Verwendung fand. Auf der Rückseite des Reliquiars sind prachtvolle Ranken gravirt, in denen zwei große Thiere laufen. Der Grund ist mit braunem Emailfirniß bedeckt, aus dem die freigelassene Zeichnung wirkungsvoll heraustritt. Die gegossenen, getriebenen, gravirten und emaillirten Einzelheiten können ohne Abbildung nicht genügend beschrieben werden. Sie stammen theilweise von ältern Reliquiaren. Vielleicht hat jener Ritter von Treffurth, welcher 1232 die Kirche beraubte, manches Kleinod auseinandergerissen, das Stift aber die Reste hier zu einem neuen Schatzstück verwendet. Bewunderungswerth ist jedenfalls das in diesem Stück wiederum hervorleuchtende Geschick der alten Meister, stets neue Formen für ihre Werke zu finden und sie harmonisch durchzubilden. Ob die Inschrift, die im Anschluß an Röm. 9, 16 betont, daß nicht menschliche Kraft, sondern Gottes Gnade alles Große vollbringt, in einer ganz besondern Beziehung zu den ehemals in diesem Schrein geborgenen Reliquien steht, ist nicht klar.

Currere currentis non e(st), nec velle volentis,
Neutrum credentis, s(ed) utrumq(ue) Dei miserentis.

Ziemlich roh ist der romanische Deckel einer gotischen Handschrift. Er besteht aus einer Kupferplatte, in deren Mitte man Maria und Johannes über einem Löwen und einem Drachen neben dem Gekreuzigten erblickt. Den Rand füllen die Brustbilder der Apostel und die Evangelistensymbole. Die Ranken des Randes und die Hintergründe der Figuren sind mit weißem, blauem und etwas rothem Email gefüllt, die Nimben meist mit grünlich-weißem Schmelz,

[1] Düsseldorfer Ausstellung Nr. 658a. [2] A. a. O. Nr. 570 f. und 722.

das durch kleine vorstehende Stifte gehalten wird. In den Conturen der gravirten Figuren und Inschriften liegt eine schwarze Füllung (Niello). Die mangelhafte Zeichnung erinnert an die Technik eines Tragaltars desselben Schatzes und würde für das 12. Jahrhundert sprechen; doch legt die Form der Buchstaben eine spätere Datirung nahe [1]. Bemerkenswerth ist die um den Rand laufende, auf die Kreuzigungsgruppe bezügliche Inschrift:

† Morti · vita · datur · ut · vite · mors · subigatur.
† Hinc · homo · perpendat · quid · XPO · digne · rependat.

Wie Kunst und Literatur zu Fritzlar blühten trotz jener Erstürmung von 1232, so gewann das religiöse Leben einen Aufschwung durch ein bereits elf Jahre nach dem Tode des hl. Franciscus gegründetes Kloster der Minderbrüder. Ihre geräumige, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaute Kirche wurde von den Bürgern viel besucht, welche dort gerne die Predigt hörten und die Sacramente empfingen. Wie an andern Orten, war auch hier das Stift etwas aristokratisch gesinnt; häufig lag es im Streit mit den um seine wohlummauerte „Freiheit" wohnenden Bürgern. Die Interessen der alten, begüterten Corporation mußten sich naturgemäß oft mit denen der Stadt kreuzen. Da waren die Franziskaner ein werthvolles Mittelglied. Armut, Popularität und geistlicher Stand befähigten sie, stets beiden Parteien unentbehrlich, beiden nützlich zu sein. Lehrreich ist eine Urkunde, durch welche sie 1377 dem Bürgermeister und den Schöffen erlaubten, auf dem Chore ihrer dicht an die Stadtmauer anstoßenden Kirche ein Wächterhaus zu erbauen und „außwendig des Chores an der Giebelwand der Sacristei einen Aufgang" dazu anzulegen. Das Actenstück dient zur Erklärung mancher eigenthümlichen Anlagen mittelalterlicher Kirchen, die zugleich, wie man es liebte, zur Verstärkung der Stadtbefestigung verwerthet wurden. Wenig deutsche Städte haben ihre Befestigungen so gut erhalten wie Fritzlar. Vieles ist leider zerstört, aber das Erhaltene bietet noch immer ein köstliches Bild. Freilich reichen Mauer und Thürme nicht an die starke Kraft der Nürnberger Werke, der malerische Anblick nicht an das schöne Aussehen der besser erhaltenen, gut restaurirten Umwallung von Rothenburg ob der Tauber. Aber es ist doch erfreulich, schon vom Bahnhof aus ein solches altdeutsches Städtebild zu gewinnen, das beim Umgang um die Mauern und bei den Gängen zu den ringsum auf den Hügeln erbauten Wachthürmen noch an Bedeutung gewinnt. Elf Thürme und fünf ehedem gut geschützte Thore sind erhalten oder doch noch wenigstens

[1] Düsseldorfer Ausstellung Nr. 963 b.

zu erkennen. Dazu kommen die vier Thürme der am Abhang zur Eder erbauten Neustadt, deren Mauern langsam aufsteigen zu denen der auf der Höhe liegenden Altstadt. Zwei alte Brücken führen oberhalb und unterhalb der Neustadt über die Eder und über deren Nebenarm. Bei beiden hatte das fromme Mittelalter kleine, aber zierliche Kapellen erbaut. Die obere diente seit 1318 den Armen und Kranken und lag neben einem der vielen Heilig-Geist-Hospitäler. Jetzt ist sie leider verwahrlost und dem Verfall preisgegeben. Die untere lag 1399 auf und neben der langen, aus Stein ausgeführten Ederbrücke. Sie hatte zwei Geschosse mit zwei den hll. Sigismund und Johannes dem Täufer geweihten Altären.

Zwischen diesen Kapellen errichteten Augustinerinnen im 14. Jahrhundert eine Kirche, welche später in den Besitz der Ursulinen kam, die neben ihr ein großes Kloster bauten. Erhebt sich der Blick über die Eder, über jene drei Gotteshäuser und die vier Befestigungsthürme der Neustadt, so ruht er unwillkürlich bei der wuchtigen Masse der alten Stiftskirche, wendet sich nun nach rechts zur Minoritenkirche und freut sich der verschiedenen frei und bunt, keck und kühn hingestellten Fachwerksbauten sowie der lang aufstrebenden Festungsthürme im Mauerring und ringsum auf den Höhen. Es muß doch ein reges Leben geherrscht haben in diesen alten Städten. Freilich haben auch in ihnen der ehrsame Rath und die gestrenge Obrigkeit den Polizeistock oft in der kleinlichsten Art walten lassen; aber die winkeligen Gassen mit ihren behäbigen Häusern, die trotzigen Befestigungen und die zahlreichen Gotteshäuser beweisen, daß jedem Bürger und jeder Genossenschaft, geistlicher wie weltlicher, Luft und Licht blieb zur Geltendmachung ihrer Eigenthümlichkeit und zur Entfaltung fast aller guten Keime. Wie ganz anders nehmen die Plätze und Gassen jener alten Städte sich aus als so viele neumodische Städteanlagen! In letztern drängen sich die anspruchsvollen Wohnungen der Reichen vor, sie füllen in festgeschlossenem Ring die großen Straßen und schieben Arbeiter und kleinere Geschäftsleute in unansehnliche Gassen. Ehedem bevölkerten Handwerker und kleinere Handelsleute die Hauptstraßen. Um echte Concurrenz zu ermöglichen und jede Uebervortheilung möglichst zu verhindern, räumte man jedem Gewerbe, jedem Handelszweig seine eigene Straße ein. Jeder Bürger bewohnte sein Haus und freute sich, es nach innen und außen im Laufe der Jahre behäbig einzurichten. Die Vornehmen nahmen sehr oft vorlieb mit einem Platz, der in einer kleinern Gasse, fern vom Verkehr lag. Da bauten sie sich feste Häuser mit stattlich aufsteigenden Fassaden und Thürmen. Daß dies alles in fast jeder ältern

Stadt Italiens der Fall ist, dürfte allgemein bekannt sein; wie wenige aber ahnen auch nur, daß in Deutschland noch heute dieselbe Wahrnehmung zu machen ist! Im alten Regensburg lagen die mächtigsten Patrizierhäuser in Gäßchen, die ein Fremder ohne kundige Führung nicht zu betreten wagt. Auch in Fritzlar findet man im kleinsten, engsten Gäßchen das größte mittelalterliche Haus der Stadt. Die von Stockwerk zu Stockwerk weiter vorspringenden, geschickt construirten und passend verzierten zwei, drei, ja vier Jahrhunderte alten Fachhäuser der Bürger, Handelsleute, Wirte und Ackersleute aber stehen am Markt und in den Straßen, die zum Stadtthor ein- und ausführen. Mitten in diesen Häusern finden sich ringsum die Kirche, die Curien, Speicher und Keller, die kleinern und größern Wohnungen der höhern und niedern Dienstleute des Stiftes. Die Minoriten haben sich in einer weniger belebten Stadtgegend angesiedelt, mitten unter den Leuten, für die sie besonders da waren.

Ihre Erfolge regten auch die Canoniker zu größerer Berücksichtigung der Laienwelt an. Darum erweiterten diese im 14. Jahrhundert (1387) ihre Kirche dadurch, daß sie das südliche Seitenschiff entfernten und ihr statt desselben zwei gotische Schiffe gaben. Drei Seiten eines schönen Kreuzganges kamen hinzu. Nicht oft wird man eine so reiche Sammlung guter, freilich meist später Grabsteine antreffen, als in diesem Kreuzgang, in der Kirche und in der Vorhalle. Es ist wohl dem Einflusse der Franziskaner zuzuschreiben, daß der leidende Heiland uns dreimal begegnet. Im Garten des Kreuzganges steht er als Schmerzensmann inmitten der Leidenswerkzeuge; bei zwei Grabsteinen in der Vorhalle und im Kreuzgange erinnert die Inschrift daran, daß jeder, welcher diese „Waffen Christi" andächtig betrachtend drei Pater noster und Ave Maria betet, Ablaß gewinnt. Eine ähnliche Inschrift steht auf der vom Decan Hermann Hankart von Hersfeld 1510 im Kreuzgange errichteten Gruppe der Kreuzigung Christi: Dic V p(ate)r n(oste)r et tot ave Maria XL indulg(entiae) dies hab(ebis). Auch auf dem Bürberg wurde seit dem Ende des Mittelalters das Leiden Christi verehrt. Im Sommer zog jeden Freitag eine Procession dorthin und erstieg ihn, um sich an den zum Calvarienberg hinaufführenden Kreuzweg Christi zu erinnern und oben auf der Höhe in der Kapelle einer heiligen Messe beizuwohnen.

Das fromme Andenken an Christi Leiden und Sterben fand eine schöne Ergänzung in der zu Fritzlar für frühe Zeit beglaubigten Verehrung des heiligsten Sacramentes. Zeugen derselben sind das bis zur Höhe des Mittelschiffes aufwachsende, im 15. Jahrhundert errichtete

Sacramentshäuschen, eine prachtvolle, um dieselbe Zeit entstandene Monstranz, vor allem aber ein altes, um 1450 gesticktes Velum von 188 cm Länge und 48 cm Breite [1].

Die bestickte Seite zerfällt in zwei gleich große Hälften. Auf der ersten hält unten ein Engel eine große Monstranz und ein Spruchband mit den Versen:

Ecce panis angelorum,
Factus cibus viatorum,
Non mittendus.

Ueber der Monstranz schwebt die Taube des Heiligen Geistes und das Brustbild Gottes des Vaters mit der Inschrift: Hic est filius meus dilectus. Um diese Figuren ziehen sich farbige Ranken mit Blättern hin, in denen die Gestalten des Lammes Gottes, dessen Blut in einen Kelch fließt, mit sieben Brustbildern von Engeln wechseln. Die Engel tragen Schriftbänder mit Texten, deren beide ersten Gott dem Vater und dem Heiligen Geiste gelten, während die fünf andern dem Gloria entnommen sind und das hochheiligste Sacrament loben:

1. Laus Patri gloriae. 2. Laus Spiritui sancto.
3. Laudamus te. 4. Benedicimus te.
5. Adoramus te. 6. Glorificamus te.
7. Gratias agimus tibi.

Auf der zweiten Seite erblickt man den Donator vor dem Spruchbande:

O vere digna hostia, per qua(m) fracta su(n)t tartara,
rede(m)pta plebs captivata redit ad vite premia.

Hinter ihm steht ein Engel mit einer brennenden Kerze und dem Spruchbande:

Tantum ergo sacramentum veneremur cernui,
et antiquum documentum novo cedat ritui,
praestet fides supplementum sensuum defectui.

Fünf Figuren des Lammes Gottes mit Kelch und Fahne wechseln hier wiederum mit sieben Brustbildern von Engeln, deren Spruchbänder sagen:

1. O salutaris hostia, 2. que celi pandis ostia,
3. bella premunt hostilia. 4. da robur, fer auxilium.
5. O sacrum convivium in quo XPC sumitur,
6. colitur memoria passionis eius,
7. mens impletur gratia.

Eigenthümlich ist, daß der untere Rand beider Seiten Hunde zeigt, die allerlei Jagdthieren (Hasen, einem Kaninchen und einem Fuchs) nachstellen. Vielleicht wird hierin eine tiefere Symbolik zu suchen sein; es könnte erinnern an das Wort, welches oben am Ende der letzten Strophe ausfiel: Non mit-

[1] Düsseldorfer Ausstellung Nr. 527.

tendus *(canibus)*. Allein man darf auch die Naivetät des Mittelalters nicht außer acht lassen, welches sich leicht und rasch dem Heiligsten näherte, aber dabei auch gern der weltlichen Seite des Lebens gewisse Rechte einräumte. Jedenfalls ist dies Velum mit seinem Ideenreichthum ansprechender als viele heute gebrauchte.

Der Schatz der Kirche war laut einem 1552 aufgestellten, bis heute noch nicht publicirten, im Archiv ruhenden Verzeichniß sehr reich an gotischen, aber verhältnißmäßig arm an ältern Kleinodien [1]. Wie wenig letztere geschätzt wurden, erhellt schon daraus, daß das oben beschriebene kostbare Kreuz einfachhin bezeichnet wird als „ein ubergultes Creutz mit einem Fuß". Gleich darauf wird ein kleines gotisches, noch vorhandenes Kreuz genannt: „Item noch ein silbern Creutz ubergult." Letzteres ist freilich beachtenswerth, weil oben aus den Armen Ranken herauswachsen, die dem Ganzen ein scheibenförmiges Aussehen geben; aber mit jenem alten Meisterwerk kann es sich doch nicht im entferntesten messen. Das oben beschriebene herrliche Reliquiar des 13. Jahrhunderts wird nur angeführt als „ein kopfern Tafeln, darin die zwelff Aposteln auff Helffenbein (!) gegraben". Zu bedauern ist vor allem der Verlust eines „kupfern, übergoldeten Kreuzes, darin allerlei Farbe" von Email war. Es ist nicht ohne Interesse, die wichtigern, theilweise bis auf die Gegenwart geretteten, neuerdings durch die Sorgfalt des Herrn Dechanten Kreisler von Stiftsgoldschmied Witte zu Aachen restaurirten Gegenstände in übersichtliche Ordnung zu bringen und kurz zu nennen. In der Kirche fand sich demnach:

„Ein großer ubergulter Kilch, unthen mit sechs Bilden sampt einer Pathenen ubergult mit seynem Corporall."

Im Ganzen sind 34 Kelche aufgeschrieben, von denen 26 ganz von Silber und vollständig vergoldet waren. Jeder der 30 zur Peterskirche gehörenden Altäre besaß nämlich seinen eigenen Kelch. Doch wird bei 4 Altären vermerkt, der Kelch sei gestohlen worden.

Eigenthümlich sind folgende in einer „grossen, beschlagenen, langen Kiste" aufbewahrten Geräthe:

„Ein silbern vergulter Becher, darauff Sanct Peter, mit einer Schüssel.

„Item ein silbern vergulter Becher mit eynem Deckell; hait inwendig ein wapen der von der Krae und auff dem Deckell dergleichen.

„Item ein silbern ubergulter Becher mit dreyen Fußlein, sonder Deckell.

„Item ein silbern ubergulter Becher mit einem Deckell, oben mit weyßem Knopflein.

---

[1] Bei den folgenden Auszügen aus diesem Verzeichniß sind alle Hauptwörter mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben; auch sonst ist eine consequentere Schreibweise innegehalten als im Original.

„Item ein kleynes silbern Bechlin, sonder Deckell. Ist nicht vergult.
„Item vier silbern Schalen, inwendig verguldet.
„Item vier silbern Schalen, unverguldet.
„Item ein silbern Creutz mit 1 Ketlin, silbern.
„Item ein klein silbern ubergult Creutz, mit einem grünen Turkis.
„Item ein ubergulter Christoffell.
„Item ein silbern ubergulter Ring mit einem Amatisten.
„Item ein kreln (korallenes) Pater Noster (Rosenkranz) mit Calzendonien (Edelsteinen)."

Als im Hochaltar befindlich wurden aufgeschrieben: 2 Kelche, 8 Monstranzen (2 weitere wurden früher erwähnt), 2 silberne Meßkännchen, 1 silbernes Rauchfaß, 3 hölzerne Hände, das hölzerne Haupt des hl. Wigbert, 3 hölzerne, mit Silber beschlagene Stäbe (für die Chorsänger?) u. s. w. Aus den weiter folgenden Posten verdienen wörtlich ausgehoben zu werden:

„Ein groſße kopferne ubergulte Monstrantz unthen mit einem Schilde mit dreyen Rosen[1].

„Item tzwehen silbern ubergulte Vogell mit Straußeiern, hait iglicher fornahn an der Brost ein Schild.

„Item ein Straußey gefaßt in ein kopfern Monstrantz, verguldet, oben mit einem Creutz[2].

„Item tzwehe (Kokos-) Nuß, gefaßt in tzwo silbern Monstrantz. Itzlich haben unthen ein Schild mit dreyen Rosen.

„Item ein kleyn silbern Kistlein auff einem rothen, damasten Kußen.

„Item tzwehe Bücher, eins ein Evangelibuch, das ander ein Epistelnbuch, fornahn mit Silbern ubergult, an iglich fornne 2 Bilde (von Elfenbein?).

„Item ein cristallen Creutz auff einem höltzern Fuß."

Groß war der Vorrath an Chorkappen, Kaseln und andern Gewändern. Genannt werden da z. B.: „Ein grün Leiste vor ein Altar mit Perlin verstickt" mit zwei Wappen. „Ein gulden Leisten uff ein Meßgewant, oben darauff vermerkt: Pater, in manus tuas. Ein Scheiben an Chorkappe, daran unßere lieben Frauen mit Perlin außgestickt. Ein rodt, alte, sammet Meßgewant mit einem Perlin gestickten Creutz. Ein Humeral, oben mit Berlin (Perlen) außgestickt. Ein Corporall, außwendig mit Perlin bestickt. Ein blau verblumpte Kappen mit ghelen (gelben) Blumen mit einem kopfernen ubergulten Knopf. Ein alte, rothe, carmesin sampt Kappen mit einem silbern ubergulten Knopf. Ein alte, gulden Stuck (Chorkappe) mit weiß damast untermenget, hinthen mit einem kopfernen Knopf ubergult. Tzwehe braungelbe, verblumpte Kappen von Sammet, gleich, ohne Knopf. Ein perlin Knopf."

Im ganzen sind nicht weniger als 10 Chorkappen genannt, an deren hinterem Schild ein vergoldeter Knopf von Kupfer oder Silber hing; bei zwei andern wird ausdrücklich vermerkt: „sonder Knopf". Die Knöpfe vertraten also die Stelle von Quasten oder bildeten eine Kugel, aus der unten die Fäden einer Quaste hervorquollen. Die Notizen über jene Knöpfe sind um so wich-

[1] Beschrieben im Düsseldorfer Katalog Nr. 593. [2] A. a. O. Nr. 710.

tiger, weil manche, selbst angesehene Archäologen nicht wußten, was sie aus einzelnen in Domkirchen erhaltenen kleinen, reich verzierten Hohlkugeln machen sollten und zu den abenteuerlichsten Erklärungen ihre Zuflucht nahmen.

Bei den einzelnen Altären werden außer einem Kelch auch die vorhandenen Kaseln erwähnt. Manche besaßen nur eine Kasel, andere zwei bis drei. Die Farben derselben waren sehr verschieden: Blau, Weiß, Gelb, Grün, Roth, Braun oder Schwarz. Daraus erhellt, daß selbst im 16. Jahrhundert die heute geltenden Bestimmungen über die Farben der Meßkleider noch nicht überall bekannt waren oder doch keine allgemein bindende Gesetzeskraft hatten. Als Stoffe der Kaseln werden angegeben: „Damast, Schamloth, Sammet, lundisch (in rother, grüner, blauer, brauner oder schwarzer Farbe), Seyde, Tuch, Wolle."

Nach Ablauf des Mittelalters war Fritzlar in die Mitte der Reformationswirren gestellt. Kaiserliche und Reformirte stritten um seinen Besitz. Tilly vertrieb die Hessen, mußte aber doch zuletzt weichen. Eine alte Nachricht meldet: „1632 ist die Stadt in fürstlich hessische Pflichten genommen. Calvinische Prädicanten und hessische Beamten wurden angestellt." „Der Landgraf ließ dem Stift anzeigen, wie es nun sein unabänderlicher Wille sei, das von ihm über Fritzlar erlangte Hoheitsrecht dahin zu gebrauchen, diesen Ort von den päpstlichen Greueln zu reinigen und das Stiftsgefälle zu andern milden (!) Zwecken anzuwenden." Als die Canoniker sich weigerten, abzufallen, wurde von Kassel aus befohlen, „uff ferner Verweigern sie dem negsten außweißen, ihre suppelectilia uff die Gaßen vor die Thüre setzen zu lassen und die Schlüssel in Verwahrung zu nehmen" [1].

Aber 1648 kam Fritzlar wieder in die Gewalt des Erzbischofs von Mainz. Im Siebenjährigen Kriege besetzten Franzosen die Stadt, die 1762 beim Abzug alle wichtigern Festungswerke zerstörten. Im Jahre 1803 fiel auch das Petersstift der Säcularisation anheim. Die meisten seiner Güter gingen verloren. Die Gegend ringsumher war schon lange durch den Einfluß der hessischen Fürsten von der Kirche getrennt. Aber der größere Theil der Bürger der Stadt hatte durch den Starkmuth des Kapitels den alten Glauben treu bewahrt. Er folgt noch heute dem Rufe der Glocken der Peterskirche, die einladen zu jener Verehrung des Leidens Christi und des heiligsten Sacramentes, welche die Voreltern von Bonifatius, Wigbert und Witta lernten vor mehr als tausend Jahren.

Oben von der Stätte, wo einst die Kathedra der Bischöfe von Buraburg stand, antwortet das kleine Glöckchen der im 17. Jahrhundert um-

[1] Falckenheiner a. a. O. I, 289 f.

gebauten Kapelle, die auf dem stillen Kirchhof steht, auf welchem die Einwohner von Ungedanken ihre Todten beerdigen, die einzigen Dorfbewohner weit umher, die festgehalten haben am Glauben, welchen der Apostel von Deutschland ihnen von Rom gebracht hat mit dem Segen des Papstes. Bonifatius soll vorhergesagt haben, die Kirche von Fritzlar werde nie verbrannt werden. Wenn man die Weissagung wörtlich nimmt, so ward sie nicht erfüllt; im höhern Sinne hat sie sich bewährt; denn an den Stiftungen des Heiligen: Fritzlar, Buraburg und Fulda, brachen sich die anstürmenden Wogen der Glaubensneuerung. Sie stehen da in der Mitte protestantischer Städte und Dörfer als letzte Zeugen der alten katholischen Glaubenseinheit, gleich einsamen Felsen in der tosenden Brandung, die noch zeigen, daß das feste Land ehedem so weit hinausreichte. So ist Fritzlar noch heute, was es einst unter Bonifatius gewesen, der ihm seinen alten Namen gegeben haben soll: Frideslar, d. h. „Stätte des Friedens".

Steph. Beissel S. J.

Communistische Experimente.

(Schluß.)

Die in Nauvoo zurückgebliebene Gemeinde der Icarier zählte zu Anfang 1857 noch 239 Seelen, einschließlich derer, die als Pioniere nach Jowa gesendet waren. Aber in den langen Zwistigkeiten war das Vermögen zurückgegangen, die Schulden waren gewachsen und die Rechtstitel und Papiere ruhten noch in den Händen der Erben Cabets. Trübe Zeiten, der Niedergang aller Industrie drückten in jenem Jahre auf die Geister. Die Icarier von Nauvoo wagten nicht, einen kühnen Kampf mit dem Glück aufzunehmen, sondern beschlossen mit Aufgabe Nauvoos den Rückzug nach ihrer Besitzung in Jowa. Einige ihrer tüchtigsten Männer traten aus der Gemeinde aus, um die gesetzliche Befähigung zu erlangen, als unparteiische Sachwalter die Vermögensverhältnisse der Gemeinde in Ordnung zu bringen. Und nun erfolgte im Herbst 1860 der Umzug; noch im September des gleichen Jahres gewährte der Staat Jowa die Corporationsrechte. Allein diese Jahre der Unsicherheit und des Wechsels hatten große materielle

Einbuße gebracht; viele Mitglieder hatten aus Noth oder Unzufriedenheit sich losgesagt, und in Jowa harrte jetzt der kleinen Gemeinde ein Leben schwerer Arbeit und großer Entbehrung.

Die Besitzung in Jowa, von den großen Verkehrswegen und bewohntern Länderstrichen damals weit entlegen, entsprach ganz dem Gedanken Cabets, fern von der Anziehungskraft, den Einflüssen, Vorurtheilen und Gewohnheiten der großen Welt ein vollständig neues Volk nach rein icarischen Grundsätzen großzuziehen. Aber die nunmehrige Icarierkolonie in Jowa war viel zu klein, um in allem für sich selbst zu genügen. Zudem hatte sie Schulden, und die Einsamkeit öffnete keine Einnahmequellen. Mit harter Arbeit rang man dem wilden Boden den nöthigen Lebensunterhalt ab; aber was über das Nothwendige hervorgebracht werden konnte, fand keinen Absatz. Es fehlten die Verkehrsmittel und es fehlte der Markt. Im letzten Jahre, das Cheltenham erlebte, 1863, war auch das neue Icarien in Jowa auf 35 Personen zusammengeschmolzen, und auf diese drückte eine Schuldenlast von 15 500 Dollars.

Da kam der Krieg. Für Cheltenham brachte er den Untergang, für Jowa die Rettung. Die Lebensmittel stiegen zu fabelhaften Preisen; Icaria hatte etwas zu verkaufen. Die Icarier hatten eine Schafherde großgezogen; die Wolle wurde jetzt für sie zur Goldquelle. Ein Theil der Schuld konnte durch Geld abgetragen werden, für den andern gaben die Icarier 2000 Acres ihres Grundbesitzes zurück. So war man schuldenfrei, und es öffnete sich eine neue Zukunft. Ehemalige Icarierfamilien kamen wieder zurück; Ende 1868 zählte man 60 Personen. Noch besaßen sie 1700 Acres Land mit reichem Viehstand; 1876 beim Besuche W. A. Hinds waren es 2000 Acres fruchtbares Land, wovon 700 Acres angebaut, einiger Wald, und auf den Weiden 500 Schafe und 400 Stück Rindvieh. Auch die Industrie warf ein kleines Einkommen ab; von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der Mitglieder. Mit dem Beginn der siebziger Jahre zählte man 70 Personen. Um eben diese Zeit kam auch die Eisenbahnverbindung (jetzt Chicago, Burlington and Quincy Railroad); die Finanzen wurden blühend, neue, stattlichere Wohnhäuser und Gebäude erhoben sich.

Die Schilderungen derer, welche in dieser Zeit Icaria besuchten, lauten günstig. Zwar fiel den genußsüchtigen Amerikanern die große Genügsamkeit auf, welche das Gemeindeleben daselbst den Mitgliedern auferlegte; dieses spricht jedoch nur zum Vortheil für Icaria. Aber die volle Gleichheit und Unabhängigkeit der einzelnen bei dem völligen

Mangel einer die Geister einigenden Macht einerseits, andererseits wieder die beengende Majoritätsherrschaft bargen den Keim des Verderbens in sich. Die Generation, welche nach den reinen icarischen Grundsätzen so sorgfältig großgezogen worden, war aufgewachsen. Sie war unbotmäßig, eigenwillig, neuerungssüchtig. Ehrfurcht vor dem Alter, Achtung vor der reifern Erfahrung kannte sie nicht. Zwischen den Alten, welche an ihren Errungenschaften und Ueberlieferungen festhalten wollten, und den Jüngern, welche radicalere, weiter ausschauende Ziele verfolgten, bildete sich ein Gegensatz. Die öffentlichen Ereignisse in Frankreich, die Tage der Commune, die Declamationen der socialistischen Presse blieben nicht ohne Einfluß. Jung-Icarien hätte gern von sich reden gemacht und in der großen Welt eine Rolle gespielt und statt anspruchsloser Farmerarbeit hohe Politik und socialistische Welterlösungsversuche getrieben. Natürlich standen dabei auch einige jüngere Personen auf seiten der Alten, einige Heißsporne mit greisem Haar und eine Anzahl von Frauen auf seiten der Jungen, aber in manchen Familien stand der Sohn offen gegen den Vater. Noch hatte die Partei der Alten das Uebergewicht, als Flüchtlinge der Pariser Commune zur Aufnahme sich meldeten. Nach langem Kampf wurden sechs derselben zugelassen, andere zurückgewiesen. Zwei der Aufgenommenen hatten der Regierung der Pariser Commune angehört, Simon Dereure, auf dem Socialistencongreß im Haag am 5. September 1872 auch in den „Generalrath der Internationale“ gewählt, und A. Sauva, dessen Mandat man im Haag zurückgewiesen hatte, der letzte Präsident von Cheltenham. Die Präsidentenwahl am 3. Februar 1877 stellte ihn auch in Icaria-Iowa an die Spitze. Allein er fand die Gemüther bereits zu sehr erbittert. Ein äußerlich geringfügiger Umstand führte den Bruch herbei.

Trotz alles Communismus hatte man doch in Icaria jeder Familie im nächsten Umkreis ihrer Hütte einen schmalen Streifen Erde gegönnt, den sie nach Geschmack und Laune mit Blumen und Früchten für sich bepflanzen durfte. Es entsprach dies der großen Vorliebe der Franzosen für die Floraskinder, war aber zugleich ein kleines Zugeständniß für die Schwäche des Menschenherzens, das so gerne wenigstens etwas zu eigen hat. Doch allmählich machte dagegen die Meinung sich geltend, daß hier ein sündiger Abfall von dem Grundgedanken des reinen Communismus vorliege, und die radicale Partei der Jungen sah mit Abscheu auf diesen Keimansatz von Privateigenthum. Zwar verständigte man sich dahin, daß hinfort jede Familie, die ein neues Wohnhaus baue, auf ihr kleines Gärtchen verzichten müsse. Allein wer mit der alten Hütte sich weiter

behalf, durfte sich auch noch ferner an seinen Blumen freuen. In dem verhängnißvollen Jahre 1877 erfreuten sich noch drei alte Kolonistenfamilien ihres „petit jardin“. Da wurde im Herbst in öffentlicher Versammlung von einem Mitgliede der Jungen in ostentativ beleidigender Weise der Antrag gestellt, es sollten die Trauben in den drei kleinen Familiengärten von Gemeinde wegen confiscirt und verkauft werden. Darüber brach die Feindschaft offen aus, und am 26. September 1877 beschloß die Partei der Jungen eine Trennung. Es kam zu langem, widrigem Streit wegen Theilung des Besitzes. Die Partei der Alten war überlegen wie an Zahl so an Würde des Charakters, die der Jungen aber an Regsamkeit, Geriebenheit und Frechheit.

Die Jungen erhoben gegen die bisherige Gemeinde gerichtliche Klage wegen Zuwiderhandelns gegen die Corporationsacte durch communistisches Zusammenleben, und so unglaublich es klingen mag, auf diese Klage hin wurde am 17. August 1878 das Corporationsrecht der Gemeinde für erloschen erklärt. Ein Schiedsgericht wurde eingesetzt, um den bisherigen gemeinsamen Besitz unter beide Parteien zu theilen. Während die Verhandlungen vor sich gingen, gelang es der rührigen Partei der Jungen, unter dem 16. April 1879 sich als „Icaria Community“ eine neue Corporationsacte zu verschaffen. Die Folge war, daß sie jetzt ruhig im Neste bleiben konnten und die Alten wandern mußten, nur mit einem Schmerzensgelde von 1500 Dollars getröstet.

Ueber diesen unerquicklichen Streitigkeiten waren manche Familien davongezogen, und so blieben nur noch 30 Alte, die zum Wanderstabe griffen, um auf einem entferntern Theile des Territoriums mit unverdrossenem Muthe sich eine neue Heimat zu gründen. Gemeinsam sollte nur die Schule bleiben; sie ward nach icarischen Grundsätzen weitergeführt und von den Kindern beider Niederlassungen besucht; die Lehrkräfte wurden durch Uebereinkunft beider Parteien berufen.

Bald waren bei den Alten die Hütten gebaut, von den jetzt nicht mehr verbotenen „petits jardins“ mit Farbenpracht und Blüthenduft umgeben; vor der kleinen Niederlassung her wurde ein prächtiger Park angelegt. Auch 1000 Bände der Bibliothek hatten die Alten mit nach „New Icaria“ gerettet. Die Preßthätigkeit wurde fortgesetzt; aus einer unbeholfenen alten Druckerpresse ging alle Monate die Revue Icarienne hervor, deren 300 Exemplare noch immer theils in Frankreich theils bei ehemaligen Icariern in Amerika Abnahme fanden. Eine Corporationsacte wollte man in „New Icaria“ nicht mehr; eine solche brachte nur Be-

schränkungen und Unzuträglichkeiten mit sich. Statt dessen constituirte man sich als Actiengesellschaft. Unter solchen Verhältnissen verlief das Leben in New Icaria ruhig und friedlich. Im Anfang 1883 belief sich die Zahl der Mitglieder auf 34; das Vermögen schätzte man auf 25 000 Dollars bei 4000 Dollars Schulden. Zwiespalt war es jetzt nicht mehr, was zu fürchten stand, wohl aber Stagnation und geistige Verkümmerung.

Lebendigern Aufschwung schien unterdessen die alte „Icaria Community" unter dem Regimente der Jungen zu nehmen. Durch Erfahrung gewitzigt, begnügte man sich hier nicht mit der Corporationsacte vom 16. April, sondern durch förmliche Schenkung entsagten alle Mitglieder zu Gunsten der Gemeinde jeglichem Rechtsanspruch auf das Gesamtvermögen. Im October 1879 gab man sich wieder einmal eine neue Constitution, natürlich möglichst radical. Alle Aemter und Würden, selbst die Stelle des Präsidenten wurden abgeschafft. Alle Beschlüsse hatte die souveräne Generalversammlung zu fassen; ein Executivcomité von vier Mitgliedern, von denen alle sechs Monate zwei neu zu wählen waren, hatte die Beschlüsse auszuführen.

Materiell schien die Gemeinde aufzublühen. Für den Ackerbau wurden die neuesten Erfahrungen und Erfindungen in Anwendung gebracht, und auch für die Entwicklung der Industrie ward ein großer Anlauf genommen. In einem eigenen Blatte vertrat der ehemalige Pariser Communist E. Peron die Gemeinde nach außen. Viele meldeten sich zur Aufnahme. Mit 35 Mitgliedern, großentheils Weibern, hatte man 1877 begonnen, 1880 zählte man bereits deren 70. Aber auch jetzt fehlte Eintracht und Ordnung. Ein Glied löste sich wieder um das andere, und im Laufe des Jahres 1881 schmolz die Zahl wieder auf 30 Mitglieder zusammen, so ziemlich die gleichen, welche 1877 die Trennung mit durchgefochten hatten. Die Industrie mußte aufgegeben werden aus Mangel an Kräften, und bald war man auch des Landbaues müde. Die Aecker wurden in Wiesen verwandelt; die Viehzucht sollte die Gemeinde ernähren. Jung-Icaria war des einfachen arbeitsamen Lebens überdrüssig und sehnte sich nach geistiger Verfeinerung, nach literarischen und ästhetischen Genüssen. Einige Familien zogen im Frühling 1881 fort nach Californien, um dort endlich das eigentliche Icarien, das irdische Paradies, ins Leben zu rufen. Im September kauften sie ein prächtiges Anwesen; zum großen Theil wurde es mit Weinbergen bepflanzt; man wählte die besten Rebensorten aus. An der Spitze standen die Brüder Leroux, Brudersöhne des bekannten socialistischen Schriftstellers Pierre Leroux. Auch der letztere, ein Schüler Fouriers,

hatte nach Cabets Weise zur Verherrlichung des Communismus einen utopischen Roman geschrieben, „Speranza", der auch seinem Namen Ruhm gebracht. Deshalb sollte die neue Ideal-Niederlassung den Namen „Icaria-Speranza" [1] führen, ein lebendiges Denkmal für die Heroen des Communismus Cabet und Leroux, zugleich ein Wahrzeichen der bereits beschlossenen Verschmelzung der in Icaria-Community Zurückgebliebenen mit der neuen Kolonie in Californien. Die Vereinigung geschah wirklich zwei Jahre später, 1883. Sie durfte nicht geschehen, ohne eine neue Constitution aufzurichten — die Summe der Weisheit von zwei Systemen und die Frucht der Erfahrung von 35 Jahren praktischer Versuche. Und diese kostbare Constitution war nichts anderes als recht eigentlich ein Abfall von den Grunddogmen des Communismus.

Zwar sollte wie bisher das Leben gemeinsam sein, alle Einzelfamilien zusammen eigentlich nur eine große Familie bilden, das Gemeindevermögen gemeinsam besessen, die Ausgaben alle gemeinsam bestritten werden. Allein jeder Familie wurde das volle freie Recht über Hausgeräthe und Hauseinrichtung zugesprochen. Sie hatte das Recht, von Auswärtigen Geschenke anzunehmen und für sich zu verbrauchen oder zu behalten bis zum Werth von 50 Dollars in einem Jahre. Die Wahl der Toilette wurde freigestellt. Halbjährlich wurde in der Generalversammlung festgestellt, was der Anzug eines erwachsenen Mannes oder eines Kindes von bestimmtem Alter kosten dürfe und was jedem einzelnen Mitgliede für das folgende Halbjahr zur Ausstattung mit Kleidung bewilligt werde. Bis zur Höhe dieses Betrages wurde alsdann den einzelnen Familien bei den Geschäftshäusern der benachbarten Städte ein Conto eröffnet. Auch einiges Taschengeld sollte den Einzelnen, entsprechend ihrer Arbeit, unter bestimmten Beschränkungen verabreicht werden, um sie in den Stand zu setzen, sich auch außerhalb der Kolonie gelegentlich etwas gütlich zu thun.

Mit dieser weitherzigen Duldung für die anticommunistischen Schwächen der Menschennatur, welche den Mitgliedern Eintracht und Zufriedenheit zu verbürgen schien, verbanden sich in Icaria-Speranza die günstigsten innern und äußern Bedingungen, die für eine Communistengemeinde gewünscht werden konnten: ein herrlicher Grundbesitz in überaus schöner und fruchtbarer Gegend, Geldmittel und billige Arbeitskräfte in Fülle, intelligente, gebildete Männer und Frauen an der Spitze, Verständniß

[1] Nicht zu verwechseln mit der 1877 von R. T. Roumain gegründeten communistischen „Speranza-Community" in Kansas, die nach vielversprechenden Anfängen bald ein klägliches Ende fand.

der socialistischen Probleme und Systeme, und mit der Erfahrung vergangener Jahrzehnte noch die ungeschwächte Begeisterung für den Communismus. „Es gibt da kein Mittelding für Icaria-Speranza," urtheilt Shaw[1], der Geschichtschreiber Icarias, 1884, „es muß entweder ein brillanter Erfolg werden oder ein kläglicher Bankrott. Welches von beiden der Fall sein wird, hängt gewiß nicht von den äußern Verhältnissen ab."

Im Februar 1895 brachte das Twentieth Century in New York, das sich als Radical Magazine ganz und gar zum Communismus bekennt, eine Zusammenstellung der bedeutendern communistischen Versuche. Icaria-Speranza wird nicht einmal genannt; gleich so vielen andern ist es spurlos von der Bildfläche verschwunden. Das Blatt spricht nur die allgemeine Erfahrung aus, daß bis jetzt alle säcularistischen Communistengemeinden elend untergegangen seien, mit einziger Ausnahme der Ruine von Cabets ehemaliger Gründung, der Gemeinde der Alten in New Icaria: „Das Ueberbleibsel der Gemeinde besteht noch zu Corning in Iowa, zwar schuldenfrei, aber recht kümmerlich, weniger als 40 an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet." Vierzehn Tage nach dem Erscheinen dieser Nummer des Twentieth Century verkündeten die Zeitungen die Auflösung auch dieses „Ueberbleibsels".

Icaria war nicht der letzte Versuch zu einer säcularistisch-communistischen Gemeindegründung; noch weniger war es der einzige seit den Mißerfolgen der Fourieristischen Bewegung. Trotz der Erfahrungen Cabets wie der eigenen Erfahrungen in Frankreich wagte Victor Considérant 1863 abermals einen Gründungsversuch (bei San Antonio in Texas) mit den Mitteln einer zu diesem Zwecke ins Leben gerufenen Actiengesellschaft; aber er kehrte 1869 nach neuem Mißerfolg in die Heimat zurück. Auch die Deutschen, welchen in den religiös-communistischen Gemeinden[2] so glänzende Erfolge zu theil geworden sind, haben sich bei säcularistischen Gründungen nur Enttäuschung und Mißerfolge geholt. Von Philadelphia aus wurden 1843 zwei deutsche Communistenversuche unternommen, von denen namentlich der eine von Bedeutung war. Nicht weniger als 30 000 Acres Land in McKean County (Pennsylv.) waren dafür als Versuchsfeld erworben; aber der Versuch wurde zu nichts. Kaum ein Jahrzehnt später rief Koch die Gutenberggemeinde ins Leben. Der Schneider-

---

[1] Icaria p. 152.

[2] Ueber diese wird ein künftiger Artikel näher berichten.

geselle W. Weitling[1] gründete nach eigenem System die „Communia"; aber in kurzer Zeit war alles zu Grunde gegangen. Noch in den letzten Jahren trieb wirtschaftliche Depression eine größere Zahl australischer Arbeiter zur Auswanderung nach Paraguay, um daselbst unter dem Namen „Neu-Australien" einen communistischen Staat zu gründen. Trotz des großen Entgegenkommens von seiten der Behörden des Landes haben sich bei dieser Gründung im Laufe von zwei bis drei Jahren alle Schicksale Icarias aufs neue abgespielt, und bis jetzt hatte jedes neue Jahr eine neue große und heftige Spaltung aufzuweisen[2].

Auf die Frage, weshalb all diese mannigfaltigen Versuche so kläglich gescheitert sind, die richtige Antwort zu finden, ist schon vielfach versucht worden. Aeußere Unglücksfälle, wie Brand und Mißernte, die einzelne solcher Gemeinden allerdings betroffen haben, dürfen kaum in Anschlag gebracht werden; sie stehen vereinzelt. Owen und Cabet sahen sich bei ihren Gründungen sogar von auffallend glücklichen Zufällen begünstigt; Icaria hat mehrmals unerhörtes „Glück" gehabt. Auch finanzielle Hilflosigkeit, Mangel an nachhaltiger Unterstützung, ungünstige Gesetzesbestimmungen in den einzelnen Staaten haben nur in wenigen Fällen zum Untergang mitgewirkt. Fast alle solche Gemeindegründungen sahen sich unterstützt durch große Gesellschaften in Amerika oder Europa, welche nicht nur mit Interesse der Entwicklung folgten, sondern auch für Geldbeiträge, Nachwuchs und Reclame sorgten. An nicht wenigen Versuchen betheiligten sich Männer und Frauen aus vermögenden Ständen, die es an Opferwilligkeit nicht fehlen ließen.

---

[1] Geboren zu Magdeburg 1808, gest. zu New York 1871. Erst „Jungdeutscher", dann seit 1834 an der Spitze einer communistischen Verbindung in der Schweiz, trieb er sich, von dort ausgewiesen, 1844—1848 in Nordamerika herum und bethätigte sich gleichzeitig als socialistischer Abenteurer auch auf literarischem Gebiet. Seit März 1848 tauchte er wieder in Deutschland auf, brachte den Sommer in Berlin zu, das er im November mit Hamburg vertauschte. Zur Noth entging er dort der drohenden Verhaftung, hinterließ aber den Organen der Gesetzlichkeit die frisch gedruckte dritte Auflage seiner Denkschrift „Garantie der Harmonie und Freiheit". Die Untersuchung wider ihn ergab, daß er Agent eines in den Vereinigten Staaten organisirten „Befreiungsbundes" von communistischer Tendenz gewesen und in Deutschland erfolgreich für den Bund geworben. In Hamburg und Altona hatte er eigene Sectionen desselben ins Leben gerufen. Weitling hat eine Anzahl socialistischer Werke herausgegeben, und that sich etwas darauf zu gute, der Erfinder eines eigenen communistischen Systems zu sein. Er hat damit nicht bessere Früchte gezeitigt als Owen, Fourier oder Cabet, die geistig hoch über ihm stehen.

[2] Vgl. Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" 1895, Nr. 22, S. 344.

Auch geschäftliche Unerfahrenheit oder Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des Landes kann als Grund nicht angeführt werden. Die Mehrzahl der Versuche ist von gebornen Amerikanern ausgegangen, manche von erfahrenen Farmern allein; bei andern (wie z. B. in Clarkson-Phalanx) fanden tüchtige Landwirte mit trefflich geschulten Handwerkern sich zusammen. Vielfach standen anerkannt fähige Persönlichkeiten an der Spitze, Männer von entschiedenem Organisationstalent, von erprobter Erfahrung und Geschäftskenntniß. Die führenden Geister in Brook Farm z. B. gehörten den intelligentesten Kreisen der guten Bostoner Gesellschaft an [1].

Auch an Faullenzerthum ist, wenn man von Owens unseligem Experimente absieht, wohl keine einzige dieser Gemeinden zu Grunde gegangen. Im Durchschnitt wurde fleißig gearbeitet, oft geradezu mit Enthusiasmus. Manche dieser Gemeinden haben an materiellen Leistungen Großartiges zu stande gebracht. Nach dem täglichen Verzeichniß der Arbeitstunden in Clarkson-Phalanx z. B. treffen auf die einzelnen männlichen Arbeiter meist 10—12 Stunden schwerer Arbeit im Tage; auch unter den Frauen finden sich solche, die 8, 10, 12 Stunden des Tages dem Nähen und ähnlicher Arbeit oblagen [2]. Die eine oder andere Gemeinde ist daran gescheitert, daß zu fremdartige Elemente fast plötzlich zum intimsten Zusammenleben in einer großen Familie vereinigt wurden, ohne durch längern Umgang darauf vorbereitet worden zu sein. In andern rächte sich die zu plötzliche Beseitigung der Standesunterschiede. Das gleichberechtigte Zusammenleben von Individuen von überaus verschiedenem Bildungsgrade führte zuweilen unleidliche Zustände herbei. Allein dies waren doch nur vereinzelte Fälle. Es hat nicht an Gemeindegründungen gefehlt, welche von Vereinen längst bekannter und befreundeter Familien ausgingen, von langer Hand sorgfältig vorbereitet waren, und in welchen alle diese Nachtheile von vornherein vermieden blieben.

Humphrey Noyes, der Gründer und langjährige Leiter der religiös-communistischen Oneida-Gemeinde, glaubt daher, zwei andere Gründe des Nichtgedeihens der säcularistisch-communistischen Versuche herausgefunden

---

[1] Hier verlebten der gefeierte amerikanische Dichter Nathaniel Hawthorne (gest. 24. Mai 1864) wie auch seine Braut fast ein ganzes Jahr. Am 12. April 1841 mitten in einem Schneesturme war er daselbst angekommen. Er hat sich später in seinem The Blithedale Romance über das dortige communistische Treiben weidlich lustig gemacht.

[2] *Noyes,* History of American Socialisms p. 276. 277.

zu haben. Als verhängnißvollen Mißgriff bezeichnet er die Vorliebe dieser Gemeinden für Ackerbau und großen Grundbesitz. Nach seiner Ansicht hätten solche Gemeinden inmitten der Städte begründet und ihre Hauptthätigkeit hätte auf die Industrie geworfen werden müssen. Fabrikbetrieb im großen Stil von einer communistischen Gemeinde wohlgeschulter kräftiger Arbeiter müsse unbedingt „ein finanzieller Erfolg“ werden.

Die Urbarmachung wildliegender Länderstrecken brachte allerdings harte und für den Augenblick wenig lohnende Arbeit mit sich, um so schlimmer, wenn der Erwerb solchen Grundbesitzes auch noch schwere Schuldenlast aufbürdete. Allein die religiös-communistischen Gemeinden sind gleichwohl dabei gut gediehen, und die Trennung von dem städtischen Leben war geradezu unerläßlich, um eine communistische Gemeinde in Ordnung beisammen zu halten und zahlreiche Anlässe zu Ausschreitungen und Zwistigkeiten zu entfernen. Die ländliche Arbeit hat in Icaria wie anderwärts Einfachheit und Genügsamkeit und vor allem eine treffliche Gesundheit erhalten. Die meisten Icarier haben ein hohes Alter erreicht, und Krankheit war wenig unter ihnen gekannt. Auch haben sich keineswegs alle Communistengemeinden ausschließlich auf den Ackerbau geworfen. In Sylvania-Association z. B. (1843) stand die Industrie obenan, und auch Icaria hat sich durch seine Branntweinfabrikation in Nauvoo und durch mehrere andere Industriezweige materiell emporgearbeitet. Ueberdies steht fest, daß weitaus die meisten Communistengemeinden nicht an finanziellen Schwierigkeiten gescheitert sind, daß sogar einige derselben finanzielle Erfolge aufzuweisen hatten.

Der andere von Noyes gegen die säcularistischen Communistengemeinden erhobene Vorwurf, würdig eines Mannes, dessen eigene Gemeinde auf einer klug berechneten Verbindung von Polygamie und Polyandrie aufgebaut war, ist der schädlicher Inconsequenz, weil sie bei Aufhebung des Privateigenthums Ehe und Familie hätten fortbestehen lassen. Allein die Gründung Robert Owens ist auch durch Beseitigung der Ehe nicht aufrecht erhalten worden. Die von einem seiner ehemaligen Anhänger, Josiah Warren, ins Leben gerufene Society of Individual Sovereigns mit der berüchtigten Niederlassung „Modern Times“ auf Long Island, auf das Princip der freien Liebe begründet, hat gleichfalls keine Erfolge aufzuweisen als Skandal und Laster. Allerdings hatten die Anhänger Fouriers in Amerika nicht gewagt, dem bewunderten Meister dahin zu folgen, daß sie offen und statutenmäßig die Ehe aus ihren Communen verbannten. Trotz gemeinsamen Vermögens, gemeinsamer Arbeit,

Rechnung und Kost behielten sie die Familienhaushalte bei. Gleichwohl fehlte es ihnen nicht an zahlreichen Theilnehmern, wo immer nur ein leiser Hoffnungsstrahl des Erfolges dämmerte. Ueberfluß an Kindersegen hat keine einzige dieser Gemeinden zu Grunde gerichtet. In Icaria bestand Ehezwang, und doch konnten die Icarier keiner reichern Nachkommenschaft sich rühmen als ihre Landsleute in der alten Heimat.

Aeußere Schwierigkeiten oder persönliche Mißgriffe irgend welcher Art können somit unmöglich als Erklärungsgrund für die allgemeine Erfahrung geltend gemacht werden, welche das Twentieth Century vom 28. Februar 1895 in die Worte faßt: „Soweit ersichtlich, sind in Amerika alle säcularistisch-communistischen Gemeindegründungen mißglückt, dagegen nahezu alle religiös-communistischen Gründungen finanziell gediehen." Aber vielleicht bietet gerade diese allgemeine Erfahrung einen Fingerzeig.

Owen und Fourier hatten grundsätzlich aus ihren Communen die Religion ausgeschlossen, und nicht wenige der Fourieristischen „Phalangen" hatten diesen Grundsatz ihres Patriarchen in der That durchgeführt. In der Verfassung der Skaneateles Community z. B., die $2^1/_2$ Jahre bestanden hat, hatte der Begründer John A. Collins unter empörenden Gotteslästerungen alle Religion und Religionsübung untersagt. Diese Verfassung ist wohl der Gipfelpunkt des Radicalismus wie des Aberwitzes. Man hat das System in die Devise zusammengefaßt: „Weder Gott noch Religion; weder Ehe noch Geld, weder Fleischspeisen noch Salz und Pfeffer!" In Marlboro-Association versammelte man sich des Sonntags, um häusliche und wirtschaftliche Gegenstände zu besprechen; Religion wurde nie genannt; die einzige, die man kannte, war Freidenkerthum. In manchen Gemeinden war von Religion die Rede, aber nur von einer Natur- und Humanitäts-Religion im Sinne der Unitarier, die in Christus den großen Weisen und Menschenfreund verehrten. In einzelnen Gemeinden war selbst religiöse Sonntagsfeier. In Trumbull-Association z. B. hatten Presbyterianer, Baptisten, Methodisten u. s. w. Gottesdienst und Bibellesung gemeinsam; predigen durfte, wer immer wollte; auch das Abendmahl wurde beliebig ausgetheilt. Den gemeinsamen Gottesdienst in Clarkson-Phalanx schildert ein ehemaliges Gemeindemitglied: „Was die Religion angeht, so hatten wir [1844 unter 420 Personen] 74 ‚betende Christen' aus allen Secten Amerikas mit Ausnahme nur von Milleriten und Mormonen. Wir hatten eine katholische Familie (die Dr. Thellers, eines politischen Flüchtlings aus Canada), einen presbyterianischen Clergyman

und einen Universalisten. Einer unserer angesehensten Trustees war ein Quäker. Wir zählten einen Atheisten, mehrere Deisten, kurz, eine Auswahl von allen Sorten, nur keinen Nothingarian [Nihilisten]. Zum erstenmale in unserem Leben völlig frei, sprach ein jeder sich offen aus, und wir fanden, daß jeder wenigstens etwas glaubte. Alle Arten von Evangelium wurden gepredigt in vollem Frieden und bei guter Kameradschaft. Wir hatten nämlich für die Predigt des Evangeliums schon bald ein eigenes Comité zu stande gebracht, und in dieses Comité wählten wir von jeder bekannten Confession einen Vertreter. Auch ein Deist war dabei, und da er ein weites Herz hatte und in seinem Unglauben keineswegs fanatisch war, so wählten wir ihn zum Vorsitzenden für das Werk der Predigt des Evangeliums, und offen gesagt, er entledigte sich seiner Pflichten zur vollen Zufriedenheit seiner mehrgläubigen Mitbrüder. Auch unser Atheist, unser armer, unglücklicher Atheist, war der intimste Freund unseres orthodoxen Predigers. Kurz, wir hatten hinsichtlich der Religion keine Schwierigkeit."

Auch Cabet hatte in Bezug auf die Religion volle Freiheit gelassen; es verstand sich aber von selbst, daß unter seinen Jüngern davon nicht die Rede war; sie waren fast durchgängig Positivisten. Es läßt sich somit sagen, daß die sämtlichen Gemeinden, deren Gründung auf Owen, Fourier oder Cabet zurückging, grundsätzlich confessionslos und recht eigentlich religionslos waren. Nun ist es eine interessante Beobachtung, daß eine große Zahl dieser stolz von aller Religion absehenden Gemeinden, wenn nicht gar die größere Zahl, gerade an Religionsstreitigkeiten zu Grunde gingen. Fragen wie die der Sonntagsruhe, des Maßes und der Art der Vergnügungen, der erlaubten Propaganda für religiöse Anschauungen u. dgl. brachten in viele Gemeinden die tiefste Zerrüttung.

Die Ablehnung jedes religiösen Bekenntnisses bei der Gründung einer communistischen Gemeinde war der radicalste Irrthum, der überhaupt begangen werden konnte. Viele einsichtsvolle Beobachter sind durch die Erfahrung zu der Ueberzeugung gekommen, daß nur durch Religion, und zwar durch eine mächtige religiöse Begeisterung, eine solche Gemeinde zusammengehalten werden könne. Nicht nur Humphrey Noyes spricht mit allem Nachdruck wiederholt diese Ueberzeugung aus; auch der alte Owen, bei all seinem ewig jugendlichen Enthusiasmus für den Communismus, sah sich am Ende seines Lebens zu dem Geständniß getrieben, daß er bei seiner Theorie für die Heranbildung des Menschen das „geistige Element" übersehen habe. Das Physische, Intellectuelle, Moralische und Praktische

habe er ganz richtig in Anschlag gebracht; erst jetzt aber erkenne er, daß das geistige (übersinnliche) Element für die Entwicklung des Menschengeschlechtes von allem das wichtigste sei. Owen selbst wie seine Söhne suchten dieses „geistige Element" im Spiritismus. Dr. Nichols, einer der Propheten der freien Liebe und Begründer von „Modern Times", kehrte reuevoll und demüthig in den Gehorsam der katholischen Kirche zurück. Noyes aber schreibt unter Wiederholung eines oft angedeuteten Gedankens[1]: „Bedenke wohl, daß erfolgreiche Gemeinden nur diejenigen sind, die innerlich geeint sind, daß aber die Grundlage ihrer Eintracht eben in der Religion liegt. Wenn du glaubst, es lasse sich ein Weg zur Sicherung der Eintracht in der Religionslosigkeit finden, gut, so versuche es einmal! Aber begehe nicht den Wahnwitz, die furchtbare Verantwortung auf dich zu laden, daß du ein Gemeinwesen aufbauest, wo in den Bausteinen selbst ein ganzes Nest von religiöser Zwietracht verborgen lauert."

In nahem Zusammenhang mit dieser Lücke in dem System eines Owen, Fourier und Cabet steht ein anderer Grundirrthum des Communismus. Derselbe rechnet mit dem Menschen, wie er in der Idee sich darbietet, er rechnet nicht mit dem Menschen, wie er ist, behaftet mit der Erbsünde, „zum Bösen geneigt von Jugend auf". Man vergaß bei Inscenesetzung all dieser Experimente, was Noyes mit Rücksicht auf die dabei gemachten Erfahrungen so richtig nennt „die alte Geschichte von der allgemeinen Verderbtheit". Collins, der gottlose Gründer der gottlosen Skaneateles-Association, sah sich nach deren Zusammenbruch zu dem Geständniß genöthigt:

„Auf der Oberfläche unserer heutigen Gesellschaft wogt ein Schaum von ruhelosen, enttäuschten, scheelsüchtigen, arbeitsscheuen Geistern, unzufrieden mit unserer heutigen gesellschaftlichen Ordnung, nicht weil diese die Massen festkettet an Armut, Unwissenheit, Laster und ewige Sklaverei, sondern weil es ihnen selbst nicht gelungen ist, diese Ordnung ihren eigenen persönlichen Zwecken dienstbar zu machen. Erfahrung hat mich überzeugt, daß diese Menschenklasse bereit ist, jedweder Bewegung sich anzuschließen, welche nur Gemächlichkeit, Ueberfluß und persönliche Freiheit in Aussicht stellt. Will aber ein derartiges Unternehmen unter Freiheit nicht die Zügellosigkeit verstehen, und verlangt es, daß jedes Mitglied Kraft, Geschick und Talent der Bewegung dienstbar mache, so erhebt sich gegen die-

[1] History of American Socialisms p. 295.

jenigen, welche solche Bethätigung und Selbstentsagung verlangen, alsbald das Geschrei über Tyrannei und Unterdrückung."

Noyes aber spricht seine Ueberzeugung dahin aus[1]: „Fouriers Traum, daß 2000—3000 verschiedenartige, centrifugal gerichtete Individuen in einem großen Haushalte vereint durch die natürliche Gravitation zu einer Ausgleichung der Grundtriebe gelangen und zu einer Harmonie verschmelzen könnten, welche in dem engen Umkreis der Familie nicht erreicht zu werden vermag, wird durch die Erfahrung keineswegs bestätigt und erscheint mir der denkbar abenteuerlichste Gegensatz zur Wirklichkeit. Man müßte vielmehr schon a priori erwarten, daß je umfassender eine solche Gesellschaftsbildung, desto unleidlicher auch die durch sie geschaffene Hölle. Und das ist es gerade, was alle bisherigen Experimente durch die Erfahrung erprobt haben."

Ein begeisterter Bewunderer Robert Owens und seiner Ideen, der Schotte A. J. Macdonald, hat viele Jahre mühevoller Wanderung und emsigster Forschung darauf verwendet, um die Geschichte der communistischen Versuche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und die Ursachen ihres Verfalles zusammenzustellen. Sein Werk ist nie erschienen; als eben die Vorrede gedruckt war, starb er 1854[2]. Aber das Resultat seiner langjährigen Forschung und Beobachtung hat dieser einst begeisterte Freund des Communismus in den Worten niedergelegt:

„Einst war ich voll sanguinischer Hoffnungen auf glänzende Ergebnisse des Communismus. Ich hatte mir die Menschen besser vorgestellt, als sie sind. Ich dachte, sie würden bereitwillig nach den Grundsätzen handeln, die mir als so richtig erschienen. Jetzt aber ist die Erfahrung so vieler Jahre über mich gekommen; ich bin in der ‚Welt' gewesen und war Zeuge der unerbittlichen Wirklichkeit."

---

[1] History of American Socialism p. 293.

[2] Das von ihm gesammelte Material wußte sich Humphrey Noyes zu verschaffen, der es zum großen Theil verwerthet hat in seiner 1870 erschienenen History of American Socialisms, die sich größtentheils darauf aufbaut. Hier ist (p. 8—9) auch Macdonalds Vorrede abgedruckt.

Otto Pfülf S. J.

Der Dreifaltigkeits-Hymnus Hildeberts von Lavardin.

Hildebert von Lavardin, von Le Mans, von Tours — denn er führt alle diese Beinamen —, war um das Jahr 1055 zu Lavardin bei Montoire geboren. Ein Schüler Berengars von Poitiers, dem er einen schönen poetischen Nachruf gewidmet[1], wurde er jedenfalls noch vor dem Jahre 1092 zum Scholaster und 1097 zum Bischofe von Le Mans erwählt. Im Jahre 1125 vertauschte er diesen Sitz mit dem erzbischöflichen von Tours, auf dem er vielleicht schon 1133, jedenfalls 1134 nach einem von Schicksalsschlägen nicht freien Leben starb. Es ist indes weniger der äußere Lebensgang dieses Prälaten, der uns hier interessirt, als vielmehr sein literarisches, vor allem sein poetisches Schaffen. Diesem zollten schon die Zeitgenossen die höchste Anerkennung, darunter solche, die, wie Bernhard von Clairvaux und Gottfried von Vendôme, mit ihrem Lobe nicht eben verschwenderisch umgingen.

Inclitus et prosa versuque per omnia primus
Hildebertus olet prorsus ubique rosam,

sang von ihm Laurentius, Abt von Westminster, während dessen Landsmann Neckam sogar ein poetisches Inventar seiner Gedichte anfertigte. Indes die Zeiten ändern sich, und es kamen Jahrhunderte, in denen die Werke des „Barbaren" Hildebert einen langen Winterschlaf im staubigen Friedhofe der Bibliotheken hielten. Erst spät, erst im 17., theilweise im 18. Jahrhundert, feierten sie ihre Auferstehung. Heute weist die Literärgeschichte unter den Dichtern des Mittelalters Hildebert einen der hervorragendsten Plätze an, und das 19. Jahrhundert erwähnt seiner kaum minder ehrenvoll, als es das 11. und 12. gethan. So ist Trench der Ansicht, daß, wenn unter allen Dichtern des Mittelalters einer sei, der Adam von St. Viktor die Palme streitig machen könne, einzig Hildebert in Betracht komme[2]. Sind diese Worte von Gewicht, da Trench durchweg ein ebenso sicheres als geläutertes ästhetisches Urtheil bekundet, so ist andererseits die gleichlautende Ansicht Hauréaus, unter den jetzt Lebenden zweifellos eines der besten Kenner mittelalterlicher Poesie, auch deshalb von um so größerer Bedeutung, als er viel mehr zur Unter- denn zur Ueberschätzung der mittelalterlichen Poeten geneigt ist. Doppelt ehrenvoll für den Dichter, wenn ein solcher Cato censorius bekennt, bei ihm „de nobles et touchantes inspirations, de fortes pensées, des traits ingénieux, des vers de la meilleure fabrique, en un mot toutes les marques d'un vrai mérite"

[1] Das zweifellos echte Epitaphium Berengarii, Cod. 2521 der Wiener Hofbibliothek, gibt ihm die Aufschrift: De magistro Berengario Turonensi.

[2] Indeed were I disposed to name anyone who might dispute the palm of sacred Latin poetry with him [Adam], it would not be one of these, but rather Hildebert, archbishop of Tours (*Trench,* Sacred Latin Poetry, 3. ed., p. 61).

gefunden und mit wahrer Genugthuung an der Purgirung seiner Ausgaben gearbeitet zu haben [1].

Unter den Gedichten Hildeberts nimmt wiederum dasjenige, welches uns hier zunächst beschäftigt, nicht den letzten Platz ein. Trench, der dasselbe seiner Anthologie einverleibt, führt es mit den Worten ein: „Die natürliche Anordnung dieser Sammlung hat es mir möglich gemacht, ein Gedicht bis zum Ende aufzubewahren, welches derselben einen so großartigen Abschluß verleihen wird, ein Gedicht, das, sobald es die Hindernisse und Fesseln lehrhafter Begriffsbestimmungen überwunden hat — obgleich es auch in dem lehrhaften Theile von nicht geringem Verdienste ist, von wegen der großen theologischen Schärfe und Genauigkeit des Verfassers, der seinen Gegenstand so vollständig beherrscht —, mehr und mehr zu dichterischem Fluge sich erhebt, bis es gegen Ende die herrlichsten Erzeugnisse erreicht, deren sich die christliche Dichtkunst aller Zeiten zu rühmen vermag." [2] Damit stimmt wieder auffallend das Urtheil Hauréaus überein, wenngleich es in seinem Munde wie immer sehr viel nüchterner lautet: „Diese Reimprosa", so schreibt er, „verdient noch heute gelesen zu werden. Sie enthält freilich mehr Wortspiele als rhetorischen Schwung; aber selbst das unangebrachteste Wortspiel zeugt hier stets von einer literarischen Absicht." [3]

Ein Zeuge für die Autorschaft Hildeberts an diesem Liede ist schon Vincenz von Beauvais, der es in sein Speculum historiale aufgenommen hat, ein Mann, dem Hauréau das Zeugnis ausstellt, er habe, wenn nicht sehr tiefe, so doch sehr ausgebreitete Kenntnisse besessen; keiner seiner Zeitgenossen habe die Werke älterer und neuerer Schriftsteller besser gekannt als er, und mit Bezug auf Hildebert sei ihm nicht ein einziger Irrthum unterlaufen [4]. Dennoch ist Hildebert die Autorschaft dieses Liedes strittig gemacht worden, und zwar zu Gunsten Abälards. Unter dem Namen des Philosophen von Paraklet fand Martène dasselbe in einer Handschrift von Le Bec und verleibte es seiner Amplissima collectio ein, aus der es in die von Victor Cousin veranstaltete Ausgabe der Werke Abälards überging. Schließlich fielen auch die Verfasser der Histoire littéraire de la France, nachdem sie im 11. Bande (S. 388 f.) die Sache unentschieden gelassen, im 12. Bande (S. 136) für Abälard hinein. Denn wer Ausdrucksweise und Versification des letztern, das vorwiegend Lehr-

---

[1] Les Mélanges Poétiques d'Hildebert de Lavardin par *B. Hauréau*, membre de l'Institut (Paris 1882) p. 217.

[2] The natural arrangement of this volume has enabled me to reserve to the last a poem which will supply to it so grand a close — a poem which, so soon as it has escaped the straits and embarrassments of doctrinal definition — although even there it has a most real value, from the writer's theological accuracy and distinctness and his complete possession of his theme, — gradually rises in poetical animation, until towards the end it equals the very best productions which Latin Christian poetry anywhere can boast (l. c. p. 329).

[3] Cette prose rimée mérite encore d'être lue. Il y a sans doute plus de jeux de mots que de traits éloquents; mais le jeux de mots le plus déplacé dénote lui-même une intention littéraire (l. c. p. 72).

[4] Mélanges Poétiques p. 76.

hafte jener, das unverkennbar Rauhe dieser im Auge hat, kann an seiner Autorschaft, wo es sich um dieses Lied handelt, keinen Augenblick festhalten. Zudem ist Hildebert als Dichter desselben, auch abgesehen von dem Zeugnisse des Vincenz von Beauvais, durch Handschriften beglaubigt, denen der Codex Martènes ganz vereinzelt gegenübersteht. Hauréau führt[1] eine Reihe französischer und ausländischer Handschriften an, die Hildebert ausdrücklich als Verfasser nennen. So thut auch die Handschrift Nr. 898 der Wiener Hofbibliothek aus dem 13. Jahrhundert: Incipit oratio sancti [sic] Hildeberti, Cenomannensis episcopi. Eine Handschrift von Laon (Nr. 146) gibt auch Zeit und Umstände der Abfassung an, indem sie sagt, Hildebert habe das Gedicht in der Gefangenschaft gemacht: Gildebertus, Cenomannensis episcopus, de confessione sanctae trinitatis in oratione ad sanctam trinitatem, quam composuit, in vinculis dum pro Christo positus esset; d. h. er dichtete es während der Jahre 1110—1114 in dem Gefängnisse von Nogent-le-Rotrou[2]. Schließlich sei noch erwähnt, daß Hildeberts Lied, theilweise überarbeitet von dem Kartäuser Konrad von Haimburg, in die von ihm veranstaltete Sammlung von Reimgebeten aufgenommen wurde[3].

Lassen wir nach diesen Vorbemerkungen den Sang selbst folgen. Der erste Theil desselben ist eine poetische Umschreibung und Erweiterung des sogen. Athanasianums, an die sich als zweiter Theil ein Gebet schließt, das, wiederum in dreifacher Gliederung, auf die irdischen Trübsale, die höllischen Peinen, die Freuden des Paradieses Bezug nimmt. Für die beigegebene Verdeutschung ist Schreiber dieses verantwortlich. Fällt dieselbe namentlich im ersten Theile sehr ab gegen die unerreichbare Prägnanz des Originals, so darf der Uebersetzer für sich vielleicht einige mildernde Umstände geltend machen. Ist derselbe einem lateinischen Originale gegenüber fast immer im Nachtheile wegen der großen Kürze des lateinischen Ausdruckes einerseits, andererseits wegen des unverhältnißmäßig größern Reichthums des lateinischen Reimes, so verschiebt sich dieses an sich ungünstige Verhältniß hier noch um so mehr zu seinen Ungunsten, als die theologischen Kunst- und Schulausdrücke, von denen der erste Theil des Liedes strotzt, sich doppelt spröde zeigen, während obendrein der Theologe mehr denn einmal den Dichter zum Gebrauche des reichen Reimes veranlaßt hat, der, zwei Stellen abgerechnet, in der Uebertragung vermieden worden.

Alpha et O, magne Deus,	A und O, Gott, Weltgestalter,
Heli, Heli, Deus meus,	Weltregierer, Welterhalter,
Cuius virtus totum posse,	Dessen Kraft nichts widerstehet,
Cuius sensus totum nosse,	Dessen Kenntniß nichts entgehet,
Cuius esse summum bonum,	Dessen Sein das höchste Gut ist,
Cuius opus, quidquid bonum;	Dessen Werk, was immer gut ist.

---

[1] Mélanges Poétiques p. 75.

[2] *Hauréau* l. c. p. 75.

[3] Vgl. Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters I, 17; *Dreves,* Analecta hymnica medii aevi III, 10. — Mone hat aber nicht Konrad für den Verfasser ausgegeben, wie Hauréau (p. 73) zu glauben scheint.

Super cuncta, subter cuncta,
Extra cuncta, intra cuncta:
Intra cuncta, nec inclusus,
Extra cuncta, nec exclusus,
Super cuncta, nec elatus,
Subter cuncta, nec substratus;
Super totus, praesidendo,
Subter totus, sustinendo,
Extra totus, complectendo,
Intra totus es implendo;
Intra, nunquam coarctaris,
Extra, nunquam dilataris,
Super, nullo sustentaris,
Subter, nullo fatigaris.
Mundum movens non moveris,
Locum tenens non teneris,
Tempus mutans non mutaris,
Vaga firmans non vagaris,
Vis externa et necesse
Non alternant tuum esse.
Heri nostrum cras et pridem
Semper tibi nunc et idem,
Tuum, Deus, hodiernum
Indivisum, sempiternum.
In hoc totum providisti,
Totum simul perfecisti
Ad exemplar summae mentis
Formam praestans elementis.

Ueber, unter allem thronst du,
Außer, inner allem wohnst du:
In dem All, nicht eingeenget,
Draußen, nicht hinausgedränget,
Ueberm All, doch nicht entrücket,
Unterm All, doch nie bedrücket;
Drüber ganz, beherrschend, waltend,
Drunter ganz, begrundend, haltend,
Draußen ganz, das All umschlingend,
Drinnen ganz, das All durchdringend;
Nicht im Drinnen eingeschlossen,
Nicht im Draußen ausgegossen,
Droben ohne Stütze ragend,
Drunten nie belastet tragend;
Regungslos die Welt erregend,
Ohne Zeit die Zeit bewegend,
Ohne Raum den Raum umschließend,
Nie in Fluß, was fließt, ergießend;
Kraft von außen, Zwang von innen,
Nichts beeinflußt dein Beginnen.
Unser Morgen, Heut und Nimmer
Ist vor dir ein ew'ges Immer,
Ewiglich dein Jetzt verweilet,
Unverändert, unzertheilet,
Drin du alles vorgesehen,
Alles riefest ins Entstehen,
Nach der ew'gen Weisheit Normen
Gabst dem Urstoff seine Formen.

Nate, patri coaequalis,
Patri consubstantialis,
Patris splendor et figura,
Factor factus creatura,
Carnem nostram induisti,
Causam nostram suscepisti,
Sempiternus, temporalis,
Moriturus, immortalis,
Verus homo, verus Deus,
Impermixtus Homo-Deus.
Non consumptus *hic* in carnem
Nec minutus propter carnem,
Hic assumptus est in Deum
Non consumptus propter Deum.
Patri compar deitate
Minor carnis veritate;
Deus pater tantum Dei,
Virgo mater sed *et* Dei.
In tam nova ligatura
Sic utraque stat natura,

Sohn, dem Vater gleich an Wesen,
Gleich erhaben, gleich erlesen,
Du, o Schöpfer, Licht vom Lichte,
Wirst Geschöpf, machst dich zu nichte,
Ziehest an das Fleisch, das schwache,
Nimmst auf dich des Sünders Sache.
Sterblich, Sohn der Ewigkeiten,
Und unsterblich, Kind der Zeiten,
Wahrer Mensch, und Gott wie immer,
Gott-Mensch, unvermischt, da nimmer
Jener ward zu Fleisch verkehret
Nicht gemindert, nicht versehret,
Noch auch *dieser* in dem Bunde
Mit der Gottheit ging zu Grunde.
Gleich als Gott dem Vater, kleiner
Bist als Mensch du, unser einer;
Gott ist Vater nur des Gottes,
Doch die Magd *auch* Mutter Gottes.
Also kommen zum Vereine
Der Naturen zwei, daß keine

Ut conservet, quidquid erat
Facta quiddam, quod non erat.
Noster iste mediator,
Iste noster legislator,
Circumcisus, baptizatus,
Crucifixus, tumulatus,
Obdormivit et descendit,
Resurrexit et ascendit,
Sic ad caelos elevatus
Iudicabit iudicatus.

Paracletus increatus,
Neque factus neque natus,
Patri consors genitoque
Sic procedit ab utroque,
Ne sit minor potestate
Vel discretus qualitate.
Quanti illi, tantus iste,
Quales illi, talis iste,
Ex quo illi, ex tunc iste
Quantum illi, tantum iste.
Pater alter, sed gignendo,
Natus alter, sed nascendo,
Flamen ab his procedendo,
Tres sunt unum subsistendo.
Quisque trium plenus Deus,
Non tres tamen dî, sed Deus.
In hoc Deo, Deo vero,
Tres et unum assevero,
Dans usiae unitatem
Et personis trinitatem.
In personis nulla prior,
Nulla minor, nulla maior;
Unaquaeque, semper ipsa,
Sic est constans atque fixa,
Ut nec in se varietur
Nec in ulla transmutetur

Haec est fides orthodoxa,
Non hic error sive noxa,
Sicut dico, sic et credo
Nec in pravam partem cedo.
Inde venit, bone Deus,
Ne desperem quamvis reus.
Reus mortis non despero,
Sed in morte vitam quaero.
Quo te placem, nil praetendo
Nisi fidem, quam defendo.
Fidem vides, hanc imploro,
Leva fascem, quo laboro,

Was sie war, verliert, doch sichtbar
Jede wird, was sie noch nicht war.
Das ist unser Herr und Meister,
Herr der Herzen, Herr der Geister,
Der beschnitten, der getaufet,
Ward zum Kreuzestod verkaufet,
Starb und fuhr zur Hölle nieder
Und erstand vom Grabe wieder,
Fuhr gen Himmel, einst zu rechten
Mit den Frommen, mit den Schlechten.

Nicht erschaffen, nicht geboren,
Geht der Tröster auserkoren,
Gleich dem Vater, gleich dem Sohne
Aus von beiden, beider Krone,
Beiden gleich an Macht und Ehre,
Nichts, darin er minder wäre.
Aller Größe ist nur eine,
Jener Wesen auch das seine,
Seit sie sind, ist er gewesen,
Gleicher Fülle, gleich erlesen.
Wie dem Vater das Erzeugen,
Die Geburt dem Sohne eigen,
So dem Geiste auszugehen,
Dreien eignet ein Bestehen;
Jeder Gott und größer keiner,
Doch drei Götter nicht — nur einer.
In dem einen Gott, dem wahren,
Drei und eins sich offenbaren,
Eins das Wesen, drei Personen,
Die einander innewohnen,
Unter denen keine kleiner,
Keine früher, keine reiner,
Jede bleibend sonder Wanken,
Was sie war, und ohne Schwanken,
Nie sich ändernd, nie verwandelnd,
Einig stets nach außen handelnd.

Dies der Glaube, dies der wahre,
Irrthumsfreie, unfehlbare,
Den ich glaube, drin ich stehe,
Drin ich nimmer irre gehe;
In ihm darf ich, schuldbeladen,
Dennoch hoffen, Gott der Gnaden.
Zwar macht Todesschuld mich beben,
Doch im Tode such' ich Leben;
Deinen Zorn zu dämpfen, nenn' ich
Nur den Glauben, ihn bekenn' ich.
Sieh ihn an und mache gnädig
Meiner Sündenlast mich ledig.

Per hoc sacrum cataplasma	Laß von diesem Heilestranke
Convalescat aegrum plasma.	Mich gesunden, der ich kranke,
Extra portam iam delatum,	Den man schon hinausgetragen,
Iam foetentem, tumulatum	In das Leichentuch geschlagen,
Vitta ligat, lapis urget,	Eingesargt und zugedecket:
Sed si iubes, hic resurget.	Aber sprich — er wird erwecket.
Iube, lapis revolvetur,	Sprich, so wird der Stein zerspringen,
Iube, vitta disrumpetur,	Sprich, so lösen sich die Schlingen,
Exiturus nescit moras,	Und der Todte ohn' Verweilen,
Postquam clamas: Exi foras.	Rufst du, wird dem Grab enteilen.
In hoc salo mea ratis	Auf dem Lebensmeere machen
Infestatur a piratis,	Räuber Jagd auf meinen Nachen,
Hinc assultus, inde fluctus,	Hier die Wogen, dort die Horden,
Hinc et inde mors et luctus;	Jammer hier und dorten Morden.
Sed tu, bone nauta, veni,	Herr der Meere, komm geschwinde,
Preme ventos, mare leni,	Dräu' den Wogen, heisch dem Winde,
Fac abscedant hi piratae,	Scheuch die Räuber, durch die Brandung
Duc ad portum salva rate.	Lenk den Kahn zu sichrer Landung.
Infecunda mea ficus,	Weh, mein Feigenbaum ist saftlos,
Cuius ramus ramus siccus,	Sein Geäste morsch und kraftlos,
Incidetur, incendetur,	Er muß fallen, er muß lodern,
Si promulgas, quod meretur.	Willst, was Rechtens ist, du fodern.
Sed hoc anno dimittatur,	Doch dies Jahr noch laß ihn leben,
Stercoretur, fodiatur;	Graben laß, laß Dung ihm geben;
Quodsi necdum respondebit,	Sollt' er Frucht auch dann nicht tragen,
Flens hoc loquor, tunc ardebit.	Laß ihn, weinend sag' ich's, schlagen.
Vetus hostis in me furit,	Satan wüthet, mein Bedräuer,
Aquis mersat, flammis urit,	Jetzt mit Wasser, nun mit Feuer,
Inde languens et afflictus	Herr, ich bin zu Tod' getroffen,
Tibi soli sum relictus.	Herr, auf dir steht all mein Hoffen.
Ut infirmus convalescat,	Daß des Kranken Wunde heile,
Ut hic hostis evanescat,	Daß der Feinde Schwarm enteile,
Tu virtutem ieiunandi	Leih zum Beten mir, zum Werke
Des infirmo, des orandi;	Frommen Fastens deine Stärke;
Per haec duo Christo teste	Das wird aus der Hand des Bösen,
Liberabor ab hac peste.	Christus lehrt mich's, mich erlösen.
Ab hac peste solve mentem,	Ja, vom Uebel mich befreie,
Fac devotum, paenitentem,	Daß ich mich der Buße weihe,
Da timorem, quo projecto	Woll' auch deine Furcht mir schenken,
De salute nil coniecto.	Ohne die kein Heil zu denken.
Da fidem, spem, caritatem,	Schenk mir Glaube, Hoffnung, Liebe,
Da discretam pietatem,	Gib gesunde fromme Triebe,
Da contemptum terrenorum,	Lehr das Irdische verachten,
Appetitum supernorum.	Nur nach dem, was droben, trachten.
Totum, Deus, in te spero,	Nur auf dich, o Herr, vertrau' ich,
Deus, ex te totum quaero.	Auf dich hoff' ich, auf dich bau' ich,

Tu laus mea, meum bonum,
Mea cuncta tuum donum.
Tu solamen in labore,
Medicamen in languore,
Tu in luctu mea lyra,
Tu lenimen es in ira,
Tu in arto liberator,
Tu in lapso relevator.
Motum praestans in provectu,
Spem conservans in defectu,
Si quis laedit, tu rependis,
Si minatur, tu defendis,
Quod est anceps, tu dissolvis,
Quod tegendum tu involvis.

Du mein Lieb, du meine Habe,
Was ich bin, ist deine Gabe.
Du mich stützest, wenn ich schwanke,
Du mich heilest, wenn ich kranke,
Du mein Trost, bin ich verlassen,
Lind'rung, will der Zorn mich fassen,
Will ich zagen, mich belebend,
Wenn ich falle, mich erhebend.
Muth und Stärke, wenn ich schreite,
Meine Hoffnung, wenn ich gleite,
Schlägst du die, die mich verletzen,
Schreckst, die sich mir widersetzen,
In Gefahren mich bedeckend,
Was zu bergen, mir versteckend.

Tu intrare me non sinas
Infernales officinas,
Ubi maeror, ubi metus,
Ubi foetor, ubi fletus,
Ubi probra deteguntur,
Ubi rei confunduntur,
Ubi tortor semper caedens,
Ubi vermis semper edens,
Ubi totum hoc perenne,
Quia perpes mors gehennae.

Laß in Gnaden nie mich schauen
Jenen Abgrund voller Grauen,
Voll des Jammers, voll des Zagens,
Voll des Ekels und des Klagens,
Wo sich alle Schuld enthüllet
Und mit Scham das Herz erfüllet,
Wo der Henker niemals rastet,
Nie der Wurm, der grause, fastet,
Nie versiegt der Quell der Zähren,
Ja der Tod wird ewig währen.

Me receptet Sion illa,
Sion David, urbs tranquilla,
Cuius faber auctor lucis,
Cuius portae lignum crucis,
Cuius clavis lingua Petri,
Cuius cives semper laeti,
Cuius muri lapis vivus,
Cuius custos rex festivus.
In hac urbe lux solennis,
Ver aeternum, pax perennis,
In hac odor implens caelos,
In hac semper festum melos.
Non est ibi corruptela,
Non defectus, non querela,
Non minuti, non deformes,
Omnes Christo sunt conformes.
Urbs caelestis, urbs beata,
Supra petram collocata,
Urbs in portu satis tuto,
De longinquo te saluto.
Te saluto, te suspiro,
Te affecto, te requiro.
Quantum tui gratulentur,
Quam festive conviventur,

Einzugehn sei mir beschieden
In der ew'gen Friedstadt Frieden,
Die der Gott des Lichts erkoren,
Die das Kreuzholz hat zu Thoren,
Deren Schlüssel Petri Zunge,
Deren Freuden ewig junge;
Aus lebend'gem Fels gebauet
Ist sie Christo anvertrauet.
O welch Licht ist ihr beschieden,
Welch ein Frühling, welch ein Frieden
Welche Düfte, welche Klänge,
Welche Freuden-Festgesänge!
Nimmer schwinden ihre Tage,
Da erschallt kein Laut der Klage,
Ewig blühn in junger Schöne,
Christo ähnlich, ihre Söhne.
Stadt der Himmel, werthe, traute,
Auf den Felsengrund gebaute,
Friedenshafen, Heimat, süße,
Aus der Ferne ich dich grüße.
Ja dich grüß' ich, dich umfang' ich,
Nach dir seufz' ich, dein verlang' ich!
Wie so selig sich die Deinen
Bei dem Hochzeitsmahl vereinen,

Quis affectus eos stringat
Aut quae gemma muros pingat,
Quis chalcedon, quis iacinthus,
Norunt illi, qui sunt intus.
In plateis huius urbis
Sociatus piis turbis
Cum Moise et Elia
Pium cantem Alleluia.

Festlich schmücken, festlich kränzen,
Wie von Gold die Mauern glänzen,
Von Achaten, von Kameen,
Der nur weiß es, der's gesehen.
Möcht' ich einst in deine Hallen
Mit den lieben Heil'gen allen,
Mit den Vätern und Propheten,
Alleluja singend, treten!

Um über andere Uebersetzungen des Liedes ein kurzes Wort beizufügen, so ist mir eine Verdeutschung des ganzen Gesanges nicht bekannt. Eine solche des zweiten Theiles ist von Rambach in seiner Anthologie [1] und von Fortlage [2] versucht worden; eine Uebertragung ins Englische von Neale [3] umfaßt nur den letzten Abschnitt des Ganzen. Vom ersten Theile des Hildebertschen Liedes hat Fortlage [4] nur die erste Abtheilung bis Vers 35 (Nate, patri coaequalis) übersetzt. Dagegen existirt eine ältere englische Uebersetzung des ganzen Gedichtes von Thomas Crashaw, die Trench [5] „not ill done" nennt und von der er die folgenden Zeilen als Beispiel mittheilt:

Here the light doth never cease,
Endless spring and endless peace,
Here is music, heaven filling,
Sweetness evermore distilling;
Here is neither spot nor taint,
No defect nor no complaint,
No man crookèd, great nor small,
But to Christ conformèd all.
Blessed town, divinely graced,
On a rock so strongly placed,
Thee I see, and thee I long for,
Thee I seek, and thee I groan for.

Die englische Sprache bietet dem Uebersetzer bei der Menge ihrer Einsilber, bei der größern Verwerthbarkeit der kurzen Participialconstruction, den vielen lateinischen Stämmen und dem größern Reimreichthum nicht zu unterschätzende Vortheile gegenüber dem deutschen Uebersetzer.

[1] I, 261. [2] Gesänge christlicher Vorzeit S. 188. 277.
[3] Hymns, chiefly mediaeval, on the Joys and Glories of paradise p. 24.
[4] L. c. p. 11. [5] L. c. p. 339.

G. M. Dreves S. J.

Recensionen.

Tractatus pastoralis de sacramentis juxta probatissimos auctores ad usum theologorum IV. anni et cleri in cura animarum concinnatus a P. **Hilario a Sexten,** Ordinis Cap. Prov. Tirol. septentr. Exprovincial., Lect. Theol. mor., approb. Examin. pro approbatione confessarior. in dioec. Trid. etc. Cum approb. Celsissimi et R^{mi} Ep. Trid. et Superiorum Ord. gr. 8^{0}. (XX et 842 p.) Moguntiae, Kirchheim, 1895. Preis *M.* 12.

Der hochw. Verfasser nennt sich im Vorwort mit großer Bescheidenheit „compilator“. Nun kommt es freilich in einem Buche, wie es das vorliegende ist, gewiß nicht darauf an, Neues zu bieten; denn gerade das ganz Neue würde verdächtig sein. Und so ist der Tractatus pastoralis in der That „concinnatus“ — harmonisch zusammengefügt, und zwar aus dem Besten, was erprobte Autoren über den einschlägigen Gegenstand gelehrt haben. Wie die Auswahl mit richtigem und praktischem Tact getroffen ist, so zeichnet sich die Zusammenstellung durch Klarheit und Uebersichtlichkeit aus.

In dem Buche wird nicht das ganze Gebiet behandelt, welches heutzutage mit dem Namen Pastoraltheologie bezeichnet zu werden pflegt, wohl aber der praktisch wichtigste Theil derselben. Die Sacramente und was zu deren Spendung und Empfang gehört, ist für den Seelsorgspriester in doppelter Beziehung wichtig. Die Verwaltung der heiligen Sacramente ist ja die vornehmste und umfassendste Function des eigentlich priesterlichen Amtes; die Unterweisung und Anleitung zum guten und fruchtreichen Empfang der Sacramente eine der Hauptobliegenheiten des Lehramtes, welches er in seiner Gemeinde auszuüben hat. Die praktische Seite der Sacramentenlehre, sowohl in moraltheologischer als in liturgischer Beziehung, ist nun in vorliegendem Werke mit großer Vollständigkeit und Genauigkeit behandelt worden, so daß es sowohl den Priestercandidaten in ihrem Studium als auch dem Seelsorgsclerus in seinen Amtsverrichtungen als trefflicher Führer wird dienen können.

Näher den Inhalt zu skizziren, ist für die Leser, welche an dem Werke Interesse haben, überflüssig; statt dessen mögen einige Partien namhaft gemacht werden, welche als Probe der Reichhaltigkeit dienen können. Hierher darf der Abschnitt § 16 gezählt werden, der über den Empfänger der Taufe recht eingehend handelt und zeigt, an welche man die heilige Taufe zu spenden befugt und ver-

pflichtet sei. In noch höherem Grade sind hierher zu rechnen mehrere Abschnitte über das Bußsacrament, z. B. §§ 44 und 45, in denen die Eigenschaften besprochen werden, welche den Beichtvater zieren müssen, und die Fehler, welche er zu vermeiden hat; dann die §§ 47—57, wo, sehr ins Einzelne gehend, die verschiedenen Arten von Beichtkindern und ihre Behandlungsweise zur Sprache kommen, so daß vor allem ein junger Beichtvater manche nützliche Winke findet, welche ihm, wenn auch nicht den vollen, so doch einigen Ersatz der noch mangelnden Erfahrung bieten können.

Mit einigen kleinen Wünschen bezw. Ausstellungen wollen wir nun auch nicht zurückhalten. Wenngleich der hochw. Herr Verfasser sich nicht das Ziel gesteckt hat, seinen Gegenstand dogmatisch zu behandeln, dürfte es doch manchem wünschenswerth erscheinen, wenn bezüglich einer kurzen dogmatischen Begründung hie und da etwas mehr geschehen wäre. So wäre es unseres Erachtens wohl angebracht gewesen, wenn z. B. S. 204 der hochwichtige Satz, daß das Bußsacrament nach Art eines richterlichen Actes eingesetzt sei, nicht bloß durch den Hinweis auf die Dogmatiker, sondern durch Angabe eines kurzen Beweisgrundes erhärtet worden wäre. — S. 209 dürfte der Satz, daß die zeitliche Strafe im Bußgericht nicht immer ganz getilgt und durch neue Beicht und Lossprechung mehr und mehr verkürzt werde, nicht den genügenden Erklärungsgrund bieten, weshalb die schon gebeichteten Sünden nochmals gebeichtet und der Lossprechung des Priesters unterstellt werden können. — Die auf S. 463 erwähnte Fragepflicht des Beichtvaters für den dort besprochenen Fall wird wohl regulariter, aber nicht ausnahmslos von der heiligen Pönitentiarie betont; auch dürfte bei dem eben daselbst besprochenen Nichtigkeitsfall der Ehe eine andere Lösung, nämlich wie die S. 501 gegebene, zuweilen am Platze sein. — Was für die sacramentale Lossprechung im Sterbefall noch als sententia communissima angeführt wird, bedarf nach der Antwort des heiligen Officiums vom 29. Juli 1891 einer Abänderung. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVII, S. 613.) Auch möchte im Sterbefall eines Akatholiken zuweilen eine andere Art und Weise gefunden werden, welche die bedingungsweise zu ertheilende sacramentale Lossprechung leichter ermöglichte, als S. 518 angenommen wird. — Dagegen will uns die S. 493 besprochene Anweisung des hl. Alphons von Liguori circa ordinandos keineswegs als milderungsbedürftig erscheinen; vielmehr glauben wir, daß sie im strengen Sinne auszulegen ist, und daß eine laxere Praxis sowohl den einzelnen als auch der Kirche schadet.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Geschichte des Breviers. Versuch einer quellenmäßigen Darstellung der Entwicklung des altkirchlichen und des römischen Officiums bis auf unsere Tage. Von P. **Suitbert Bäumer,** Benediktiner der Beuroner Congregation. 8°. (XX u. 637 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 8.40; geb. *M.* 10.40.

Dasselbe Jahr, welches Batiffols kurzgefaßte Histoire du Bréviaire Romain in neuer Auflage erscheinen sah, hat uns auch mit der langerwarteten „Geschichte des Breviers" beschenkt, zu der Bäumers hingebender Gelehrtenfleiß

in jahrelangem Schaffen den weitschichtigen und zerstreuten Stoff zusammengetragen, gesichtet und geordnet hat. Und nun, da das Werk vorliegt, ist es insofern ein opus posthumum geworden, als leider der Autor während der Drucklegung (12. August 1894) aus diesem Leben geschieden. Mehr noch als die von Freundeshand mit wohlthuender Wärme geschriebene Lebensskizze, welche die Geschichte des Breviers ziert, läßt uns dies Monument selbst den Verlust beklagen, den die historische Erforschung der Liturgie, den alle Freunde dieser und verwandter Disciplinen erlitten. „Dahingeschwunden", so ließ sich kurz nach dem Heimgange Bäumers ein englisches Blatt vernehmen, „dahingeschwunden ist unwiderruflich, als ob sie nie gewesen, eine Welt von Kenntniß und Wissen, die mühsame Frucht langer Jahre, ohne jenen Nutzen gebracht zu haben, zu dem sie berechtigte. Wer weiß, ob sich in unsern Tagen jemand finden wird, welcher Geduld und Muth genug besitzt, um jene Welt von neuem zu schaffen und sie verjüngt wieder erstehen zu lassen." Daß solche Klage keineswegs übertrieben, dafür ist der sprechendste Beweis eben diese Geschichte des Breviers, die uns vorliegt, und nach deren Vollendung eine ähnliche Arbeit über die Meßliturgie geplant, ja bereits in Angriff genommen war. Und doch ist gerade dies Buch auch wieder ein Beweis des Gegentheils. Denn sind wir gleich berechtigt zu klagen um die hundertfältige Frucht, die wir hoffen durften, so belehrt uns doch die zehn-, die fünfzigfältige, die wir hier wie in einem Kornspeicher großen Stiles aufgestapelt sehen, daß glücklicherweise die apis argumentosa doch nicht ganz umsonst gearbeitet hat, daß es ihr gelungen, wenigstens einen Theil dieser „Welt von Kenntniß und Wissen" noch für ferne Generationen fruchtbringend zu machen.

Es ist nicht leicht, kurz und zusammenfassend den reichen Inhalt eines Werkes zu skizziren, das auf Schritt und Tritt tief ins Detail einzudringen beflissen ist. Wohl ergeben sich von selbst die drei großen charakteristischen Zeiträume, in die der Verfasser seine Darstellung gliedert. Innerhalb dieser Abschnitte aber läuft so mancherlei nebeneinander her, daß schon die Skizze mehr Raum beanspruchen würde, als man ihr zu gönnen in der Lage ist. Bäumer verfolgt also die Entwicklung des kirchlichen Stundengebetes durch ein dreifaches Stadium, deren erstes die patristische Zeit (bis herab auf Gregor d. Gr.), das zweite das Mittelalter (bis zum Concil von Trient), das dritte die neuere Zeit (bis auf unsere Tage) umfaßt. Der erste dieser Zeiträume entwickelt, von spärlichen Keimen ausgehend, erst langsam, dann rascher das Psalterium feriatum, das Temporale; der zweite wendet seine Vorliebe dem Auf- und Ausbaue des Sanctorale zu; der dritte erstrebt Einheit und Reform.

Der erste Abschnitt — Batiffol gibt ihm den treffenden Namen la genèse des heures — sammelt die spärlichen Nachrichten über die Anfänge des christlichen Stundengebetes in der apostolischen und urchristlichen Zeit, über Einführung und Vermehrung der christlichen Fest- und Fasttage, verfolgt die Entwicklung des privaten, des öffentlichen, des liturgischen Gebetes und Gesanges durch die patristische Zeit bis herab in das 6. Jahrhundert, in welchem wir die Mönche des Abendlandes, vorab den großen Patriarchen derselben, die eigentlichen Fundamente legen sehen, über denen sich das Gebäude des römisch-

abendländischen Breviers erhebt. Nicht mit Unrecht nennt der Verfasser den hl. Benedikt schlechthin „den Begründer des abendländischen Breviers" (S. 194). Die Schwierigkeit in Behandlung dieses Abschnittes liegt wesentlich in den wenigen, zerstreuten und zusammenhanglosen Bemerkungen, welche meist nur gelegentlich eines andern Vorwurfes einfließen und den einzigen Ariadnefaden bilden, der durch dies Dunkel leitet. Dieser Umstand erzeugt für den Historiker die Gefahr der unberechtigten Verallgemeinerung; es liegt nahe, mangels anderer Nachrichten einmaliges Vorkommen zur Gewohnheit, Locales zu allgemein Ueblichem, Privates zu Kirchlichem, Gerathenes zu Gebotenem zu machen. Ohne mich in das Detail einzulassen, wozu der Raum mir mangeln würde, genüge die Bemerkung, daß sich der Verfasser dieser Klippe bewußt ist und meist nüchternen Sinnes abwägt, welche Schlüsse wir aus einer einzelnen Nachricht zu ziehen berechtigt sind, welche nicht. Eine andere Gefahr liegt darin, daß man sich leicht verleiten läßt, liturgische Ausdrücke einer spätern Zeit in eine frühere zu übertragen; so bedeuten die Ausdrücke Antiphona, Responsorium, Hymnus in der alten Zeit etwas völlig Verschiedenes von dem, was eine spätere Zeit damit bezeichnet, und es ist geradezu irreleitend, wenn man den jüngern Begriff einfachhin dem ältern unterschiebt; ja es macht schon einen beklemmenden Eindruck, wenn z. B. die altchristliche Vigil oder Pannychie als Nocturn oder Mette bezeichnet werden (S. 57); bezeichnen doch selbst in viel spätern Tagen Namen wie Antiphonar, Breviarium ein völlig anderes als das, was das Wort heute bedeutet.

Nicht unerwähnt kann ich eine Stelle (S. 181) lassen, die von Cassiodorius handelt. Sie lautet: „Ein weiterer Ausspruch Cassiodors verdient hier um so mehr Berücksichtigung, als er zeigt, daß diejenigen im Unrecht sind, welche die Existenz melismatischer Gesänge, neumatischer Notenreihen oder iubili im Kirchengesange nicht anerkennen wollen (vgl. Dreves S. J., Aurel. Ambrosius, der Vater des Kirchengesanges [Freiburg i. Br. 1893] S. 105 f.). Die Stelle handelt vom Alleluja und lautet: Novus plane titulus et dicti ipsius brevitate conspicuus; hoc ecclesiis votivum, hoc sanctis festivitatibus decenter accommodum. Hinc *ornatur lingua cantorum:* istud aula Domini laeta respondet et tamquam insatiabile bonum *tropis semper variantibus* innovatur. Cassiodor redet hier, wie Wagner (Histor. Jahrb. der Görresgesellsch. XV, 128) treffend bemerkt, ‚von langen Notenreihen in einer Weise, die nur in einer langen Uebung, in einer längern Bekanntschaft mit ihnen zu begründen ist'. Cassiodor starb 570; es gab daher um die Mitte des 6. Jahrhunderts sicher in Italien Jubilationen im Kirchengesange." — Ich kann dem gegenüber nur wiederholen, was ich a. a. O. ausgeführt und was unwiderlegt geblieben: Ob es um die Mitte des 6. Jahrhunderts in Italien Jubilationen im Kirchengesange gab oder nicht, darüber habe ich keine Sicherheit, obschon ich eher zur Ansicht neige, daß es keine gab; denn Cassiodorius kennt nur die griechische Musik, die sich mit Jubilationen nicht verträgt. Eines aber weiß ich sicher, daß Cassiodorius in obiger Stelle aber auch mit keiner Silbe von „langen Notenreihen redet". Die beweiskräftig sein sollenden Worte hat Bäumer gesperrt: Hinc ornatur lingua cantorum; tropis semper variantibus innovatur. In beiden Stellen steht nicht die Silbe von „langen Notenreihen", und aus keiner von beiden läßt sich durch einen logischen Schluß die Existenz von sogen. iubili herleiten. Kann denn das Alleluja nur dann „die Zunge der Sänger zieren", wenn es „in langen Notenreihen" gesungen

wird? Kann denn das Alleluja nur dann „in immer wechselnden Weisen erneuert werden", wenn es mit tactfreien Melismen verziert wird? Ziert es nicht auch die Zunge jener Sänger, die dasselbe ohne Melismen singen, und würde es nicht in immer wechselnden Weisen erneuert werden von einem Chore, der etwa Händels großes Alleluja sänge? Ich kann nur noch einmal meinem Erstaunen darüber Ausdruck geben, daß man mit einer mir völlig unerklärlichen Hartnäckigkeit nicht müde wird zu behaupten, Cassiodorius rede von etwas, wovon ich in seinen Worten auch mit dem besten Willen nicht die Spur zu entdecken vermag[1]. Es wird schließlich nichts übrigbleiben, als das Schiedsgericht einiger unbetheiligten Exegeten über den Sinn dieser und ähnlicher Stellen anzurufen.

Der zweite Abschnitt ist für den Historiker der interessanteste, einestheils, weil er die Periode des kräftigst pulsirenden liturgischen Lebens, des rastlosesten liturgischen Schaffens und Strebens ist, andererseits, weil für diesen Abschnitt die Nachrichten reicher zu fließen beginnen und liturgische Denkmäler, für die spätern Jahrhunderte sogar in großer Anzahl, vorhanden sind. Leider gilt dies noch nicht von dem großen liturgischen Organisator, der an der Spitze dieses Zeitabschnittes steht, und der vielleicht, da seine ganze Thätigkeit, soweit wir dieselbe zu beurtheilen vermögen, doch mehr eine sammelnde, sichtende und abschließende war, ebenso richtig an den Schluß der ersten Periode gestellt worden wäre. Denn wenn wir der später sehr allgemeinen, im Anfange aber höchst dürftigen Tradition über die liturgische und musikalische Thätigkeit dieses Papstes dadurch Rechnung tragen, daß wir ihm irgend eine durchgreifende Reform zuschreiben, derentwegen römischer und gregorianischer Gesang in ähnlicher Weise Synonyma geworden, wie mailändischer und ambrosianischer dies waren, so ist andererseits zuzugeben, daß wir von dem Inhalte und der Art dieser Reformen, ihrem Was und Wie nichts Bestimmtes, nichts Greifbares erfahren. Es ist aber eine viel wichtigere Pflicht der Forschung, eine Lücke in unserem Wissen gehörig zu markiren, als dieselbe durch Conjectur und Hypothese auszufüllen; letzteres kann, ersteres muß geschehen. Wir dürfen es dem Verfasser zum Verdienste anrechnen, daß er hier nüchtern ist und bleibt; denn wir erfahren hier über Gregors Thätigkeit wenig oder gar nichts, im Grunde weniger, als Bäumer später im Schlußworte (S. 596) zu berichten weiß. Die Quellen lassen eben im Stich. Dies gilt auch von der hymnologischen Thätigkeit Gregors. — Wir verfolgen nun weiter die Entwicklung des Officiums bei den Angelsachsen, den

[1] Auch P. Ambrosius Kienle meint in einem Aufsatze im „Katholik" (Mai 1894, S. 467 ff.) von dieser Stelle, daß sie „eingehender und sachgemäßer über den Jubilus spricht als alle Mittelalterlichen", fügt aber sogleich bei: „Damit soll aber kein Beweis geführt sein." Warum denn nicht den Beweis führen, wenn er zu führen ist? wenn die Stelle so eingehend und sachgemäß redet? Aber bloß die Stelle hinsetzen und dann behaupten, darin sei von „langen Notenreihen" die Rede, das vermag mich nicht zu „bekehren", obschon ich wirklich nicht „verstockt" bin und keine Vorurtheile mitbringe. Die weitern Ausführungen Kienles a. a. O. gipfeln in einem Proteste gegen einige meiner Resultate. Den Protest habe ich vernommen; eine Widerlegung aber, die geeignet wäre, mich in meinen Anschauungen wankend zu machen, habe ich, aufrichtig gestanden, nicht gefunden.

Franco-Galliern, die Ueberwindung des einen wie des andern Usus im Karolinger-Reiche; wir verfolgen die weitere Umbildung und Ausbauung der mittelalterlichen Breviere, die sich je länger je mehr von dem gemeinsamen Ursprunge, dem römischen Breviere, wieder entfernen, verfolgen die Ausgestaltung des Sanctorale, dem dies Zeitalter seine Vorliebe zuwendet, die Verzierung auch des Breviers durch Tropen, Sequenzen, Verbeta bis herab zu Gregor VII., bezüglich dessen der Verfasser seine früher (Katholik 1890 II, 385 ff.) vertretenen Anschauungen fallen läßt, bis herab auf Innocenz III. und weiter auf Gregor IX., unter dem die Franziskaner beginnen, einen allmählich wachsenden Einfluß auf das römische Brevier auszuüben, der unter Sixtus IV. den Höhepunkt erreicht, aber auch vor dem Falle angelangt ist. Letzteres Moment finde ich bei Bäumer stiefmütterlich, wenn überhaupt behandelt. Und doch kann man an der Hand des Franziskanerbreviers den Niedergang der literarischen Bildung, wie er sich vom 13. bis zum 16. Jahrhundert im Orden vollzog, in frappanter Deutlichkeit verfolgen; man hat nur die wundervollen Hymnen und Officien der ältern Franziskaner-Dichter, die Ozanam begeisterten, eines Bonaventura, John Pekkham u. a., mit den Reimereien zu vergleichen, wie sie in den Dichtungen des ausgehenden 15. Jahrhunderts, z. B. in den Hymnen und Officien auf Bonaventura, Bernhardin von Siena u. a., zu Tage treten, Geschmacklosigkeiten, welche begreiflicherweise den Zorn der Humanisten herausforderten, die dann auch richtig Unkraut und Weizen zugleich ausrissen und ins Feuer warfen.

In dieser Periode ließen sich, was bei der Reichhaltigkeit des Stoffes, der hier zum erstenmal zu so detaillirter Darstellung kommt, nicht wunder nehmen kann, mancherlei Zusätze machen. So ist, um nur einiges beispielsweise zu berühren, die Einführung des Festes der Heimsuchung S. 380 kümmerlich behandelt. Es verdiente hervorgehoben zu werden, daß Erzbischof Jenstein dasselbe zuerst in seiner Prager Diöcese einführte und zwar auf Vitalis (28. April), und daß er ein eigenes Officium: Exsurgens Maria abiit in montana etc., verfaßte, das in vielen deutschen Brevieren sich erhielt. Auf Jensteins Drängen führte Urban VI. bezw. Bonifaz IX. das Fest allgemein ein, und zwar zu dem ausgesprochenen Zwecke, durch die Fürbitte Mariens die Beilegung des Papstschismas zu erlangen; das neue Officium für das römische Brevier: Accedunt laudes virginis, welches später der Humanist Wimpfeling in einem eigenen Schriftchen durchhechelte, verfaßte der Cardinal Adam Easton, Anglicus genannt. Natürlich wurde das von Bonifaz IX. eingeführte Fest von der französischen Obedienz nicht angenommen, weshalb später das Basler Concil in seiner 43. Sitzung das Fest nochmals einführen und einem dritten Festofficium das Leben schenken konnte (vgl. Dreves, Die Hymnen Johanns von Jenstein [Prag 1886] S. 23—46). Unter die Feste, die Gregor IX. ins römische Brevier aufnahm, rechnet Cod. B 54 der Kapitelsbibliothek von Padua, ein Franziskanerbrevier saec. 14. in. oder 13. ex., die beiden Kreuzfeste und bezeichnet als Jahr der Einführung 1377. Die Nachricht wäre mit dem frühern Vorkommen beider Feste auch in Rom zu vereinigen. Bei den Ausführungen über die Reimofficien S. 356 ff. hat Bäumer augenscheinlich nur den 5. Band meiner Analecta hymnica benutzen können; es sind aber seitdem drei weitere Bände mit zusammen 270 Reimofficien erschienen, aus denen hervorgeht, daß nicht bloß ein rhythmisches Officium, das des hl. Lambertus, ins 10. Jahrhundert hinaufreicht, da z. B. das Officium s. Folquini (Anal. XIII, 147 sqq.) von Folquinus,

abbas Laubiensis (968—990), herrührt, und mindestens das der hl. Rictrudis (ibid. 225 sqq.) von Hucbald. Ferner kann das erwähnte Officium des hl. Lambertus nicht schlechthin als das Werk des Bischofs Stephan von Lüttich-Tongern bezeichnet werden, da die sämtlichen Antiphonen (die Responsorien sind mit einer Ausnahme prosaisch) einer anonymen vita metrica entlehnt sind, als deren muthmaßlichen Autor wir nach der nicht unbegründeten Conjectur Demarteaus wieder Hucbald anzusehen hätten. Die Gesta episcoporum Leodiensium sagen denn auch nur, daß er die Responsorien verfaßt habe: „et responsoria, quae in solemnitate eius cantamus, composuit" (Mon. Germ. VII, 200 n. 20). Ebensowenig können wir Stephan als Verfasser des Officiums de ss. Trinitate ansehen. Das Document, auf welches sich die Gesta episcoporum Leodiensium zum Beweise berufen, besagt dies gar nicht, sondern nur: totumque ad plenum officium dulcissimae modulationis *stabilire curavit*, was eher andeutet, daß er es durch jemand anders machen ließ. Dieser andere ist offenbar wieder Hucbald: „Idem ipse" (d. h. Stephanus), so die Gesta episcoporum Leodiensium, „responsoriorum, quae de sancta trinitate cantantur, auctor fuit, quod nos quidem ignorabamus, credentes, *quod fama habebat, nescio quem Hucbaldum* ipsorum fuisse compositorem." Uebrigens unterläuft hier zugleich ein fehlerhaftes Citat. Die drei Vitae Lamberti stehen nicht Acta SS. Oct. V, 581, sondern Sept. V, 518.

Ueber die dritte und letzte Periode, von den Reformbestrebungen des Trienter Concils bis auf unsere Tage, können wir uns kurz fassen. Das Interesse des Historikers nimmt hier in demselben Grade ab, als das der Rubricisten wachsen dürfte. Auch die gallikanische Brevier-Fabrik vermag trotz der Hymnen eines Santeul, Coffin und anderer Heroen, deren Bäumer gar keine Erwähnung thut, diesen Verfall des Interesses nur wenig aufzuhalten. Ueberhaupt hätte vielleicht dieser dritte und uninteressanteste Theil zu Gunsten des zweiten eine wesentliche Kürzung erfahren können. Daß der Verfasser mit Guéranger, Daniel, Neale und andern Kennern der altchristlichen Hymnen schlecht auf die „Verbesserung" derselben unter Urban VIII. zu sprechen ist, braucht nicht wunder zu nehmen; weniger begreiflich ist mir, wie die Hymnen eines Zacharias Ferreri bei ihm so viel Nachsicht, ja Bewunderung finden konnten. Selbstverständlich könnte auch in diesem Abschnitte mancherlei mit Nutzen nachgetragen oder berichtigt werden. Erwähnt sei nur, daß der schöne, bei Beschreibung des Breviers Pius' V. (S. 450) in extenso mitgetheilte Hymnus Lauda, mater ecclesia, lauda Christi clementiam, der heute aus dem römischen Brevier verschwunden, ein mittelalterlicher ist, was schon der wohlbesorgte doppelsilbige männliche Reim urkundet. Derselbe wird Odo von Clugny zugeschrieben. Ob mit Recht, ist allerdings sehr fraglich, gerade dieses Reimes wegen.

Das Buch schließt mit einigen dankenswerthen Beilagen, von denen IV B dies Prädicat am meisten verdient. Diese Beilage weist nämlich nach, welche Papstlegenden aus Pseudo-Isidor schöpfen und welche Sermone und Homilien im römischen Breviere mit falschen Autorenangaben versehen sind. Die erstere Zusammenstellung ist von Batiffol, die zweite, auch den Kanzelrednern sehr zu empfehlende, von dem gewiegten Patristiker Dom Germain Morin.

Wie bedauerlich ist es, daß es dem Verfasser nicht vergönnt sein sollte, an dem so schön begonnenen Werke weiterzubauen! Wie manches Neue würde

der schaffensfreudige Autor im Laufe der Jahre hinzugefunden, wie manches andere erweitert, vertieft, geklärt haben, das Ganze größtmöglicher Vollendung entgegenführend. Doch wozu sich Klagen hingeben, sich Wünschen überlassen! Freuen wir uns des Gebotenen; es ist in der That eine wahre Goldkammer, in der ein reicher Schatz des Wissens, eine Fülle des instructivsten Details niedergelegt ist, „nova et vetera".

G. M. Dreves S. J.

The life of Sir William Petty from private documents hitherto unpublished by Lord **Edmond Fitzmaurice.** 8°. (XV and 335 p.) London, Murray, 1895. Preis 16 *Sh.*

Sir William Petty (1623—1687), einer der Gründer der Royal Society und der Verfasser von bahnbrechenden Schriften über Statistik und Nationalökonomie, wurde in dem Jesuitencolleg in Caen erzogen und legte daselbst den Grund zu seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Von da begab er sich nach Paris, woselbst er die Bekanntschaft großer Gelehrter machte und unter anderem auch Anatomie studirte. Seine Wirksamkeit als Professor der Physik und Anatomie in Oxford seit 1649 war von kurzer Dauer; denn wir finden Petty schon im Frühjahr 1652 als Oberarzt der englischen Armee in Irland. Bald darauf wurde er mit der Aufgabe betraut, Irland zu vermessen und den Grund für eine Vertheilung der irischen Ländereien unter die Soldaten und die Ansiedler zu legen. Um die Armee, welche Rückstände zu fordern hatte, zu befriedigen und um das den Ansiedlern wegen ihrer Geldvorschüsse gegebene Versprechen zu erfüllen, beschloß die republikanische Regierung, alle Güter der Katholiken, welche sich irgendwie an der Rebellion betheiligt hatten, zu confisciren und den großen Grundbesitz sowie alle Städte protestantischen, aus England eingewanderten Ansiedlern zu überlassen. Die Vermessung des Landes während der Wirren des Bürgerkrieges war keine leichte Aufgabe, wurde jedoch von Petty, der ein großes Organisationstalent besaß und seine Gehilfen trefflich heranzubilden verstand, glänzend gelöst.

Petty war nichts weniger als fanatisch und billigte das von der Regierung befolgte System keineswegs; gleichwohl verschmähte er es nicht, seine Ersparnisse in Irland anzulegen und große Länderstrecken, die um einen Spottpreis zu haben waren, sich käuflich zu erwerben. Petty behauptete, er habe nur von Agenten gekauft und sich keiner unerlaubten Mittel bedient, um in den wohlfeilen Besitz von Ländereien zu kommen; man wird zugeben können, daß er verhältnißmäßig anständig war. Ein ehrenhafter Mann würde jedoch die Entschädigung der ursprünglichen Eigenthümer, wie sie nach der Restauration unter Karl II. versucht wurde, nicht so standhaft bekämpft haben wie Petty; denn es war ja klar, daß der Verkauf von Gütern während einer großen Revolution rückgängig gemacht werden mußte, besonders wenn die legalen Titel dem neuen Besitzer fehlten. Fitzmaurice ist auf diese Frage nicht eingegangen und legt einen Fanatismus an den Tag, der in seinen frühern Schriften sich nicht findet. Seine Darstellung muß durch Lecky und Prendergast ergänzt werden. Ebenso sind seine Bemerkungen über „die päpstliche Verschwörung" durchaus irreführend.

Das Citat aus Michelet (p. 234), der Karl II. und Jakob II. vorwirft, sie hätten während 25 Jahren England politisch vernichtet und an Frankreich verkauft, ist eines Forschers unwürdig. Es ist bekannt, wie sehr Ludwig XIV. die Interessen der katholischen Kirche seinem politischen Vortheil untergeordnet hat; gleichwohl sollen alle seine Kriege Religionskriege sein (p. 236). Der Grund aller Schwierigkeiten und Verwicklungen in Irland wird auf ganz thörichte Weise auf die Intriguen Roms zurückgeführt. Wenn man den Katholiken zurief: „In die Hölle oder nach Connaught!" wenn man so viele Tausende derselben grausam hinschlachtete, wenn man Unschuldige ihres Eigenthumes beraubte, sie schlimmer als Sklaven behandelte, ganze Schiffsladungen von Knaben und Mädchen, auf die man förmlich Jagd gemacht hatte, nach Westindien einschiffte und verkümmern ließ: da bedurfte es wahrhaft keiner päpstlichen Intriguen, um die Katholiken aufzustacheln. Ebenso verkehrt ist die Rechtfertigung Karls II., richtiger die Clarendons und Ormonds, weil sie die Cromwellianer in dem Besitz ihrer irischen Güter beließen. Die Siedelungspolitik Jakobs I. und Ormonds ist der Hauptgrund der gegenwärtigen Unzufriedenheit in England. Der Streit mit Oberst Vernon zeigt uns Petty in ungünstigem Licht; er war über Rauferei, Balgerei und gemeine Schmähsucht nicht erhaben und mußte durch Geldstrafen gezwungen werden, Frieden zu halten. Was Fitzmaurice über die wissenschaftlichen Leistungen Pettys beibringt, ist von wenig Belang. Roschers Buch enthält manches Detail über Petty, das nicht verwerthet ist.

Petty war ein harter, selbstsüchtiger Charakter, der für die Armen und Gedrückten kaum irgend ein Mitgefühl besaß. Er hinterließ bei seinem Tode für die Armen nur 20 Pfund, und das nur, weil es Mode war. Er bekannte sich zum Anglicanismus, nicht weil diese Religion ihm zusagte, sondern weil sie eben Staatsreligion war (p. 315). Es ist interessant, zu erfahren, welche Eigenschaften Petty an Männern bewundernswerth findet: gesunden Menschenverstand, gutes Gedächtniß, Scharfsinn, logisches Denken, trefflichen Ausdruck, ein gutes Organ, Stärke und Behendigkeit. Sittliche Eigenschaften werden nicht erwähnt (p. 300). In der Instruction für seinen Sohn Karl empfiehlt er wohl das Anhören von Predigten, aber von Tugendübung ist nicht die Rede. Petty war durch und durch ein Weltkind. Obgleich der religiösen Duldung nicht abgeneigt, wollte er sie für Irland nicht zulassen, weil sie die Uebermacht des Protestantismus unmöglich gemacht hätte (p. 277).

A. Zimmermann S. J.

Die Agrarfrage der Gegenwart. Vierte Abtheilung: Der ländliche Personalcredit. Socialpolitische Studien von Dr. **Eugen Jäger.** 8⁰. (VIII u. 543 S. mit 2 Tab.) Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1893. Preis *M.* 5.60.

Diese Abtheilung des hochbedeutsamen Werkes „Die Agrarfrage der Gegenwart" beschäftigt sich mit einer gründlichen Darlegung des ländlichen Wuchers und der ländlichen Darlehenskassen. Zuerst behandelt der Verfasser den Credit überhaupt und das moderne Creditwesen insbesondere. Mit Aufhören der Naturalwirtschaft ist der Bauer zum Ausbeutungsgegenstand des Leihkapitals

geworden. Nicht bloß daß die kapitalistische Form der Verschuldung dem Bauern einen Zins aufbürdet, welcher in keinem Verhältniß zur Rente (Reinertrag) der Landwirtschaft steht, es sind auch noch überdies die Creditquellen für die mittlern und untern Erwerbsstände vielfach verstopft. Eine ungeheure Masse von Kapitalien, welche früher direct Gewerbe und Landwirtschaft befruchteten, wenden sich jetzt den Zettel-, Depositen-, Spar- und Hypothekenbanken zu oder finden durch den ausgedehnten Effectenhandel sofort dauernde, sichere und bequeme Anlage in den zahlreichen Actien, Prioritäten, Obligationen, Pfandbriefen u. s. w.

Da erscheint dann der Wucherer auf dem Plane als „Retter" in der Noth. Wie ein riesiger Vampyr saugt der Wucher an unserem Bauernstande. Ueber den ganzen Continent ist dieses schreckliche Uebel verbreitet, und allenthalben sucht man nach Mitteln zur Abhilfe. Nachdem nun Jäger die verschiedenen Formen des landwirtschaftlichen Wuchers, unter anderem die Viehleihe, ausführlich behandelt und einige Vereinigungen zur Bekämpfung des Wuchers geschildert hat, entwickelt er die Bestimmungen der österreichischen und deutschen Wuchergesetzgebung. Hieran reiht sich eine Anzahl von Vorschlägen zur Verbesserung, Fortbildung und Ergänzung des Wuchergesetzes.

Besonders nachdrücklich und warm empfiehlt Dr. Jäger die ländlichen Darlehenskassenvereine nach dem System Raiffeisen.

Die Grundlage jener Darlehenskassen ist, wie bei den Schulze-Delitzschschen Vorschußvereinen, die genossenschaftliche Selbsthilfe mit Solidarhaft. Dieser solidarische Zusammenschluß zu gemeinsamer Creditbeschaffung — bei kleiner Einlage seitens der einzelnen Mitglieder — bezweckt aber, im Unterschiede von den Schulzeschen Vereinen, nicht bloß die wirtschaftliche, sondern auch die sittliche Hebung der Mitglieder, ohne welche die wirtschaftliche Hebung weder Dauer noch Werth besitzt. Und dieser Zweck wird ebenso wie der wirtschaftliche durch die Eigenart der ganzen Organisation der Raiffeisenschen Darlehenskassen angestrebt. Darum ist z. B. der Vereinsbezirk, aus welchem die Mitglieder der einzelnen Kassen sich rekrutiren, eng begrenzt, damit so die persönliche Bekanntschaft der Mitglieder und ein frisches Genossenschaftsleben möglich bleibe. Ferner liegt dem Vorstande die Prüfung der Creditwürdigkeit des Darlehensuchenden, der wirtschaftlichen Nothwendigkeit des Darlehens u. s. w. ob. Auf diese Weise wirken die Darlehenskassen sehr nachdrücklich auf Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigkeit, kluge Ueberlegung, kurz alle jene Tugenden hin, ohne welche ein gedeihliches Bestehen des ländlichen Haushaltes unmöglich ist.

Von einer weitern ausführlichen Behandlung der gesegneten Wirksamkeit jener Kassen und ihres ganzen innern Ausbaues müssen wir hier Abstand nehmen; wir verweisen dafür auf Jägers reichhaltige Darstellung — wohl das Beste, was bisher über die Raiffeisen-Vereine geschrieben wurde.

Es folgt nun in Jägers Werk eine Besprechung der landwirtschaftlichen Neben- und Untergenossenschaften, welche sich an die Raiffeisenschen Kassen anlehnen, eine allgemeine Würdigung der Darlehenskassenvereine, Angaben über die Verbreitung der ländlichen Darlehenskassen im Deutschen Reiche. Hieran reiht sich die Darstellung der in Oesterreich-Ungarn für den ländlichen

Personalcredit bisher errichteten Anstalten, ferner Angaben über den ländlichen Personalcredit in Frankreich, Italien, Belgien, England u. s. w.; zum Schluß folgt ein interessantes Gutachten des preußischen landwirtschaftlichen Ministeriums zu Gunsten der Raiffeisen-Vereine.

Das Werk Jägers über die Agrarfrage der Gegenwart gehört zu den am meisten zeitgemäßen, welche in den letzten Jahren erschienen sind. Eine wahre, aufrichtige Liebe für das Volk, insbesondere den durch schwere Nothlage bedrückten Bauernstand spricht aus jeder Seite des Buches. Berührt dieser Zug edler Menschenfreundlichkeit und christlicher Nächstenliebe den Leser überaus wohlthuend, so fühlt er sich ebenso aufs höchste befriedigt durch die Gründlichkeit, Gediegenheit und Allseitigkeit der Forschung und Darstellung. Das Werk ist jedem, der sich mit Socialpolitik beschäftigt, und der für die unsere Zeit bewegenden Fragen ein richtiges Verständniß gewinnen will, geradezu unentbehrlich.

Heinrich Pesch S. J.

Entstehung und Prognose der Wirbelstürme. Von Dr. Emil Schneider. 8°. (112 S. u. 24 Karten.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1895. Preis *M.* 2.40.

Der Verfasser will eine neue Theorie der Wirbelstürme aufstellen, welche ihren kürzesten Ausdruck auf S. 75 des Schriftchens findet in der These: Ursache der Cyklone ist lediglich der Zusammenstoß zweier Luftströme.

Um diesen Satz zu beweisen, werden im allgemeinen Theil die Saug- und Druckwinde, die Luft- und Wasserströmungen, schätzenswerthe, aber in der weitern Verwerthung nicht einwandfreie Beobachtungen an fließendem Wasser vorgeführt. Es folgt die Besprechung der Anticyklone, dann das barometrische Minimum, eingetheilt in Depressionsfurchen und eigentliche Cyklone. Bei letztern wird die physikalische und die mechanische Theorie untersucht, und endlich nähern wir uns dem zu beweisenden Hauptsatz der ganzen Arbeit. Aus ihm wird dann die Intensität, die äußere Form, das Erlöschen, die Temperatur, die Fortpflanzung der Cyklone erklärt.

Die Schrift zeugt von großer Belesenheit und von großem Fleiße des Verfassers. Es drängen sich aber bei sorgfältiger Lesung mancherlei Bedenken auf. Für welchen Leserkreis ist das Büchlein geschrieben? Für Meteorologen? Dann ist vieles, besonders in der Einleitung, überflüssig. Für Gebildete überhaupt? Dann ist viel zu viel vorausgesetzt. Aber Meteorologe oder nicht, man hat seine Schwierigkeit, manchen Satz, rein sprachlich genommen, zu verstehen. Diese Schwierigkeit tritt noch schärfer in der Gedankenentwicklung selbst hervor.

Man sieht z. B. schwer, was von der physikalischen und was von der mechanischen Theorie der Verfasser am Ende verwerfen und was er annehmen will. Es hat den Anschein, die S. 34 gegebene Erklärung der absteigenden Luftströme durch Saugwirkung oder durch Abkühlung werde als neu hingestellt; sie ist aber in unserer Frage schon lange bekannt. Die Darstellung legt es nahe, sich den Unterschied zwischen Saug- und Druckwind ganz außerordentlich groß zu denken. Thatsächlich ist er es nicht.

Betreffs der neuen Theorie seien noch ein paar Andeutungen gestattet. Die Beobachtung sagt, daß vor den großen Cyklonen Windstille und Minimum herrscht; daß gewöhnlich plötzlich die Winde aufspringen und zwar in der Richtung des Minimum; daß zwei Luftströme, wenn sie die Grenze eines Minimum entlang ziehen, ganz oder theilweise nach dessen Richtung abgelenkt werden. Daraus folgt, daß die Minima einen und zwar einen sehr engen ursächlichen Zusammenhang mit den Drehstürmen haben können. Die Karten des Herrn Verfassers bekunden gleichfalls sich nähernde oder zusammenstoßende Winde und ein gleichzeitiges Minimum. Also auch hier liegt die Möglichkeit vor, daß das Minimum die Ursache ist, und diese Möglichkeit wird durch die eben angeführten andern Beobachtungen der Wahrscheinlichkeit sehr nahe gebracht. Der Herr Verfasser schließt aber umgekehrt und sucht die Winde als die Ursache des Minimums vorzuführen.

Dieser Hauptpunkt der neuen Theorie mußte aber mit den Erfahrungsthatsachen in mehr innern Zusammenhang gebracht und besonders durch eine klare, durchsichtige, von allem Beiwerk freie, mathematisch-physikalische Behandlung erläutert werden.

Der Verfasser, dessen kritischer Blick sich in den vielen gelungenen Einzelbemerkungen einstweilen allerdings vorherrschend negativ gezeigt hat, wird wohl bei Gelegenheit das sehr interessante Thema der Wirbelstürme mehr positiv weiter verfolgen.

Jos. Schwarz S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

De universali propagatione originalis culpae dissertatio biblico-theologica in testimonium Pauli Rom. 5, 12—15, auctore Antonio Scher, Protonotario Apostolico. gr. 8°. (102 p.) Romae, ex typographia polyglotta S. C. de Propaganda Fide, 1895. Preis *Fr.* 2.

Mit Recht nennt der hochwürdigste Herr Verfasser die auf dem Titel des Buches bezeichneten Verse des Römerbriefes die klassische Schriftstelle zum Beweise des Dogmas von der Erbsünde. In dem Anathem über die Läugner der Erbsünde bezieht sich das Trienter Concil ausdrücklich auf diese Stelle, und die ganze Tradition der Kirche hat sie stets in diesem Sinne aufgefaßt und erklärt. Die Art und Weise der exegetisch-dogmatischen Beweisführung ist Aufgabe der Theologen. Die vorliegende Monographie hat diese Aufgabe in ausgiebiger und lichtvoller Weise gelöst. Zuerst werden die verschiedenen Lesarten des griechischen und lateinischen Textes geprüft, sowie Sinn und Bedeutung der einzelnen Worte und Satztheile grammatikalisch festgestellt; alsdann werden eingehend und gründlich die Beweismomente erörtert, welche unabweisbar darthun, daß die Lehre von der durch Adam auf alle

Menschen übergehenden Sündenschuld in den Worten des Apostels enthalten ist. Mit Vorliebe werden die verdienstvollen Arbeiten von Patrizzi und von Palmieri genannt; des letztern Erwiderungen auf die Einwürfe gegen das katholische Dogma sind im Schlußkapitel dieser Schrift einfach aufgenommen. Uebrigens ist die Arbeit eine durchaus selbständige und tief durchdachte. Auf Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Nur betreffs des einen vielumstrittenen Ausdruckes in quo sei bemerkt, daß der Verfasser denselben ganz richtig in Gemäßheit des Griechischen als causal nimmt. Thatsächlich erhellt daraus, daß die gebräuchliche deutsche Uebersetzung höchst sinngetreu ist, wenn sie den Text wiedergibt durch die Worte: „weil in ihm alle gesündigt haben". Für alle Theologen verdient das hier besprochene Schriftchen die wärmste Empfehlung.

Der teleologische Gottesbeweis und seine Gegner. Von Dr. Joh. Straub. Zwei Theile. 8°. (63 u. 80 S.) Würzburg, Stürtz, 1894 u. 1895.

Die teleologische Naturauffassung, welche die edelsten Geister aller Zeiten zu ihren Anhängern zählte, ist leider durch die theils empiristische theils naturalistische Richtung der modernen Naturwissenschaft in vielen Kreisen fast gänzlich in Vergessenheit oder in Verachtung gerathen. Daher ist eine Schrift wie die vorliegende mit Freuden zu begrüßen. Der erste Theil derselben legt den teleologischen Gottesbeweis dar, der zweite vertheidigt ihn gegen die Angriffe und Einwürfe des Empirismus, Materialismus und Pantheismus. Wir müssen entweder auf eine vernunftgemäße Erklärung der uns umgebenden Naturerscheinungen verzichten, oder als Ursache der in ihnen sich bekundenden Intelligenz eine überweltliche Weisheit und Macht annehmen; da nun aber die Weltordnung aus der innersten Natur der Weltwesen selbst hervorgeht, so kann kein anderer der Urheber der Weltordnung sein als der Weltschöpfer, der als solcher ein Wesen von unendlicher Macht und Weisheit sein muß. Die Beweisführung, durch welche der Verfasser zu diesem Ergebnisse gelangt, ist gründlich und anschaulich. Bei der Kritik des Darwinismus wäre wohl eine schärfere Unterscheidung zwischen Darwinismus und Entwicklungstheorie wünschenswerth gewesen.

Bibliotheca thomistica. Sancti Thomae Aquinatis Compendium theologiae. Text mit Uebersetzung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Abert, Professor der Theologie an der Universität Würzburg. 8°. (IV u. 515 S.) Würzburg, Göbel, 1896. Preis *M.* 6.80.

Wenn das genannte opusculum des englischen Lehrers weniger verbreitet und bekannt ist, wiewohl es den letzten Lebensjahren des Heiligen entstammt und die ausgereifte Frucht seiner theologischen Speculationen in gedrängter Kürze enthält, so hat das wohl seinen Grund darin, daß es unvollendet geblieben ist und kaum die Hälfte des ganzen theologischen Stoffes umfaßt. Die vielverbreitete „theologische Summa" kann es daher keinenfalls ersetzen. Allein da es doch die hervorragendsten Glaubenslehren: über Gott, die Dreifaltigkeit, die Schöpfung, Erlösung und Vollendung, mit der dem Aquinaten eigenen Meisterschaft kurz und klar in speculativer Weise behandelt, so ist es recht geeignet, in das Verständniß des hl. Thomas einzuführen. Die Erreichung dieses Zweckes hat der Herausgeber durch die Beifügung einer deutschen Uebersetzung um ein bedeutendes erleichtert; diese Uebersetzung ist noch durch Anmerkungen, welche meist in den Text der Uebersetzung verflochten, aber durch Klammern kenntlich gemacht wurden, bereichert und leichter verständlich gemacht. Es war dieses ganz gewiß eine mühevolle und schwierige Arbeit, zu deren Gelingen

große theologische Kenntniß, Belesenheit in den Schriften des hl. Thomas und Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache sich vereint vorfinden mußten. Mit Recht hat der Herausgeber sich nicht gescheut, wo es nöthig war, statt der wörtlichen Uebersetzung eine umschreibende Erklärung zu geben; sonst aber ging sein Streben dahin, eine möglichst getreue und wörtliche Uebersetzung zu liefern. Wir können nur rühmend anerkennen, daß es ihm durchgängig gelungen ist, den so schwierigen Text in fließendem Deutsch uns sinngetreu wiederzugeben. Ein paar Ausdrücke freilich möchten wir beanstanden. Z. B. S. 64 wird das im 41. Kapitel vorkommende „esse intelligibile tantum“ im Unterschied von „esse naturale“ wiedergeben mit „bloß gedachtem Sein“ und „Sein in der Wirklichkeit“; das entspricht schwerlich dem wirklichen Sinn des Aquinaten. S. 222 (133. Kapitel) wird das „infinita cognoscere“ meist mit „d a s unendlich Viele erkennen“ übersetzt; wir glauben durchaus, der Sinn wäre richtiger ausgedrückt, wenn stets gesagt würde, wie im Beginn des betreffenden Absatzes: „unendlich vieles erkennen“. S. 445 wird der Ausdruck des hl. Thomas „dicentes hoc esse intelligendum de Filio adoptivo“ erklärend übersetzt: „die Stelle gelte vom Adoptivsohn oder von der Gesamtzahl der Gläubigen, also der Kirche, als dem mystischen Christus“, mit Bezugnahme unter anderem auf die theologische Summa 3, q. 10, a. 2 ad 1. Allein an jener Stelle ist dem heiligen Lehrer augenscheinlich der „Filius Dei adoptivus“ nicht identisch mit „Christus secundum corpus eius, quod est Ecclesia“; denn er unterscheidet deutlich zwei verschiedene Meinungen, je nachdem der Ausdruck Filius als „corpus Christi quod est Ecclesia“ oder als „Filius Dei adoptivus“ genommen wird.

Fontes juris ecclesiastici novissimi. Decreta et canones sacrosancti oecumenici Concilii Vaticani una cum selectis Constitutionibus Pontificiis aliisque documentis ecclesiasticis. Edidit atque illustravit Phil. Schneider, ss. Theol. Doctor, Professor Juris can. in lyceo regio Ratisbonensi. 8°. (VIII et 136 p.) Ratisbonae, Pustet, 1895. Preis *M.* 1.60.

Die hauptsächlichsten kirchlichen Bestimmungen, welche für die geltende Disciplin von praktischer Bedeutung sind, in einem Bändchen beisammen zu haben, ist für manchen Theologen und Priester sehr erwünscht. Die vorliegende Sammlung verdient um so mehr Dank, als die meisten Actenstücke mit gediegenen Anmerkungen und Erklärungen begleitet sind. Aufnahme fanden außer den Beschlüssen des vaticanischen Concils die Encyklika Pius' IX. „Quanta cura“ mit dem Syllabus, die Bulle der heutzutage geltenden Censuren „Apostolicae Sedis“ mit den zu ihr gehörigen Appendices, die Formulare der den Bischöfen gewöhnlich verliehenen apostolischen Privilegien, die verschiedenen von Pius IX. erlassenen Constitutionen De regularibus und die Instructio der Propaganda über Ehedispense. — Leider ist es S. 64 dem Verfasser entgangen, die jüngste Verschärfung des heiligen Officiums vom 13. Januar 1892 zu notiren; noch vermißt man bei der Sammlung der Bestimmungen über die Ordensleute das Decret Quemadmodum vom 17. December 1890. Sonst verdient das Werk alle Anerkennung.

Der Religionskrieg in Ungarn. Der Kampf des glaubenslosen Staates gegen das Christenthum. Aufruf zur Vertheidigung der heiligen Kirche. (Uebersetzung aus dem Ungarischen.) 8°. (68 S.) Wien, St. Norbertus-Druckerei, 1895. Preis *M.* 1.30.

Diese vortreffliche Broschüre gibt in großen Zügen einen Ueberblick über die Entstehung und den Fortgang der religiösen Wirren in Ungarn, wie über Gründung

und Ziele der neuen ungarischen Volkspartei. Mit einer Gluth und Innigkeit, wie der deutsche Publicist sie selten kennt, werden die christlichen Grundsätze proclamirt und wird zum Kampf für dieselben aufgerufen. Auch fehlt es nicht, was von der größten Bedeutung ist, an einer praktischen, dem Volke leicht faßbaren Parole: „Wir fordern die Revision." Die Schrift, auch in der Uebersetzung tadellos, macht einen unwillkürlich ergreifenden Eindruck. Sie erfüllt mit Theilnahme, aber auch mit Hochachtung für die edlen Reste einer vom falschen Liberalismus vergewaltigten christlich ritterlichen Nation.

L'Église et le travail manuel, par M. Sabatier, du Clergé de Paris, docteur en droit canon. 12°. (XII et 290 p.) Paris, Lethielleux, 1895. Preis *Fr.* 3.50.

Soll der Inhalt des Büchleins mit ein paar Worten gekennzeichnet werden, so dürfen wir es eine Apologie der Kirche oder der kirchlichen Thätigkeit zu Gunsten der Arbeit und des arbeitenden Standes nennen. In der Verachtung und Erniedrigung der Arbeit auch, und in ihr nicht zum geringsten Theil, hat das Heidenthum den Abfall von Gott und der gottgewollten Ordnung vollzogen; nur das Christenthum vermochte es, die Arbeit und den Arbeiter aus der Erniedrigung wieder zu erheben, den Arbeiter frei zu machen und zu adeln. Diese friedliche und allmähliche Wirksamkeit zeichnet der Verfasser an der Hand der Geschichte: die Kirche erst betonte wieder die Pflicht zur Arbeit, die Kirche erst löste die Sklavenketten der großen Masse; sie erst führte trotz der Verschiedenheit der Stände zwischen hoch und niedrig den Geist wahrer Brüderlichkeit ein; sie hat durch mancherlei Verordnungen besonders auf die Bildung eines freien Bauernstandes hingewirkt; sie brachte durch Vereinigung der Handwerker auf religiöser Grundlage den freien Arbeiterstand zu hoher Blüthe. Ohne ihre Sorge wird es auch jetzt nicht gelingen, die Noth zu heben, in welche Revolution und Liberalismus den Arbeiterstand zurückgeschleudert haben, nachdem er von den Schranken, die Standesverband und Religion gezogen hatten, „befreit" war. Das ist der Hauptideengang, den das lesenswerthe Büchlein gründlich ausführt und aufhellt.

Das Eigenthum nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin und des Socialismus. Von Franz Walter, Priester der Erzdiöcese München-Freising. Gekrönte Preisschrift. 8°. (VIII u. 228 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 2.40.

Die theologische Facultät der Universität München hatte für das Jahr 1892/93 als Preisaufgabe gestellt die Bearbeitung des Themas: „Die Lehre des hl. Thomas von Aquin über das Eigenthum soll mit den diesbezüglichen Anschauungen des modernen Socialismus verglichen werden." Der Verfasser betheiligte sich an der Concurrenz, und ihm wurde der Preis zuerkannt. In vorliegender Schrift wird jedoch nicht bloß die socialistische Lehre vom Eigenthum in ihrer gegenwärtigen Gestalt berücksichtigt, sondern überdies das allmähliche Werden dieser Doctrin, ihr Herauswachsen aus den Keimen der Utopie zu dem heutigen mehr wissenschaftlichen Gepräge, zur Darstellung gebracht. Auch wer sich mit den einschlägigen Fragen bereits eingehend beschäftigt hat, wird aus der Lectüre dieses Buches manche neue Gesichtspunkte gewinnen können. Der Verfasser verfügt über reiche Literaturkenntniß, klaren Ausdruck und eine lebendige Darstellungsgabe.

Petri Cardinalis Pázmány Archi-Episcopi Strigoniensis et Primatis Regni Hungariae Opera Omnia. Tomus II: Physica, quam e codice propria auctoris manu scripto et in bibliotheca Universitatis Budapestinensis asservato recensuit Stephanus Bognár, Suae Sanctitatis S. Pontificis Camerarius Secretus, Philos. ac Theol. Doctor, hujusque in Regia Scientiarum Universitate Budapestinensi Professor p. o. 4°. (XII et 614 p.) Budapestini, Typis Regiae Scientiarum Universitatis, MDCCCXCV. Preis *M.* 12.

Das Unternehmen des katholischen Ungarn, näherhin der theologischen Facultät der Universität Budapest, die Werke ihres großen nationalen Geistesfürsten, des Cardinals Pázmány, in einer würdigen Gesamtausgabe zu vereinigen, ist bereits früher in diesen Blättern (Bd. XLVII, S. 227) zur Anzeige gekommen. Der nunmehr vorliegende zweite Band der lateinischen Serie umfaßt ungefähr das Ganze der sogen. Kosmologie, die „Naturphilosophie", in schulgerechter scholastischer Methode. Das beigegebene recht interessante Facsimile von Pázmánys Autograph zeigt, welch immenser Mühe der Herausgeber sich unterziehen mußte, um ein solch gelehrtes Werk in so prächtiger, klarer und übersichtlicher Gestalt dem Leser vorlegen zu können. Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß der vorliegende Band nicht bloß als ein von einem unbestritten geistreichen Denker ausgehender philosophischer Commentar von Werth ist, sondern auch für die Geschichte der katholischen Schulrichtungen und die Frage über die Autorität in philosophicis ein nicht geringes Interesse bietet. Möge das schöne, wahrhaft monumentale Unternehmen zu baldiger und glücklicher Vollendung gedeihen.

Der heilige Antonius von Padua. Sein Leben und seine Verehrung, anläßlich seiner siebenhundertjährigen Wiegenfeier ausführlich und nach authentischen Quellen und Urkunden geschrieben von Dr. Nikolaus Heim. 8°. (XXIV u. 534 S.) Kempten, Kösel, 1895. Preis *M.* 6.60.

Das Werk führt sich ein als „die genaueste und ausführlichste aller bisher erschienenen Biographien des hl. Antonius". In der That hat der Verfasser mit großer Emsigkeit alles gesammelt und gesichtet, was den gefeierten Volksheiligen betrifft, nicht nur die Daten seines Lebens, sondern auch die Orte der Erinnerung, die Art der Verehrung, die Andachten, die Heiligthümer, die künstlerischen Darstellungen, die berühmten Verehrer, bekanntern Träger des Namens und bedeutendern Biographen. Ein bereits vorbereitetes Kapitel über die verschiedenen Antonius-Blätter ist leider unterdrückt worden; sonst ist alles geboten, was ein Verehrer des hl. Antonius nur wünschen kann. Die Biographie ist mit wohlthuender Wärme geschrieben, die Anordnung der kurzen, klaren Kapitel eine natürliche; auch die eingeflochtenen ascetisch-praktischen Bemerkungen sind meistens recht gut. Die Sprache ist durchwegs sorgfältig, spielt nur zuweilen zu stark ins Hochpoetische. Manche Kapitel nähern sich im Tone einer geschriebenen Predigt, zu denen dann sachliche Ausführungen und kritische Bemerkungen einen etwas ernüchternden Gegensatz bilden. Die freundliche Ausstattung und der reiche, theilweise sehr interessante Bilderschmuck gereichen der Verlagshandlung zur Ehre; auch ein ausführliches „Verzeichniß der Eigennamen" verdient Lob. Um den frommen Rosmini als großen Antonius-Verehrer zu rühmen, hätte es wohl der unzutreffenden Anpreisung seiner philosophischen Leistungen (S. 419 u. 254) nicht bedurft. Daß eine eigene Abtheilung des Buches für kritische Bemerkungen abgesondert wurde, war gut. Auch so ist noch manches

Glossenartige, Polemische, überhaupt manches rein subjective Hervortreten der Persönlichkeit des Verfassers im Texte geblieben, was vortheilhafter in diese „Prolepsis“ verwiesen worden wäre. Im ganzen macht jedoch das Werk einen recht erbauenden Eindruck und verdient den lebhaften Dank aller Liebhaber des großen Heiligen von Padua.

Der heilige Bischof Gebhardus von Konstanz und die Gebhardskirche bei Bregenz. Eine Festschrift für das katholische Volk zur Jubelfeier des Heiligen, 27. August 1895. Von P. Theodor Schmid S. J. Mit Approbation des hochwürdigsten Generalvicariates Feldkirch. 8°. (48 S.) Bregenz, Teutsch, 1895. Preis 35 *Pf.*

Das unlängst in Konstanz und auf dem Gebhardsberge bei Bregenz feierlich begangene Centenarium gab den Anlaß zu dieser Festschrift. Die Nachrichten, welche über den heiligen Bischof Gebhard (gest. 27. August 995), über sein Wirken und seine Wunder, sowie über die Stätten seiner Verehrung auf uns gelangt sind, hat der Verfasser sorgfältig gesammelt, mit kritischem Blicke gesichtet und auf engem Raume geschickt zusammengestellt. Das mit mehreren passend ausgewählten Bildern gezierte Büchlein ist wohl geeignet, die Verehrung des Heiligen neu zu beleben und weiter zu verbreiten. Es will auch insofern der Gebhardsverehrung dienen, als sein Reinertrag für die Restaurirung der Wallfahrtskirche auf dem Gebhardsberg bestimmt ist.

Der heilige Berg Andechs in seiner Geschichte, seinen Merkwürdigkeiten und Heiligthümern geschildert von P. Emmeram Heindl O. S. B., Wallfahrtspriester daselbst. Mit 41 Abbildungen und einem Plan. 8°. (XV u. 196 S.) München, Lentner, 1895. Preis *M.* 2.80.

Der hochwürdige Verfasser hat eine mehrjährige Krankheit benutzt, um „mit vieler Mühe und vollster begeisterter Hingebung an die Sache“ den von alters her so viel besuchten heiligen Berg zu beschreiben und ihm recht viele Freunde und Verehrer zu erwerben. Er berichtet eingehend über die Geschichte des Ortes, seiner Dynasten, Stiftsherren und Ordensmänner und tritt in seinen Ausführungen häufig den Auslassungen der modernen Kritik entgegen. Eine etwas schärfere Sichtung seiner Quellen und des Werthes ihrer Angaben wäre wohl an manchen Stellen nicht ohne Nutzen gewesen. Dem Leserkreise, für den das Buch bestimmt ist, wird es indessen auch in seiner jetzigen Gestalt eine angenehme, anregende und nützliche Gabe sein.

Deutsche Geschichte für Schule und Haus. Von Hermann Sickenberger. Mittelalter. 8°. (XVI u. 444 S.) Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler (Mich. Seitz), 1895. Preis *M.* 3.

Das Buch ist mit großer Sorgfalt und Liebe gearbeitet, sehr reichhaltig, wohl durchdacht, schön geschrieben und übersichtlich geordnet, dazu bei trefflicher Ausstattung ungemein billig. Idealer Sinn in der besten Bedeutung des Wortes, echt christlicher Geist durchweht das Ganze. Zum Lesen wie zum Lernen, für Schule und Haus, für jung und alt verdient es warme Empfehlung. Ueber einige Punkte ließe sich mit dem Verfasser rechten; doch auch in diesen verläugnet sich keineswegs neben dem Milden und Maßvollen des Urtheils auch der Reichthum an Kenntniß, und solche vereinzelte Punkte verschwinden gegenüber so vielem Zutreffenden und gegenüber dem vortrefflichen Ganzen. Als Geschenk für junge Studirende empfiehlt sich das schöne Werk aufs allerbeste.

Reisebilder aus Bosnien von Dr. Ant. de Waal. Mit 12 Illustrationen. 8°. (92 S.) Wien, Kirsch, 1895. Preis *M.* 2.

Der hochw. Herr Verfasser gibt in vorliegender Broschüre die Eindrücke wieder, wie eine rasche Eisenbahnfahrt durch das von Oesterreich in Verwaltung genommene Bosnien und ein paar Tage Aufenthalt in dem neuen Culturlande sie ihm übermitteln konnten. Das Schriftchen ist sachlich gehaltvoll. Die Hauptstadt Sarajewo, die alte Krönungsstadt Jajce, christliche Alterthümer, die Barbarei der türkischen Eroberer, die jetzigen religiösen Verhältnisse, das türkische Familienleben werden dem Leser in klarer, schöner Sprache derart vorgetragen, daß auch Nicht-Bosniaken ein gutes Bild von dem Schutzlande Oesterreichs sich entwerfen können. Großartiges in der That hat das alte Kaiserreich hier in den kurzen 16 Jahren hervorgezaubert. An Stelle der elenden Knüppel- und gefährlichen Saumpfade führt jetzt ein solides Straßennetz bis hinein in früher ganz unzugängliche Gebirgswinkel. Die Eisenbahn hat mit außerordentlicher Kühnheit und Energie ihre Schienen über Klüfte und trotzige Felsen gespannt. Kirchen und Schulen werden gebaut. Es befremdete aber den Verfasser, daß er in den staatlichen Anstalten, z. B. in einem großen Gefängniß, eine geregelte Seelsorge für die Katholiken nicht angetroffen hat.

Das kleine Familienhaupt. Von Zenaïde Fleuriot. Nach dem Französischen von Philipp Laicus. Autorisierte Übersetzung. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 70 Illustrationen von H. Castelli. 12°. (300 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.

Das junge Familienhaupt. Von Zenaïde Fleuriot. Fortsetzung der Erzählung: „Das kleine Familienhaupt" von derselben Verfasserin. Nach dem Französischen von Philipp Laicus. Autorisierte Übersetzung. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 77 Illustrationen von E. Bayard. 12°. (324 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.

Die erste Auflage dieser zwei hübschen Erzählungen mit den zahlreichen Illustrationen haben wir Bd. XIX, S. 457 f. ziemlich eingehend besprochen und warm empfohlen; wir verweisen daher auf das damals Gesagte. Von den Erzählungen, welche insofern zusammengehören, als sie sich beide mit den Lebensschicksalen der drei gleichen Kinder beschäftigen, war die zweite, „Das junge Familienhaupt", bei der ersten Auflage betitelt: „Sechs Jahre später"; das französische Original führt die zwei Titel: *Plus tard* ou *Le jeune chef de famille.* Panholzers „Kritischer Führer durch die Jugend-Literatur" bezeichnet beide Bändchen als besonders geeignet für Kinder von zwölf Jahren an.

Neues Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache für den Schul- und Handgebrauch. Von H. Michaelis. Kl. 4°. 1. Theil: Italienisch-Deutsch (484 S.); 2. Theil: Deutsch-Italienisch (540 S.). Leipzig, Brockhaus, 1895. Preis *M.* 6; geb. *M.* 7.

Das vorliegende Wörterbuch ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie das vollständige Wörterbuch der italienisch-deutschen Sprache, welches der Verfasser seit 1879 bereits in der 10. Auflage herausgeben konnte. In dem erschöpfenden Wörterverzeichniß finden sich auch die technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe und Wissenschaften, des Krieges und Seewesens; die für das betreffende Wort eigenthümlichen Redewendungen sind verzeichnet; grammatische Besonderheiten, Bildung der Mehrzahl, Beugung der Zeitwörter, Gebrauch der Vor- und Bindewörter sind

ausführlich angegeben, so daß auch bei geringer Kenntniß der Grammatik in dem Buche ausgezeichnete Hilfe zu finden ist. Der Druck, doppelt wichtig für ein solches Werk, ist sehr klar und gefällig. Wie das große Wörterbuch des Verfassers seinen ehrenvollen Platz sich schon erobert hat, so wird ohne Zweifel vorliegendes Taschenwörterbuch eine seinem innern Werthe und seiner äußern Ausstattung entsprechende Verbreitung recht bald finden.

1. **Organum comitans** quod ad Graduale Romanum cura S. Rituum Congregationis editum scripserunt Franc. X. Haberl et Jos. Hanisch, in hac tertia editione revisum, Festis novissimis auctum atque praeludiis ornatum per Jac. Quadflieg. Quer-4°. Regensburg, Pustet, 1895. Preis *M.* 13; geb. *M.* 16.

2. **Organum comitans** ad Graduale Romanum quod curavit S. Rit. Congregatio. Gradualia, Versus allelujatici, Tractus et Sequentiae ... transposita et harmonice ornata a Jos. Schildknecht. Quer-4°. Regensburg, Pustet, 1895. Preis *M.* 13.60; geb. *M.* 16.60.

1. Der stattliche, 560 Seiten umfassende Band zerfällt in drei Theile: das Proprium Missarum de Tempore, de Sanctis und das Commune Sanctorum, wozu die Missae votivae und pro aliquibus locis kommen. Diese 3. Auflage ist von Herrn Quadflieg nicht nur aufs neue durchgesehen und um die neuesten Meßformularien vermehrt worden, sondern hat auch den manchem Organisten gewiß sehr erwünschten Vorzug, daß sie zu jedem Stücke eine stilgerechte, gut angepaßte und doch kurze Einleitung enthält, was zu ihrer praktischen Verwerthung sehr viel beitragen wird. Ein Einlageheft bringt die Harmonisirung des Gloria Patri im Introitus in drei verschiedenen Tonlagen für die einzelnen Töne.

2. Auf über 500 Seiten enthält dieser Band die Orgelbegleitung zu den Gradualien, Allelujaversen u. s. w. Dem Organisten muß derselbe um so erwünschter sein, als ihm gerade diese Theile, welche den alten Choral wohl am besten conservirt haben, die erheblichsten Schwierigkeiten zu bieten pflegen. Kurze Vorspiele und Zwischenspiele, welche zu den Allelujaversen überleiten, vollenden das practicable Moment des Werkes. Die Zwischenspiele könnten an manchen Orten auch weggelassen werden, da sich der Allelujavers auch so ohne Schwierigkeit anfügt. Die Begleitung zeichnet sich durch Correctheit des Satzes und leichten, angenehmen Fluß desselben aus. Es singt sich zu dieser Begleitung unschwer, und der Gesang bleibt dabei in seinem guten Rechte. Bei der Anlage der Begleitung ist löblicherweise immer mehr darauf Bedacht genommen worden, jedes Anhäufen von unnöthigem und unnützem Accordwechsel möglichst zu vermeiden. Es wird dem Werk bei neuer Ueberarbeitung für fernere Auflagen, die nicht lange werden auf sich warten lassen, nur nützen, diesen Grundsatz möglichst noch mehr zur Geltung zu bringen. Der selige Witt äußerte einst vor Jahren, sein Ideal einer Choralbegleitung sei eigentlich ein einfaches Unisono zu der Singstimme mit einer ebenso einfach sich präsentirenden harmonisirten Cadenz am Schlusse jeder Melodiephrase.

Die Ausstattung beider Werke ist selbstverständlich sehr gut und der Notendruck, was von großer Bedeutung ist, durch seine Klarheit und Bestimmtheit für das Auge wohlthuend und rasch faßbar.

Miscellen.

Die Taube im Dienste der ältesten Seefahrer. In der geistreichen Schrift „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ (Leipzig 1894) hat R. v. Jhering auf die Verwendung der Taube im Dienste der alten Völker zur Orientirung auf hoher See, namentlich zur Erkundung der Nähe des Landes hingewiesen. „Die Taube“, so schreibt er S. 216, „war der Seekompaß des Phöniziers. Auf jedem Schiff, das in See stach, befanden sich Tauben, die man entließ, wenn man sich über die nächstgelegene Küste oder Insel orientiren wollte; die Richtung, welche die Taube einschlug, nachdem sie hoch genug gestiegen war, um ein weites Gesichtsfeld zu überschauen, gab die gewünschte Auskunft.“ Diese noch von Plinius (Hist. nat. VI, 22) bezeugte Sitte ruft unwillkürlich die Erinnerung an einen biblischen Zug wach, der sich wie ein Seitenstück zu dem Brauche der ältesten Seefahrer ausnimmt. Die Heilige Schrift berichtet, daß Noe dreimal sich der Taube bediente, um die Nähe trockenen Landes zu erkunden. Die Taube soll Kunde bringen, ob die Wasser sich verlaufen haben. Die erste Taube findet keinen festen Boden und wendet sich wieder der Arche zu; die zweite bringt einen grünenden Oelzweig. Das Ausbleiben der zuletzt entlassenen Taube bestätigt den vollständigen Abfluß der Wasser. Die Aehnlichkeit des Zweckes ist unverkennbar. Noe ist zwar kein Seefahrer, und sein Aufenthalt in der Arche keine Seefahrt. Wohl aber bedient er sich eines uralten Brauches, auf weiten Wasserflächen durch die Taube die Nähe des Landes zu erkunden. Im Lichte dieser historischen Sitte erscheint der einfache, schlichte Zug der biblischen Erzählung nicht etwa im Sinne rationalistischer Schrifterklärung als ein trauliches Bild dichterischer Erfindung, das jedes historischen Untergrundes entbehrt. Vielmehr steht derselbe im Zusammenhang mit den bestbeglaubigten Bräuchen der ältesten Culturvölker. Es ist von Werth, gerade bei der biblischen Erzählung von der Sündfluth dies besonders hervorzuheben. Selbst aus den unscheinbarsten Zügen leuchtet eine überraschende Harmonie mit den ältesten Sitten der Völker hervor. Sehen wir auch ab von dem höhern Ursprung, so trägt die Erzählung der Bibel in den einfachen großen Zügen das scharfe Gepräge der Geschichtlichkeit der Sitten, eine Geschichtlichkeit, die in dem Berichte anderer Völker entweder entstellt und willkürlich gestaltet oder gänzlich verloren gegangen ist.

Eine Bestätigung dieses historischen Charakters erhalten wir nun von einer Seite, die anscheinend dem biblischen Schauplatz sehr fern liegt und trotzdem uns unmittelbar zum Mittelpunkt der ältesten Cultur zurückführt. Von hohem Interesse ist es, daß die altindischen Seefahrer aus der Zeit vor Buddha sich desselben Brauches bedienten. Manchen dürfte es überraschen, von einer indischen Seeschiffahrt aus der Zeit vor Buddha zu hören. Es ist noch nicht sehr lange her, daß ein angesehener Indologe uns die alten Inder als ein Volk schilderte, dem die geographische Lage, die hohen Gebirge auf der einen, das

weite Meer auf der andern Seite allen Verkehr mit fremden Völkern verschlossen hätten. Freilich Handelsbeziehungen der westlichen Länder zu Indien wurden nicht bezweifelt. Selbst in hieroglyphischen Texten glaubte man einen directen Beweis gefunden zu haben. „Das Wort kapi nämlich, Affe, das sich 1 Kön. 10, 22 in der Form qôf findet, griechisch κῆπος, erscheint darin und zwar in Texten des 17. Jahrhunderts (?) in der Form kafu" (Weber, Ind. Lit., 2. Aufl., S. 3, Anm.). Auch der hebräische Name tukhiim (1 Kön. 10, 22. 2 Par. 9, 21) für Pfauen bedinge semitische Beziehungen zu Indien. Daß aber umgekehrt das „durch thatenloses Genießen erschlaffte" indische Volk sich den Gefahren und Mühen einer weiten Seefahrt unterzogen hätte, galt als ausgeschlossen. Und doch steht heute die Thatsache eines frühen Aufschwungs der indischen Seeschiffahrt außer Zweifel. Sie gründet sich auf das Zeugniß der ältesten Rechtsquellen, welche uns ein ausgebildetes Handels- und Seerecht zu erkennen geben. Sie stützt sich auf die reichste Fundgrube altindischer Archäologie, die Jātaka oder buddhistischen Vorgeburtsgeschichten. Die untere Grenze für diese Literatur ist allerdings das 3. Jahrhundert vor Christus. Allein Bühler hat nachgewiesen, daß in diesen Erzählungen sich das Culturbild einer weit ältern Epoche, nämlich der vorbuddhistischen Zeit, widerspiegelt. Die typischen Gestalten dieser Epoche sind nun gerade der Großkaufmann und der Seefahrer. Im 7. Jahrhundert v. Chr. blühte der indische Handel zur See. Das Epos Mahābhārata bedient sich eines Vergleiches, aus dem hervorgeht, daß die Schiffe sich zu einer Handelsflotille vereinigten, um das überseeische Ziel zu erreichen, ähnlich den Binnenhändlern, die in großen Karawanen unter königlichem Schutz die Handelsreise unternahmen. In einer der ältesten buddhistischen Schriften nun, dem Dīgha Nikāya, wird uns der Gebrauch des Vogels zur Orientirung auf hoher See sehr anschaulich vorgeführt. „Einstmals schifften die seefahrenden Kaufleute in das hohe Meer hinaus und nahmen den landerspähenden Vogel mit. Von dem Bord des Schiffes, welcher der unendlichen Wasserfläche zugekehrt war, ließen sie den landerspähenden Vogel abfliegen. Er aber flog gegen Osten und gegen Süden, er flog gegen Westen und gegen Norden, er flog aufwärts, er flog nach allen Richtungen. Wenn er endlich Land erblickte, dann eilte er dorthin. Wenn er dagegen nirgends Land erspähen konnte, dann flog er zu seinem Schiffe zurück. Ebenso auch, wahrlich, o Mönch, bist du, da du bis in die Brahmawelten nachgeforscht und eine Lösung dieser Frage nicht erlangt hast, nun wieder zu mir zurückgekehrt" (vgl. K. E. Neumann, Buddhistische Anthologie [Leiden 1892], Dīgha Nikāya S. 99).

Es drängt sich nun die Frage auf: Haben die indischen Seefahrer diesen Gebrauch vielleicht einem andern seefahrenden Volke entlehnt, das ihr Lehrmeister in der Seeschiffahrt war, oder hat sich die altindische Seeschiffahrt unabhängig von jedem äußern Einfluß entwickelt? Das letztere muß nach dem heutigen Stande der Wissenschaft verneint werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Babylon einen wesentlichen Antheil an der Entwicklung des indischen Seehandels hat. Bei den babylonischen Seefahrern haben die Inder ihre nautische Schulung durchgemacht, wie sie ja auch der babylonischen Cultur auf andern Gebieten namhaften Einfluß verdanken. Tiele schreibt in seiner Babylonisch-

Assyrischen Geschichte (Gotha 1886—1889, S. 605): „Nicht zu übersehen sind die Spuren lebhafter Handelsverbindungen mit Indien." Die Küstenfahrt an der Ostküste des Persischen Meerbusens ist ja von der Natur in außerordentlicher Weise begünstigt. Bis dicht an das Land hinan ist das Meer tief; überall finden sich in den Buchten oder an den Inseln Ankerplätze. Dem Schiffer kommen noch die periodischen Strömungen des Golfs zu gute, welche sein Schiff vom October bis Mai hinaus, vom Mai bis October hinein tragen. Auch bis zur Mündung des Indus hin bietet die Küstenfahrt nicht die geringsten Schwierigkeiten. So waren die Völker der mesopotamischen Tiefebene durch die Lage berufen, die ersten Ostindienfahrer zu werden. Den Beweis für die Handelsbeziehungen zwischen Indien und Babylon brauchen wir nicht erst in dem Bäverujātaka zu suchen, wo die Gleichstellung von Bäveru mit Babiru, Babylon, nicht mehr bezweifelt wird. In die altvedische Zeit selbst führt uns Bribu, der Typus jener ausländischen Kaufleute zurück, die mit den Indern Handel trieben. Durch den Namen charakterisirt sich Bribu als Fremder, und die naheliegende Parallele Babiru — Bribu hat schon längst dazu geführt, in diesem Haupte der handeltreibenden Fremden einen jener babylonischen Großhändler zu suchen, die schon frühe den Export der babylonischen Kunsterzeugnisse nach Indien leiteten und dafür die ebenfalls frühe bezeugten specifisch indischen Producte (vgl. Tiele a. a. O. S. 606) in die mesopotamische Tiefebene importirten. Als Babylon mit Indien in Berührung kam, standen die arischen Inder noch auf einer weit tiefern Stufe der Cultur, und so mußte sich der Einfluß des hochcivilisirten Babyloniers um so mächtiger geltend machen. Es ist höchst bezeichnend, daß dieser Einfluß gerade in jenen Errungenschaften am meisten hervortritt, die zu dem Handels- und Seeverkehr in naher Beziehung stehen. Einem Volke der mesopotamischen Tiefebene verdankt Indien seine älteste Schrift (vgl. *Buehler*, On the Origin of the Indian Brāhma-Alphabet [Wien 1895] p. 81). In Babylon war der Gebrauch der Schrift ein ganz außerordentlich ausgedehnter. Ein Rechtsgeschäft abschließen und es schriftlich aufnehmen lassen, scheint für den Babylonier gleichbedeutend gewesen zu sein. Thatsache ist nun, daß die von Babylon aus eingeführte Schrift gerade im indischen Rechtsverkehr am frühesten bezeugt wird. Indien besitzt ferner schon seit spätestens dem 7. Jahrhundert v. Chr. ein ausgebildetes Zins- und Zinseszinsrecht. Das Darlehen hat sich zu einem selbständigen Institut entwickelt, und mit dem verzinslichen Geschäftsdarlehen tritt gleichzeitig der Gesellschaftsvertrag als wichtiger Factor des Handels auf. Auch hier ist Babylon das Vorbild gewesen. Und wenn wir schon in den ältesten indischen Rechtsquellen eine Reihe der wichtigsten Rechtsgeschäfte mit überraschender Schärfe behandelt finden, so werden wir auch hierfür den Grund in der Entwicklung des von Babylon aus geförderten Verkehrslebens zu suchen haben. Ihering (Vorgeschichte S. 258) behauptet von dem babylonischen Handelsrecht: „Dasselbe bleibt hinter demjenigen, welches uns das römische Recht auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung in den ersten Jahrhunderten der Kaiser vor Augen führt, nicht zurück; ich kenne keinen Rechtsbegriff, kein Rechtsgeschäft desselben, das sich nicht bei den Babyloniern wiederholte."

Vor allem aber verdankt Indien dem babylonischen Lehrmeister die unerläßliche Vorbedingung jeder Seefahrt, die Kenntniß des gestirnten Himmels. In der ältern indischen Astronomie sind schon längst die deutlichen Spuren babylonischen Einflusses nachgewiesen worden. Und daß die älteste indische Sternkunde schon im Dienste der Nautik stand, beweist wiederum ein Jātaka, das uns das Bild des Steuermanns vorführt, den die Sternkunde leicht und sicher über die unbegrenzte Fläche dem Ziele zuführt.

Im Hinblick auf diesen engen Zusammenhang des altbabylonischen und altindischen Seeverkehrs kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Babylonier es war, der den Inder die eigenthümliche Verwendung des Vogels zur Orientirung auf hoher See lehrte. Einzig unter allen Berichten hat denn auch der babylonische Sündfluthbericht, der die Arche in ein großes Schiff verwandelt und den Erbauer sich einen besondern Steuermann wählen läßt, diese Sitte der ältesten seefahrenden Völker, wenn auch entstellt, aufbewahrt. Während Noe einmal einen Raben und dreimal eine Taube entläßt, geschieht letzteres hier bloß das erste Mal; zum zweitenmal ist es eine Schwalbe, zum drittenmal ein Rabe.

So führt uns denn dieser einfache, unscheinbare Brauch von Indien nach Babylon, in die Nähe des ältesten Schauplatzes menschlicher Geschichte und Gesittung. Wir überbrücken die weite Kluft, welche die beiden Culturstätten zeitlich und räumlich trennt. Und die fast verlorene Notiz eines altindischen Denkmals bestätigt mittelbar in diesem charakteristischen Zug das geschichtliche Gepräge der ältesten Urkunde der Menschheit.

Eine musikalische Composition des heiligen Bischofs und Kirchenlehrers Alfons M. v. Liguori gab in jüngster Zeit zu Wien der fachkundige Redemptorist P. Joseph Heidenreich heraus. Sie ist betitelt: Recitativo e Duetto tra l'Anima e Gesù-Cristo. Im erstern wendet sich die mitleidige Seele an den leidenden Erlöser, im zweiten findet dann ein Zwiegespräch zwischen diesem und jener statt. Dichtung und Musik verdanken ihren Ursprung wahrscheinlich dem Bestreben des hl. Alfons, während der im Jahre 1760 in der Kirche S. Trinità bei Pellegrini zu Neapel von ihm abgehaltenen Exercitien seine Zuhörer in der Zeit zwischen einer Katechismuslehre und der Abendpredigt in der richtigen Seelenstimmung zu erhalten, indem er von tüchtigen Musikern dieses Zwiegespräch aufführen ließ. Das Manuscript, welches P. Heidenreich herausgab, stammt auch aus dem Jahre 1760, ist im Querformat geschrieben und trägt die Aufschrift: Duetti tra l'Anima e Gesù-Cristo con Violino del Rm̃o Pre D. Alfonso di Liguori, Rettore Maggiore del SSmo. Redentore. Der Text zeigt Correcturen von der Hand des Heiligen selbst, und es lag also die Abschrift ihm vor. Wie sie nach London verschlagen wurde und dort in das British Museum kam, wo sie aufgefunden wurde, bleibt räthselhaft.

Wie die Aufschrift besagt, ist der Gesang von einer Violine begleitet, wozu selbstverständlich in den Bassi eine bezifferte Begleitung der Orgel oder des Klaviers und einmal, und zwar nur für ein paar Noten, aber ganz zutreffend, die Tromba tritt. In der Ausgabe des P. Heidenreich stammt die ganz ent-

sprechend bearbeitete Klavierbegleitung von der Hand des in der Musikgeschichte und Aesthetik bekannten Docenten an der Wiener Universität Dr. Max Dietz. Derselbe hat auch auf Wunsch des Herausgebers über den kunsthistorischen und ästhetischen Werth der Composition ein eingehendes, höchst anerkennendes Urtheil abgegeben, dem jeder Fach- und Sachkundige zustimmen wird. Wir dürfen uns überhaupt nach den Mittheilungen des interessanten Vorwortes unter S. Alfonso keinen puren Dilettanten vorstellen. Derselbe hat vielmehr schon im frühen Knabenalter soliden Musikunterricht erhalten und wurde zum Eifer und Fleiß darin nicht nur von seinem Vater stramm angehalten, sondern auch aus sich selbst angetrieben. Als man einst im Oratorium des hl. Hieronymus durch adelige junge Herren eine Oper: „Der hl. Alexius" aufführte, worin ein „das Klavier spielender Teufel" vorkam, entledigte sich der junge Alfonso dieser Partie zur höchsten Zufriedenheit des Publikums. Da er seine Kenntnisse ohne Zweifel an einem der vier Conservatorien erwarb, welche Neapel damals besaß, so muß er dort mit Künstlern ersten Ranges zusammengekommen sein. So war der Gründer der italienischen Oper, Alessandro Scarlatti, seit 1708 Director des Conservatoriums di Sant' Onofrio und wahrscheinlich auch Lehrer an jenem di Loreto und dei Poveri. In demselben Jahre war auch Händel bei Scarlatti. Einige Jahre später lehrte Leonardo Leo an der Musikschule della pietà. Eine ganze Reihe von Celebritäten der Tonkunst ging aus diesen Schulen hervor: Logroscino, Durante, Hasse, Jomelli, Piccini. — Dr. Dietz glaubt in der Composition des Heiligen besonders den Einfluß Leos erkennen zu dürfen. Jedenfalls spiegelt sie klar und hell jenen sanften, ruhigen und doch festen und bestimmten Zug wieder, welcher ihren heiligen Meister charakterisirt. Es ist wunderlieb, wenn der heilige Greis, der Last seines bischöflichen Amtes ledig, aber tief gebeugt unter jener des Alters und seiner Leiden, in der Abendstille seines Lebens zu Nocera de' Pagani sich von seinen Söhnen noch einmal sein Duetto tra l'Anima e Gesù-Cristo bringen läßt. Es scheint ihm also dieses Werk besonders theuer gewesen zu sein. Sein einziges war es wohl nicht. Noch heute singt das italienische Volk fromme Lieder, deren Urheber S. Alfonso sein soll. Die schöne Ausgabe bringt auch eine gute Uebersetzung des italienischen Textes und dazu ein Facsimile des Titelblattes der alten Abschrift und einer Partie, welche im Texte die eigenen Correcturen des hl. Alfons zeigt.

Fortschritte des Tunnelbaues. Die Zahlen der folgenden kleinen Tabelle, welche der Zeitschrift „Globus" 1895, Nr. 7, entnommen sind, bezeichnen deutlicher als Worte den raschen Fortschritt in der Kunst des Tunnelbaues während der letzten 30 Jahre.

	Mont Cenis.	Gotthard.	Simplon.
Tunnellänge	12 849 m	14 998 m	19 731 m
Höhe des Culminationspunktes	1 294,7 m	1 154,6 m	705,2 m
Baukosten in Mark . . .	60 000 000	52 800 000	52 000 000
Baukosten rund per Kilometer in Mark	4 800 000	3 200 000	2 400 000
Fortschritt rund per Jahr .	1 km	2 km	4 km

Der Simplontunnel soll somit, trotz der großen Schwierigkeiten, rund in einem Viertel der Zeit und zum halben Einheitspreise ausgeführt werden wie der erste große Alpentunnel durch den Mont Cenis, bei welchem die Kosten, wenn man noch den Zinsverlust während der längern Bauzeit berücksichtigt, drei- bis viermal so groß waren, wie sie beim Simplontunnel angenommen werden.

Aus dem Sprichwörterschatze Indiens. Unter den Marathas und wahrscheinlich auch den andern Völkern Indiens existirt eine ziemlich große Anzahl Sprichwörter, welche, dem Thier- oder Pflanzenleben entnommen, mehr die Schwächen und Laster an den Pranger stellen, als Tugend empfehlen.

Der Schwan ist für den Hindu die Verkörperung der Weisheit, die Krähe diejenige der Gemeinheit. Vom Schwan glaubte man, daß er seine Nahrung durch Saugen zu sich nehme und so glänzend weiß sei, weil er es verstehe, die Milch vom Wasser zu trennen. „Er urtheilt wie ein Schwan, der die Milch scheidet", ist daher das höchste Lob, das einem Richter gespendet wird, welcher Trug von Wahrheit zu scheiden vermag. „Kann man einen Schwan unter einem Haufen von Krähen erwarten?" weist auf die Thorheit dessen hin, welcher einen weisen Mann unter Schurken suchen wollte, während das andere: „Die Krähe ging und setzte sich unter einen Haufen Schwäne", der nicht so seltenen Erscheinung Ausdruck gibt, daß man wohl in der Mitte von Weisen einen Schurken finden mag.

Unermüdliche Güte gegen andere wird empfohlen mit den Worten: „Je mehr du Sandelholz reibst, um so mehr Wohlgeruch verbreitet es", oder auch in der andern Form: „Wir sollten andern Gutes thun, indem wir uns aufzehren wie Sandelholz." Das Pulver des Sandelholzes (Santalum album) nämlich wird durch Reiben zweier Stücke gegeneinander hergestellt. Doch auch hier berühren sich die Extreme, und wenn man sagen will, daß man jemanden lederweich geklopft hat, drückt man es durch die Blume aus: „Der Geruch des Sandelholzes wurde aus ihm herausgerieben." „Er nahm ein junges Kamel in sein Haus auf und hatte schließlich das Haus niederzureißen", warnt gegen unbesonnene Güte, die durch die Schurkerei ihres Objectes die ganze Familie ins Unglück bringen kann.

„Die Mutterliebe ist wie der Schatten des Nimb-Baumes" drückt die nicht selten bis zum Uebermaß getriebene Liebe der Hindufrau zu ihrem Kinde aus. Wer auf seinen Wanderungen durch die tropische Sonne unter dem tiefen Schatten dieses Baumes (Ozadirachta indica) geruht hat, wird das Zutreffende dieses Wortes zu würdigen wissen.

Die stoische Widerstandsfähigkeit des Weibes wird mit der Kraft der Ameise verglichen, welche Lasten trägt, die in gar keinem Verhältniß zu ihrer Größe stehen. „Die Kraft einer Ameise und die Ausdauer eines Weibes."

„Wenn ein Esel auf eine Leiter klettert, wird ein Weib Weisheit lernen", spricht nicht zu Gunsten der „höhern Töchterschulen".

Selbstsucht wird in den allerverschiedensten Weisen illustrirt. „Das Kamel ist am Ertrinken, und die Ziege fragt, wie tief das Wasser sei", d. h. sie kümmert sich nicht um sein Unglück, sondern ist nur besorgt, ob sie selber mit heiler Haut

hinüberkommen kann. „Das geliehene Pferd erlag unter seiner Last", sagt, daß der Selbstsüchtige schont, was ihm, nicht aber was andern gehört. Derselbe Gedanke ist ausgedrückt in den Worten: „Ein geliehenes Pferd und ein Knüttel vom Taravad." „Nachdem die Kuh alt geworden, wurde sie dem Brahmanen geschenkt" kennzeichnet die Freigebigkeit derjenigen, welche für religiöse Zwecke Sachen schenken, die für sie selbst nutzlos geworden sind. Von denjenigen, denen alles, was sich auf Religion bezieht, lästig wird, während sie mit Freuden thun, was ihren Gelüsten zusagt, obgleich es noch so mühsam und schädlich ist, sagt man: „Es ist ihm zu lästig, Sandelholz zu pulverisiren, aber mit Freuden reibt er Ganga." Da nämlich das Pulver des erstern gebraucht wird, um die Stirne zu bemalen, wird das Zerreiben des Holzes als eine religiöse Handlung angesehen, welche, schon an und für sich nicht schwer, dadurch sogar angenehm wird, daß das Holz einen so angenehmen Wohlgeruch verbreitet. Dagegen ist die Bereitung von Ganga oder Bhang aus der Hanfpflanze (Cannabis sativa) eine schwere Arbeit, und sein Genuß, für den Augenblick zwar angenehm, untergräbt in der Folge die Gesundheit. „Die Eule wurde geärgert und setzte sich ins Dunkle" redet von dem Menschen, der, selbst wenn er schmollt, thut, was ihm am meisten zusagt. „Er wird die Krähe nicht wegjagen mit der Hand, die vom Essen unrein ist", bezieht sich auf die bis zum Geiz getriebene Selbstsucht. Da der Hindu nämlich den Gebrauch der Gabel verabscheut, so wird hier von einem essenden Menschen gesprochen, welcher fürchtet, daß ein Reiskorn, das an seinen Fingern haftet, verloren gehen möchte. Der Aerger des Selbstsüchtigen, wenn ihm eine Gelegenheit entgeht, wo er seiner Gier genugthun könnte, wird drastisch dargestellt mit den Worten: „Die Mangos sind reif, und die Krähe hat einen geschwollenen Mund", oder: „Die wilden Feigen sind reif, und der Bär hat wunde Augen", oder: „Der Nimb-Baum ist in Früchten, und die Krähe hat den Mums."

Das Thema: „Thue, was du willst, deine Natur kommt immer wieder zum Vorschein", wird in sehr verschiedenen Weisen beleuchtet; sehen wir uns einige derselben an. „Sollte eine Krähe einen See bis zum Rande voll finden, so wird sie doch immer noch aus einem irdenen Topfe trinken wollen." „Die Krähe findet kein Vergnügen daran, unter Lotosblumen zu wandeln." Der Sinn ist einleuchtend, wenn wir bemerken, daß die Krähe in Indien die leibhaftige Verkörperung aller Gemeinheit ist. Sie lebt von allem, was nur genießbar ist, und ihre Natur ist so sehr aufs Stehlen gerichtet, daß sie, wenn sie eine günstige Gelegenheit findet, direct von dem Aas, in dem sie auf der Straße herumgewühlt hat, sich der Abwechslung wegen auf den Reistopf setzen wird. Dabei ist sie herausfordernd unverschämt, und da sie, wie alle durchtriebenen Diebe, außerordentlich vorsichtig ist, so kommt es einem nicht selten vor, als ob sie sich darüber lustig mache, wenn sie glaubt, einen etwas warm gemacht zu haben. Der Krähe kommt unter den Vierfüßlern der indische Hund am nächsten, nur daß ihm alle die Charakterzüge fehlen, welche einen schließlich immer wieder mit der Krähe aussöhnen. Er ist nur ein schleichendes, immer hungriges Vieh mit Rippen, die ihm weit aus dem Leibe herausstehen, einem langen, unten bogenförmig gekrümmten Schwanze, der beständig zwischen

den Beinen tief herunterhängt, ohne einen Funken Muth dir überall hundert Schritte aus dem Wege laufend, kurz, er ist das eigentliche Bild selbstgewählten Elendes. Doch kommen wir auf unsern Gegenstand zurück. In Marathi sowohl als in mehreren andern indischen Sprachen heißt es: „Magst du auch noch so lange den Schwanz eines Hundes in einer Röhre halten, er bleibt immer krumm." Derselbe Gedanke wird auch mit geringer Aenderung also ausgedrückt: „Auch wenn du den Schwanz des Hundes sechs Monate in einer Röhre hältst, wird er so krumm sein wie jemals." Ein anderes hierher gehöriges, sehr bekanntes Sprichwort knüpft sich an folgende Geschichte. Es war einmal eine Katze, welche die Mäuse gar zu vorsichtig fand; sie ersann daher die folgende List. Sie band ihre Hinterbeine zusammen und hing sich an einem Nagel auf, als ob sie todt wäre. Als sie so dahing, guckten die Mäuse aus ihren kleinen Löchern heraus und sahen mit Erstaunen, daß ihr Todfeind allem Anscheine nach aufgehängt und todt war. Sie setzten sich zusammen, um über eine so unerwartete Erscheinung zu berathen, und fanden bei genauerer Beobachtung, daß die Katze, obgleich scheinbar todt, sie mit offenen Augen verfolge. Da sagte die gescheiteste unter ihnen: „Einer ist nicht todt, der völlig wach ist." Dieses Sprichwort wird auf diejenigen angewandt, die andern Böses sinnen, und will sagen, daß dieselben, mögen sie ihre Pläne auch noch so schlau angelegt haben, dennoch gewöhnlich ihre böse Gesinnung durch das eine oder andere unbewachte Zeichen verrathen.

„Er will einen Esel in ein Pferd verwandeln", gehört auch hierher. Es ist einer Geschichte entnommen, die vom Brahmanen Birbal und dem mohammedanischen Könige Akbar erzählt wird. Eines Tages sagte der König scherzweise zu Birbal: „Birbal, verwandle mich in einen Brahmanen." Birbal bat um einige Tage Gnadenfrist, um über die Sache nachzudenken. Da er kurze Zeit nachher hörte, daß der König auf einer gewissen Straße fahren werde, borgte er einen Esel, ging zur Zeit, als der König vorbeizufahren beabsichtigte, auf die Straße und begann den Esel zu reiben und zu reinigen. Alles das that er, um die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen; dieses gelang ihm, und der König sagte zu ihm: „Nun, Birbal, was thust du?" Er antwortete: „Ich will einen Esel in ein Pferd verwandeln." — „Aber, Birbal," sagte der König, „wie kann das geschehen?" Da sagte Birbal: „Majestät, wie ist es denn möglich, daß ein Mohammedaner ein Brahmane werde?"

Der sogen. Paddy-Vogel (Ardeola leucoptera) steht im Rufe der Heuchelei. „Der Paddy-Vogel ist weiß, aber in seinem Schnabel ist ein giftiger Dorn"; „Der Paddy-Vogel ist ein Heiliger geworden"; „Sei kein Ascet wie der Paddy-Vogel"; „Ein Paddy-Vogel Heiliger", laufen alle auf dasselbe hinaus. Was schön ist, ist in den Augen des Hindu auch gut; weiß sieht er aber als eine schöne Farbe an; und nun steht dieser weiße Paddy-Vogel oft, wie ein gewaltiger Ascet, für eine lange Zeit auf einem Beine, scheinbar in fromme Betrachtungen versunken, bis er auf einmal eine kleine Krabbe oder ein argloses Fischlein mit Blitzesschnelle erhascht und gemüthlich verzehrt. Auch spricht man wohl von einem „Kater-Asceten", wenn ein Sanyassi einfältige Leutchen durch frommes Augenverdrehen und sanfte Weisen zu täuschen weiß und schließlich mit allem, was nicht niet- und nagelfest ist, davonläuft.

„Ein Skorpion sticht und verbirgt sich hinter einer Scholle“ wird von denjenigen gesagt, die heimlich Unheil zu stiften suchen, und „Ein Schlag mit einem alten Schuh für einen Skorpion“ ist die Behandlung, die der Hindu solchen Menschen will angedeihen lassen; dieselbe steht nämlich in seinen Augen unserem „Anspeien“ nicht nach. „In einem großen Hause wird sogar der Hund von allen respectirt“, oder: „Der Hund, der einem großen Manne angehört, wird geehrt“, berührt eine andere Form der Heuchelei, wobei man daran denken muß, daß der Hund nicht ein europäischer, sondern ein indischer Hund ist, dem man sonst überall einen Fußtritt geben würde, wenn er einem zu nahe käme. Dabei darf man jedoch nicht glauben, daß so etwas dem Hindu als unziemlich vorkommt; im Gegentheil, Kriechen vor einem großen Manne ist ihm das natürlichste Ding von der Welt, vorausgesetzt, daß er daraus einen Vortheil zieht. Denn: „Die Blumen eines Baumes fallen nur unter ihn“, d. h. wenn du von einem solchen Baume eine Blume, ein kleines Aemtchen und dergleichen, das er zu vergeben hat, erhalten willst, so mußt du eben im Schatten dieses Baumes tanzen, um ihm doch ja in die Augen zu fallen und nicht von ihm vergessen zu werden. Hiermit hängt auch das Folgende zusammen: „Wir wollen einen Stein in den Mangobaum werfen und zuschauen; wenn er trifft, so trifft er; wenn nicht, so trifft er halt nicht.“ Der Sinn ist folgender: Suche aus einem reichen Manne so viel herauszuschlagen, als du kannst; im Falle des Erfolges hast du deinen Nutzen, und Mangel an Erfolg bringt dir weiter keinen Schaden. Und wie dem Hindu Speichelleckerei gegenüber den Reichen und Großen, so erscheint ihm Grausamkeit gegen die Kleinen und Untergebenen durchaus natürlich. „Eine gebundene Kuh muß die Schläge hinnehmen“; „Ein guter Schlag mit der Peitsche bringt das Pferd zum Laufen“; „Ein scharfer Reiter macht das Pferd schnell gehen“; „Die Kuh ist dem Kuhmetzger unterwürfig“ u. s. w. beleuchten alle dieselbe Wahrheit, daß Nachsicht dem Hindu als Schwäche erscheint, während Härte und Schläge ihm Respect einflößen. „Ein Knall der Peitsche für ein gutes Pferd und ein Knüttel für den Buffalo“ geht einen Gedanken weiter, indem es besagt, daß das gemeine Volk nur durch gehöriges Stupfen und Schlagen zur Arbeit gebracht werde.

„Der Bruder der Eule ist ein Fackelträger“ stellt die geckenhafte Anmaßung eines Menschen bloß, der den Mund voll nimmt über Dinge, von denen er nichts versteht; während „Der Lauf des Chamäleon reicht bloß bis zur Hecke“ den Schuster ermahnt, bei seinem Leisten zu bleiben. „Ein weiser Mann auf einem Kamel“ rührt von einer ergötzlichen Geschichte her, die genau den Charakter der guten Leute wiedergibt, welche mit der Miene tiefster Weisheit einen Rath geben, der durch seine Absurdität ans Unglaubliche streift. In dem Hofe eines kleinen Dorfes ging der Familien-Buffalo mit seinen langen, rückwärts stehenden Hörnern wie gewöhnlich zu dem irdenen Rângan (einem Gefäße mit nicht gar weitem Halse), um Wasser zu trinken. Da das Wasser tiefer stand als gewöhnlich, drängte er seinen Kopf so weit hinein, daß seine Hörner von innen durch den Hals des Rângan festgehalten wurden. Der arme Buffalo war also festgezwängt, und die Hausfrau, deren Mann gerade abwesend war, stand da mit ihren Dienern und wußte in ihrem Schrecken nicht, was sie

thun sollte. Da sah sie plötzlich einen Mann, der auf einem Kamele ritt; sie rief ihn an und berichtete ihm die traurige Sachlage. Nachdem er alles angehört hatte, kam dem weisen Manne der Gedanke, daß er wohl einen Plan für die Befreiung des Buffalo ausfindig machen werde, wenn er nur die Sache mit eigenen Augen anschauen könnte; er gab daher den Rath, den obern Theil des Thores einzureißen, damit er auf den Hof reiten könne. Sein weises Haupt hin und her wiegend, sieht er so zu, wie die Steine einer nach dem andern weggestoßen werden, bis das Loch für ihn und sein Kamel groß genug geworden, und sieh! da steht wirklich der arme Buffalo mit seinem Kopf in den großen Topf eingezwängt. Der weise Mann erkennt sofort die Hoffnungslosigkeit des Vorfalles. „Nein," sagt er, „da ist Hilfe unmöglich; das Thier kann in einer solchen Lage nicht leben; macht daher seinem Elend ein Ende und tödtet es." Die armen Diener gehorchten mit großem Widerstreben; aber es schien ihnen, daß es keinen andern Ausweg aus der Schwierigkeit gebe; ein Schwert hatte dem Elende des Buffalo bald ein Ende gemacht. Aber immer noch stak der abgehauene Kopf des Buffalo in dem Topfe. Wieder erhob der weise Mann seine Stimme: „Das geht nicht an, daß der Kopf in dieser Lage gelassen werde; Ihr müßt jetzt einen Stein nehmen und den Rângan zerbrechen. Zwar ist es schade um den Rângan, aber was kann man machen? Nur so kann der Kopf herauskommen." Und da es keinen weitern Anlaß gab, seinen Rath anzubieten, so ritt „der weise Mann auf dem Kamel" in größter Selbstzufriedenheit davon.

Der Esel gilt dem Hindu als die Personification der mit Eitelkeit gepaarten Dummheit, während er einfache Dummheit als ein „Sitzen auf dem Gipfel eines Baumes und den Baum fällen" bezeichnet.

„Die Henne hat Küchlein, bringe den Buffalo zum Opfer", wird ungefähr in demselben Sinne gebraucht wie unser „Viel Geschrei und wenig Wolle". Wenn einer nur übertreibt, so „macht er eine Krähe aus einer Feder"; aber wenn er eigentlich aufschneidet und sich Mühe gibt, andere zu überzeugen, daß schwarz weiß und weiß schwarz sei, so sagt man, daß er „Banyan-Rinde auf den Pimpal und Pimpal-Rinde auf den Banyan hält". Der Banyan (Ficus indica) ist, wo er sich unbehindert entwickeln kann, eine der auffallendsten Erscheinungen in der indischen Landschaft. Er wird zuweilen bis 100 Fuß hoch, und seine Krone breitet sich über ein so großes Areal aus, daß z. B. bei Mhow ein Exemplar existirte, das 20000 Menschen Schatten gegen die verticale Mittagssonne geben konnte. Die sehr langen Aeste werden in ihrer mehr oder weniger wagerechten Stellung von Luftwurzeln gestützt, welche von ihnen ausgehen, nach einiger Zeit den Boden erreichen, durch die ihnen dann zugehende Nahrung immer kräftiger werden und schließlich unter dem Baum eine unregelmäßige Halle von 50 bis 70 Säulen bilden mögen. Der Pimpal (Ficus religiosa) ist in den Augen der Hindus ein heiliger Baum. Fast jedes Dorf hat seinen Pimpal, der dann mit einer etwa 4 Fuß hohen quadratischen Veranda umgeben und reichlich mit grellrother Farbe beschmiert ist. Es ist wohl möglich, daß der Pimpal durch das ihm eigenthümliche Rauschen, welches demjenigen des Meeres nicht unähnlich ist, in den Geruch der Heiligkeit gekommen ist; man nahm eben an, daß dieses durch die in ihm hausenden und von dem einen zum andern Baume

schwebenden Geister erzeugt werde. So viel ist gewiß, daß „der Dämon von zwölf Pimpalbäumen“ in einem Menschen vorausgesetzt wird, der furchtlos Tag und Nacht in Feld und Wald sich herumtreibt.

Die Neigung der Orientalen zu leeren und übertriebenen Höflichkeitsbezeigungen wird lächerlich gemacht mit den Worten: „Welche Gestalt! Welche Stimme!“ Als nämlich der Esel dem Kamel seine Aufwartung machte, war sein erstes Wort nach der üblichen Begrüßung ein Ausdruck der Bewunderung solcher Schönheit, und er rief aus: „Welche Gestalt!“ Natürlich durfte das Kamel nicht hinter dem Esel zurückbleiben, und mit gleicher Bewunderung antwortete es: „Welche Stimme!“

Zum Schlusse noch einige Sprichwörter, die aus der Menge aufs Gerathewohl herausgegriffen sind. „Und wenn er auf ein Kamel klettern sollte, würde der Hund ihn beißen“ gibt dem im Hindugeiste tief wurzelnden Glauben an ein unvermeidliches Schicksal Ausdruck. Trost gegen Verleumdung bietet: „Der Pimpal stirbt nicht, wenn eine Krähe ihn anschreit.“ „Der Diamant ist zerstört durch Berührung mit einer Wanze“ warnt gegen Verweilen in schlechter Gesellschaft. „Ein Tulsi-Rosenkranz um den Hals und ein Skorpion im Herzen“ ist der Charakter des Scheinheiligen. Die Tulsi (Ocimum sanctum) ist eine dunkel purpurrothe, zu den Labiaten gehörige Pflanze, welche einen sehr angenehmen, gewürzhaften Geruch verbreitet und vielfach in Gärten und besonders in der Nähe der Pagoden cultivirt wird. „Ein Hund ist an sein Maul gebunden“ charakterisirt den Menschen, der sich in schmutzigen Worten gefällt. „Der Fuß des Hundes war auf der Katze, und der Fuß der Katze war auf der Maus“ beschreibt einen Familienzwist. „Was Spiel ist für die Katze, ist Tod für die Maus“ wird von Leuten gebraucht, die sich ein Vergnügen nicht versagen, obgleich sie wissen, daß andere dadurch verletzt oder gar tief beschädigt werden. Daß etwas, wofür nicht ein Einzelner im besondern verantwortlich ist, niemals gut besorgt wird, besagen die Worte: „Das Pferd, welches zwei Herren gehörte, starb an Geschwüren.“ „Wohin du immer gehen magst, hat die Palas (Butea frondosa) drei Blätter“, spricht den Gedanken aus, daß der Mensch und die Lebenserfahrung, die er macht, überall gleich seien.

Die Methoden der Volkswirtschaftslehre.

Kaum dürfte irgend eine Wissenschaft so schwer unter der Anwendung falscher Methoden gelitten haben und heute noch leiden wie die Nationalökonomie.

Die Begründer und Anhänger der liberalen, sogen. „klassischen" Schule behaupteten, die Nationalökonomie sei eine rein deductive Wissenschaft. Aus wenigen, höchst einfachen und, wie man meinte, allgemeinen Erfahrungsthatsachen wollten jene Männer vermittelst logischer Schlußfolgerung alle Gesetze des wirtschaftlichen Lebens ableiten.

Gerne gestehen wir zu, daß Adam Smith, Malthus, J. B. Say die Geschichte mehr zu Rathe zogen als David Ricardo, und daß sie weniger den „abstracten" Charakter der Nationalökonomie betonten als J. Stuart Mill, Senior und Rossi. Allein weder dem Begründer der „klassischen" liberalen Nationalökonomie, noch irgend einem seiner Nachfolger galt die Geschichte der wirtschaftlichen Blüthe und des Unterganges der Völker in genügendem Maße als fruchtbare Quelle nationalökonomischer Forschung.

Wenn man insbesondere Senior Glauben schenken will, so beruht die Volkswirtschaftslehre auf einer ganz kleinen Anzahl allgemeiner Sätze[1], deren Fundament das Axiom bildet: Jeder Mensch verlangt seinen Reichthum zu vermehren mit möglichst geringen Opfern. Dieses Verlangen führe, wo Freiheit und Sicherheit geboten, zur Arbeit, zur Bildung und Anhäufung von Kapital, zur Theilung der Arbeit, zum Gebrauch des Geldes, zur Aneignung des Bodens. Daraus aber entstehe ein beständiges Anwachsen der Produkte, welches sich als Lohn, Profit, Rente und Zins, nach Maßgabe des Antheils, den Arbeit, Kapital, Grund und Boden an

[1] Vgl. *Senior*, Political Economy (Fourth Edition, 1858) p. 4. 26 f.: „We are constantly told, that it (Polit. Economy) is a science of *facts* and *experiment*, a science ‚*avide de faits*' . . . but the facts, on which the general principles of the science rest, may be stated in a *very few sentences*, and indeed in a very few words" (p. 4).

der Production genommen, vertheile, wobei das Ganze von dem höchsten Gesetze des Angebotes und der Nachfrage beherrscht werde. Das ist in kurzer Uebersicht der Inhalt der deductiven Nationalökonomie[1].

Es liegt uns ferne, die Deduction, deren keine Wissenschaft gänzlich zu entrathen vermag, vom Gebiete der Volkswirtschaftslehre auszuschließen. Aber zu beachten ist 1. der Umfang, in welchem die Deduction mit Recht innerhalb der Nationalökonomie zur Verwendung kommen kann. Sodann müssen jedenfalls 2. wirkliche Vernunft- oder Erfahrungswahrheiten den Ausgangspunkt der Deduction bilden. 3. Wahrheiten, die nur in speciellen Voraussetzungen Geltung besitzen, dürfen nicht als absolute, allgemeine Wahrheiten hingestellt werden. 4. Endlich bleibt zu beachten, daß die besondere Volkswirtschaftslehre, welche allgemeine, absolute oder hypothetische Wahrheiten auf ein einzelnes Volk anwendet, stets die jeweiligen historischen Verhältnisse jener Nation zu berücksichtigen hat.

Gegen alle diese unzweifelhaften Grundsätze fehlte der liberale Oekonomismus. Denn:

1. Es war durchaus unzulässig, in einer praktischen Wissenschaft, die es mit dem concreten, wechselvollen Menschen- und Völkerleben zu thun hat, jene abstracte, deductive Methode fast ausschließlich anwenden zu wollen, welche auf dem Gebiete der rein speculativen Philosophie und Mathematik als vorwiegende Methode ihre volle Berechtigung hat. Wie entscheidend immerhin die Bedeutung der durch Deduction gewonnenen Wahrheiten für die Nationalökonomie sein mag, die Eigenart dieser Wissenschaft bringt es mit sich, daß sie den quantitativ umfangreichsten Theil ihrer Erkenntnisse der Erfahrung zu entnehmen hat.

Nebenbei bietet die stete Berücksichtigung des wirklichen Völkerlebens eine Garantie dafür, daß die unentbehrlichen abstracten Deductionen sich nicht in Irrthümer verlaufen.

2. Sodann gingen die Deductionen der liberalen Oekonomie von falschen Prämissen aus.

Man stützte sich für seine Schlußfolgerungen lediglich auf die individuelle Natur des einzelnen Menschen, während die Volkswirtschaftslehre ganz besonders den Menschen gerade innerhalb der gesellschaftlichen Gemeinschaft ins Auge zu fassen hat.

---

[1] Laveleyes Kritik in der Revue des deux mondes 1878. I (III, 25), p. 899 s.

Aber auch die individuelle Natur des einzelnen Menschen wurde falsch beurtheilt und dieses willkürlich verzerrte Individuum der liberalen Deduction zu Grunde gelegt.

Durch moralphilosophische Irrthümer verleitet, ging Adam Smith von der Voraussetzung aus, der Mensch stehe bei seinem wirtschaftlichen Streben gänzlich unter der Herrschaft des Naturinstinctes der Selbstliebe. Diese Annahme entwürdigt den Menschen. Sie widerspricht überdies der Wahrheit. Denn für kein Gebiet, auch nicht für das wirtschaftliche, ist der Instinct leitendes Princip des menschlichen Handelns. Der Wille hat zwar keine despotische Herrschaft über den Instinct; er kann dessen Regungen nicht beseitigen; aber er übt ein imperium *politicum* hinsichtlich der natürlichen Triebe, kann ihre Forderungen nach den Gesetzen der Vernunft, der Sittlichkeit regeln und ordnen.

Eine bedauerliche und verhängnißvolle Verirrung war es ferner, wenn man, unter Mißachtung der menschlichen Freiheit, die wirtschaftliche Thätigkeit in der Theorie „Naturgesetzen" unterwarf, obwohl schon ein Blick auf das Leben ebenso wie auf das eigene, innere Bewußtsein genügt, um jeden von der Freiheit seines Handelns zu überzeugen. Allein nachdem einmal das πρῶτον ψεῦδος begangen und man in willkürlichem „Isolirungsverfahren" von jedem andern Einflusse, mit Ausnahme des Naturinstinctes der Selbstliebe, „abstrahirt" hatte, bildete die „naturgesetzliche" Auffassung des wirtschaftlichen Lebens die logische Consequenz. Wo der Instinct allein wirkt, da wirkt er als Naturkraft naturgesetzlich. Aber in dem Menschen wirkt er eben nicht allein.

Man hatte eine Wissenschaft über Thiere geschaffen und verlangte, daß sie für Menschen Geltung haben solle.

Die „naturgesetzliche" Auffassung des wirtschaftlichen Lebens führte auf dem Wege der Deduction zu einer weitern Fiction. „Abstracte" Wirtschaftsmenschen, welche nur von dem Instinct der Eigenliebe in ihrem ökonomischen Streben sich „naturgesetzlich" leiten lassen, sind, weil von allen andern differenzirenden Einflüssen „abstrahirt" wird, selbstverständlich einander gleich. Sie kennen alle ihr individuelles Interesse gleich gut, sind gleich geschickt, gleich kräftig, gleich ausdauernd in der Verfolgung ihres Vortheils.

Das ist der Mensch, wie er den Deductionen des liberalen Oekonomismus zu Grunde liegt. Nicht genug!

Ebenso idealisirt oder materialisirt wurden die Völker, für welche man die freie Concurrenz nicht minder forderte als für die klassischen

Wunderindividuen der „klassischen" Oekonomie. Alle jene „abstracten" Nationen leben stets im besten Einvernehmen. Jedes Volk braucht nur das zu produciren, wozu es sich am meisten eignet. Das andere bezieht es von seinen Nachbarn, während diese wieder sich freundlichst beeilen, Gegenabnehmer von Producten des Bezugslandes zu werden [1].

Wo in aller Welt befinden sich denn jene „abstracten" Menschen und Völker? So wird man ohne Zweifel zu fragen berechtigt sein. Nun, vielleicht kennen wir noch nicht alle Länder, und wir wollen dem liberalen Oekonomismus die Hoffnung nicht rauben, daß in der Zukunft am Nordpol ein Volk gefunden wird, das seinen „Abstractionen" entspricht.

Betrachten wir aber die Menschen und Völker in der wirklichen Welt, so zeigen sie, wiewohl das Eigeninteresse bei Individuen und Nationen der intensivste und verbreitetste Antrieb in ökonomischen Dingen ist, dennoch im Hinblick auf Stärke des Erwerbstriebes, Nachhaltigkeit, Kraft, Geschicklichkeit in Geltendmachung desselben die größten Verschiedenheiten, je nach der allgemeinen und besondern Veranlagung, den zu Gebote stehenden Mitteln, den Zielen, welche man verfolgt u. s. w. „Verschieden ist demnach auch die Haltung in der Führung der unvermeidlichen wirtschaftlichen Interessenkämpfe, für deren Entscheidung meist noch die sonstige ökonomische Lage der Contrahenten (in letzterer Beziehung sei bloß an Arbeitgeber und Arbeiter erinnert) von erheblichem Einfluß wird, da in Wahrheit nur der wirtschaftlich Starke in seinen Entschließungen frei ist. Und ebenso wie mit den Einzelindividuen steht es in dieser Beziehung mit dem Wirtschaftsverkehr bezw. Wirtschaftskampf ganzer Länder, von denen jedes in seiner Art, gemäß seiner Lage und seinen Hilfsquellen, wie auch den sonstigen innern und äußern Verhältnissen entsprechend, nach Selbstbehauptung, Machtentfaltung und Machterweiterung strebt." [2]

Aber nicht nur, daß die Selbstliebe bei verschiedenen Individuen und Völkern in ganz verschiedener Weise sich geltend macht, — es war überdies eine der Wirklichkeit und Wahrheit widersprechende Fiction, derzufolge das Wirtschaftsleben als ein isolirtes, der Sittlichkeit entfremdetes und allein von Eigennutz beherrschtes Gebiet sich darstellen sollte. Der Mensch ist vielmehr durch den Geselligkeitstrieb, durch sein Gewissen, durch den hieraus sich ergebenden Gemeinsinn, kurz durch seine soziale Natur, die Forderungen der Religion und Sittlichkeit von wirklichen und

---

[1] Vgl. Wasserrab, Die Nationalökonomie nach ihrer Stellung, Methode und ihrem neuern Entwicklungsgang (Leipzig 1894) S. 17 ff.

[2] Wasserrab a. a. O. S. 18 ff.

wirksamen Antrieben beseelt, welche selbst innerhalb seiner wirtschaftlichen Bethätigung den Egoismus zurückzuhalten, die Selbstliebe in ihren Forderungen zu regeln und zu ordnen im stande sind.

Dazu kommt, daß in einer arbeitstheiligen Gesellschaft, soweit Selbsthilfe und freie Vereinigung nicht ausreichen, Staat oder Communen zur Wahrung des Gemeinwohles in das wirtschaftliche Leben eingreifen müssen und auch thatsächlich in geringerem oder größerem Maße eingegriffen haben.

Indes nicht nur diese Wahrheiten blieben der liberalen Schule verschlossen. Noch in anderer Hinsicht führte ihre Vorliebe für „Abstractionen" sie auf falsche Wege.

3. Die liberalen Oekonomisten verallgemeinerten mit Vorliebe Ergebnisse einer wenig umfassenden Beobachtung, stellten das Hypothetische als Absolutes und solche Thatsachen als ständige und universale Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens hin, welche nur in den concreten Verhältnissen ihrer Zeit oder ihres Landes zum Dasein gelangt waren, und deren Veränderlichkeit bei umfassenderer und genauerer Beobachtung sich herausstellen mußte [1].

So wendet sich A. Smith schlechthin gegen staatliche oder zünftige Ordnung und Bindung des wirtschaftlichen Lebens, weil damals gesetzliche und statutarische Fesseln in England bestanden, die das vernünftige Maß überstiegen. Malthus lehrt, die Production von Lebensmitteln halte mit der Vermehrung der Bevölkerung nicht mehr gleichen Schritt. Für seine Zeit blieb der Getreideimport außer Betracht, welcher heute einen großen Theil der englischen Bevölkerung versorgt. Von einem allgemeinen und dauernden Gesetze, demzufolge mit der zunehmenden Bevölkerung immer und überall gar manche ihr tägliches Brod nicht mehr finden könnten, durfte also keine Rede sein.

4. Was endlich die Anwendung der allgemeinen Lehren auf das wirkliche Leben der Völker betrifft, so darf man sich durch die Versicherung der liberalen Oekonomisten nicht täuschen lassen, daß die „abstracte", „reine" Nationalökonomie mit der „Anwendung" nichts zu schaffen habe. Nach welchen Grundsätzen machen denn jene Männer ihre praktischen Vorschläge? Verlangt man nicht die freie Concurrenz eben deshalb, damit diese angeblichen „Naturgesetze" unbehindert zur Geltung kommen können, — Gesetze, die man aus halben Wahrheiten und ganzen Irrthümern

[1] Vgl. Périn, Die Lehren der Nationalökonomie (Freiburg 1882) S. 324 ff.

„deducirte", und deren sich thatsächlich die Staatskunst bemächtigte, um die praktische Wirtschaftspolitik in die vom Liberalismus vorgezeichneten Bahnen zu lenken und den Interessen der Bourgeoisie dienstbar zu machen? Ob Tausende zu Grunde gehen, ob die Nation, bei ihren concreten Verhältnissen, ein solches Maß von Freiheit vertragen kann oder nicht, darauf kommt es wenig an, solange nur der Geldbeutel der politisch und ökonomisch herrschenden liberalen Klasse fortfährt „naturgesetzlich" anzuschwellen.

Nur kurz möge hier auch die sogen. „mathematische Methode" Erwähnung finden. Dieselbe will alle wirtschaftlichen Erscheinungen auf eine mathematische Form zurückführen und der Berechnung unterwerfen.

Zur Beurtheilung bemerken wir folgendes:

1. Die Anwendung von Zahlenbeispielen kann zur Erläuterung wirtschaftlicher Erscheinungen gute Dienste leisten überall da, wo und soweit es sich um wirklich meßbare Größen und Größenverhältnisse handelt.

2. Zuverlässige, genaue Größenangaben stehen jedoch verhältnißmäßig selten zu Gebote. Ueberdies muß stets der Standpunkt, müssen die Voraussetzungen berücksichtigt werden, welche die ersten Ansätze der Rechnung und deren weitere Entwicklung bestimmen. Von einem berühmten Financier pflegten seine Freunde zu sagen, er könne mit Zahlen alles beweisen, heute dies und morgen das Gegentheil.

3. Nur einzelne Erscheinungen sind für die mathematische Berechnung ihrer quantitativen Seite erreichbar, keineswegs aber das ganze wirtschaftliche Leben und Streben des Menschen. Solange die Freiheit des Menschen, der Gesellschaft, der Staatsgewalt die Voraussetzungen des Mathematikers jeden Augenblick über den Haufen stoßen kann, wird die Methode, welche die wirtschaftlichen Untersuchungen beherrscht, nicht die mathematische Methode sein dürfen.

Vertreter der „mathematischen Methode" sind neben Cournot Edgeworth, Walras, Jevons, Marshall[1].

Wenden wir uns nun zur Besprechung der wissenschaftlichen Reaction gegen den Liberalismus. Das Unglück, welches der Liberalismus über die Völker gebracht, regte durch Talent und Edelmuth gleich ausgezeichnete Männer an, die Grundlagen der nationalökonomischen Forschung und ihre Methode einer neuen Prüfung zu unterziehen.

---

[1] Vgl. auch Julius Lehr, Grundbegriffe S. 29, und Schäffles Aeußerung hierzu in der „Zeitschrift für Litteratur und Geschichte der Staatswissenschaften" II (Leipzig 1893), 6. — *Jevons*, The Theory of Political Economy (London 1888) p. 7 ff.

Man erkannte, daß zur Ergründung des Wirtschaftslebens die einseitige und an Entstellungen reiche Berücksichtigung einer einzigen der wirtschaftlichen Triebkräfte für Wahrheit und Wissenschaft nicht genügen kann.

Sodann fanden auch die socialen und nationalen Bande in ihrer Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Völker eine ausgedehntere Anerkennung in der nationalökonomischen Wissenschaft.

Schließlich wurde der Induction als einer der Eigenart der Volkswirtschaft entsprechenden Forschungsmethode umfangreichere Beachtung und Verwerthung zu theil [1].

Bereits in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts begann die wissenschaftliche Reaction gegen die „klassische" Nationalökonomie. Zunächst war es von Hermann [2], der nachwies, daß eine ganze Reihe von Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens, Einrichtungen, Unternehmungen, Verbänden sich nicht aus dem Egoismus, sondern nur aus andern Regungen, wie Familiensinn, Gemeingeist und charitativer Gesinnung, erklären lassen [3].

Bemerkenswerther noch als Hermann wirkte Friedrich List für die Emancipation des denkenden Geistes von dem Joch der liberalen Schablone.

Ursprünglich ein Anhänger der englischen Nationalökonomie, wurde er zu deren schärfstem Gegner, nachdem er in Amerika die thatsächlichen Verhältnisse des wirtschaftlichen Lebens näher kennen gelernt hatte.

Der liberale Oekonomismus ging von dem Individuum aus und verlangte für „naturgesetzlich" wirkende individuelle „Triebe" freie Bahn.

---

[1] Neuerdings machten in Oesterreich Karl Menger, Böhm-Bawerk, Sax u. a. abermals den Versuch, die Methode des liberalen Oekonomismus zu vertheidigen. Professor Menger will für die allgemeine, „exacte" Nationalökonomie von dem abstract gedachten Menschen ausgehen. Er stellt diesen abstracten Menschen lediglich unter die Herrschaft der Eigenliebe und spricht den vermöge der abstracten Betrachtungsweise gefundenen Erkenntnissen den Namen und Charakter von „Naturgesetzen" zu. Indessen Menger vertritt einen wissenschaftlich überwundenen Standpunkt. Der alternde Liberalismus geht seinem Ende entgegen. — Vgl. Karl Menger, Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der Politischen Oekonomie insbesondere. Leipzig 1883.

[2] Friedr. Benedict Wilh. v. Hermann, Staatsrath und Professor zu München, bedeutend insbesondere durch seine „Staatswissenschaftlichen Untersuchungen", München 1832 (2. Aufl., 1870, von Mair und Helferich herausgegeben).

[3] Wasserrab a. a. O. S. 20. — Es wird also von „mutualistischen" oder „altruistischen" Erscheinungen gesprochen neben den „individualistischen", welch letztere dem Eigennutz entstammen. — v. Helferich wirkte im Sinne Hermanns als dessen Nachfolger in München.

Daher die Forderung der Wirtschaftsfreiheit nach innen und des Freihandels nach außen. Unbehindert durch Staat und Gesellschaft sollten jene Triebe sich auswirken können im inländischen wie im ausländischen Verkehr. Das Individuum stand der Welt und die Welt dem Individuum unmittelbar gegenüber. Diesen Individualismus und Kosmopolitismus der A. Smithschen Lehre bekämpfte nun List durch sein „Nationales System der politischen Oekonomie“ [1]. Er vertheidigte nachdrücklich den Schutzzoll gegenüber der Freihandelstheorie. Ueber den Individuen und der Menschheit dürfe man nicht das Mittel- und Bindeglied, die Nation und ihre wirtschaftliche Bedeutung, vergessen. Das ist der Grundgedanke, auf welchem List sein System aufbaute. Zwar erblickt auch List in der Welthandelsfreiheit ein Ideal, aber ein Ideal, dessen Verwirklichung nur dann den Völkern zum Segen gereichen kann, wenn viele Nationen gleich hoch entwickelt sind, ähnlich wie der ewige Frieden eine Mehrzahl gleich mächtiger Staaten voraussetzt.

Man sieht, daß der historische Geist, die Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse der Völker Lists Forschungen und Lehren beherrschte, wie er auch in reicherem Maße geschichtliche Thatsachen als Beweismittel verwendete.

Als eigentliche Begründer der historischen Richtung innerhalb der Nationalökonomie müssen jedoch Wilhelm Roscher und Karl Knies genannt werden. Der erstere legte die historische Methode kurz dar in seinem Grundriß für Vorlesungen (1843), während Knies nach Roschers eigenem Zeugnisse „zuerst die geschichtliche Methode unserer Wissenschaft zu einer reichen, mit trefflich durchgeführten Beispielen versehenen Methodologie entwickelte“ [2].

---

[1] Das nationale System der politischen Oekonomie (zuerst 1841, in 7. Aufl. 1883 mit einer historisch-kritischen Einleitung von K. Th. Eheberg). — Friedr. Lists Gesammelte Schriften, herausgegeben von Häusser. Stuttgart und Tübingen 1850. — Vgl. Roscher, Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland (München 1874) S. 970 ff.

[2] Roscher, Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland S. 1038. Knies, Polit. Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode erschien zuerst 1853, in neuer Auflage 1883. — Auch Lorenz von Stein gehört zu den ersten Vertretern der historischen Richtung. Trotz seiner mehr philosophischen Anlagen bietet er in seinen Lehrbüchern der Volkswirtschaft (1858) und der Finanzwissenschaft (1860, 5. Aufl. 1885) interessante und groß angelegte historische Ueberblicke. Vgl. Roscher, a. a. O. S. 1039 ff., wo die Vertreter der historischen Richtung aufgezählt und gewürdigt werden. — Für England kann Cliffe

Die historische Richtung gewann bis in die Mitte der siebziger Jahre immer mehr an Boden, und heute beherrscht sie die deutsche Nationalökonomie.

Weil die Anhänger der historischen Schule, im Gegensatze zur individualistischen Auffassung des Liberalismus, gerade das sociale, organische Moment für das wirtschaftliche Leben schärfer betonten und überdies, ohne sich über die Haltlosigkeit socialistischer Utopien zu täuschen, dennoch der socialistischen Kritik unserer heutigen Verhältnisse Gerechtigkeit widerfahren ließen, hielt sich der Berliner Bankier Herr H. B. Oppen-

---

Leslie als Begründer der historischen Schule in der Nationalökonomie angesehen werden. Seine diesbezüglichen Ansichten legte er namentlich in einem Artikel der Fortnightly Review 1879: Political Economy and Sociology, nieder. — Während in Paris noch die liberale Richtung vorherrscht, findet im Süden Frankreichs die historische Schule nicht wenige Anhänger.

Wenn man von der französischen Nationalökonomie, die lange unter dem Banne des „klassischen" Oekonomisten J. B. Say gestanden und zum Theil noch steht, redet, so darf man gewiß Frédéric Le Play nicht unerwähnt lassen. — Er führt das Unglück der westeuropäischen Völker auf drei, von der französischen Revolution verbreitete Grundsätze zurück. Es sind: 1. Der Glaube an die von Urbeginn an bestehende Vollkommenheit des Menschen; 2. die Idee der persönlichen Unfehlbarkeit mit ihrer Consequenz, dem Rechte der Revolution; 3. der Glaube an die providentielle Gleichheit der Menschen auf dem concreten Rechtsboden. Le Play erblickt demgegenüber die Heilung, den „socialen Frieden" in der „*Constitution essentielle*", d. h. in der Verbindung des ethischen Princips mit dem Wirtschaftsprincip. Die glücklichsten Gemeinwesen sind ihm zufolge diejenigen, deren Mitglieder das tägliche Brod bei Führung eines sittlichen Lebenswandels haben. Die oberste Norm des sittlichen Lebenswandels aber bildet der Dekalog. Leider hat Le Play die Beobachtung als einzig richtige Methode der nationalökonomischen Forschung hingestellt und demgemäß auch dem Naturrechte nur die Rolle eines negativen Kriteriums zuerkannt. Er verfiel dadurch einer gewissen Einseitigkeit, welche den Werth seiner Arbeiten nicht wenig beeinträchtigt. Wie hoch man ja auch die Bedeutung der Beobachtung schätzen muß, für sich allein reicht sie nicht aus in einer Wissenschaft, die es mit den freien Handlungen des Menschen zu thun hat und darum in dem Naturrechte einen *a priori* gegebenen Ausgangspunkt der Forschung nothwendig anerkennen muß. Le Plays Hauptwerke bilden: Les ouvriers européens. Études sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières de l'Europe, précédées d'un exposé de la méthode d'observation. Paris 1855. 2. Aufl. 6 Bde. Tours 1877—1879. — Les ouvriers des deux mondes. 4 Bde. Paris 1857—1863. — La réforme sociale en France. Paris 1864. 7. Aufl. 3 Bde. Paris 1887. — Außerdem L'organisation du travail. 5. Aufl. Tours 1888. — La paix sociale. Tours 1871. — L'organisation de la famille. Paris (3. Aufl.) 1884 u. s. w. Die von Le Play geschaffene Union de la paix sociale fand weite Verbreitung, ebenso deren Zeitschrift La Réforme sociale (seit 1881). — Vgl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad. 4. Bd. S. 1048.

heim für befugt, jene „gefährliche Professorensecte" in einem Artikel der „Nationalzeitung" mit dem Spottnamen „Kathedersocialisten" zu belegen. Der Spottname wurde als Ehrenname von der andern Seite acceptirt.

Obwohl keineswegs vollständige Uebereinstimmung der Ansichten herrscht, können doch als Vertreter dieser Richtung genannt werden: Roscher, Knies, L. v. Stein, Hildebrand, Conrad, von Scheel, Cohn, Roesler, Brentano, Neumann, Held, Nasse, Schönberg. Die hervorragendsten Repräsentanten der historischen Schule sind ohne Zweifel Schäffle, Schmoller, A. Wagner.

Manches vereint uns mit diesen Männern, manches trennt uns.

Es vereinigt uns mit ihnen der Gegensatz zum liberalen Oekonomismus, und zwar: 1. die schärfere Betonung des socialen, organischen Charakters des wirtschaftlichen Lebens; 2. die principielle Anerkennung wichtiger positiver Aufgaben des Staates gegenüber der Volkswirtschaft; 3. die Loslösung von den ökonomischen Idolen des Liberalismus, wie sie aus der einseitig abstracten und deductiven Methode der „klassischen" Nationalökonomie sich nothwendig ergeben mußten.

Ein Dreifaches trennt uns aber von einzelnen dieser Gelehrten:

1. Es fehlt manchen derselben, wie z. B. A. Wagner, eine wissenschaftlich durchgebildete und klare Ansicht vom Staatszwecke, und darum verfallen sie, indem sie die natürlichen Grenzen der öffentlichen Gewalt verkennen, mehr oder minder dem Staatssocialismus, fordern eine directe Bevormundung der wirtschaftlichen Bestrebungen durch den Staat oder erblicken in weiterer Ausdehnung des Collectiveigenthums und Staatsbetriebes das geeignete Mittel zur gerechten Regelung der Einkommensvertheilung.

2. So anerkennenswerth im allgemeinen eine „ethische Richtung" in der Nationalökonomie erscheinen muß, so fehlt es doch auch hier jenen Gelehrten mitunter an der nothwendigen wissenschaftlichen Grundlage und demgemäß an der Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe. Die Kathedersocialisten, fast durchgängig Protestanten, haben unter dem Umstande zu leiden gehabt, daß der Protestantismus keine vollkommen durchgebildete Moralphilosophie und Moraltheologie besitzt. Ueber einige moralisirenden Reflexionen kamen sie vielfach nicht hinaus, wenn sie nicht gar mit Schmoller u. a.

3. die einseitige, exclusiv historische Methode auf Recht und Sittlichkeit anwendeten und damit die Existenz eines unwandelbaren Naturrechtes und Sittengesetzes läugneten. Dementsprechend wird auch

die Nationalökonomie manchmal als eine rein inductive Wissenschaft hingestellt. Wenn wir den extremen Vertretern der „historischen Schule“ oder der positivistischen Nationalökonomie[1] Glauben schenken sollen, so hat für die nationalökonomische Forschung nur die inductive Methode Berechtigung. Die Induction aber liefert bloß relative Wahrheiten, d. h. solche Resultate, welche je mit dem historischen Zustande der Gesellschaft sich ändern. Demzufolge gibt es keine allgemeine Nationalökonomie für verschiedene Völker und verschiedene Zeiten. Jeder Zeitabschnitt, jedes Volk hat seine eigene Volkswirtschaft und darum seine eigene Volkswirtschaftslehre. Es ist, wie Finanzminister Miquel einmal sagte, „die Nationalökonomie nichts weiter als die Summe der Consequenzen, die gezogen werden aus dem Zustande der jeweiligen Entwicklung“.

Hiermit aber verfällt die Nationalökonomie, unter dem Einfluß der unsere heutige „Wissenschaft“ noch so sehr beherrschenden Hegelschen Entwicklungsidee, wiederum einem andern Extrem, das sie unmöglich in den Besitz aller nationalökonomischen Wahrheiten führen kann. Ja die positivistische Auffassung widerspricht sogar ganz klar eben jener Wirklichkeit des Lebens, auf welche sie doch allein sich stützen möchte.

Vernehmen wir in dieser Sache die trefflichen Worte, mit denen Charles Périn[2] sich gegen die einseitig empiristische oder positivistische Richtung wendet: „Nur eine oberflächliche Anschauung könnte sich zur Annahme verleiten lassen, es würde inmitten der unendlichen Verschiedenheiten und der beständigen Beweglichkeit der besondern Unternehmungen und Transactionen unmöglich sein, irgend ein System allgemeiner Gesetze aus ihnen abzuleiten. Betrachtet man aufmerksam die Dinge, so erkennt man bald, daß hier, wie überall in der Welt, die Einheit in der Vielheit waltet. Man erkennt, daß über dem, was vorübergeht und sich ändert, das steht, was immer bleibt und sich überall aufs neue zeigt. Dort, wo man anfangs nur Verschiedenheit, Abweichung, Verwirrung fand, constatirt man die Allgemeinheit und die stete Wiederkehr gewisser Thatsachen, welche offenbar allgemeinen Gesetzen entsprechen. Von diesen stets wiederkehrenden Thatsachen hängen die einen mit der Verfassung der menschlichen Persönlichkeit selbst zusammen, die andern mit der Vertheilung der Kräfte in der Außenwelt. Die Arbeit, als die noth-

---

[1] Vgl. *Devas*, Groundwork of economics (London 1883) p. 42.

[2] A. a. O. S. 177 f.

wendige Kraft der Production; die Grenzen, welche durch die Natur der Macht der Naturkräfte gesetzt sind, mit deren Verwendung sich die Arbeit befaßt; das jeder Arbeit naturgemäße Ziel, mit der geringsten Anstrengung das größtmögliche Resultat zu erzielen; das Wachsthum der Fruchtbarkeit, das die Arbeit in den meisten Fällen ihrer Anwendung aus ihrer passenden Theilung erhält; der hohe Preis der seltenen Waren; der niedrige Preis der reichlich vorhandenen Waren: alle diese Thatsachen und viele andere, die ebenso beständig wiederkehren, tragen dazu bei, der ökonomischen Ordnung eine feste Grundlage zu geben." Sehen wir darum auch ganz davon ab, daß die Vertreter der positivistischen Richtung in der neuern Nationalökonomie trotz aller ihrer gegentheiligen Behauptungen beständig mit allgemeinen Principien und deren logischen Consequenzen thatsächlich operiren, so genügt der einzige Blick auf die Wirklichkeit des Lebens, um Thatsachen und deshalb auch Wahrheiten zu erkennen, welche im Wirtschaftsleben eine fortlaufende Geltung besitzen. Das Allgemeine, das Dauernde, das Unveränderliche aber ist Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntniß, der Wissenschaft.

Die richtige Methode der Volkswirtschaftslehre muß daher in der Verbindung der inductiven mit der deductiven Forschungsweise erblickt werden.

Die Induction, die in reichem Maße Anwendung zu finden hat, sucht in dem Wandelbaren und der vielgestaltigen Entwicklung des Lebens das Dauernde und Gemeinsame auf. Die Ergebnisse dieser Forschungsweise werden theils absolute, d. h. allgemeine Wahrheiten und Gesetze sein, theils hypothetische Thatsachen, die nur unter gewissen Voraussetzungen zur Geltung kommen.

Mittels der Deduction wird die Nationalökonomie insbesondere aus der allgemeinen Gesellschaftslehre, dem Wesen der arbeitstheiligen Gesellschaft, dem Naturrecht, dem Sittengesetze wichtige Folgerungen ziehen für das wirtschaftliche Verhalten der Einzelnen, die Association und ihr Wirken, die Stellung der Staatsgewalt gegenüber der Volkswirtschaft u. s. w.

Für die Wirtschaftspflege oder besondere Volkswirtschaftslehre und praktische Socialpolitik aber möchten wir zum Schluß drei Punkte besonders hervorheben:

1. Wenn es auch allgemeine Wahrheiten und Gesetze des wirtschaftlichen Lebens gibt, so genügt deren Kenntniß noch keineswegs für die praktischen Zwecke der Wirtschaftspflege. „Die Principien sind gemeinsam, aber die Bedingungen, von welchen sie ihre Anwendung fordern,

sind ungemein verschieden von Land zu Land, von Epoche zu Epoche. Die allgemeinen Principien schreiben den Kreis vor, in welchem sich die Thätigkeit der Völker bewegt; aber dieser Kreis ist ungeheuer und läßt der freien Thätigkeit jeder Gesellschaft einen unermeßlichen Spielraum. Die Aufgabe des (praktischen) Oekonomisten besteht nun gerade darin, die besondern Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen die allgemeinen Gesetze ihre Anwendung zu finden haben, und nach diesen Bedingungen die Richtung zu bestimmen, welche man den Willen einprägen muß, um sie für die möglichst besten Lösungen bei der einmal gegebenen Lage der Dinge zu bestimmen."[1] Kurz, alle wirtschaftlichen Reformvorschläge müssen zunächst an die jeweilig vorhandenen Verhältnisse anknüpfen und die Besserung als ein durch allmähliche Entwicklung zu erreichendes Ziel auffassen.

2. Wenn die Leidenschaft des Reformirens zur Revolution führt, statt zur Reform, so wird andererseits eine unbescheidene Verachtung der Vergangenheit die Reform in falsche Bahnen lenken müssen. Die wirtschaftlichen Erscheinungen früherer Zeiten soll man eifrigst studiren. Man muß, wie M. Wolowski in der Einleitung zu den Principes d'économie politique par M. Guillaume Roscher[2] sagt, die verschiedenen Perioden der Entwicklung der lebenden Nationen nicht nur verfolgen, sondern auch den Todesursachen der verstorbenen Nationen nachforschen und, was die Vergangenheit Gutes hat, bereitwilligst anerkennen.

3. Es enthält aber ebenfalls die Ueberschätzung der Vergangenheit eine Gefahr. Mit Recht nennt es Wolowski einen Exceß, wenn man die Vergangenheit der Gegenwart entgegenstellt nicht als eine Lehre, sondern als ein Muster, das man schleunigst copiren soll. Der wahre historische Geist wird sich in der Fähigkeit der zutreffenden Unterscheidung dessen offenbaren, was jeder Epoche zu eigen gehört. Nicht Wiederbelebungsversuche der Vergangenheit bilden sein Ziel, sondern die Wiederbelebung dessen, was früher zum Segen der Völker gereichte, in einer der Gegenwart entsprechenden Form.

[1] Périn a. a. O. S. 333.
[2] Paris 1857. 2 vols.

Heinrich Pesch S. J.

Das Leuchtvermögen im Thierreich.

Wenn um die Sommersonnenwende die warme Sommernacht auf die Erde sich herabsenkt und die Gestirne ernst und feierlich am Firmamente heraufziehen, dann beginnen auch in Gras und Busch zahllose kleine Sternlein sich zu regen. Aber sie wandeln nicht so ruhig und gesetzmäßig ihre Bahn wie die Lichter dort oben; denn es sind lebendige Sternchen, und ihr Leuchten ist ein Bild des Erdenlebens mit seinem unsteten Werden und Vergehen. Hier glüht eines plötzlich über einem Rosenstrauch auf, fährt, grünlich-blaue Lichtblitze entsendend, an uns vorüber und läßt sich bei einem andern im Grase ruhenden Sternchen nieder, dessen Licht bald hell aufleuchtet, bald wieder ganz verschwindet. Und so fliegen die lebendigen Fünkchen hierhin und dorthin, erheben sich und sinken nieder, leuchten auf und erlöschen: es ist eine feenhafte Elegie auf die Erdennacht des Menschenlebens. Wer einmal dieses Schauspiel in den schönen Parkanlagen von Meran gesehen, dort wo die nordische Lampyris splendidula der südlichen Luciola italica begegnet und beide ihre Leuchtkraft vereinen in dem stillen nächtlichen Tanze, der wird jene Johannisnacht und ihre Johanniswürmchen auch nach 25 Jahren noch nicht vergessen haben.

Woher hat das Johanniswürmchen seinen Namen? Wahrscheinlich von dem Feste des hl. Johannes des Täufers, das auf die Sommersonnenwende fällt; um Johanni beginnen die Leuchtkäfer ihren Flug und leuchten um die Wette mit den Johannisfeuern auf den Bergen ringsum. Der Name Johanniswürmchen erinnert aber auch an jene schöne Legende von dem Liebesjünger Johannes, die wohl manche unserer Leser kennen:

„Wie nun Johannes liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Zwar schlicht und grau, gar klein gestalt't,
Johannes hätt's zertreten bald.
Da hebt er's auf vom Boden fein
Und setzt es auf ein Blümelein
Und spricht: ‚O lebe, lebe nur,
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur!'
Das Würmlein fühlt sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt;
Entbrennt von reiner Liebesgluth,
Es plötzlich lieblich leuchten thut.

Auch wuchsen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei lauer Nacht,
Hell wie ein blitzender Smaragd;
Auf Blumen liegt es weit und breit,
Wie lichte Sternlein ausgestreut,
So ruht es friedlich süß im Grün,
In Liebe wird es still verglühn."

Vernehmen wir nun, was die Wissenschaft über das Johanniswürmchen und über andere leuchtende Thiere berichtet.

Schon den alten Griechen und Römern waren die Leuchtkäfer bekannt. Aristoteles[1] nennt das leuchtende Insect λαμπυρίς oder πυγολαμπίς. Aus letzterem Namen geht hervor, daß er auch bereits den Sitz der Leuchtorgane im Hinterleibe des Käfers kannte. Die Leuchtkäfer gehören nach Aristoteles gleich den Ameisen zu jenen Insecten, welche innerhalb derselben Gattung und Art geflügelte und ungeflügelte Individuen zählen. Die fliegenden Fünkchen sind nämlich die Männchen, die im Grase ruhenden die Weibchen des Leuchtkäfers. Aber nicht alle Weibchen der Leuchtkäfer sind ungeflügelt, obwohl es in den meisten Gattungen der Fall ist. Bei Lampyris tragen nur die Männchen Flügel; die Weibchen sind gleich den Larven flügellos, und von ihnen stammt ihr volksthümlicher Name Leuchtwürmchen und Glühwürmchen, ver luisant und glow-worm. Dagegen sind in der Gattung Luciola auch die Weibchen geflügelt, und nur die Larven entbehren, wie immer, der Flugwerkzeuge. In der Gattung Phosphaenus[2] endlich sind sogar beide Geschlechter flügellos; das Leuchten scheint ihnen das Fliegen ganz entbehrlich zu machen.

Die stellantes volatus oder „fliegenden Sternchen", welche Plinius in seiner Naturgeschichte[3] erwähnt, gehörten wahrscheinlich der Luciola italica an. Daraus begreift sich, daß er von ungeflügelten Leuchtwürmern nichts meldet. Der volksthümliche Name für alle leuchtenden Insecten war bei den Römern Cicindela, eine Bezeichnung, die von Linné später als Name einer nicht leuchtenden Käfergattung verewigt wurde.

Viel Genaueres als Aristoteles und Plinius berichtet uns die neuere Wissenschaft über die Leuchtkäfer und ihr Leuchten. Bei Lampyris noctiluca, die am eingehendsten studirt worden ist, kommt das Leuchtvermögen

---

[1] De hist. animal. l. 4, c. 1 und De partib. animal. l. 1 c. 3.

[2] Vgl. Zur Biologie von Phosphaenus hemipterus und Verwandten. Von Dr. C. Verhoeff (Verh. Naturh. Ver. Rheinland 1894, S. 208 ff.).

[3] Lib. XVIII, 250.

nicht bloß dem ausgebildeten Insect, sondern auch den Larven und Puppen, ja selbst den Eiern zu. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand Swammerdam, daß die Larven dieses Käfers leuchten, und etwas später beobachtete Degeer dieselbe Erscheinung auch bei den Puppen. Das Leuchten der Eier ist dagegen erst eine ganz moderne Entdeckung. Raphael Dubois sah die Eier von Lampyris bereits in den Eierstöcken Licht verbreiten, und die winzige, aus dem Ei kriechende Larve besitzt nach ihm schon zwei Leuchtorgane.

Daraus, daß auch die frühern Entwicklungsstände der Leuchtkäfer dieses sonst so ungewöhnliche Vermögen zeigen, möchte man schließen, daß es nicht bloß dem vollkommen entwickelten Kerbthiere, der Imagoform, zu gute komme. Dennoch scheint der biologische Hauptzweck des Leuchtens die leichtere Auffindung der Geschlechter zu sein. Die Lampyriden sind nämlich sämtlich Nachtthiere und halten sich bei Tage verborgen. Unmittelbare Beobachtung kann jeden leicht davon überzeugen, daß unsere fliegenden Leuchtkäfer durch das Licht der auf dem Rasen ruhenden angezogen werden und deren Gesellschaft aufsuchen. Besonders eingehend hat Emery[1] den Zweck des Leuchtens an dem italienischen Leuchtkäfer (Luciola italica) bei Bologna beobachtet und durch Versuche geprüft. Er kam zu dem Ergebnisse, daß die Leuchtorgane diesen Thierchen als „Hochzeitsfackeln" dienen. Hieraus erklärt sich auch, weshalb das Licht der Männchen und der Weibchen innerhalb derselben Art stets etwas verschieden ist. Am größten ist diese Verschiedenheit bei jenen Arten, deren Weibchen flügellos sind, wie bei Lampyris; hier vermögen die Weibchen stets ein bedeutend stärkeres Licht auszustrahlen als die Männchen. Bei Luciola, wo beide Geschlechter beschwingt sind, ist der Unterschied ihrer Leuchtkraft viel geringer, ja es ist oft schwer zu sagen, welches von beiden stärker leuchtet; dafür ist die Gestalt der Kurven der einzelnen Lichtwellen, die von den Thierchen ausgesandt werden, bei den Männchen und Weibchen ganz verschieden. Dieser Unterschied ist so scharf und auffallend, daß Emery schon am zweiten Abend seiner Beobachtungen von weitem erkennen konnte, ob die im Grase sitzende Luciola ein Männchen oder ein Weibchen sei. Noch besser vermögen die Leuchtkäfer selbst jenen Unterschied wahrzunehmen. Die Männchen von Luciola italica unterbrachen ihren Flug nie, wenn das ihnen begegnende Licht nicht von einem Weibchen ihrer eigenen Art

[1] Vgl. Bullet. Soc. Entom. Ital. 1886 und Stettiner Entomologische Zeitung 1887, S. 201 ff.

ausging; die Strahlenbüschel eines Männchens ihres Stammes oder eines Weibchens von fremdem Stamme waren ihnen vollkommen gleichgiltig.

Auch zum Schutze gegen manche Feinde kann das Leuchtvermögen seinen Besitzern dienen. Dr. Joseph in Breslau [1] brachte mehrmals große Laufkäfer, die lichtscheu sind und nachts auf Raub ausgehen, mit Leuchtkäfern, Weichkäfern und Maikäfern abends zusammen in einen Behälter. Alle andern Käfer wurden von den Räubern gefressen, nur die Leuchtkäfer nicht; bloß an todte Johanniskäfer, deren Licht bereits erloschen war, wagten sie sich heran und verzehrten sie. Gegen andere Raubthiere, die durch das Licht angezogen werden, dürfte das „Fackeln" wohl nichts helfen. Im Gegentheil, diesen gegenüber kann es ihnen sogar verhängnißvoll werden. Dr. Noll [2] beobachtete, wie ein brauner Grasfrosch auf ein leuchtendes Johanniswürmchen aufmerksam wurde. Vorsichtig nahte er sich und betrachtete das sonderbare Phänomen einige Augenblicke. Dann faßte er Muth und verschluckte es. Das arme Leuchtwürmchen entwickelte zur Gegenwehr seine ganze Leuchtkraft, so daß Kopf und Hals des Mörders durchsichtig und hellleuchtend wurden, während er sein Opfer verschlang. Fischer benutzen manchmal sogar in ein Glas eingeschlossene Leuchtkäfer als Köder, um die Fische bei Nacht in ihre Netze zu locken, und zwar mit großem Erfolge.

Die Leuchtorgane sämtlicher Leuchtkäfer aus der Familie der Lampyriden liegen an der Unterseite des Hinterleibes; ebendort befinden sie sich auch bei den Larven und Puppen. Der fast fortwährende Wechsel in der Lichtstärke wird großentheils, aber nicht ausschließlich, durch die Bewegungen der Hinterleibsringe verursacht; beim Zusammenziehen derselben verschwindet das Licht theilweise, bei ihrer Ausdehnung wird eine größere leuchtende Fläche sichtbar, und das Licht erstrahlt heller. Auch todte Leuchtkäfer leuchten noch, bevor sie eingetrocknet sind; selbst herausgeschnittene Leuchtorgane verlieren oft erst nach einigen Stunden ihr Licht. Daraus erhellt, daß das Leuchten nicht eine willkürliche Thätigkeit ist, obwohl der Grad seiner Intensität von den instinctiven Bewegungen des Thieres beeinflußt wird.

Ueber den anatomischen und histologischen Bau des Leuchtorganes der Lampyriden, über die chemischen und physiologischen Vorgänge, die beim Leuchten sich abspielen, sind schon mannigfache Untersuchungen angestellt worden. Nach Wielowiejski [3] besitzt das Weibchen von Lampyris

[1] Vgl. Schlesische Zeitschrift für Entomologie. 8. Jahrg., 1854.

[2] Nach Bach, Studien und Lesefrüchte I (2. Aufl.), 75.

[3] Zeitschrift für wissenschaftl. Zoologie XXXVII. Bd., 3. Heft.

splendidula zweierlei Arten von Leuchtorganen: größere Leuchtplatten in den zwei vorletzten Hinterleibsringen und kleinere, paarige Leuchtknollen an den Seiten mehrerer Hinterleibssegmente. Betrachtet man eines dieser Johanniswürmchen bei Nacht, so wird man sehen, daß diese Stellen es sind, welche das Licht ausstrahlen. Die Leuchtplatten sind aus zwei verschiedenartigen concentrischen Schichten zusammengesetzt, von denen die äußere die eigentlich leuchtende ist, während die innere wahrscheinlich mit der Lichterzeugung mittelbar zusammenhängt. Ein Netz von zahlreichen Luftröhrenästchen und Nervenverzweigungen tritt durch die umhüllende Membran an die Leuchtplatten und die Leuchtknollen heran, dringt in die leuchtende Schicht ein und umspinnt die lichterzeugenden Parenchymzellen. Die in diesen „Leuchtzellen" befindliche Substanz oxydirt unter dem Einflusse des Sauerstoffes, den die Luftröhrenzweige herzuführen. Durch die feinen Nervenendigungen wird überdies die Menge der Sauerstoffzufuhr und hiermit auch der Grad der Lichtstärke bis zu einem gewissen Grade der Willkür des Thieres unterstellt — und die allerdings noch sehr unvollständige wissenschaftliche Erklärung ist fertig. Ein prosaischer Oxydationsproceß einer räthselhaften organischen Verbindung, das ist das poetische Licht unserer Johanniswürmchen für den Chemiker und Physiologen. Aeltere Naturforscher schrieben es wegen seines bläulichen Scheines etwas naiver einem besondern Phosphorgehalte jener Käfer zu. „Will man ein angenehmes Schauspiel haben," sagt Karl von Degeer in seinen „Abhandlungen zur Geschichte der Insecten" [1], „so setze man mehrere Leuchtwürmer in ein Glas: sie geben alsdann zusammen ein so starkes Licht von sich, das sich auf eine ziemliche Weite erstrecket und alles Umstehende erhellet. Man wird fast nicht müde, dieses schöne Schauspiel mitanzusehen, welches von einem wahren natürlichen Phosphorus herzurühren scheint."

Unsere einheimischen Leuchtkäfer gehören sämtlich zur Familie der Johanniskäfer oder Lampyriden, die in Europa sieben Gattungen und sechsunddreißig Arten zählt, von welchen jedoch nur wenige so häufig sind wie Lampyris splendidula in Deutschland und Luciola italica in Welschland. Mehr als doppelt so viele leuchtende Gattungen zählt dieselbe Familie in den wärmern Erdstrichen der beiden Welten; darunter finden sich namentlich im tropischen Amerika Formen von viel bedeutenderer Größe und viel hellerem Glanze. Aber auch das gemäßigte Nordamerika stellt

[1] Uebersetzt von Johann August Ephraim Goeze. Vierter Band. Nürnberg 1781. Zweite Abhandlung: Von den Scheinkäfern oder Leuchtwürmern S. 21.

mit seinen „lightning bugs“ unsere bescheidenen Johanniswürmchen in Schatten. Nach Osten-Sacken ist es besonders Photinus pyralis, der dort den Namen „Blitzkäfer“ im Volksmunde führt, und zwar nicht ohne Grund. Sein Leuchten besteht in einem wahren Blitzen, und sein Glanz ist, wenn man den Käfer in der Hand hält, wahrhaft blendend. Das Blitzartige seines Leuchtens kommt besonders im Fluge zur Geltung. Der Käfer steigt nämlich erst senkrecht nach oben und läßt dabei sein Licht hell strahlen; dann fährt er, in Dunkelheit gehüllt, schräg abwärts, um dann wieder hell aufleuchtend zu steigen. Während die Männchen dieses Raketenspiel aufführen, sitzen die Weibchen, obgleich sie ebenfalls geflügelt sind, im Grase und lassen von Zeit zu Zeit auch ihren schwächern Lichtschein aufblitzen, um die Männchen anzuziehen. Ganz verschieden benimmt sich ein anderer leuchtender Nordamerikaner aus derselben Familie, Photuris pennsylvanica genannt. Er fliegt ziemlich hoch horizontal in gerader Linie und läßt in rasch aufeinanderfolgenden Blitzen sein Licht leuchten, so daß man seinem Fluge mit dem Auge oft lange folgen kann.

Wir nehmen hiermit Abschied von der Familie der Lampyriden, von unserem lieben Johanniswürmchen und all seinen Familienverwandten. So scheiden wir also auch schon von den Leuchtkäfern überhaupt? Keineswegs. Die genannte Familie ist zwar im zoologischen Systeme die Leuchtkäferfamilie schlechthin, weil bei ihr das Leuchten eine Regel, das Nichtleuchten eine Ausnahme ist. Trotzdem gehören die größten und prächtigsten Leuchtkäfer des tropischen Amerikas und der Inseln des Stillen Oceans nicht zu dieser Familie, sondern zu zwei andern, bei denen das Leuchten eine Abweichung von den Familientraditionen bildet, nämlich zu den Weichkäfern (Telephoriden) und zu den Schnell- oder Knippskäfern (Elateriden). Als ob sie sich dafür entschädigen wollten, daß ihren Verwandten jener Vorzug versagt ist, erglänzen sie in um so hellerem, strahlenderem Lichte, das jenes der glänzendsten Lampyriden an Schönheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft.

Die Riesen unter den fliegenden Leuchtkäfern der Neuen Welt sind die Cucujos oder Leuchtschnellkäfer. Pyrophorus oder Feuerträger heißt die Gattung, welche im tropischen Amerika den Reigen im nächtlichen Elfentanze führt; Photophorus oder Lichtträger wird die verwandte Gattung genannt, welche die dunkeln Wälder der Inseln des Weltmeeres mit ihrem magischen Lichte erhellt. Pyrophorus zählt über 100 Arten und hat eine weite Verbreitung in der neotropischen Zone; manche jener Arten, wie Pyrophorus noctilucus fliegen in Westindien und Brasilien noch

zahlreicher umher als bei uns die Johanniskäfer in lauer Juninacht. Und da diese Feuerträger die ansehnliche Länge von zwei Zoll erreichen und jeder von ihnen drei elektrische Lampen trägt, so ist es wohl begreiflich, daß sie den indianischen Eingebornen wie den europäischen Ansiedlern jener Länder eine allbekannte Erscheinung sind, und daß bereits die ältesten Berichte aus der Neuen Welt von ihnen erzählen, Wahrheit und Dichtung in buntem Gemisch.

Als Sir Thomas Cavendish und Sir Robert Dudley in Westindien mit einer englischen Flotte landeten — so erzählt Moufet in seinem 1634 erschienenen Insectorum seu minimorum animalium theatrum — da sahen sie am Abend nach ihrer Ankunft eine Menge Lichter gleich unzähligen Fackeln aus den umliegenden Wäldern sich nahen. Die Spanier, so hieß es plötzlich, ziehen mit Kriegsmacht heran, mit Kanonen und brennenden Lunten: eilig kehrten die Engländer zu ihren Schiffen zurück und zogen ab. Und was waren jene vermeintlichen Fackeln und brennenden Lunten der Spanier? Nichts als unschuldige Cucujos, die spazieren flogen! Die Spanier wären sonach den westindischen Leuchtkäfern nicht minder zum Danke verpflichtet als den Landkrabben auf Hispaniola, die einst mit ihren Scheeren beim Herannahen des Feindes ein solches Geklapper verursacht haben sollen, daß der Feind sie für spanische Reiterei hielt und das Feld räumte. Zur Erinnerung an letztere Begebenheit feiert man nach Walton noch alljährlich auf Hispaniola ein Krabbenfest (Fiesta de los Cangrejos). Die kapitolinischen Gänse hätten sich wahrlich nicht patriotischer benehmen können als jene westindischen Leuchtkäfer und Landkrabben.

Der obengenannte Moufet bildet bereits den Cucujo ziemlich kenntlich ab. Er nennt ihn Kephalolampis, weil er zum Unterschied von unsern Leuchtkäfern (Pygolampis) das Licht vom Kopfe ausstrahle und nicht vom Schwanze. In der fast gleichzeitig (1635) erschienenen Historia Naturae des P. Eusebius Nieremberg S. J., Professor der Physiologie an der königlichen Universität zu Madrid, begegnen wir auch der Naturgeschichte des Cucujo [1], die er aus Pietro Martire d'Anghiera, aus Oviedo y Valdes und andern Quellen geschöpft hat. Die Cucujos sind, so berichtet P. Nieremberg unter anderem, geflügelte Würmer, völlig harmlos, etwas kleiner als Fledermäuse. Er möchte sie aber eher für Käfer halten als für Würmer; denn sie tragen unter lederartigen Flügel-

[1] S. 287—288.

scheiden noch andere wirkliche Flügel, die sie in der Ruhe unter jene Scheiden zurückziehen. Man fängt die Cucujos, indem man nachts mit einem Feuerbrande auf einen erhöhten Platz geht und den Feuerbrand schwingend „Cucujo, Cucujo!" ruft. Hat man auf diese Weise eine hinreichende Zahl Leuchtkäfer herbeigelockt und eingefangen, so nimmt man sie mit nach Hause und läßt sie dort fliegen. Sie fangen dann nicht bloß alle Moskitos ab, diese Plage der nächtlichen Schläfer, sondern man bedient sich ihrer auch als Laternen bei allen nächtlichen Beschäftigungen, beim Nähen, Flicken und Weben, ja auch beim Tanzen. Ihr Licht ist so hell, daß man bei demselben auch lesen und schreiben kann; man kann sogar bei ihrem Scheine Brevier beten trotz der Kleinheit des Druckes. Spitzbuben reiben sich manchmal das Gesicht mit getödteten Cucujos ein, um sich selbstleuchtend zu machen und dadurch furchtsame Leute zu erschrecken.

Sieht man ab von der Fabel, daß die Cucujos Mücken fressen, so stimmt dieser alte Bericht mit demjenigen moderner Reisender ziemlich genau überein. Noch heute wird auf Portorico einer jener großen Leuchtkäfer, Cucubano genannt, von den Indianern dadurch gefangen, daß sie eine glühende Kohle an einem Faden in der Luft schwingen. Manche ärmere Leute bedienen sich ihrer noch als Lampen, indem sie die Cucujos in ausgehöhlte, mit Löchern versehene Flaschenkürbisse stecken. Reichere Leute, die sie zum Vergnügen halten, bauen ihnen Käfige mit feinem Metalldraht, füttern sie mit Zuckerrohr und baden sie täglich zweimal, damit ihre Leuchtkraft ungeschwächt bleibe. Früher dienten sie auch als Laternen bei nächtlichen Ausflügen; man befestigte die Cucujos auf der Fußbekleidung, um durch sie den Weg zu erhellen. Galt es einen Handstreich gegen den Feind, so band der Führer einen Cucujo auf seinen Kopf, um den andern den Weg zu zeigen und sich unbemerkt dem Feinde nahen zu können. Auch zu friedlichern Zwecken wurden und werden diese Leuchtkäfer verwandt. Die Damen auf Cuba gebrauchen sie jetzt noch als Schmuckgegenstände, indem sie die lebenden Käfer in Säckchen von feinem Tüll an den Kleidern und besonders am Kopfputze anbringen. Die Wirkung dieser lebendigen Brillanten und Smaragde soll eine zauberisch schöne sein, und zudem sind sie nicht so theuer wie andere Edelsteine.

Die Cucujos sind lange, schmale, düster und einförmig gefärbte Käfer; ihr einziger Reiz besteht in dem lebhaft grünen Lichte, das sie ausstrahlen. Von ihren drei Leuchtorganen liegen zwei auf der Oberseite des Halsschildes, an jeder Hinterecke eines; sie sehen bei Tage wie zwei große gelbe Augen aus und gaben zu der Fabel Anlaß, daß der

Cucujo mit seinen Augen leuchte. Der dritte und lichtstärkste Leuchtapparat liegt auf der Unterseite, in der Mitte des ersten Bauchringes. Diese dritte Laterne wird jedoch nur sichtbar im Fluge des Käfers, weil er dann seinen Hinterleib emporhebt; wenn er ruht oder kriecht, ist sie von undurchsichtigen Leibesringen bedeckt.

Ueber die Leuchtorgane und das Leuchten dieser Käfer sind namentlich von Raphael Dubois in seinen „Elatérides lumineux“[1] zahlreiche interessante Beobachtungen, Versuche und Untersuchungen angestellt worden. Er setzte die Cucujos allen möglichen mechanischen, physikalischen, elektrischen, chemischen Reizen aus, um den Einfluß derselben auf deren Licht zu erproben. Das schönste und stetigste Licht entwickelten diese Käfer bei 20—25° C. Lufttemperatur; bei 46—47° erlosch es, obwohl das Empfindungs- und Bewegungsvermögen der Thiere noch fortdauerte. Auch bei zu großer Trockenheit und bei Nahrungsmangel schwand das Leuchten vor den übrigen Lebenserscheinungen; umgekehrt jedoch bei starker Kälteeinwirkung und bei starken elektrischen Reizen. Ein Cucujo wurde in einer Glasröhre einer Temperatur von —100° C. ausgesetzt und darin eine Viertelstunde belassen. Sobald die Röhre von dem umhüllenden Reif befreit war, sah man, daß der Käfer noch leuchtete; und doch konnte man ihn, aus der Röhre herausgenommen, wie ein Eisstückchen zerbrechen, und selbst in seiner Leibeshöhle fanden sich kleine Eiskrystalle! Der Einfluß der Elektricität auf die Leuchtkraft des Cucujo wurde mittelst Condensatoren, intermittirender und constanter Ströme untersucht. Direct vom elektrischen Schlage getroffene Individuen zerflogen sofort mausetodt in Stücke; aber trotzdem erhielt sich das Licht in den Leuchtorganen, selbst wenn diese unmittelbar getroffen worden waren. Eine einzige Entladung der Condensatoren genügte bereits, um sofort alle Lebenserscheinungen zu zerstören mit Ausnahme des Leuchtens, das noch nach mehreren Entladungen hintereinander fortdauerte. An den durch elektrische Schläge getödteten Käfern erhielt sich das Licht noch länger als zwölf Stunden nach dem Tode. Bei intermittirenden Strömen zeigten sich beträchtliche Unterschiede in der Ausstrahlung des Lichtes; bei langen Stromunterbrechungen intermittirte auch das Licht vollständig, was es sonst nie thut; bei sehr rascher Aufeinanderfolge der Unterbrechungen dagegen wurde das Licht der Leuchtorgane des Halsschildes ein völlig stetiges. Bei Anwendung von constanten Strömen ließ der aufsteigende Strom das Licht

[1] Bulletin de la Société Zoologique de France 1886.

in dem Augenblicke erscheinen, wo er geschlossen ward, während der absteigende dies im Augenblicke seiner Unterbrechung that. Uebrigens hatte schon lange vor Dubois Alexander von Humboldt elektrische Versuche mit demselben Leuchtkäfer angestellt. In seinen „Ansichten der Natur“ [1] schreibt dieser Forscher: „Ich habe einen sterbenden Elater noctilucus stark leuchten sehen, wenn ich sein Ganglion (Nervenknoten) am vordern Schenkel mit Zink und Silber berührte.“

Auch mit kolossalem Luftdruck mußten die Duboisschen Cucujos Bekanntschaft machen. Zwei Exemplare wurden in das Reservoir einer Cailletetschen Pumpe gethan und einem Druck von 500 Atmosphären während zehn Minuten ausgesetzt; sie hatten nachher das Leuchtvermögen völlig verloren, obwohl das eine Individuum noch zwei oder drei Tage lebte. Darauf kamen statt lebender Käfer todte, vollkommen ausgetrocknete in das Reservoir. Vier isolirte und eingetrocknete Leuchtorgane des Halsschildes und eines des Hinterleibes wurden während zehn Minuten einem Drucke von 600 Atmosphären ausgesetzt: als man sie herausnahm, leuchteten sie wieder, und ihr Licht erhielt sich eine Viertelstunde. Auch unter gewöhnlichen Druckverhältnissen genügt einfache Anfeuchtung, um vertrocknete Leuchtorgane todter Käfer wieder zum Leuchten zu bringen. Dubois dörrte sogar Leuchtorgane in luftleerem Raume und pulverisirte sie sodann in einer Reibschale; als er das Pulver mit Wasser befeuchtete, fing es durch und durch zu leuchten an. Es ist somit auch leicht begreiflich, daß man, wie P. Nieremberg berichtet, durch Einreiben mit einer Cucujosalbe sein Gesicht leuchtend machen kann.

Das Licht der Leuchtkäfer ist trotz seiner Schönheit kalt, so kalt wie das Mondlicht bei den Poeten. Dies geht aus den genauen photometrischen und thermometrischen Versuchen hervor, welche von Langley und Very an dem Allegheny Observatorium angestellt wurden [2]. Die gesamte strahlende Wärme des Lichtes eines der großen cubanischen Cucujos (Pyrophorus noctilucus) wurde mit derjenigen verglichen, welche eine fast lichtlose Bunsensche Flamme durch Glas hindurchstrahlte. Obwohl das Cucujolicht sehr hell und lebhaft leuchtete, erwies sich die von ihm ausgehende Wärme doch um vierhundertmal geringer als diejenige der erwähnten Bunsenschen Flamme. Die praktischen Amerikaner, welche alles in der Welt stets, und zwar nicht an letzter Stelle, vom Standpunkte der Billig-

[1] II, 72.

[2] On the cheapest form of light, from studies at the Allegheny Observatory (American Journal of Science. Vol. XL. Aug. 1890).

keit aus beurtheilen, zogen aus diesen Beobachtungen den Schluß, daß das Cucujolicht das billigste bisher bekannte Licht sein müsse; denn die auf die Wärmeentwicklung desselben verwandte Energie, die für die Lichtproduction verloren geht, ist verschwindend gering. „Es scheint daher", so betonen Langley und Very in ihrem Bericht, „kein Grund vorzuliegen, weshalb es uns verboten wäre zu hoffen, daß auch wir noch eine Methode entdecken können — da eine solche ja thatsächlich bei den Cucujos existirt und in kleinem Maßstabe angewandt wird —, durch welche wir einen enorm größern Erfolg erzielen als durch alle unsere bisherigen Methoden der Lichterzeugung."

Wie die Cucujos ihr Licht fabriciren, ist bisher allerdings noch ein Geschäftsgeheimniß. Raphael Dubois suchte demselben zwar mit großem Eifer auf die Spur zu kommen, jedoch mit nur geringem Erfolge. Trotzdem sind seine anatomisch-histiologischen und histiochemischen Untersuchungen über diesen Gegenstand von großem Werthe für die Wissenschaft. Nach Dubois bestehen die Leuchtorgane der Cucujos aus einer besondern Art von Fettgewebe und accessorischen Bestandtheilen. Von besonderer Bedeutung scheint eine Substanz zu sein, die in diesem Gewebe in Menge auftritt und die Eigenschaften des Guanins hat. Mitten in dem leuchtenden Fettgewebe vollzieht sich eine energische Histiolyse, welche durch den Eintritt von Blut in die Leuchtorgane veranlaßt und befördert wird und in den leuchtenden Zellen eine unzählbare Menge kleiner krystallinischer Körnchen erzeugt; diese haben ganz eigenthümliche optische Eigenschaften und sind durch ein hochgradiges Vermögen doppelter Lichtbrechung besonders ausgezeichnet. Indem die Muskeln den Zutritt des Blutes zu den Leuchtorganen regeln, wirken auch sie, ebenso wie die Nerven, von denen die Muskeln bewegt werden, mittelbar auf die Erzeugung des Lichtes ein. Einen ähnlichen mittelbaren Einfluß besitzt auch der Athmungsproceß, indem er die Thätigkeit des Blutes regelt und erhält.

Das Leuchten der Leuchtkäfer ist, wie namentlich aus Dubois' Forschungen hervorgeht, nicht eine eigentliche Lebensfunction des Thieres, sondern die Function einer eigenthümlichen chemischen Verbindung, die allerdings nur unter dem Einflusse des Lebensprocesses gebildet und erhalten wird; denn selbst das getrocknete Pulver von Leuchtorganen kann man durch einfaches Anfeuchten wieder zum Leuchten bringen. Es ist der organischen Chemie der Neuzeit bereits gelungen, viele chemischen Verbindungen, welche die Natur nur unter dem Einflusse des Lebensprocesses in den Organismen erzeugt, auf künstlichem Wege darzustellen. Warum

sollte es mit dem Leuchtstoff der Cucujos nicht auch noch gelingen können? Und wenn es gelänge, dann wäre das Geheimniß der billigsten Lichterzeugung entdeckt, nach dem die Amerikaner jetzt schon ausschauen. Wer weiß, ob jener Stoff, den wir unterdessen Cucujin nennen wollen, nicht noch eine große Zukunft hat! Ein Gelehrter des 20. Jahrhunderts, der in dunkler Nacht seinen Studien obliegen will, braucht vielleicht gar nicht mehr zu diesem Zwecke eine Lampe anzuzünden —: er nimmt bei Sonnenuntergang eine Pille Cucujin und kann dann bei selbsterzeugtem Lichte bis zum Morgengrauen arbeiten; nur müßte er zugleich auch für energische Histiolyse in seinem Fettgewebe — falls er noch welches hat — die nöthige Sorge tragen.

Bei allen leuchtenden Schnellkäfern aus der Gruppe der Pyrophorinen sind beide Geschlechter geflügelt, und beide besitzen dieselben Leuchtorgane. Nach Dubois leuchten auch bereits die Larven und Eier des Cucujo, ähnlich wie es auch bei unsern Johanniskäfern der Fall ist. Wenn die junge Larve von Pyrophorus noctilucus, erst 3 mm lang, aus dem Ei kriecht, zeigt sie schon einen 2 mm langen Leuchtfleck, welcher hell genug ist, um im Dunkeln auf eine Entfernung von 2—3 m sichtbar zu sein. Der eigentliche Lichtherd ist bei ihr ein fast herzförmiges Bläschen, das im Kopfe und in der Vorderbrust liegt. Später bekommt die Larve statt des einen mehrere Leuchtorgane von relativ kleinerem Umfange. Zu dem erwähnten Leuchtflecke in der Mitte des Hinterkopfes treten noch vierundzwanzig leuchtende Punkte hinzu, die zu dreien auf den acht ersten Hinterleibsringen liegen und drei Längsreihen bilden. Das Licht der Larven ist mehr bläulich, ähnlicher demjenigen unserer Johanniswürmchen als dem grünen Lichte der Cucujos selbst.

Wie die Schönheit der Farben und der Metallglanz der Sculptur bei den Insecten der Tropen prunkvoller auftritt als unter unsern nördlichen Breiten, so auch das Leuchtvermögen der Leuchtkäfer. Lieblich idyllisch ist das Funkenspiel unserer Johanniswürmchen in lauer Juninacht — großartig romantisch sind die feurigen Reigen der Cucujos in den Sommernächten der brasilianischen Tropen: statt der bläulichen Funken grünflackernde Sterne, Doppel- oder Dreigestirne, je nachdem ein oder mehrere Leuchtorgane dieser fliegenden Riesenleuchtkäfer in unser bewunderndes Auge ihre Strahlen entsenden. Aber auch unsere flügellosen Johanniswürmchen haben dort ihre riesigen Stellvertreter, Leuchtwürmer von ansehnlicher Größe und von prachtvollem Lichte.

Schon seit einem Jahrhundert berichteten verschiedene Reisende und Naturforscher aus Südamerika, daß es dort große leuchtende Käferlarven

gebe, die ein wunderschönes Doppellicht besäßen. Azara erzählt in seinen „Reisen in Südamerika“[1], er habe in Paraguay eine zwei Zoll lange Larve gefunden, „deren Kopf und Rücken wie eine weißglühende Kohle leuchteten, und die auf jeder Seite des Leibes eine Reihe Punkte zeigte, von welchen ein schwächeres gelbliches Licht ausstrahlte“. Im April 1853 traf der Däne Reinhardt in der brasilianischen Provinz Minas Geraës eine fast ebenso große Larve, deren Kopf in äußerst lebhaftem rothen Scheine erglühte, während der Leib grünliche Lichtpunkte besaß. Vierzehn Jahre später legte der Engländer Murray der Linnean Society in London eine Arbeit vor, in welcher er eine ähnliche leuchtende Käferlarve aus Rio de Janeiro beschrieb und unter dem provisorischen Namen Astraptor illuminator in die Wissenschaft einführte. Kurz darauf meldete Burmeister und wenige Jahre später Weyenbergh aus Argentinien ähnliche Entdeckungen. Die Schilderung des Leuchtens jener Larve, wie sie Weyenbergh[2] entwirft, ist so lebendig, daß wir sie hier wiedergeben wollen:

„Alle Glieder, mit Ausnahme des Schwanzendes, leuchteten mit der schönsten und klarsten bläulichen Phosphorgluth, welche von Zeit zu Zeit in einen mehr gelblichen Glanz überging.... Als leuchtenden Kern sah man auf jedem Glied zwei elliptische Punkte (an jeder Seite einen), die Stigmenpunkte. Was aber die interessante Erscheinung noch überraschender machte, war die außerordentliche Feuergluth des Kopfes und besonders des ersten Gliedes unmittelbar hinter dem Kopf; ein Längsstreifchen auf dem Kopf selbst leuchtete sehr stark mit rother Feuergluth, so daß man es fast für einen Funken oder für eine glühende Kohle gehalten hätte.... Es war, besonders in den Culminationsstadien, ein wunderschöner Anblick, die wie Eisen rothglühende Kugel im ersten Glied sich fortbewegen zu sehen, gefolgt von einem breiten blauen oder auch oft gelben, cylinderförmigen Feuerstreifen, woran die Einkerbungen der Glieder das Bild einer Perlenschnur gaben. So oft das Thier den Kopf ausstreckte, sah man, fast bis an das Vorderende des Kopfes, die ebenso rothglühende Fortsetzung des longitudinalen Rückenstreifs deutlich auftreten, und weil man die dunkeln Theile des Kopfes nicht sah, schien es, als ob das Thier eine feurige Zunge herausstreckte und damit rings um sich her leckte.“

Aehnliche leuchtende Larven wurden in jüngster Zeit auch aus Rio Grande do Sul erwähnt durch H. v. Ihering[3] und P. Ambros

[1] I, 114. Paris 1809.

[2] Horae Societatis Entomologicae Rossicae XII, n. 2 (1874), p. 177.

[3] Berliner Entomologische Zeitschrift XXXI. Bd., 1. Heft.

Schupp S. J.[1] Aber welchen Käfern gehörten diese riesigen Leuchtwürmer an, was sollte sich aus ihnen entwickeln? Lange Zeit hindurch hielt die Mehrzahl der Forscher sie für Larven von Leuchtschnellkäfern (Pyrophorus); aber seitdem R. Dubois 1886 die wirklichen Larven des Cucujo beschrieben, ist an eine derartige Zugehörigkeit nicht mehr zu denken; denn abgesehen von den Unterschieden des Körperbaues ist auch das Licht der Cucujo-Larven ein anderes, niemals ein Doppellicht, sondern stets einfarbig bläulich. Endlich brachte im Jahre 1888 Dr. Erich Haase in der Deutschen Entomologischen Zeitschrift[2] die entscheidende Lösung des Räthsels: Die größten jener doppelleuchtenden Larven sind die Weibchen von *Phengodes*, die kleineren die wirklichen Larven dieser Käfergattung.

Wer hätte das auch vorher ahnen können? Die Männchen von Phengodes sind große, weichflügelige Käfer, verwandt mit unsern Warzenkäfern (Malachius), mit langen Flügeldecken und mit fein verästelten Fühlern ausgestattet. In der ganzen Familie der Telephoriden, welcher sie angehören, waren bisher flügellose Weibchen eine unerhörte Erscheinung, und noch dazu solche flügellose, die in ihrer äußern Körperbildung keine Spur davon verriethen, daß sie bereits vollkommen ausgebildete Insecten und keine Larven seien. Aber es war dennoch so. Schon am 10. October 1881 hatte Dr. Hieronymus in Cordoba (Argentinien) das Männchen einer neuen Phengodes-Art in Paarung mit einer dieser leuchtenden Riesenlarven gefunden, deren Kopf in rothem Lichte strahlte, während zehn Paar leuchtender Punkte die Körperseiten einfaßten. Einige Tage später legte die vermeintliche Larve Eier, und aus den Eiern kamen kleine wirkliche Larven, die, abgesehen von ihrer Kleinheit, der Alten ganz ähnlich sahen und auch ebenso leuchteten wie jene. Jetzt war die Sache klar, zumal auch die von Haase angestellte anatomische Untersuchung das gleiche Ergebniß hatte. Die neue Art wurde von Haase nach ihrem Entdecker Phengodes Hieronymi benannt. Der Astraptor illuminator Murrays hatte jetzt seine provisorische Rolle ausgespielt und seine richtige systematische Stellung als Weibchen oder Larve von Phengodes gefunden.

Auch die geflügelten Männchen von Phengodes leuchten, und zwar mit fünf grünen Lichtflecken auf der Unterseite des Hinterleibes. P. Schupp schildert das Licht dieser Käfer als sehr schön. Man weiß übrigens jetzt,

[1] Natur und Offenbarung XXXVIII, 702.

[2] Zur Kenntniß von Phengodes. Dieser vortrefflichen Arbeit sind auch die meisten unserer Literaturnotizen über leuchtende Käferlarven in Südamerika entnommen.

daß bei den Gattungen Phengodes und Zarhipis[1] außer den larvenähnlichen Weibchen, den wirklichen Larven und den Männchen auch die Puppen leuchten. Die Puppe des californischen Phengodes laticollis besitzt nach George Atkinson sechszehn Paar bläulichweiß schimmernder Sternchen an den Seiten des Körpers.

Die Weibchen von Phengodes sind eine prachtvoll ausgestattete Folioausgabe unserer bescheidenen kleinen Leuchtwürmchen. Für das menschliche Auge bieten diese im Dunkel der Nacht über den Boden dahinwandelnden rothen und grünen Lichtketten einen entzückenden Anblick; aber sie zeigen sich nicht so häufig wie unsere Johanniswürmchen oder wie die Cucujos der amerikanischen Tropen. Die Weibchen von Phengodes sind nämlich ziemlich selten, viel seltener als die Männchen derselben Art. Gerade deshalb bedürfen sie für die Erhaltung ihres Geschlechtes eines so auffallenden und weithin sichtbaren Lockmittels, um ihre Gegenwart den Männchen ihres Stammes anzukündigen; diese letztern haben ihrerseits gewaltig große Augen, und ihr Flug geht niedrig über den Boden hin, um die Weibchen leichter aufzufinden, wozu auch ihre feinverästelten Fühler als Geruchsorgane ihnen noch behilflich sind. Für manches lichtscheue Nachtgezücht in der tropischen Kleinthierwelt scheinen jene prächtigen Leuchtwürmer allerdings weniger liebenswürdig zu sein: im Gegentheil, für dieses Volk sind sie feuerspeiende Drachen. Die Weibchen und Larven von Phengodes führen nämlich nach Riley[2] ein Räuberleben und nähren sich hauptsächlich von hartschaligen Tausendfüßern. In den Augen eines solchen unglücklichen Beutethieres ist der prachtvolle Astraptor illuminator wohl ein mit rothen und grünen Signallaternen einherbrausender Eisenbahnzug, der alles zermalmt, was ihm in den Weg kommt, und überallhin nur Tod und Verderben bringt.

Fireflies heißen bei den Engländern alle geflügelten leuchtenden Insecten. Weitaus die meisten dieser „Feuerfliegen“ sind jedoch in Wirklichkeit Feuerkäfer; überhaupt sind unter den mit eigenem Leuchtvermögen ausgestatteten Landthieren der ganzen Erde die Leuchtkäfer weitaus die hervorragendsten, sowohl was ihre Zahl als was die Lebhaftigkeit und Schönheit ihres Lichtes angeht. Es gibt aber auch wahre Feuerfliegen, vornehmlich in der Gattung Chironomus, sowie auch leuchtende Fliegen-

[1] Vgl. Proceedings Entomological Society of Washington Vol. I, p. 62. 86. 88 und Entomologia Americana Vol. III, p. 107; ferner American Naturalist Vol. 21, n. 9, p. 853—856.

[2] Entomologia Americana Vol. III, n. 116, p. 107.

larven, und auch aus andern Insectenordnungen sind einzelne lichtspendende Vertreter mit größerer oder geringerer Sicherheit bekannt.

Aber wo bleiben denn die berühmten brasilianischen und chinesischen Laternenträger, zur Familie der Fulgoriden oder Leuchtzirpen gehörig, die aus ihrem einer riesigen Nase gleichenden Stirnfortsatze ein helles Licht ausstrahlen sollen? Hat denn nicht diese ganze Insectenfamilie von dem Leuchtvermögen der Laternenträger ihren wissenschaftlichen Namen erhalten? Allerdings; eine große Zahl von Naturforschern behauptet jedoch, diese Thiere trügen den Namen Leuchtzirpen wie lucus a non lucendo, während andere ebenso fest versichern, dieser Name beruhe keineswegs auf einer Fabel.

Es war im Jahre 1705, als die berühmte Naturforscherin und Malerin Maria Sibylla Merian ihre Beobachtungen aus Holländisch-Guyana über den großen brasilianischen Laternenträger (Fulgora laternaria) veröffentlichte. Das Licht, das von der Stirnblase dieses Thieres ausgeht, gleicht nach ihrer Schilderung dem Lichte einer Laterne und ist stark genug, daß man dabei den Druck einer holländischen Zeitung lesen kann. „Einige Eingeborne", so erzählt sie, „brachten mir eines Tages eine große Menge dieser Laternenträger, welche ich, ohne zu wissen, daß sie leuchten, in eine große Schachtel sperrte. In der Nacht hörte ich ein Geräusch, stieg aus dem Bette und zündete ein Licht an. Ich wurde bald gewahr, daß das Geräusch aus dieser Schachtel kam, welche ich vorsichtig öffnete. Aber erschrocken über eine Flamme, welche mir daraus entgegenkam, oder richtiger über so viel Flammen, wie ich Insecten hineingesetzt hatte, ließ ich sie zur Erde fallen. Als ich mich von meinem Erstaunen oder vielmehr Schrecken erholt hatte, fing ich meine Laternenträger wieder ein und bewunderte ihre seltsame Eigenschaft."

Man kann schwerlich annehmen, daß diese Beobachtung der Madame Merian auf einer optischen Täuschung beruhte, zumal sie einen jener Laternenträger sogar bei seinem eigenen Lichte gezeichnet haben will. Während nun andere spätere Beobachter, wie der französische Marinearzt Moufflet, die Angaben Merians bestätigten, sprach sich eine weit größere Zahl von ebenso genauen und zuverlässigen Gewährsmännern ganz entschieden gegen die Richtigkeit derselben aus: sie konnten niemals eine Spur von Lichtentwicklung an dem Stirnfortsatz des großen Laternenträgers bemerken, und auch den Eingebornen sollte nichts Derartiges bekannt geworden sein [1]. Wie können wir uns unter diesen widersprechenden Angaben zurecht finden?

[1] Eine Zusammenstellung der betreffenden Autoritäten bei *Gadeau de Kerville*, Les animaux et les végétaux lumineux (Paris 1890, deutsche Uebersetzung von W. Marshall, Leipzig 1893) p. 78 ss.

Vielleicht gibt uns der weit kleinere chinesische Laternenträger (Photinus candelarius) etwas Licht in dieser dunkeln Angelegenheit. Derselbe ist im südlichen China sehr gemein und strahlt nach James Smith von Mai bis August ein lebhaftes blaues oder grünes Licht aus seiner langen Stirnnase aus. Das Leuchtvermögen ist bei den einzelnen Individuen auf die Fortpflanzungszeit beschränkt und erlischt nach der Paarung vollständig, um nie wiederzukehren. Vielleicht liegt hierin die Lösung des scheinbaren Widerspruchs, der in den Angaben verschiedener Naturforscher über das Leuchten der Laternenträger herrscht.

Den leuchtenden Insecten, unter denen auch leuchtende Springschwänze (Lipura), leuchtende Schmetterlingsraupen, leuchtende Ameisen und leuchtende Termiten[1] erwähnt werden, stehen unter den Landthieren nur noch einige mit demselben Vermögen ausgestattete Tausendfüßer und Regenwürmer zur Seite. Das Licht des zu den Chilopoden gehörigen Scolioplanes crassipes ist nach Dubois so hell, daß man unmittelbar dabei Druckschrift lesen und die Ziffern einer Taschenuhr erkennen kann. Im Gegensatze zu den leuchtenden Insecten, bei denen der Leuchtstoff im Innern bestimmter Körpertheile eingeschlossen bleibt, wird er bei den genannten lichtspendenden Tausendfüßern auch aus dem Körper ausgeschieden und macht dadurch die Spur ihres Weges und alles, was mit ihnen in Berührung kommt, für einige Sekunden leuchtend. Eine ähnliche Ausscheidung des Leuchtstoffes treffen wir auch bei den mit Leuchtvermögen ausgestatteten Regenwürmern.

Ein leuchtender Regenwurm! Kann denn ein so wässeriges Geschöpf Feuer genug besitzen, um Licht zu entwickeln? Wenigstens eine Art, Lumbricus phosphoreus, kann es sicher, trotz der theoretischen Schwierigkeiten, welche die qualitas humidi nach der alten Physiologie jenem Processe bereiten möchte. Schon im Jahre 1840 schrieb Forester an die Akademie der Wissenschaften in Paris, er habe in einer dunkeln, sehr regnerischen Nacht eine große Menge Regenwürmer gesehen, welche ein weißes Licht von sich gegeben, ähnlich dem Lichte weißglühenden Eisens. Später haben Giard und Moniez über jenes merkwürdige Thier nähere Beobachtungen angestellt[2]. Nach letzterem ist das Licht von Lumbricus phosphoreus so lebhaft und von derselben Farbe wie dasjenige des Johanniswürmchens.

---

[1] Siehe *Gadeau de Kerville* l. c. p. 75 ss. und *Fred. Knab* in Entomological News Vol. VI, n. 1.

[2] Vgl. *Gadeau de Kerville* l. c. p. 57 ss.

Das Feuer, welches die hellstrahlenden Cucujos von Cuba und Brasilien aus ihren lebendigen Laternen aussenden, macht seinen Besitzern ebensowenig heiß wie unsern Johanniswürmchen und dem leuchtenden Regenwurm: es ist ein ganz eigenartiges Feuer, welches leuchtet ohne zu brennen. Und weil die Wärmeentwicklung jenes Lichtes so außerordentlich gering ist, deshalb erlischt es auch nicht in den kühlen Fluthen des Meeres. Ja, weitaus die größte Mehrzahl der leuchtenden Thiere sind nicht Landbewohner wie die bisher genannten, sondern Wasserbewohner. Doch über diese neptunischen Leuchten ein anderes Mal.

E. Wasmann S. J.

Ein Besuch in Val-des-Bois.

Der Dampfwagen bringt den Reisenden zwar rasch an Ort und Stelle, aber er beraubt ihn auch zum größten Theil des Genusses, den die Natur durch ihre landschaftlichen Reize sonst zu bieten im stande ist. Das erfuhr ich wiederum an einem sonnigen Septembertage dieses Jahres. Von Maastricht über Lüttich und Namur führte mich mein Weg durch das Maasgebiet weit aufwärts. Schon bis Namur tauchten oftmals liebliche Landschaftsbilder auf, meist lachende Fluren, welche von Hügeln durchzogen wurden. Noch anziehender wurde die Gegend, als der Zug von Namur aus der französischen Grenze zueilte und dieselbe überschritten hatte. Natürlich folgte die Bahn nicht all den Windungen der hier zur Meuse gewordenen Maas. Aber gerade so entstand ein erfreulicher Wechsel: man verlor den Fluß nur aus dem Auge, um ihn nach einigen Augenblicken wieder auftauchen und dann dicht neben sich zu sehen, und so folgten sich die schönsten Landschaftsbilder fast ohne Unterbrechung. Erst in Charleville, wo ich südwestliche Richtung nach Rheims hin einschlagen mußte, wurde der Ausblick weniger reizvoll. Das Ziel meiner Reise war nicht mehr fern. In dem kaum zehn Kilometer von Rheims entfernten Bazancourt stieg ich aus. Ein paar Kilometer weiter ostwärts liegt Warmeriville-Val-des-Bois. Die Freundlichkeit des Besitzers von Val-des-Bois ersparte mir die Wahl zwischen einer kleinen Fußtour von 3/4 Stunden oder einer vollen Stunde Wartezeit, nach welcher eine Zweigbahn mich mitten in Val-des-Bois hätte bringen können: statt dessen brachte ein bequemer offener Wagen mich hin.

Val-des-Bois ist eine an das Landstädtchen Warmeriville sich anlehnende und mit ihr zusammengewachsene Ortschaft, welche durch die großen Fabrikanlagen der Harmelschen Spinnerei und die Wohnungen der Arbeitgeber wie

der Arbeiter gebildet wird. Die Wohnungen der Fabrikherren stechen im Aeußern wenig von denen der Arbeiter ab; nur sind sie geräumiger und umgibt sie ein größerer und besser gepflegter Garten; das Innere der Wohnungen zeigt freilich einen größern Komfort.

Die Miethwohnungen der Arbeiter sind größtentheils Eigenthum der Fabrikherren, für eine Reihe von Familien, höchstens sechs, aneinandergebaut, doch so, daß jede Familie vollständig getrennt lebt und einen kleinen, ans Haus anstoßenden Gartenraum besitzt; größeres Gartenland liegt etwas weiter entfernt. Die einzelne Wohnung enthält außer Keller und Boden drei anständig große Räume, von denen der eine oder andere nach Bedarf in zwei kleinere Zimmer getheilt werden kann. Diese Wohnungen werden den Arbeitern zu billiger Miethe überlassen. Sie als Eigenthum zu erwerben, haben die Arbeiter abgelehnt, weil sie sich bei der billigen Miethe besser stehen. Uebrigens ist keiner gezwungen, diese oder andere Miethwohnungen zu beziehen. Wer sich selber auf eigenem Grund und Boden häuslich niederlassen oder in dem Städtchen Warmeriville sich einmiethen will, der findet dazu leicht Gelegenheit. Ob aber bis jetzt auch nur ein einziger das für gut befunden hat, bezweifle ich. Einige Familien, von denen mehrere Mitglieder bei der Firma Harmel in Arbeit sind, haben je zwei Arbeiterwohnungen gemiethet und haben sich dort bei Vermeidung eines übertriebenen Luxus doch recht hübsch, ja beinahe elegant eingerichtet.

Die Firma „Gebrüder Harmel“ besteht jetzt nahezu ein Jahrhundert; sie datirt vom Jahre 1797. Doch in Val-des-Bois ließ sich der Vater des jetzigen alten Herrn Leo Harmel, der im Jahre 1884 im Alter von nahezu 89 Jahren verstorbene Jakob Joseph Harmel, erst 1840 nieder. Das großartige Institut und das ganz eigenthümliche Arbeiterstädtchen haben sich aus kleinen Anfängen unter unsäglichen Mühen des thatkräftigen und tief religiösen Fabrikherrn zu dem entwickelt, was es jetzt ist. Leo Harmel ist jetzt eigentlich der Stammhalter der Familie. Ein etwas jüngerer Bruder folgte dem alten Vater schon bald ins Grab. Dessen Kinder widmeten sich meist dem geistlichen und Ordensstande; in demselben sind schon mehrere von ihnen Opfer ihres apostolischen Eifers in fernen Missionsgebieten geworden. Leo jedoch erfreut sich in Val-des-Bois selbst einer zahlreichen Familie von Söhnen und Enkeln. Die Söhne helfen dem Vater und ersetzen ihn in der Leitung des Geschäftes. Eine ausgedehnte Hilfe in der Geschäftsleitung ist nicht nur wegen der Ausbreitung des Geschäftes erforderlich, sondern auch nicht zum geringsten darum, weil der alte Herr gar häufig von Hause abwesend ist: jede Versammlung, welche im arbeiterfreundlichen Sinne auf die Lösung der socialen Frage hinzuarbeiten strebt, findet ihn immer zur Theilnahme, und zwar zu einer thätig eingreifenden Theilnahme bereit.

So traf auch ich am Abende meiner Ankunft den Herrn Leo, den ich früher gelegentlich kennen gelernt und der mich mit einer Einladung beehrt hatte, augenblicklich nicht zu Hause; es hatte ihn eine Versammlung in der Nähe in Anspruch genommen, von der er erst spät am Abend zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bot sich mir gleich ein höchst erbaulicher Anblick dar. Es war ein Freitag, der erste Freitag des Monats. Da war von früh

morgens bis abends Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu in der auf Kosten der Fabrikherren erbauten Kapelle, die als Pfarrkirche der ganzen Arbeiterschaft dient. Schulkinder, Hausmütter bildeten abwechselnd die hauptsächliche Ehrenwache des eucharistischen Heilandes; aber auch Arbeiter und Arbeiterinnen suchten wenigstens kurze Augenblicke zu gewinnen, um ihren Erlöser im allerheiligsten Sacramente anzubeten: auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl heiliger Communionen war zu verzeichnen.

Doch das wurde alles weit überboten durch die Feier des folgenden Sonntags. An demselben war Schutzfest der Arbeiterschaft unter dem Titel Unserer Lieben Frau von der Fabrik (Notre Dame de l'Usine)[1]. Daß gerade der 8. September oder der folgende Sonntag als besonders festlicher Tag begangen wird, hat seinen Grund in einem ganz auffälligen Schutz, den die Fabrik vor Jahren erfahren hat. Im Jahre 1874 am 13. September ergriff eine gewaltige Feuersbrunst die Fabrik. Um 3 Uhr morgens weckte Feuerlärm die Bevölkerung: alles lief herbei, um den Flammen Einhalt zu thun; allein die Arbeit schien vergebens, ein großer Theil der Fabrik lag schon in Trümmern, dem andern Theil drohte das gleiche Los. Da auf einmal machte das verheerende Element Halt vor einer Mauer, welche oben auf einem an ihr angebrachten Sockel eine Statue der seligsten Jungfrau trug. Die Statue wurde vom Feuer und Rauch geschwärzt, aber selbst die papiernen Spitzen, welche am Sockel der Statue herunterhingen, blieben verschont. Zur beständigen Erinnerung bleibt das Bild an seiner Stelle und in dem Zustande, in welchen es die Feuersbrunst gebracht hat. Die Fabrik wurde wieder aufgebaut; am 8. September des folgenden Jahres konnte die Einweihung derselben vorgenommen werden, und zum Gedächtniß wurde das jährliche Fest Unserer Lieben Frau von der Fabrik, welche zur besondern Patronin der Werkstätten erwählt ist, auf den zweiten Sonntag des September festgesetzt.

Am Morgen des Festtages waren von 6—8 Uhr mehrere heilige Messen in der Kapelle. Während der Messe, die ich celebrirte, erbaute und erfreute mich die große Zahl der andächtig Communicirenden, und zwar war es auch eine nicht enden wollende Reihe von Männern, denen ich die heilige Communion reichte. Aehnlich ging es in den andern Messen.

Gegen 9 Uhr war feierliches Hochamt; der Celebrant, ein erst vor kurzem geweihter Priester, war aus der Arbeiterfamilie in Val-des-Bois hervorgegangen. Die Kapelle wäre für die Feier zu klein gewesen. Es war daher mit kirchlicher Erlaubniß im Freien ein Altar aufgeschlagen worden. Dorthin setzte sich von der Kapelle aus auf das Zeichen der Glocke eine großartige Procession in Bewegung: zahlreiche Vereine zogen auf mit ihren kirchlichen Fahnen; in weißen Festkleidern trugen die Marienkinder die Statue ihrer Schutzpatronin; der recht gut geschulte Musikverein ließ zu feierlichen Weisen seine Instrumente erklingen; auch eine Art militärischer Ehrenwache, von den Arbeitern gebildet, fehlte nicht.

---

[1] Ueber diese Arbeitervereinigung, die von Papst Leo XIII. im Jahre 1882 als Erzbruderschaft bestätigt und auf den ganzen katholischen Erdkreis ausgedehnt wurde, vgl. diese Zeitschrift Bd. XXIV, S. 558.

Von andern Arbeitervereinen waren aus nah und fern Delegirte gekommen, um an der Feier theilzunehmen; gegen zwei Dutzend Vereine waren so durch ihre Abgesandten vertreten.

Gegen 12 Uhr war großes gemeinsames Mittagsmahl: das Haus Harmel war der Gastgeber. Da wurde der Geist der Zusammengehörigkeit der Arbeitgeber und der Arbeiter, der Geist wahrhaft väterlicher Sorge der einen und der der heitern Zufriedenheit und der brüderlichen Eintracht der andern, so recht sichtbar und fühlbar. Ein großer Saal war amphitheatralisch eingerichtet, um über dreihundert Gäste aufzunehmen; einige der obersten Reihen wurden von der Familie des Fabrikherrn besetzt. Es war ein reichliches und doch einfaches Mahl; für guten Wein war vollauf gesorgt. Vom Gastgeber war in echt christlich frommer Weise angeordnet, daß all die Arbeitertische zuerst bedient wurden, am Schluß erst die eigene Familie. Es durfte natürlich auch nicht an kleinen Tischreden fehlen. Zuerst redeten mehrere Arbeiter, und ich staunte, wie gewandt und edel manche derselben sich auszudrücken wußten. Die Anrede, welche dann der alte Fabrikherr hielt, kam von Herzen und ging sichtlich zu Herzen. Die Worte, mit welchen er die religiöse Spitze der ganzen arbeiterfreundlichen Veranstaltungen betonte und die Nothwendigkeit hervorhob, der religiösen Seite der socialen Frage die Hauptaufmerksamkeit zu schenken, fanden durchaus Wiederhall in den Herzen der Arbeiter. Der übrige Tag floß hin in ungezwungener Unterhaltung; Musik und munteres Spiel gewährten Abspannung und Erholung. Das Fest klang aus in einer erhebenden kirchlichen Feier, indem nach einer noch glänzendern Procession als am Morgen unter freiem Himmel der sacramentalische Segen gespendet wurde. Für die auswärtigen Arbeiter wurde es dann Zeit zur Abreise. Die Musikkapelle von Val-des-Bois begleitete die Scheidenden und konnte, dank der kurzen Verspätung des Zuges, noch am Bahnhofe einige ihrer schönsten Weisen zum besten geben. Als der Zug sich in Bewegung setzte, erschallten noch aus den Waggons laute Vivat- und Dankesrufe nach Val-des-Bois.

Diese ungekünstelte Freude und heitere Zufriedenheit hatten augenscheinlich tiefere Wurzeln, als die augenblickliche Aufregung eines Festtaumels. Ich konnte mich mehrere Tage hindurch überzeugen, daß sie nur der natürliche Ausdruck der Stimmung waren, welche ständig unter der Gesamtbevölkerung herrscht. Selbst bei schweren Heimsuchungen, bei Krankheits- und Todesfällen weicht nicht leicht die Ruhe und Gottergebenheit aus dem Herzen dieser Arbeiterwelt. Katholiken und Nichtkatholiken, selbst die erklärtesten Feinde der Religion müssen, wenn sie bei einem Besuche in Val-des-Bois mit den dortigen Arbeitern nur ein wenig verkehren, staunend das Bekenntniß ablegen, daß ein ganz handgreiflicher Gegensatz sich zeigt zwischen der Stimmung der dortigen Bevölkerung und dem anderswo so oft wahrnehmbaren Geiste der Verbitterung und des Unmuthes, welcher die Arbeiterschichten, zumal die von der Socialdemokratie angesteckten, beherrscht. In Val-des-Bois ist keine Spur von Klassenhaß und Neid zu entdecken. Die gesamte Arbeiterschaft findet sich bei den Arbeitgebern heimisch; alle fühlen sich zusammengehörig, gleichsam wie mitzählend zu den Kindern eines großen Hauses. Das hat die Arbeiter fast instinctmäßig dazu gebracht, dem obersten Leiter des Geschäftes den vertraulichen Namen Bon Père beizulegen.

So nannten sie den Gründer von Val-des-Bois; aber sie wollten auch nach dem Tode desselben wieder einen „Guten Vater" haben und übertrugen sofort den Titel auf den jetzigen Stammhalter Leo: keiner in ganz Val-des-Bois nennt ihn anders.

Wie hat man denn nun dieses so mustergiltige Einvernehmen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, diese so glückliche Lösung der socialen Frage auf diesem Stück Erde zu stande gebracht? Und wie erhält sich auf die Dauer dieser beneidenswerthe Stand der Dinge? Um dies zu verstehen, muß die ganze dortige Einrichtung nach ihren verschiedenen Seiten hin, ihr Ursprung und ihre Entwicklung etwas näher gezeichnet werden. Man wird darin den Beweis finden, daß zur Lösung der socialen Frage einerseits zwar die Sorge für das materielle Wohl der Arbeiter eine nothwendige Bedingung ist, daß aber andererseits die Religion und der kirchliche Einfluß erst das rechte Leben verleiht und den Bestand sichert.

Im Jahre 1840, wie gesagt, gründete Jakob Joseph Harmel nahe beim Flecken Warmeriville seine Fabrik, indem er die elterliche Anlage in den Ardennen seinem Bruder überließ. Bei allem geschäftlichen Eifer war er doch vorab Katholik und zeigte sich in seinem Leben nach jeder Richtung hin als einen solchen. Er selbst kam immer pünktlich seinen religiösen und kirchlichen Pflichten nach, und es schmerzte ihn, die von ihm geworbenen Arbeiter so nachlässig und so verkommen zu sehen. Ausreichender Lohn, freundliche Behandlung gewannen ihm die Achtung und selbst das Zutrauen der Arbeiter. Des materiellen Wohles seiner Arbeiter nahm er sich thatkräftig an. Schon im Jahre 1846 trat durch seine Thätigkeit die ganze bei der Fabrik beschäftigte Arbeiterwelt zu einem Verein für gegenseitige Hilfe zusammen, durch welchen vor allem Vorsorge getroffen wurde für die Tage der Krankheit und für etwa eintretende Unfälle. Durch gelegentliches Zureden suchte er auch für das geistige Wohl der Seelen auf seine Arbeiter einzuwirken. Aber Jahrzehnte vergingen ohne irgend welchen nennenswerthen Erfolg: so sehr hatte religiöse Gleichgiltigkeit und Menschenfurcht die Gemüther von jedem kirchlichen Leben entfremdet. Insbesondere nahmen ausgelassene Vergnügungen und Sinnenrausch gerade den Sonntagen ihre Weihe. Bezeichnend für den religiös-sittlichen Verfall der Arbeiter in der damaligen Zeit ist eine Thatsache, welche jetzt noch in der Erinnerung der Familie fortlebt. Dem Zureden des Herrn war es endlich gelungen, von vier der zugänglichsten Arbeiter das Versprechen zu erhalten, daß sie ihrer Osterpflicht nachkommen wollten, freilich nicht unter den Augen der übrigen Arbeiter, sondern in der benachbarten Stadt des Morgens in der Frühe. Keiner der vier wußte etwas von den andern. Da nun die einzelnen von drei gleichgesinnten Kameraden sich beobachtet sahen, statt vollständig unbeachtet zu sein, gerieth der eine derselben in eine solche Aufregung und Verwirrung, daß er aus Furcht, bespöttelt zu werden, von einer weitern Erfüllung seiner Pflichten nichts mehr hören wollte. Man sieht, es war kein gefügiges Material, um aus ihm eifrige katholische Christen zu bilden. Und wäre es den Mühen und der Ausdauer nicht gelungen, endlich dennoch mit Gottes Gnade zu siegen, wir hätten wohl trotz ausreichender Löhnung und eingehender Sorge seitens des Fabrikherrn eine unzufriedene socialdemokratische Arbeitermasse in Val-des-Bois wie anderswo.

Die persönlichen Bemühungen des Fabrikherrn hatten zwar in den Arbeitern religiösen Sinn nicht wecken können; allein mochten sie auch in dieser Richtung noch so gleichgiltig bleiben, das Beispiel des Herrn, den sie zu achten und zu ehren nicht umhin konnten und mit dessen Behandlung und Lohnzahlung sie durchaus zufrieden sein mußten, ließ wenigstens eine eigentliche Feindschaft gegen die Religion in ihrem Herzen nicht aufkommen. Daß kein vernünftiger Grund zur Unzufriedenheit vorlag, war die erste Vorbedingung für eine bessere Entwicklung.

Der Fabrikherr beschloß — und er konnte es thun, ohne eine feindselige Stimmung wachzurufen —, ein paar Ordensschwestern zur etwaigen Krankenpflege und zum Schulunterricht für Mädchen heranzuziehen; kurze Zeit nachher kam es auch zu einer kleinen Niederlassung von Schulbrüdern zum Unterricht der Knaben. Diese Ordensleute gewannen auch nur allmählich und mit vieler Mühe etwas Einfluß auf die Arbeiterwelt. Doch unter sichtbarem Einfluß der göttlichen Gnade wurden endlich ein paar entschiedene Charaktere fürs Gute gewonnen; junge Leute und ein paar eben der Schule entwachsene Mädchen konnten zu religiöser Vereinigung zusammengehalten werden unter Leitung der Schulbrüder und der Ordensschwestern. Es war ein guter Keim, der unter sorgsamer Pflege von Jahr zu Jahr heranwuchs: allmählich entstanden die verschiedenen Vereine, welche jetzt fast die ganze Arbeiterschaft, ja auch die Arbeiterfamilien und ihre Glieder umfassen.

Ein genaueres Bild der einzelnen Vereine wird uns ihre Bedeutung erkennen und würdigen lassen. Die Vereine in Val-des-Bois sind nicht alle fromme oder specifisch religiöse Vereine; doch bilden diese den Grundstock, und alle Vereine sind vom religiösen Geiste getragen. Mit Recht betont Leo Harmel in seinem Buch über die Corporation von Val-des-Bois, daß zur moralischen Hebung des Volkes gerade religiöse Vereine oder doch Vereine auf religiöser Grundlage eine Nothwendigkeit seien. Diese Nothwendigkeit ist in Frankreich noch dringlicher als in Deutschland, weil die durch die Taufe der katholischen Kirche angehörigen Katholiken dort in weit größerer Zahl sittlich und religiös verkommen und von Menschenfurcht beeinflußt sind, als es bis jetzt in Deutschland der Fall ist, und daher weit mehr noch das Bedürfniß vorliegt, durch Vereinigung mit einer Zahl Gleichgesinnter sie Halt und Festigkeit gewinnen zu lassen gegen das massenhafte Verderben und das verführerische Beispiel. Hat dann aber einmal das Gute in einem Vereine Platz gegriffen und die leidige Menschenfurcht besiegt, dann liegt in der leichtern Erregbarkeit und größern Begeisterung, mit welcher der Franzose eine ihm lieb gewordene Sache umfaßt, die Hoffnung auf ausgiebigern Erfolg und rascheres Anwachsen des Guten.

Die Anfänge also der jetzt schon lange vollzogenen innigen Verbindung der Bewohnerschaft von Val-des-Bois zu einer eigenthümlichen gesellschaftlichen Körperschaft liegen in einigen religiösen Vereinen. Der erste war ein kleiner Jungfrauen-Verein, dem bald ein ähnlicher Verein noch jüngerer Mädchen folgte. Ein paar Jahre später folgte ein Männerverein unter dem Schutz des hl. Joseph, der sowohl Förderung des religiösen Lebens durch gewisse gemeinschaftliche gottesdienstliche Uebungen zum Zweck hatte, als auch Unterhaltung unter Ausschluß

aller gefährlichen Ergötzlichkeiten und Belehrung über sociale Fragen und Einrichtungen. Dieser Verein erweiterte sich zusehends, und er wurde der Grundstock aller andern Einrichtungen und Vereine, welche sich theils innerhalb desselben zu Einzelzwecken bildeten, theils von ihm geweckt wurden und Lebenskraft erhielten. Er nahm bald die Organisation der katholischen Arbeitervereine Frankreichs an, der sogenannten cercles catholiques d'ouvriers; nach dem Gesetze des Jahres 1884, durch welches die sogenannten gemischten Syndikate legale Existenz und corporative Berechtigung erhielten, wurde dieser Verein mit denen, die sich ihm ein- und angegliedert hatten, zu einem solchen gemischten Syndikat gemacht: so existiren nun in diesem gemischten Syndikat oder Verein eine ganze Reihe von wirtschaftlichen, professionellen, religiösen Verbindungen.

Da der Beitritt zu diesem Männerverein erst nach vollendetem 17. Jahre geschehen darf, so wurde bald noch eine Verbindung von Jünglingen, der sogenannte petit cercle, gebildet, worin Jünglinge von der ersten Communion bis zum Alter von 17 Jahren Aufnahme finden, und noch eine andere Verbindung für Kinder; diese Vereinigungen bezwecken sowohl den moralischen Schutz gegen sittliche Gefahren, unschuldige Spiele und Erholungen, als auch das frühzeitige Wecken eines Interesses an Selbstthätigkeit und an gemeinsamem Wirken. Für das weibliche Geschlecht bestehen außer dem Mütterverein unter dem Schutz der hl. Anna, der für verheiratete Frauen und Wittwen ist, noch drei andere Vereinigungen, nach verschiedenen Altersklassen abgestuft. Der Beitritt zu den bezüglichen Vereinigungen ist durchaus der Freiheit der einzelnen, beziehungsweise der Eltern, überlassen; nicht nur aus den Arbeiterfamilien nehmen sie ihre Mitglieder, sondern auch die Familien der Fabrikherren sind ihnen eingegliedert.

Der Männerverein verfolgt, wie gesagt, nicht bloß religiöse, sondern auch wirtschaftliche und professionelle Zwecke. Daher hat er zunächst einen Syndikats-Ausschuß oder -Rath, der zur Hälfte von den Arbeitgebern und zur Hälfte von den Arbeitern gebildet wird außer dem dem Arbeiterstande angehörigen Secretär. Dieser Ausschuß hält seine monatlichen Sitzungen, um über alles zu berathen, was die gute Organisation der Arbeiten, der Gesundheitspflege, der wirtschaftlichen Verhältnisse u. s. w. betrifft, um diesbezügliche Verbesserungsvorschläge zu machen und zur Ausführung vorzubereiten: die wöchentlichen Zusammenkünfte von Arbeitern unter sich sind davon unabhängig; ebenso die größern Versammlungen, wo ähnlich wie in den Arbeitervereinen Deutschlands durch Vortrag und Gedankenaustausch den einzelnen Gelegenheit zur Erholung und zur Belehrung über wirtschaftliche und andere Tagesfragen geboten wird. Dann ist ein professioneller Beirath geschaffen, der unter gemeinsamer Mitwirkung von Arbeitgebern und Arbeitern aus der Zahl der letztern gewählt wird und berathende Stimme hat bei Fragen, welche die Zucht und Ordnung in den Fabrikräumen, Unfälle, Unterweisung der Lehrlinge und Fortbildung betreffen. Ferner ist unter den Arbeitern eine Feuerwehr constituirt, ein Schützenverein, ein Turnverein, Musikverein, Leseverein u. dgl.; doch dürfen wir bei diesen nicht an solche Ausschreitungen und wilde Lustbarkeiten denken, welche sonst derartigen Vereinen sich so leicht anhängen; es ist alles auf eine heitere und fröhliche, aber immer

in den strengsten Schranken der Sittsamkeit bleibende Erholung berechnet. Es wird zur Abspannung und zum ehrbaren Vergnügen viel geboten auf Anregung und unter bedeutender Beisteuer der Fabrikherren, gerade zu dem Zwecke, um die Arbeiter von den ausschweifenden Vergnügungen lockerer Tanzbelustigungen und Berauschungen in Wirtshäusern fern zu halten.

Wenngleich alle diese Vereine und Anstalten schon tief in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifen, so beschäftigen sie sich doch nicht direct damit. Für diesen Zweck hat das Syndikat andere Anstalten zur Hand. Da ist zunächst die auf Actien gegründete Genossenschaft zu erwähnen zum gemeinsamen Betrieb der Bäckerei, Schlächterei und des Ankaufs verschiedener Bedürfnißartikel. In letzterer Hinsicht hat man, um die Gründung eines gemeinschaftlichen Warenmagazins zu umgehen, die sehr vortheilhafte Einrichtung getroffen, daß mit bestimmten Geschäftsfirmen aus der Nähe ein Contract abgeschlossen wurde, nach welchem den Mitgliedern der Genossenschaft die betreffenden Waren mehrere Procente unter dem gewöhnlichen Durchschnittspreis verkauft werden müssen, ohne daß die Mitglieder selbst für ihren Einkauf an eben jene Geschäftsstellen gebunden wären. Von den verschiedenen Arbeiter-Versicherungen ist schon theilweise die Rede gewesen, als oben die Vereinigung zur gegenseitigen Hilfe erwähnt wurde. Diese zuallererst gegründete Vereinigung ist die einzige, welche nicht vom freiwilligen Beitritt der einzelnen Arbeiter abhängt, sondern jeden, der in der Fabrik Arbeit nimmt, sofort sich angliedert, ihn also auch zu dem bezüglichen kleinen Beitrag verpflichtet. Diese gegenseitige Hilfe bezieht sich, wie oben gesagt wurde, besonders auf Krankheits- und Unglücksfälle. Alle andern in und mit dem Syndikat bestehenden Genossenschaften und Vereine, seien sie ökonomischer, erbaulich-religiöser oder erholender Natur, hangen betreffs ihres Beitritts ganz und gar vom freien Willen der einzelnen ab. Weitaus die meisten gehören jedoch dem Syndikat oder dem grundlegenden Männerverein an oder die übrigen Familienglieder ihrem betreffenden ursprünglichen Vereine. In die andern Vereine oder Verbindungen, in welche der Grundverein sich ausgeweitert oder die er für verschiedene Sonderzwecke eingeführt hat, können die einzelnen nicht füglich so eintreten, daß alle allen angehörten. Das ist speciell wahr für die verschiedenen Andachtsvereine, deren durch die frommen Bemühungen der Arbeitgeber eine ganze Reihe in Val-des-Bois und seiner öffentlichen Kapelle kirchlich errichtet sind und unter der Bevölkerung Boden gefaßt haben. Da ist unter anderem der Vincenz-Verein zu nennen, dann die Bruderschaft zum heiligen Sacramente, die Bruderschaft zu Unserer Lieben Frau von der Fabrik, der Rosenkranz-Verein, das Gebetsapostolat, der dritte Orden des hl. Franciscus. Dies alles zeugt zunächst von dem tief ernsten religiösen Sinn der Familien der Fabrikherren und ihres Stammhalters, der die Seele all dieser wirtschaftlichen und religiösen Veranstaltungen ist; alles, auch die Sorge für das materielle Wohlergehen will er geheiligt wissen durch das übernatürliche Ferment der katholischen Religion. Er spricht das auch seinen Arbeitern gegenüber klar und deutlich aus. „Unser Ziel", sagt er ihnen ganz offen, „ist das Uebernatürliche, auf daß Christus zur Herrschaft komme in unsern Seelen und in der ganzen Welt; aber damit froh und unverdrossen dieses Ziel im Auge

behalten und verfolgt werden könne, geht unser Bestreben zuerst dahin, der Arbeiterwelt eine ausreichende materielle Existenz zu verschaffen und ihre Lage mindestens zu einer nicht gedrückten zu machen.“ Dieses Ziel, die Heiligung des Arbeiterstandes, zunächst der an Ort und Stelle beschäftigten Arbeiter, wird mit einem wirklich apostolischen Eifer verfolgt. Einen glänzenden und wahrhaft rührenden Beweis für diese apostolische Gesinnung gibt eine ganz eigenthümliche religiöse Verbindung, die sogenannte Association intime, deren Mitglieder sich gegenseitig nicht kennen, die aber mit Gutheißung ihres Gewissensführers sich täglich dem göttlichen Herzen als Opfer anbieten, bereit zu allen äußern und innern Leiden und Mißgeschicken, welche die göttliche Vorsehung ihnen als Gnade zu gewähren für gut findet, um so in Vereinigung mit dem leidenden Erlöser sich zu opfern für das Heil und die Heiligung ihrer Brüder. Der Verein hat seine Mitglieder sowohl unter den ärmsten der Arbeiter, als unter den hervorragendsten Leitern der Fabrik. Daß da Gott seinen reichen Segen gibt nicht bloß für das materielle, sondern auch für das geistige Gedeihen der Genossenschaft und all der Veranstaltungen, braucht nicht wunderzunehmen. Dem göttlichen Herzen Jesu sind übrigens die ganze Fabrik, die einzelnen Häuser und Familien geweiht; überall ziert die großen Thore der Fabrikgebäude und die Hausthüren der Wohnungen ein metallenes Kreuz mit den Emblemen des göttlichen Herzens.

Es sei jedoch ausdrücklich hervorgehoben, daß auch die Theilnahme an den religiösen Gebräuchen und Uebungen keinem aufgedrängt wird. Wenn auch bei religiöser Pflichtvergessenheit eine passende Gelegenheit ergriffen werden mag zu väterlicher Mahnung und freundlichen Vorhaltungen: so kann doch, wer nicht durch ärgerliches Benehmen oder Verführung den andern in grober Weise ein Stein des Anstoßes wäre, so sehr allen moralischen Einfluß zum Guten an sich abprallen lassen, daß man sagen muß, für andersgeartete Umstände wäre es eher ein zu weiter Spielraum, der hier der persönlichen Schlechtigkeit gelassen wird. Einen Beweis dafür liefert folgende Anekdote, welche auf einer vor einer Reihe von Jahren geschehenen Thatsache fußt. Der Geistliche des Ortes machte einem alten Arbeiter Vorstellungen über die Vernachlässigung der religiösen Pflichten. „Aber, hochwürdiger Herr,“ erwiderte der Arbeiter, „ich liebe meine Herrschaft recht sehr, auch thue ich eigentlich mehr für ihr Interesse als meine Kameraden. In den benachbarten Wirtshäusern fällt manchmal die Bemerkung, man setze hier jeden vor die Thüre, der seinen religiösen Pflichten nicht nachkomme. Dann stehe ich auf und sage laut: Fünfunddreißig Jahre bin ich in Val-des-Bois, und nie habe ich die religiösen Pflichten erfüllt; aber deshalb habe ich niemals auch nur die geringste Ungelegenheit zu leiden gehabt.“

Thatsächlich gehören jetzt gegen $^{7}/_{8}$ der Arbeiterbevölkerung den verschiedenen religiösen Vereinen und dem Syndikat an.

Aber, wird vielleicht jemand zu fragen geneigt sein, ziehen denn nicht alle jene religiösen Vereinigungen und Veranstaltungen für Andacht und Gottesdienst die Leute ab von einer eingehendern Sorge für das materielle Wohlergehen und ökonomischen Fortschritt? Man scheint da die Leute zu Andächtlern heranzuziehen, aber nicht zu wirtschaftlich brauchbaren Männern. Zudem müssen

all die Vereine und Vereinchen doch auch durch Geldbeiträge unterstützt werden, welche einen ansehnlichen Theil des Arbeitslohnes verschlingen.

Alle diese Schwierigkeiten und Einwürfe sind ohne Grund und Boden. Die von Gott gewollte und wesentlich nothwendige Ordnung hat noch nie Unordnung gebracht. Die praktische Ueberzeugung davon, daß die Güter dieser Welt nicht unser letztes Ziel sein dürfen noch können, sondern nur Mittel für ein ungestörtes Ringen nach dem jenseitigen Glück, lehrt den richtigen Werth und das richtige Maß des irdischen Besitzes, fördert das Gemeinwohl unvergleichlich mehr, als das Versinken ins Materielle und der kalte, mit demselben verbundene Egoismus es vermag. Materieller, auch nur bescheidener Wohlstand ist nirgends dauerhaft und allgemein, wo nicht Gott und Tugend die Normen geben für das Streben nach irdischem Gut; umgekehrt aber ist auch nichts, was ein mäßiges Wohlergehen dauerhafter und allgemeiner machte, als Tugend und Frömmigkeit. So auch in Val-des-Bois. Die heitere und frohe Frömmigkeit der Arbeiter, die Selbstthätigkeit, welche sie bei all den Vereinen entfalten, die Wahrnehmung, daß sie bezüglich der Arbeit, der Ordnung und Einrichtung des Betriebes Gehör finden und Einfluß haben, steigert bei ihnen Arbeitslust und Arbeitskraft; die Löhne sind derartig, daß sie den billigen Anforderungen durchaus entsprechen; die Hilfseinrichtungen ermöglichen die möglichst günstige Ausnutzung der erhaltenen Löhne und stellen für außergewöhnliche ungünstige Verhältnisse liebevolle Theilnahme und Unterstützung in sichere Aussicht.

Was den pecuniären Stand der verschiedenen Vereinigungen angeht, so gewinnt man in dieselben einen kleinen Einblick durch das officielle Budget vom Jahre 1890. Die Gesamtkosten, welche zu decken waren, sei es an regelmäßigen Versicherungsbeiträgen, sei es für Vergnügungszwecke, für Lesen, für Musik und theatralische Aufführungen, sei es für religiöse und mildthätige Zwecke und Unterstützung zum höhern Studium von Arbeiterkindern, beliefen sich im ganzen auf 24 810 Francs: von diesen wurden nur über 11 000 Francs durch die Beiträge der Arbeiter gedeckt; über 10 000 durch directe Beisteuer seitens der Fabrikherren; gegen 3000 Francs durch verschiedene Einnahmen mittels Verkäufe, Verlosungen u. dgl., vielfach auch hier auf Kosten der Fabrikherren. Auf deren ausschließliche Rechnung kommen noch die weit höhern Kosten der Einrichtungen für Schule und Kapelle und die sogenannte Vorsorge-Kasse, aus welcher den durch Unglück oder Zufälligkeiten bedrängten Arbeitern ein Zuschuß gegeben wird, wenn nach Lage der Familie der Lohn als unzureichend befunden ist: regelmäßige Aufnahme über das Vorhandensein solcher bedrängten Lage und die Anweisung des Zuschusses geschieht durch die Arbeitercommission selbst; die Geschäftsfirma sorgt für den Bestand der Kasse. Auf Unzulänglichkeit des Lohnes wird jedesmal erkannt, wenn nicht für jedes Familienglied, welches zu unterhalten ist, groß und klein, im Durchschnitt mindestens täglich 60 Centimes entfallen, also wöchentlich 4,20 Francs. Wenn also beispielsweise ein Arbeiter den gewiß anständigen Lohn von 4,50 Francs täglich verdient, also einen Wochenlohn von $6 \times 4{,}50 = 27$ Francs (ein Jahresverdienst von 1400 Francs) hat, davon aber etwa eine arbeitsunfähige Frau und sechs noch unmündige Kinder ernähren muß: dann wird das Verdienst für unzureichend befunden (da es für

acht Personen mindestens 8 × 4,20 = 33,60 Francs erreichen sollte), und aus jener Vorsorgekasse wird dem Arbeiter ein wöchentlicher Zuschuß von 6,60 Francs zuerkannt, also ein Jahresverdienst von fast 1750 Francs. Thatsächlich beläuft sich jene Zulage bei mehreren jetzigen Arbeitern der Fabrik noch höher. Im März des Jahres 1895 bekamen sechs Arbeiter wöchentlichen Zuschuß, zwei derselben jeder wöchentlich 11,40 Francs. Ich glaube, mit einem solchen Verdienst und Lohnzusatz können die bescheidenen Bedürfnisse einer Arbeiterfamilie, zumal auf dem Lande, reichlich befriedigt werden. Wenn daher in einem kleinen Bericht über die gegenwärtige Lage der Arbeiterbevölkerung von Val-des-Bois seitens des Arbeitgebers gesagt wird, er maße sich nicht an zu sagen, daß ein solches Einkommen ein völlig ausreichendes sei, sondern nur, daß es wenigstens das bittere Elend fernhalte: so darf man das kühn eher als eine Uebertreibung seines edeln Herzens auffassen, denn als eine die wirklichen Bedürfnisse zeichnende Behauptung.

Ein derartiges unzureichendes Verdienst ist aber in Val-des-Bois schon deshalb eine Seltenheit, weil bei etwas zahlreicher Familie mehrere Familienglieder ihre Arbeit dort finden können; denn bei neuen Anstellungen haben die Kinder der schon engagirten Arbeiter den Vorrang. Die Lohnhöhe selbst ist natürlich je nach den verschiedenen Arten der Arbeit sehr verschieden, relativ aber eine gute. Es gibt solche Arbeiter, welche auf Stücklohn, und solche, welche auf Tageslohn sich mit den Arbeitgebern vereinbart haben. Das feste Tagesgehalt wechselt, von den niedrigsten und leichtesten Arbeiten angefangen bis zu den bedeutendern, bei den Arbeitern von 2,50 bis 5 Francs; bei den Arbeiterinnen ist es 3, 2 Francs, oder kann auch darunter bis zu 1,70 Francs herabsinken; geschultere Arbeiter und Handwerker können bis zu 6 Francs und darüber täglich verdienen. Bei Lohn auf Stückarbeit kam eine Reihe von Arbeitern auf den durchschnittlichen Tagesgewinn von 3,27; 3,64; 3,67; 3,77; 4,44; 4,84; 4,87; 5; 5,96; 6,15 Francs; — bei Nachtarbeit, welche zeitweilig in einer Abtheilung nöthig ward, zu 5,63; 5,69; 5,87; 5,95; 6,27 Francs täglichen Arbeitslohn. Diese Daten entstammen den Arbeitsbüchern des letzten Semesters des Jahres 1894.

Ein Beweis, daß der Lohn durchgehends wohl genügend ist, liegt darin, daß die Zahl derer, welche einen Sparpfennig in der Sparkasse hinterlegt haben, der Anzahl der beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen nahezu gleichkommt. Das von 400—500 Arbeitern hinterlegte Sparkapital war im Verlauf von zehn Jahren, von 1883—1892, nahezu 630 000 Francs.

Was jedoch die materielle Lage der Arbeiter bedeutend günstiger gestaltet und den Werth des Lohnes über seine Nominalhöhe relativ erhebt, sind nicht nur die schon genannten vielfachen Hilfskassen, die billigen Arbeiterwohnungen, sondern in hervorragender Weise die Sicherheit beständiger Arbeit ohne Lohnausfall und die Möglichkeit, mit mehreren Familiengliedern in derselben Fabrik dauernde Anstellung zu finden. Es grenzt fast ans Wunderbare, daß seit dem Bestehen der Fabrik in Val-des-Bois weder je von seiten der Arbeiter Arbeitseinstellung geplant ist, noch jemals von seiten der Fabrik die Arbeit eingestellt wurde: weder im Revolutionsjahr 1848, noch im Kriegsjahre 1870 trat auch nur einen einzigen Tag hindurch Arbeitsstockung ein; und als im Jahre 1874

der große Brand einen gewaltigen Theil der Fabrik in Asche gelegt hatte, wußte die Sorgfalt des Fabrikherrn noch am selben Tage eine wenig beschäftigte Fabrik in der Nähe zu miethen, so daß auch da für die Arbeiter kein einziger Tag eines Lohnausfalles eintrat.

Ferner kann es für die materielle und moralische Hebung der Arbeiter nicht hoch genug angeschlagen werden, daß für die jugendlichen Arbeiter Sorge getragen wird, um sie in den verschiedenen Arten der Arbeit zu unterrichten, und daß die Befähigtern unter den Arbeitern Hoffnung auf Beförderung haben; denn die höhern Angestellten im Bureau und zur Mitleitung der Geschäfte werden zuvörderst und zumeist aus den Reihen der einmal angestellten Arbeiter genommen. Auch alte, für schwere Arbeit unfähige Männer finden immerhin noch leichtere Arbeit, so daß mehrere über siebenzig Jahre alte und gebrechliche Arbeiter noch leicht $2^1/_2$ Francs und darüber täglich verdienen können.

Bei alledem stehen in Val-des-Bois wie auch anderswo die Arbeiter den Fabrikherren gegenüber im Verhältniß der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit. Das ist mit der Lohnarbeit ganz natürlich gegeben. Diese Abhängigkeit ist aber sehr wenig fühlbar. In all den Berathungen und Zusammenkünften der Ausschüsse der verschiedenen Vereine ist es zwar immer einer von den Fabrikherren, der den wirklichen oder Ehrenvorsitz führt; aber autoritativ einzugreifen, vermeidet er, soweit möglich, und möglich ist es fast immer. Es genügt in der Regel sein Rath und seine Belehrung, um dem Gange der Geschäfte die erforderliche Richtung zu geben. Die Oberleitung des Ganzen ruht selbstverständlich bei den Besitzern der Industrie; sie haben daher auch unter sich gesonderte Zusammenkünfte und Berathungen: allein die Ausführung aller nothwendigen Maßregeln geschieht durch die Arbeiter und das durch sie gebildete Comité. Die Gewalt und Autorität der untergeordneten Beamten, Werkführer u. s. w. ist groß genug, um moralischen Einfluß ausüben zu können zur Förderung des Guten, aber höchst beschränkt und gebunden, wo es sich darum handeln würde, einen Arbeiter zu strafen oder ihm nahezutreten; erhebliche Strafen, um so mehr Entlassung kann nur durch den Fabrikherrn selbst nach genauer Untersuchung des Falles angeordnet werden.

Man sieht, alle Anordnungen bis ins kleinste hinein sind mit großer Umsicht und Klugheit getroffen. Doch wird ihnen wahres Leben erst eingehaucht und der Erfolg gesichert durch den christlichen Geist, der die Arbeitgeber beseelt und der durch sie auf die Arbeiter übergeströmt ist und nach menschlicher Berechnung sich auf Generationen hin weiter fortpflanzen wird. Die Stellung des Arbeitgebers wird da als ein wahres Amt und als eine Pflicht aufgefaßt, welche Gott zu Gunsten der Masse von Arbeitern ihm auferlegt hat, auf daß er sie wie wahre Mitbrüder in Christo behandele, für ihr leibliches Wohlergehen, aber auch für ihr geistiges Wohl und für ihr Seelenheil Sorge trage und so in Wahrheit sich als Patron der Arbeiter zeige, mit welchem Namen die französische Sprache den Arbeitgeber belegt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Altenglische Weihnachtslieder.

Der Name Christmas-carol (Weihnachtslied) ist durch Dickens' gleichnamige Novelle, manch altenglischer Weihnachtsbrauch aus Washington Irvings Sketch-book auch bei uns in weitern Kreisen bekannt geworden. Wie bei allen christlichen Völkern des Mittelalters, so hat auch in England das Weihnachtsfest mit seinem kindlich-naiven, die Volksseele so recht anheimelnden Gepräge und Gepränge mehr als irgend ein anderes Fest Blüthen und Früchte geistlicher Dichtung rund um die Krippe her sprießen und reifen lassen. Ist es nun schon an sich belehrend und belohnend, dieser alten Volksdichtung liebend nachzugehen, deren unvergleichlicher Einfalt und Anspruchslosigkeit es um so leichter gelingt, uns einzunehmen und zu bestechen, je weniger Raum und Licht die heutige Welt dieser wie jener Eigenschaft zu gönnen scheint: so gilt dies von dem altenglischen Weihnachtsliede im besondern um so mehr, je volksthümlicher dies Fest infolge verschiedener Umstände gerade bei unsern angelsächsischen Stammesverwandten war und noch ist. Während sich der Continent zum neuen Jahre beglückwünscht, sendet sich England seine Christmas-greetings, und kein heiliger Abend vergeht, an dem nicht, so weit die englische Zunge reicht, ja wo immer in Hinterasien oder Innerafrika ein kühner Forscher sein Zelt errichtet, die Flamme des Plumpudding emporzüngelt, auf den der moderne Engländer die Gefühle zu übertragen scheint, die seine Altvordern einst dem obligaten weihnachtlichen Schweinskopfe entgegenbrachten. Die Sitte des englischen Weihnachtsschmauses in seinen verschiedenen Formen und Phasen reicht nämlich bis in die graue angelsächsische Heidenzeit mit ihrem Gule- oder Yulefeste zurück, von dessen Yulebäumen die Tanne unseres Weihnachtstisches ein später Ableger zu sein scheint.

Das Wort carol — unserem Gegenstande näher zu treten —, das heute schlechthin ein Lied bezeichnet, ist nicht englischen, sondern normannischen Ursprungs. Es kommt vom altfranzösischen querole oder carole und findet sich noch im Italienischen als carola (carolare), das soviel als Tanz (tanzen) bedeutet. Italis carola chorea est. Das Wort gilt für die ältere Zeit als gleichbedeutend mit der ballata, die sich auch ihrerseits als ein Tanzlied, ein Balllied einführt. So kommt das Wort carol in der ältern englischen Literatur mehrfach in der Bedeutung von Tanzlied

vor, scheint aber diese Bedeutung wie seine italienische Schwester, die ballata, frühzeitig genug verloren zu haben. In den alten carols selbst wenigstens finden wir keinerlei Andeutung, daß sie als Tanzlieder betrachtet werden wollen. Es ist deshalb unnöthig, hier zu untersuchen, ob im Mittelalter auch außerhalb Spaniens, des Landes der religiösen Tänze, in der Kirche getanzt wurde. Auch wenn wir, meist an der Hand kirchlicher Tanzverbote, ein sporadisches Vorkommen nachwiesen, würde es uns doch unmöglich sein, diese Tänze mit den altenglischen Weihnachtsliedern in Verbindung zu bringen. Vielmehr beweist uns die altenglische Uebersetzung eines lateinischen Sprichwortes des 14. Jahrhunderts, daß das Wort carol damals schon schlechthin singen bedeutete. Dies für uns Deutsche einigermaßen injuriöse Sprichwort lautete: Galli cantant, Angli iubilant, Hispani plangunt, Germani ululant, Itali caprizant — „Die Franzosen singen, die Engländer jubeln (the English *carol*), die Spanier seufzen, die Deutschen heulen, die Italiener meckern".

Die Fundgrube für die ältern englischen Weihnachtslieder, die hier zunächst unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, sind eine Anzahl von Handschriften des Britischen Museums, aus denen sie verschiedene Forscher, in erster Linie der unermüdliche Thomas Wright[1], gesammelt und weitern Kreisen zugänglich gemacht haben.

Die Lieder selbst zerfallen in zwei Klassen, religiöse und weltliche, von denen jene die Geheimnisse des armen Stalles, letztere die Freuden der reichen Tafel feiern. Kirchliche Verwendung im eigentlichen Sinne haben auch erstere wohl nie gefunden; höchstens mögen sie bei religiösen Volksschauspielen in Gebrauch gekommen sein.

Gleich das älteste aller uns überlieferten Weihnachtslieder — die Handschrift desselben (Reg. 16 E VIII) stammt nach Wright aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts — gehört in das zweite, das weltliche Genus und läßt sich pantagruelisch genug an. Das Lied ist in reinem Normannisch geschrieben und gehört fast mehr der altfranzösischen als der altenglischen Literatur an. Fremde Spielleute ziehen ins Schloß ein, in dem soeben das Weihnachtsfest gefeiert wird; also beginnen sie ihren Sang:

[1] Vor allem in: Specimens of old Christmas carols, selected from Manuscripts and printed books. Printed for the Percy Society, 1841. — Songs and carols now first printed from a Manuscript of the XV^th century. Percy Society, 1847.

Seignors, ore entendez à nus,	Ihr Herren, hört, schenkt uns die Ehr'!
De loinz sumes venuz à vus,	Zu suchen kamen wir fernher
Pur quere Noel;	Die Weihnachtsfreud';
Car l'em nus dit, que en cest hostel	In diesem Schloß, es hieß, aufs best'
Soleit tenir sa feste anuel	Halt' sie in jedem Jahr ihr Fest,
Ahi, cest jur.	Und das ist heut.

Der Rundreim des Liedes enthält wenigstens einen annähernd frommen Gedanken:

Deu doint à tuz icels joie d'amurs
Qui à danz Noel ferunt honors.

Gott schenke dem der Freuden Preis,
Der Weihnacht recht zu ehren weiß,

d. h. die Honneurs macht. Sonst sagen uns die Spielleute, daß in jedem rechten Schlosse Weihnachten offene Tafel sein soll, voll das Haus von Brod, Fleisch und Fisch für die Gäste, por faire honor. Wer diese gute alte Sitte aufrecht hält, wer rasch und reichlich gibt, dem verdoppelt Gott, was er sich an Auslagen kosten läßt por faire honor. Besonders am Weine darf nicht gespart werden; denn Weihnachten macht den Nachbar trinken: Noel fait beivere son veisin, und zwar wird viererlei Wein gewünscht, englischer und französischer, Gascogner und Anjou. Das Lied schließt mit den Zeilen:

So jo vus di tres toz Wesseyl
Dehaiz eit qui ne dira Drincheyl,

welche die frühzeitige Hegemonie der deutschen Rasse in allen den Durst betreffenden Angelegenheiten bekunden.

Dies Lied verdiente eine besondere Erwähnung, weil die Quelle desselben um zwei volle Jahrhunderte älter ist als die der nächstfolgenden carols — ein höheres Alter, das gleichzeitig durch das reine Normannisch zur Anschauung kommt, da die andern Lieder bereits der anglo-normannischen Mischsprache angehören. Wir lernen aus demselben, daß wir die bisweilen etwas stark nach dem Weinkruge duftenden weltlichen Lieder nicht ohne weiteres für jünger anzusehen haben als etwa die religiösen, da gerade das älteste Lied zu der gleichen Gattung gehört.

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die religiösen Lieder, so fällt uns ein doppelter Zug auf, den das englische Weihnachtslied mit anderssprachigen gemein hat, nur, wie es scheinen will, fast noch stärker betont. Der erste besteht darin, daß eine große Anzahl dieser Lieder englische und lateinische Zeilen mischen und mindestens einen lateinischen

Rundreim haben. Der zweite Zug liegt darin, daß fast alle diese Lieder den Geist einen Augenblick von der Krippe weg in die Ferne, zum Kreuze, nach Golgotha schweifen lassen. Es hat etwas Rührendes und Ergreifendes, daß diese alte Weihnachtspoesie das ferne Kreuz seine Schatten so weit voraus werfen läßt, in den Weihnachtsjubel ahnungsvolle Trauernoten mischt. Auch die lateinischen, auch die deutschen Weihnachtslieder thun dies wohl, aber weder mit solcher Beharrlichkeit noch in demselben Maße wie die englischen, unter denen wir förmlichen Marienklagen mit eingeschobenem Noel-Refrain begegnen werden.

Als ein Vertreter dieser Richtung kann zunächst das folgende kurze Lied dienen:

Be glad, lordynges, be ye more and lesse,
I bring zou tydynges of gladnesse,
As Gabriel me beryth wetnesse,
Dicam vobis quia:
Puer nobis natus est
De virgine Maria.

I bring zou tydynges, that ben gode,
Mary hath born a blyssful foude,
That bozt us all upon the rode
Sua morte pia.
Puer nobis natus est
De virgine Maria.

For the trespas of Adam
Fro the father of hevyn he cam,
Here to myrthe us began.
Teste prophetia
Puer nobis natus est
De virgine Maria.

Mary, modur and leve vergyn,
That bare a child withouten syn,
Kepe us all fro hell pyn.
De virgine Maria
Puer nobis natus est,
De virgine Maria.

Erfreut euch, Herren, freut euch sehr
Ich bring' fürwahr euch frohe Mär',
Die bracht' ein Engel himmelher,
Dicam vobis quia:
Puer nobis natus est
De virgine Maria.

Ich bring' euch frohe Mär' fürwahr:
Gar edle Frucht die Maid gebar,
Den, der uns kauft' am Kreuzaltar
Sua morte pia.
Puer nobis natus est
De virgine Maria.

Ob Adams altem Sündenleib
Kam er von seines Vaters Seit',
Der Grund all unsrer Fröhlichkeit.
Teste prophetia
Puer nobis natus est
De virgine Maria.

Maria, Magd und Mutter rein,
Trugst fleckenlos dein Kindelein;
Behüt' uns vor der Hölle Pein.
De virgine Maria
Puer nobis natus est,
De virgine Maria.

Ein anderes Lied von hoher Schönheit wendet sich an die Mutter des Kindes. Der Rundreim wiederholt nicht weniger als zehnmal die zweite Silbe des Wortes Noel, wie ja ähnliche Wiederholungen im Lateinischen sowohl als im Deutschen nicht selten sind, z. B. De vir vir vir vir virgine Maria u. a. m. In der Uebertragung ist von dieser Wiederholung Umgang genommen worden.

Mary, moder meke and mylde,
Fro shame and synne that ze us shyllde,
For gret on grownd ze gon with childe
  Gabriele nuntio.
Nowel el el el el el el el el el el,
Mary was gret with Gabriel.

Maria, Mutter, so mild, so rein,
Sollst wider Sünde ein Schild uns sein,
Deshalb ward Gott dein Kindelein
  Gabriele nuntio.
O Weihnacht, selige Weihnachtszeit,
Da grüßte der Engel Maria, die Maid!

Mary moder, be not adred,
Jhesu is in zour body bred
And of zour bryst he wil be fed
  Cum pudoris lilio.
Nowel el el el el el el el el el el,
Mary was gret with Gabriel.

Maria, Mutter, sei frohgemuth;
Dem, der in deinem Schoße geruht,
Reich deine Brust, dem höchsten Gut,
  Cum pudoris lilio.
O Weihnacht, selige Weihnachtszeit,
Da grüßte der Engel Maria, die Maid!

Mary moder, the frewit of the
For us was naylid on a tre,
In hevene is now his mageste,
  Fulget resurrectio.
Nowel el el el el el el el el el el,
Mary was gret with Gabriel.

Maria, Mutter, dein lieber Sohn,
Gekreuzigt für uns in Schmerz und Hohn,
Der herrschet nun mächtig auf seinem Thron,
  Fulget resurrectio.
O Weihnacht, selige Weihnachtszeit,
Da grüßte der Engel Maria, die Maid!

Mary moder, the thredde day
Up he ros, as I zow say,
To helle he tok the ryzte way,
  Motu fertur proprio.
Nowel el el el el el el el el el el,
Mary was gret with Gabriel.

Maria, Mutter, am dritten Tag
Erstand aus dem Grab er, darin er lag,
Vom Höllenthor er die Riegel brach,
  Motu fertur proprio.
O Weihnacht, selige Weihnachtszeit,
Da grüßte der Engel Maria, die Maid!

Mary moder, after thi sone
Up thou steyist, with him te wone,
The aungele weren glad, quan thou were come
  In coeli palatio.
Nowel el el el el el el el el el el,
Mary was gret with Gabriel.

Maria, Mutter, zum Sohne dein
Du kehrtest, ewig bei ihm zu sein;
Es holten die Engel mit Sang dich ein
  In coeli palatio.
O Weihnacht, selige Weihnachtszeit,
Da grüßte der Engel Maria, die Maid!

Das folgende Weihnachtslied möge noch eine Stelle hier finden, um zu zeigen, wie sehr diese Lieder ihrer großen Mehrzahl nach bei aller sonstigen Verschiedenheit dieselben stereotypen Gedanken fast in derselben Anordnung aufweisen. Auch ist bei all diesen Liedern das Vorherrschen des dreizeiligen Strophenbaues bemerkenswerth.

In this tyme Chryst [sic] hazt us sent
His owyn sone in present
To dwelle with us verement
  To ben our helpe and secour.
  Man, be glad in halle and bour,
  This tyme was born our savyour.

Zu dieser Zeit vom Himmelsthron
Hat Gott gesandt uns seinen Sohn,
Daß er wahrhaftig bei uns wohn',
  Zu helfen immerdar bereit.
  In Burg und Stadt drum fröhlich seid,
  Christ ward geborn zu dieser Zeit.

In this tyme ros a sterre cler
Over Bedlem as bryzt as fer,
In tokenyng, that he hadde non pere,
Lord, god, king and empereour.
Man, be glad in halle and bour,
This tyme was born our savyour.

Zu dieser Zeit erschien ein Stern,
Gar licht und klar, im Osten fern,
Ein Zeichen von dem Herrn der Herrn,
Der mächtig herrschet weit und breit.
In Burg und Stadt drum fröhlich seid,
Christ ward geborn zu dieser Zeit.

In this tyme it is be-falle,
He that deyid for us alle,
Born he was in assis stalle
Of Mary that sweet flour.
Man, be glad in halle and bour,
This tyme was born our savyour.

Zu dieser Zeit ward, der uns all'
Im Tod erlöst vom Sündenfall,
Geboren in des Esels Stall
Von einer lilienreinen Maid.
In Burg und Stadt drum fröhlich seid,
Christ ward geborn zu dieser Zeit.

In this tyme kemyn thre kynges,
He kemyn fro fer with ryche thinges
For to makyn here offerynges
On here knen with gret honour.
Man, be glad in halle and bour,
This tyme was born our savyour.

Zu dieser Zeit der Kön'ge drei
Von fernher zogen, die herbei
Der Gaben brachten mancherlei,
Zu huld'gen seiner Herrlichkeit.
In Burg und Stadt drum fröhlich seid,
Christ ward geborn zu dieser Zeit.

In this tyme prey we
To him, that deyid on the tre,
On us have mercy and peté
And bringe us alle to his tour.
Man, be glad in halle and bour,
This tyme was born our savyour.

Zu dieser Zeit nun allzumal
Wir flehn, daß seine Todesqual
Uns schließe auf den Himmelssaal
Aus lauter Gnad' und Gütigkeit.
In Burg und Stadt drum fröhlich seid,
Christ ward geborn zu dieser Zeit.

Verwandter Lieder ist uns eine ziemliche Anzahl, leider ohne die zugehörigen Singweisen, erhalten. Die angeführten werden indes genügen, eine Idee von dem Inhalte und der Ausdrucksweise dieser Poesien zu vermitteln. Trat der Hinweis auf das spätere Versöhnungsleiden des Neugebornen von Bethlehem, von dem schon oben die Rede war, in diesen Liedern nur vorübergehend, gleichsam nur mitklingend auf, so bildet es dagegen den Grundaccord in dem folgenden schönen Wiegenliede, in welchem sich der fröhliche Weihnachtsrundreim so wirkungsvoll von dem düster-wehmüthigen Inhalte des Liedes abhebt:

1. A new zer, a new zer a chyld was i-born,
Us for to savyn, that al was for-lorn.
So blessid be the tyme!

2. The father of hevene his owyn sone he sent
His kyngdam for to cleymyn, so blessid be the tyme.
So blessid be the tyme!

3. Al in a clene maydyn our Lord was i-lyzt,
Us for to savyn with all his myzt.
So blessid be the tyme!

4. Al of a clene maydyn our Lord was i-born,
Us for to savyn, that we was for-lorn.
So blessid be the tyme!

5. Lullay, lullay, litil chyld, myn owyn dere fode,
How xalt thou sufferin, be naylid on the rode!
So blessid be the tyme!

6. Lullay, lullay, litil chyld, myn owyn dere smerte,
How xalt thou sufferin the scharp spere to thi herte.
So blessid be the tyme!

---

1. Neu Jahr, ein neu Jahr, ein Kind ist geborn,
Zu erretten uns alle, die all wir verlorn.
O hochgelobte Zeit!

2. Es sandte der Vater den eigenen Sohn,
Zu errichten auf Erden sein Reich, seinen Thron.
O hochgelobte Zeit!

3. Die Magd hat, die reine, zur Welt ihn gebracht,
Zu erretten uns alle mit all seiner Macht.
O hochgelobte Zeit!

4. Die Magd hat, die reine, den Herrn uns geborn,
Zu erretten uns alle, die all wir verlorn.
O hochgelobte Zeit!

5. Nun heia popeia, mein Kindelein süß,
Einst nageln ans Kreuz sie dir Hände und Füß'.
O hochgelobte Zeit!

6. Nun heia popeia, meine Lust du, mein Schmerz,
Einst werden durchstoßen sie Brust dir und Herz.
O hochgelobte Zeit!

---

7. Lullay, lullay, litil chyld, I synge al for thi sake,
Many is on the scharpe schour to thi body is shape.
So blessid be the tyme!

8. Lullay, lullay, litil chyld, fayre happis the be-falle,
How xalt thou sufferin, to drynke ezyl and galle!
So blessid be the tyme!

9. Lullay, lullay, litil chyld, I syng al be-forn,
How xalt thou sufferin, the scharp garlang of thorn!
So blessid be the tyme!

10. Lullay, lullay, litil chyld, qwy wepy thou so sore?
And thou are bothin God and man, quat woldyst thou be more?
O blessid be the tyme!

11. Blessid be the armys, the chyld bar abowte,
And also the tetes, the chyld on sowkyd.
O blessid be the tyme!

12. Blessid be the moder, the chyld also
With Benedicamus Domino.
O blessid be the tyme!

---

7. Nun heia popeia, ich wiege dich ein,
Wie werden zerschlagen sie Fleisch dir und Bein!
O hochgelobte Zeit!

8. Nun heia popeia, einst Essig und Gall'
Wirst trinken du, sühnend der Eltern Fall.
O hochgelobte Zeit!

9. Nun heia popeia, ich lulle dich ein,
Wie hart wird, wie spitzig dein Dornenkranz sein!
O hochgelobte Zeit!

10. Nun heia popeia, was weinst du so sehr?
Bist Gott ja und Mensch, was möchtest du mehr?
O hochgelobte Zeit!

11. O selig die Arme, die trugen so lind,
Und selig die Brüste, die säugten dies Kind!
O hochgelobte Zeit!

12. O selig die Mutter, das Kind ebenso,
Singt Benedicamus, singt Domino!
O hochgelobte Zeit!

Immerhin haben wir aber in diesem Liede, der prophetischen Vorgesichte der Mutter unerachtet, ein echtes Weihnachtslied vor uns. Dies läßt sich wohl kaum von dem Liede Mary moder cum and se behaupten, das sich völlig wie eine Marienklage anläßt und aller Wahrscheinlichkeit nach einem Mysterium entnommen sein dürfte, das aber gleichwohl als Rundreim den Ruf Nowel mit fünfzehnfacher Wiederholung der Endsilbe bei sich hat. Sein Gebrauch als Christmas-carol ist also ebenso gewiß als sein Ursprung aus einem Passionsspiele wahrscheinlich. Das Lied beginnt mit einer Aufforderung, die jedenfalls Johannes zu sprechen hatte:

Mary moder, cum and se,	Maria, Mutter, komm geschwind,
Thi son is nayled on a tree	Ans Kreuz genagelt ist dein Kind
Hand and foot, he may not go,	Durch Hand und Fuß, es kann nicht gehn,
His body is woundyn al in woo.	Nur Wunden sind an ihm zu sehn.
Thi swete son that thou hast born,	Dein lieber Sohn, den du geborn,
To save mankynde, that was for-lorn,	Zu retten uns, die wir verlorn:
His hed is wrethin in a thorn,	Sein Haupt von Dornen ist verletzt,
His blysful body is all to-thorn.	Sein zarter Leib ist ganz zerfetzt.

Quan he this tale began to telle,	Da solches er zur Mutter spricht,
Mary would not longer dwelle,	Da konnt' sie länger weilen nicht;
But hyid here faste to that hylle	Zum Berg sie eilte ohn' Verzug,
Ther Jhesu his blod began to spylle.	Da man den Herrn ans Kreuze schlug.

Wir wollen das schöne Lied in der Annahme, daß es wohl nur durch literarische Vergewaltigung unter die Weihnachtslieder gerieth, hier nicht weiter verfolgen, sondern uns lieber, ehe wir die religiöse Weihnachtsdichtung verlassen, noch einem schönen Wiegenliede der Madonna zuwenden, das eine Perle an Naivetät und Innigkeit genannt zu werden verdient:

This endris nyght	Verfloss'ne Nacht
I saw a syght	Sah ich, erwacht,
A stare as bryght as day,	Viellichten Sternenschein,
And ever among	Dazu erklang
A mayden song	Des Mägdleins Sang:
Lullay, by, by, lullay.	Schlaf, Kindlein, schlafe ein!
This lovely lady sat and song	Die edle Jungfrau saß und sang,
And to hyr chyld sayd,	Sie sprach zu ihrem Kind:
My sone, broder, my fader der,	Mein Vater, Bruder, Sohn, was liegst
Why lyest thou thus hayd.	Du hier bei Schnee und Wind?
My swete byrd,	Mein Vöglein du,
Thus it ys betyde,	Wie ging das zu?
Thow thou be king veray;	Bist du nicht Gott? Allein
But nevertheless	Zur Ruhe bring'
I wyl not sess	Ich dich und sing':
To syng by, by, lullay.	Schlaf, Kindlein, schlafe ein!
The chylde than spak in his talking	Zu seiner Mutter sprach das Kind
And to his moder sayd:	In seiner Weise drauf:
I be kydde am king	Ein König bin ich, nahm mich gleich
In crybbe thar I be layd.	Dies arme Kripplein auf.
For aungeils bryght	Der Engel Licht
Done to me lyght,	Die Nacht durchbricht
Thou knost it ys no nay,	Mit hellem Himmelsschein;
And of that syght	Drum sing nur lind,
Thou mayst be lyght	Lull ein dein Kind,
To syng by, by, lullay.	Sing: Schlafe, schlafe ein!
Now swet son syn thou art kyng	Ach, Kind, wenn du ein König bist,
Why art thou layd in stall?	Was liegst du dann allhier?
Why ne thou ordene thi bedding	Was hast du nicht in Königs Schloß
In sum gret kyngs hall?	Ein Bett bestellet dir?
Me thynkyth it is ryght	Ein fürstlich Blut
That kyng or knyght	Das sollt' auch gut,
Shuld ly in good aray;	Mich dünkt, gebettet sein;

And than among
It wer no wrong
  To syng by, by, lullay.

Mary moder, I am thi chyld
  Thow I be layd in stall,
Lordes and dukes shall wosshyp me,
  And so shall kynges all.

Ye shall well see
That kynges three
  Shall come the XII day,
For this behest
Geve me thi brest
  And syng by, by, lullay.

Now tell me, swet son, I the pray,
  Thou art me leve and dere,
How shuld I kepe to thy pay
  And make thi glad and chere?

For all thi wyll
I wold fulfyl
  Thou wetyste ful weil in fay,
And for all thys
I wyll thi kys
  Ad syng by, by, lullay.

My der moder, when tym it be,
  Thou take me upon loft
And set me upon thi kne
  And handyll me full soft.

And in thi arme
Thou hyl me warme
  And kepe me nyght and day;
If I wepe
And may not slepe
  Thou syng by, by, lullay.

Now swet son, syn it is so that
  All thyng is at thi wyll,
I pray the graunte me a bone,
  Yf it be both ryght and skyll:

That chyld or man
That wyl or kan
  Be mery upon my day,
To blyse them bryng,
And I shal syng
  Lullay, by, by, lullay.

O wär' es so,
Wie säng' ich froh:
  Schlaf, Kindlein, schlafe ein!

Und lieg' ich, Mutter, auch im Stall,
  So bin ich doch dein Kind,
Und Herrn und Fürsten werden sein
  Mein dienend Ingesind.

Schon ziehn herbei
Der Kön'ge drei,
  Bald werden hier sie sein;
Drum, Mutter lieb,
Die Brust mir gib
  Und singe: Schlaf, schlaf ein!

Nun sag, du meine einz'ge Freud',
  Mein einzig Kind, sag an,
Was ich dir Liebes thun, wie ich
  Dein Herz erfreuen kann?

O sprich, begehr,
Nichts ist zu schwer,
  Du weißt, wie treu ich's mein';
Einstweilen muß
Ich einen Kuß
  Dir geben. Schlaf, schlaf ein!

O Mutter lieb, wenn Zeit es ist,
  Nimm mich auf deinen Schoß,
Laß sitzen mich auf deinem Knie
  Und streichle mich und kos'.

In deinem Arm
So weich, so warm
  Laß mich gebettet sein,
Und wenn ich wein',
So singe fein:
  Schlaf, Kindlein, schlafe ein!

Nun, liebes Kind, wenn denn geschieht,
  Was nur dein Wille ist,
So bitt' um eine Gnade ich,
  Wenn du's zufrieden bist:

Laß alle Leut'
Recht fröhlich heut
  Und recht voll Sonne sein
An meinem Tag,
Dann sing' und sag'
  Ich: Schlafe, Kind, schlaf ein!

Aus den beigebrachten Beispielen geht, glaube ich, zur Genüge hervor, daß sich das altenglische Weihnachtslied, sowohl was Reichhaltigkeit als auch was kindliche Naivetät und ungeschminkte Frömmigkeit angeht, recht wohl mit der parallelen Literatur anderer Zungen messen darf.

Einen scharfen Contrast mit dieser zarten, frommen Weihnachtsliteratur bildet das weltliche Christmas-carol, welches die lucullische Seite der Saison zur Anschauung bringt. Freilich kommen auch in den religiösen Liedern hin und wieder Anspielungen auf die in-foro-Freuden der Weihnacht vor, welche anzudeuten scheinen, daß auch die geistlichen Lieder ursprünglich der Weihnachtstafel ihre Entstehung verdanken. So schließt das hübsche Weihnachtslied Blessid be that mayde Mary mit der Strophe:

Nowel, nowel in this *halle,*
Make merye, I prey zou alle [1],
Onto that chyld may we calle
Ullo sine crimine.

Umgekehrt enthalten manche weltliche Lieder einzelne fromme Züge und Anklänge. So lautet der Refrain eines alten Liedes mit dem Titel A carol bringing in the bores hed:

Caput apri defero
Reddens laudes Domino,

Den Eberkopf bring' ich herein,
Gelobet soll der Herre sein,

und in einer jüngern Bearbeitung eben dieses Liedes, die in Queen's College, Oxford, in Gebrauch war, lautet die letzte Strophe:

Our steward hath providet this
In honour of the king of bliss,
Which on this day to be served is
In Reginensi atrio [2].

Aehnlich in einem andern Liede, das sich in der Londoner Handschrift Add. 5665 findet, die spätestens in den allerersten Jahren Heinrichs VIII. geschrieben ist, so daß das Lied zweifellos noch der vorreformatorischen Zeit angehört. Dasselbe gibt dem Eberkopfe eine religiös-symbolische Deutung. Der Rundreim des Liedes lautet:

Nowell, Nowell, Nowell, Nowell,
Tydynges gode y thyngke to tell.

---

[1] Weihnacht ist, Weihnacht in diesem Schloß! Seid fröhlich, ich bitte euch alle.
[2] Unser Truchseß hat dies Gericht bestellt zu Ehren des Königs der Seligkeit &c.

Weihnacht, Weihnacht, Christenleut',
Gute Zeitung bring' ich heut!

Das Lied selbst setzt sich aus folgenden drei Strophen zusammen:

The borys hede, that we bryng here,
Beto keneth, a prince without pere
Ys borne this day, to bye us dere.

A bore is a soverayn beste
And acceptable in every feste,
So mote thys lord be to moste and leste.

This borys hede we bring with song
In worchyp of him, that thus sprang
Of a virgine, to redresse all wrong.

Der Eberkopf hier bedeutet, wißt,
Den, der uns erkauft hat, Jesum Christ,
Der heutigen Tags geboren ist.

Der Eber ist ein königlich Wild,
Bei jedem Fest als das Beste er gilt,
Drum ist er von unserem Herrn ein Bild.

Den Eberkopf bringen wir singend herein
Zu Ehren des Sohnes der Jungfrau rein,
Der uns von Sünden erlöst hat allein.

Dieselbe Handschrift enthält ein anderes Lied, bei dem Weltliches und Geistliches so durcheinander geht, daß man nicht recht weiß, zu welchem Genus man überhaupt das Stück rechnen soll. Es beginnt damit, daß eine Stimme viermal den Ruf Noel wiederholt. Dann heißt es: „Wer ist der, der da so laut Noel, Noel singt?" — Der also Interpellirte erwidert: „Ich bin der Herr, Sir Christmas." — Der erste: „Willkommen, Mylord, Sir Christmas." — Die letzten Strophen des Liedes lauten dann:

Criste is now born of a pure mayde,
In an ox stall he is laid,
Wherefore sing we all abrayde
Nowell.

Beuvez bien par tutta la company,
Make gode chere and be ryght merry.
And singe with us now joyfully
Nowell [1].

---

[1] Christus ist nun geboren von einer reinen Magd; in eines Ochsen Stall ward er gelegt; deshalb singen wir alle mit lauter Stimme: Noel. — Trinket tapfer, ganze Compagnie; laßt es euch wohlschmecken und seid lustig, und singt mit uns vergnügt: Noel.

Ein anderes Lied auf den obligaten Eberkopf, das sich aller religiösen Beimischung enthält und durch die mythologischen Anspielungen (Meleager, Ceres, Bacchus) sich als ein Product späterer Zeit erweist, ist einem 1607 zu London gedruckten Buche, The Christmas-prince, entnommen:

The boare is dead,
Loe, heare is his head,
  What could have done more,
Then his head of to strike
Meleager like
  And bring it as I do before?

He livinge spoyled,
Where good men toyled,
  Which made kind Ceres sorrye,
But now dead and drawne
Is very good brawne
  And we e have brought it for ye.

Then sett down the swineyard,
The foe of the vineyard,
  Let Bacchus crown his fall;
Let this boares hed and mustard
Stand for pig, goose and custard,
  And so you are welcome all.

Mit dem Keiler ist's aus,
Hier sein Schädel zum Schmaus,
  Mehr ließ sich fürwahr nicht thaten,
Als Meleager gleich
Mit gewaltigem Streich
  Zu fällen sein Haupt und zu braten.

Als er noch gegrunzt,
Hat er häufig verhunzt
  Die Saaten zu Ceres' Schrecken;
Jetzt, todt wie die Maus,
Sieht gar freundlich er aus;
  Ich bitte, laßt ihn euch schmecken.

Es ist auch das Schwein
Gar gefährlich dem Wein,
  Drum wird uns Bacchus belohnen;
Nun ersetze der Kopf
Mit dem Mostertopf
  Euch Gänse, Schinken und Bohnen.

Auffallend ist, daß in diesem Liede der Eberkopf mit Senf als das einzige Gericht bezeichnet wird, der Schweinebraten, Geflügel und Eierkuchen, wie das Original sagt, ersetzen müsse. Andere, auch ältere Lieder kennen eine solche Beschränkung nicht, bezeichnen vielmehr den Schweinekopf ausdrücklich als das erste Gericht, dem sie eine ganze Litanei anderer Lucullalien nachfolgen lassen. So ein von Madden (Reliquiae antiquae II, 30) nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts mitgetheiltes Lied, welches in vier und mehr Strophen einen ganzen gereimten Küchenzettel uns vorführt. Als Schreiber dieses einmal in Paris sich aufhielt, hatte er das Vergnügen, einem Herrn vorgestellt zu werden, der eine „Geschichte der Kochkunst" vorbereitete. Leider ist ihm inzwischen der Name des Historikers entfallen; er würde sonst nicht verfehlen, denselben auf dies reichhaltige Document aufmerksam zu machen.

Doch kehren wir zu den neuern Zeiten zurück, denen wir uns bereits genähert hatten. Wir werden kaum verkennen können, daß sie, was die materielle Seite der Feier anlangt, einen Stillstand in deren Fortentwicklung nicht haben eintreten lassen. Schließen wir, um auch von dieser Gattung wenigstens ein Beispiel zu geben, ein eigentliches Carmen pota-

torium an. Die Handschrift, die es uns aufbewahrt hat, gehört nach Wright dem Anfange des 17., das Lied selbst also wohl noch dem 16. Jahrhundert an, dessen Söhne es bekanntlich verstanden, durch ihre Leistungen im Essen und Trinken (um mich eines Euphemismus zu bedienen) alle nachfolgenden Zeiten dauernd in Staunen zu versetzen. Betrachten wir das Lied bloß in sich, so ist demselben ein gewisser urwüchsiger Witz, eine grob-gemüthliche Laune nicht abzusprechen. Malen wir uns jedoch den culturgeschichtlichen Hintergrund dazu aus, so will es uns vorkommen, als hörten wir aus dem erleuchteten, aber vom Dampfe mächtiger Schüsseln wie mit einem Nebel erfüllten Orte des Bacchanals die heisere Stimme des nicht ganz nüchternen Sängers, den nach jeder Strophe eine dumpfe Salve halbarticulirter Beifallsbezeigungen unterbricht. Der Sänger fingirt, es sei ihm beim Schmause ein Knochensplitter im Halse stecken geblieben; nur Wein oder Porter kann, rasch applicirt, ihn noch retten und das Obstakel hinunterschwemmen:

A bonne, God wote!
Stickes in my throate
Without I have a draught
Of cornie aile
Nappy and staile,
My lyffe lyes in great wauste.
Some ayle or beare,
Gentill butlere,
Some lycoure thou hus showe,
Such as you mash,
Our throtes to wash,
The best were, that yow brew.

Saint master and knight,
That saint Mault hight,
Were prest betwen two stones,
That sweet humour
Of this lycoure
Would make us sing at once.
Mr. Worthley,
I dare well say,
I tell you as I thinke,
Woud not, I say,
Byd us this day,
But that we shuld have drink.

His men so tall
Walkes up his hall
With many a comly dishe,

Im Halse ein Bein
Mir steckt, o Pein!
Und ich hab' nichts zu trinken;
Von Bock oder Bier
Kein Tropfen hier;
Schon sehe den Tod ich winken!
He, Mundschenk, hier,
Bring Porter, bring Bier;
Was Flüssiges bring, was Nasses,
Daß ich mir rasch
Die Gurgel wasch',
Sei's Dunkeles oder Blasses.

Sanct Jürgen fürwahr,
Und wenn ein Paar
Mühlsteine mich beschwerte,
Solch süßes Naß,
Drauf ist Verlaß,
Daß es mich singen lehrte.
Herr Ehrenfeist,
Ich bin so dreist,
Zu reden just, wie ich denke;
Lad' Er mich fein
Zu Gaste nicht ein,
Er sorge denn für Getränke.

Die Diener so lang
Manch guten Gang,
Manch leckere Schüssel bringen;

Of his good meat	Das feinste Mahl
I cannot eate	Wird mir zur Qual,
Without a drink i-wysse.	Kann ich das Glas nicht schwingen.
Now gyve hus drink	Drum schenk' Er ein;
And let cat wynke,	O weh, das Bein!
I tell you all at once,	Thu' Er dem Mundschenk winken;
Yt stickes so sore,	Es sticht mich sehr,
I may sing no more,	Nein, ich sing' nicht mehr,
Tyll I have dronken once.	Erst muß ich eines trinken.

Es ist ein weiter Weg von den zarten Marienliedern der alten Zeit bis zu diesem Sange nasser Brüder. Indes wäre es irrig, zu meinen, die spätere Zeit hätte nur Derbes, um nicht zu sagen Rohes, aufzuweisen. Auch die Pflege des religiösen Weihnachtsliedes hört nicht auf. Verliert dasselbe auch mehr und mehr das Kindliche, Fromme, Naive, Volksthümliche, um dafür dem Lehrhaften, Steifen, Gemachten anheimzufallen, so stirbt doch die alte Tradition nur langsam ab und läßt noch mehr als einmal Töne erklingen, die wie eine Erinnerung an vergangene Zeiten uns anheimeln. Als ein Beispiel, zugleich als Schluß unserer Wanderung durch den poetischen Garten, den frommer Sinn um die Krippe von Bethlehem angelegt, mag das folgende neuere Lied dienen. Bemerkt sei nur, daß dasselbe im Original bedeutend länger ist, als es hier mitgetheilt wird, indem zwischen Strophe 3 und 4 mehrere Strophen ausbleiben, eine Kürzung, welche dem Lied eher zum Vortheil als zum Nachtheil gereichen dürfte:

1. A child this day is born,	Heut ist ein Kind geboren,
A child of high renown,	Ein hoher Königssohn;
Most worthy of a sceptre,	Wie glänzt des Kindes Scepter,
A sceptre and a crown.	Wie ragt des Kindes Thron!
Refrain:	Refrain:
Novels, novels, novels,	O Weihnacht, Weihnacht, Weihnacht!
Novels sing all we may,	Singt, Christen, hocherfreut;
Because the king of all kings	Der König aller Kön'ge
Was born this blessed day.	Ist euch geboren heut.
2. This child both god and man	Gott ist und Mensch das Kindlein,
From heaven down to us came,	Vom Himmel hoch es kam;
He is the king of all kings,	Kein König ist so mächtig,
And Jesus is his name.	Und Jesus ist sein Nam'.
3. The tidings shepherds heard,	Die Kunde Hirten hörten
In field watching their fold,	Aus eines Engels Mund,
Was by an angel unto them	Die bei den Schäflein wachten
That night reveald and told.	Zur Nacht im Wiesengrund.

4. And as the angel told them, So to them did appear, The found the young child Jesus Christ With Mary his mother dear.	Und wie's der Engel kündet', So fanden sie's bewährt: Den kleinen Herrn sie fanden Mit seiner Mutter werth.
5. Not sumptuously but simply Was the young king array'd, A manger was the cradle, Where the young child was laid.	Doch nichts war da zu schauen Von königlicher Pracht, Im Stall in einer Krippe Sein Bettlein war gemacht.
6. No pride at all was found In this most holy child, But he beeing void of all sin, The lamb of god most mild.	Auch war das edle Kindlein Von allem Stolz so fern, Doch frei von aller Makel, Das wahre Lamm des Herrn.
7. His body unto bitter pain He gave to set us free, He is our saviour Jesus Christ And none but only he.	Hat sich dahingegeben Für uns in bittre Pein, Und unser Herr und Heiland Ist er, und er allein.
8. The father, son and holy ghost All glory be therefore, To whom be all dominion Both now and evermore.	Dem Vater sei, dem Sohne Drum alle Herrlichkeit, Sowie dem Heil'gen Geiste, Jetzt und in Ewigkeit.

So wäre denn unser kurzer Rundgang vollendet. Unserer Zeit, der die historischen Studien ihre Züge aufgeprägt, bleibt das nie zu unterschätzende Verdienst, die Augen der Gegenwart auf das Alte gelenkt, mit diesem zugleich den Schlüssel zu seinem Verständnisse ausgegraben und damit nicht nur die Möglichkeit zu einer gerechten Würdigung, sondern auch die Anregung zu würdiger Weiterbildung gegeben zu haben. Der Faden der Ueberlieferung ist da wieder angeknüpft, wo er nie hätte abgebrochen werden sollen. Möge er nicht zum zweitenmal reißen, ehe noch die Kunst von heute den Kinderschuhen der Nachahmung entwachsen ist; möge unsere kirchliche Kunst — das ist die große Gefahr von heute — nicht springen wollen, ehe sie wieder gehen gelernt hat. Die ungeduldige Mutter, die zu früh das Kind vom Gängelbande löst, wird es später auf dem Prokrustesbett des Orthopäden wiederfinden, von dem sich noch niemals ein Narcissus oder Ganymed erhoben hat.

G. M. Dreves S. J.

Die religiös-communistischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten.

„Man kann die Geschichte eines einzelnen communistischen Experimentes nicht verfolgen," urtheilt 1884 der Geschichtschreiber von Icaria [1], „ohne zu entdecken, daß die Vereinzelung desselben mehr eine scheinbare als eine wirkliche ist. Man trifft auf verbindende Fäden und beeinflussende Strömungen, die in ganz unerwarteten Richtungen auseinanderlaufen. Folgt man dann diesen Spuren, so führen sie in eine labyrinthische Welt, von deren Existenz man bisher vielleicht auch keine Ahnung gehabt. Die letzten zehn Jahre waren angefüllt mit ernsten Forschungen und Erörterungen über alle Fragen der socialen Reform. Diejenigen, die sich damit befaßten, wußten aber so gut wie nichts von den nicht minder ernsten Anstrengungen, aufgegangen in einer unbeachtet gebliebenen Literatur und unbeachteten socialen Experimenten, welche dieses selbe Jahrzehnt in entlegenen Winkeln und Löchern fast in jedem Staate des vereinigten Nordamerika hervorgebracht hat. Eine eigentliche Organisation herrscht unter diesen unbekannten Experimentirern und Theoretikern nicht; ihre Ideen spielen in unendlich mannigfaltigen Farben; sie unterscheiden sich in allem und jedem, nur nicht in der entschiedenen Lossagung von der bestehenden Gesellschaftsordnung. . . . Diese Leute bilden in der Welt eine Welt im kleinen. Die große Welt wird ihrer Existenz nicht einmal gewahr, während sie den Vortheil haben, nicht nur ihre eigene kleine, sondern auch die große Welt sehr wohl zu kennen. Dieses Netzwerk, durchzogen von jeder Art der merkwürdigsten sich gegenseitig schneidenden Einflüsse und Bahnen wechselseitiger Berührung, ist, was man in Ermangelung einer bessern Bezeichnung bezeichnen dürfte als: die communistische Welt."

Der Stifter der Oneida-Gemeinde, Humphrey Noyes, meinte schon 1870, die Vereinigten Staaten seien „in den letzten 40 Jahren das chemische Laboratorium gewesen für socialistische Experimente jeder Art". Im Jahre 1875 berechnete man die Zahl der in den Vereinigten Staaten zur Zeit bestehenden communistischen Gemeinden auf 72, welche über 13 Staaten hin zerstreut etwa 5000 Seelen umfaßten. A. Shaw schreibt 1884: „In den letzten 60 Jahren hat es in diesem Lande sicher Hunderte

[1] *A. Shaw,* Icaria, a Study in Communistic History p. 173.

von communistischen Gemeinden gegeben, die freilich mit wenigen Ausnahmen schon in ihrem Keime zu Grunde gegangen sind; Tausende von Menschen haben sich bei diesen so rasch vorübergegangenen Unternehmungen betheiligt."

Es war jedoch nicht so sehr die im freien Amerika lockende größere Freiheit, noch auch die Leichtigkeit, hier weite, unbebaute Länderstrecken zur Besiedelung zu erwerben, was Tausende mit so unwiderstehlicher Macht zu solchen Versuchen zu treiben schien: es war vielmehr die Thatsache, daß man in den volkreichsten Staaten der Republik von lange her blühende communistische Gemeinden vor Augen hatte, deren glänzende materielle Erfolge offen zu Tage lagen und zur Nacheiferung reizten. Lange bevor noch ein phantasiereicher Volksbeglücker auf den Gedanken verfallen war, auf dem freien Boden Amerikas ein Kunstbeet für seine communistischen Treibhauspflänzchen anzulegen, hatten mächtige religiöse Triebe — mag man dieselben nun Schwärmerei oder Begeisterung nennen, Verirrung oder verzweifeltes Ringen des betrogenen religiösen Eifers — zur Gründung solcher communistischen Gemeinden geführt. Die meisten derselben hatten äußerlich gute Erfolge, und unter diesen erfolgreichen Gemeinden nimmt gerade das deutsche Element die hervorragendste Stelle ein.

Die nachweisbar erste communistische Gemeinde in Nordamerika ist Ephrata (jetzt Dunkerstown) bei Lancaster in Pennsylvanien. Dahin führte 1713 Konrad Beißel (auch Peyssel, Beizel u. s. w.) aus Deutschland eine Schar von „Separatisten", eine Frucht der wirren religiösen Bewegungen im deutschen Protestantismus im Anfange des 18. Jahrhunderts. Beißels Gemeinde belief sich zu Zeiten auf mehrere Tausende. Sie hielten streng an der Bibel, übten die vollendetste Gütergemeinschaft und lebten in Ehelosigkeit. Beißel hatte die unumschränkte Leitung. Er erreichte ein sehr hohes Alter und fand einen trefflichen Nachfolger. Die Gemeinde hatte sich zu großem Wohlstand emporgearbeitet, als Beißel starb. Schon in seinen alten Tagen hatte er indes den Abfall vieler Gemeindeglieder erleben müssen; unter seinem Nachfolger schwand die Zahl noch mehr. Im Jahre 1858 waren etwa noch 12—15 Glieder übrig; das Vermögen wurde bereits von einem Ausschusse verwaltet, welcher der Gemeinde nicht angehörte. Jacobi (1858) und Noyes (1870) sahen noch einige der großen Gemeindebauten von Ephrata emporragen als Denkmal einer Geschichte und eines Wohlstandes von 150 Jahren. Beißel hatte indes Schule gemacht. Samuel Snowberger, von Geburt zwar Amerikaner, aber wohl aus einer deutschen Familie Schneeberger stammend,

hatte sich am Beispiel Ephratas für ein religiös-communistisches Zusammenleben begeistert und gründete 1820 auf dem Snow Hill (10 Meilen von Harrisburg) in Pennsylvanien genau nach dem Vorbilde Ephratas eine eigene Gemeinde. Als Grundlage des religiösen Bekenntnisses dienten neben der Bibel die Schriften Beißels. Nach Jacobi zählte die Gemeinde 1858 noch 30 Mitglieder und befand sich in materiell günstiger Lage. So schildert sie auch Humphrey Noyes noch 1870.

Seit 1724 suchte auch die baptistische Secte der „Tunkers" (Untertaucher) im Norden Amerikas eine Heimstätte zu gemeinsamem Leben. Auch sie waren aus Deutschland ausgewandert. Als ihr Stifter wird Alexander Mack 1708, als ihre Heimat Schwarzenau (wohl das im A.-G. Berleburg) bezeichnet[1]. Inwieweit sie wirklich dem Communismus huldigten, ist nicht ersichtlich; indessen Noyes, in diesen Fragen einigermaßen Autorität, zählt sie unter den communistisch lebenden Secten auf. Daß solches manchen Zweigen der Baptisten nicht ferne lag, zeigt die communistische Gemeinde des Pfarrers Winzeler („Winzelianer") ca. 1840 in der Nähe von Schaffhausen auf einem Hofe im badischen Gebiet. Jedenfalls war das Leben der Tunkers im allgemeinen nicht das streng klösterliche wie bei den Anhängern Beißels. Die Ehe war ihnen gestattet. Dagegen war ihnen verboten, Waffen zu tragen, Processe zu führen und hohe Zinsen zu nehmen. Ihr Abendmahl feierten sie nur bei Nacht; es begann mit der Fußwaschung und war mit einem Liebesmahl verbunden.

Wichtiger wurden die Niederlassungen der „Mährischen Brüder", die gleichfalls von Deutschland ausgingen. Schon 1733 waren einige Brüder zum Zweck der Heidenmission nach Amerika gekommen. Der Druck äußerer Verhältnisse veranlaßte sie, in Pennsylvanien sich anzusiedeln, und die Verfolgung der Brüder-Unität, die gerade um diese Zeit in Deutschland ausbrach, führte viele Hunderte ihrer Glaubensgenossen zu ihnen übers Meer. Peter Böhler, David und Johann Nitschmann, Magister A. G. Spangenberg, Joh. Friedrich Cammerhof werden als Führer und Häupter genannt. Als der letztere 1751 starb, trat an seine Stelle Matthias Gottfried Hehl aus Tübingen, ehemaliger Inspector der Schulen

---

[1] Nach Rodemeyer, Die verschiedenen Religionsparteien (Bremen 1877) S. 369 hätte Konrad Beißel ursprünglich dieser Secte der Tunkers angehört und sich infolge von Sonderansichten von ihr losgesagt; seine Anhänger hätten den Namen „Sabbatarier" geführt, weil sie am jüdischen Sabbat festhielten. Für das Gründungsjahr von Ephrata verzeichnet Rodemeyer die Varianten 1724, 1732, 1769. Doch schien den amerikanischen Angaben hier mehr Gewicht beigelegt werden zu müssen.

und Anstalten in Herrenhut. Die beiden großen Brüder-Niederlassungen in Pennsylvanien, Bethlehem (1740) und Nazareth (1743), befanden sich in kurzer Zeit im blühendsten Zustande; sie zählten noch die kleinern Kolonien Gnadenthal, Christiansbrunn und Gnadenhütten am Mahony. „Die Gemeine in Bethlehem und Nazareth", berichtet David Cranz[1] über die Periode 1751—1755, „nahm um die Zeit sehr zu und zog die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich. Man hat im Jahre 1753 die Fremden gezählet, die bloß darum hingekommen, die Brüder und ihren Anbau, wie auch die Kinderanstalten, die jedermann zum Wunder waren, zu sehen: und ihre Anzahl belief sich über 1000, Weiße und Indianer."

Im November 1753 erfolgte auch die Besitznahme der Ländereien, welche den Brüdern 1751 in Nord-Karolina zugesprochen worden waren. Sie benannten dieselben „die Wachau" und gründeten daselbst die Niederlassung Bethabara. Bei stets wachsendem Zuzug aus Deutschland wie aus den Gemeinden in Pennsylvanien begannen sie 1766 eine förmliche Stadt in größerem Maßstabe anzulegen, welche sie Salem nannten und welche heute noch besteht. Bis 1760 war sowohl in Bethlehem wie in Bethabara der Communismus streng durchgeführt worden. Erst infolge einer Visitation des Bruders Spangenberg in der Wachau (vom Frühjahre 1759 bis Mai 1760) wurde „einigen Familien von den Brüdern, die gern ihre Wirtschaft für sich führen wollten, zu eigenthümlichen Wohnungen geholfen und mit dem Nöthigen gedienet"[2].

Nur wenig später, um 1773, wanderte Ann Lee, eine aus Manchester gebürtige einfache Fabrikarbeiterin, mit ihrem kleinen Anhang von England nach den Vereinigten Staaten aus. Sie hatte der Quäker-Secte angehört, war in ihrer Weise fromm, aber hysterisch und phantastisch-schwärmerisch. Im Gefängniß, in das man sie wegen separatistischen Conventikelwesens geworfen, wollte sie Visionen und Offenbarungen gehabt und den Befehl zur Amerika-Wanderung erhalten haben.

Ann Lees Gemeinde hatte seit 1775 ihren Sitz in Watervliet (Albany); seit 1780 mehrte sich ihr Anhang. Als sie 1784 starb, hinterließ sie einen im communistischen Zusammenleben wohlgeschulten Anhang. Einer ihrer ersten Anhänger, James Wittaker, führte bis zu seinem Tode die Leitung weiter; dann trat 1787 in der Person des ehemaligen Baptistenpredigers Joseph Meacham ein fähiger Organisator an die Spitze, welcher,

[1] Alte und Neue Brüder-Historie, 2. Aufl. (Barby 1772), S. 550.
[2] Cranz a. a. O. S. 661 f.

unterstützt von der Schwester Lucy Wright, dem Shakerthum (Shakers = die Zitterer) erst seine ganze Ausbildung gab. Von 1796—1821 führte Lucy Wright allein das Steuerruder weiter. Meacham war es, welcher zum Hauptsitz der Secte Mount Lebanon (Columbia County N. Y.) auserwählte; in Zeit von 5 Jahren hatte er 11 weitere Shaker-Gemeinden ins Dasein gerufen. Nach Nordhoff zählte die Secte um 1875, also gerade 100 Jahre nach ihrem Entstehen, 18 Gemeinden, die auf 7 Staaten sich vertheilten. In 58 Familienhaushalten lebten hier etwa 2415 Personen.

Die Shakers sind bekannt wegen ihrer Arbeitsamkeit und Genügsamkeit. Nur verhältnißmäßig wenige genießen Fleischspeisen; Ehelosigkeit ist strenges Gesetz. Doch leben Männer und Frauen zusammen und haben gemeinsame Unterhaltungen, Versammlungen und religiöse Tänze. Aber keine andere als „rein geistige Liebe" ist unter ihnen gestattet. Sie glauben, mit der Geisterwelt in steter und unmittelbarer Berührung zu sein, namentlich mit der von ihnen Christus dem Erlöser zunächst an die Seite gestellten Mother Ann (Lee), dem Father Joseph (Meacham) und Mother Lucy (Wright). In materieller Hinsicht haben sie großen Erfolg gehabt. Ihre Ländereien sind musterhaft bewirtschaftet, und überall sind die Shakers reich geworden.

Als eine vortheilhaft wirkende Eigenthümlichkeit der Shaker-Gemeinden wird bezeichnet, daß sie sich aus Individuen der verschiedensten Nationen zusammensetzen. Die Berichte einzelner Besucher sprechen mehrfach selbst von ganz gebildeten Männern aus unterschiedlichen Ländern Europas, welche durch freiwilligen Eintritt bei den Shakers eine Ruhestätte gesucht haben. Die Rekrutirung der Secte geschieht jedoch weniger durch solche freiwillige Adepten, als vielmehr durch Aufnahme, Ankauf oder anderweitige Erwerbung armer und verlassener Kinder [1].

Alle Zeugen sind einig über die musterhafte Ordnung und namentlich die ausgesuchte Reinlichkeit, die durchweg in den Shaker-Gemeinden herrscht. Zur innern Zucht helfen Sündenbekenntniß und Offenbarung des Gewissens gegenüber den Obern. Die Zustände und das Gebaren der Shakers bei den ihnen angeblich zu theil werdenden Manifestationen der Geisterwelt sind widerlich; die ganze geistige Atmosphäre, in welcher sie leben — sie betrachten dieselbe als einen Zustand der „Kindlichkeit" —, erscheint läppisch und zum äußersten entwürdigend. Nur die volle Un-

---

[1] Revue des deux Mondes 1866, 1. Janv. p. 107; vgl. *Noyes*, History of American. Socialisms p. 149.

kenntniß des Geisteslebens im katholischen Ordenshaus erklärt es, daß man die Shakers den katholischen Orden an die Seite gestellt und ihre Familienhaushalte „protestantische Klöster“ hat nennen können. Ebensogut könnte man ein ägyptisches Todtengemach mit seinen vertrockneten Mumien einer Pfarrkirche vergleichen, in welcher eine Christengemeinde den Segen des Himmels auf die Welt herabruft.

Schon Jacobi (1858) glaubt feststellen zu können, daß die Zunahme des Shakerthums an einem Haltepunkt angekommen sei. Das Twentieth Century (Febr. 1895) schließt sein Urtheil mit den Worten: „Oekonomischen Niedergang haben die Shakers niemals gekannt, und in die Zukunft schauen sie mit fester Zuversicht.... Daß jedoch die Shaker-Gemeinden im wahren Sinne ein Erfolg seien, wollen wir keineswegs behaupten, und ob sie auf die Dauer sich halten werden, ist mehr als zweifelhaft.“

Diesen „vorsündfluthlichen“, einer vergangenen Culturperiode angehörigen Gemeinden brachte der Anfang des 19. Jahrhunderts neue Nacheiferer. Im Jahre 1782 war der 26jährige Leineweber Georg Rapp zu Iptingen (O.-A. Maulbronn in Württemberg) zur Gewißheit gelangt, „Christus gefunden“ zu haben. Im württembergischen Protestantismus gärte es damals; das pietistisch gesinnte Landvolk stand dem neuen rationalistischen Gesangbuch, das ihm aufgenöthigt werden sollte, ablehnend gegenüber. Das „Räpple“, zwar nur Sohn eines unvermöglichen Bauern, aber ein Mann wie zum Herrschen geboren, gewann bald großen Einfluß; Tausende strömten zu seinen Versammlungen und Liebesmahlen. Die schroffe Stellung, welche er zur Landeskirche einnahm, zog ihm Verfolgung zu; doch er hatte großen Anhang, und an Geldunterstützung fehlte es nicht. Man beschloß die Auswanderung. Im Juni 1803 reiste Rapp mit seinem Sohne Johann (geb. 1783) nach Baltimore und erwarb nach längerer Umschau ein Gebiet von 6000 Acres in der Nähe von Pittsburg (Pennsylvanien). Im Laufe des Jahres 1804 folgten ihm etwa 700 seiner Anhänger in zwei Abtheilungen über das Meer; mit Beginn des Jahres 1805 war das Wesentliche bereits geordnet.

Der Kampf um die Existenz scheint den Sectenstifter dazu gebracht zu haben, 1807 jeden Gebrauch der Ehe hinfort zu verbieten. Gleichwohl blieb der größere Theil der Secte beisammen, und die Gemeinde nahm materiellen Aufschwung. Das Anwesen hatte sich bald so gehoben, daß Rapp dasselbe 1815 um 100000 Dollars verkaufen konnte. Er suchte nun einen neuen Wohnsitz, der den großen Verkehrsstraßen näher wäre, und gründete am Wabash (Indiana) die neue Niederlassung Harmony,

die er mit seinen fleißigen Schwaben binnen kurzem in ein zweites Eden umzuschaffen verstand. Die Einwohnerzahl stieg auf nahezu 1000. Dies war die Niederlassung, welche Rapp 1824 an den Engländer Rob. Owen verkaufte, und wo dieser mit seiner Gründung von „New Harmony" so gründlich scheiterte. Mit der schweren Arbeit, an welche Rapps Leute gewohnt waren, hatte sich das milde Klima Indianas nicht vertragen. Krankheiten waren ausgebrochen, und viele Rappiten waren hinweggerafft worden. Rapp zog nun wieder den weiten Weg zurück nach Pennsylvanien, wo er, sechs Meilen vom alten Harmony entfernt, die berühmteste seiner Niederlassungen, Economy-Community, anlegte. Die beiden großen Umzüge hat Rapp mit bewunderungswürdiger Umsicht geleitet. Alle drei Niederlassungen hat er zum schönsten Gedeihen gebracht. In Economy stieg zur Zeit der Blüthe die Mitgliederzahl bis zu 1800.

An Schwierigkeiten und Spaltungen hat es freilich auch in Rapps Gemeinden nicht gefehlt. Die harte Arbeit, die großen Anforderungen und das dictatorische Auftreten des Führers hatten schon in der ersten Ansiedelung die Lostrennung eines bedeutenden Bruchtheils der Gemeinde zur Folge gehabt. Unter Führung J. Hellers gründeten die Abtrünnigen eine eigene neue Kolonie, Blumenthal, gleichfalls in Pennsylvanien. Dann kam 1831 Bernhard Müller (auch „Graf Leon") aus Frankfurt mit 60 Anhängern nach Economy. Doch wurden die neuen Gäste bald so lästig, daß Rapp mit einem bedeutenden Stück Geld sich ihren Abzug erkaufte. Müller starb schon 1833 auf dem Red River.

Bei alledem hielt Rapps mächtige Persönlichkeit die Gemeinde beisammen. Sein fähiger Adoptivsohn, Friedr. Reichert, unterstützte ihn bei der äußern Verwaltung bis zum Tode 1834. Rapp selbst starb erst am 7. August 1847, nahezu 90 Jahre alt. Seine Nachfolger, Romelius Baker (Becker), dann Jakob Henrici zugleich mit Jonathan Lenz, wußten zwar Ordnung und Wohlstand, nicht aber die Zugkraft der Secte aufrecht zu halten. Jacobi schätzte 1858 ihre Zahl noch auf ungefähr 300. Sie waren sehr reich, aber die meisten im Alter schon vorgerückt. Nach Nordhoffs Angaben (1875) waren sie auf 110 Seelen zusammengeschmolzen, darunter keiner unter 40 Jahren. Das Twentieth Century (1895) spricht von zahlreichen fremden Arbeitern, welche sie beschäftigen, zugleich aber auch von der Hoffnungslosigkeit einer Rekrutirung der Gemeinde selbst. Das Aussterben dieses reichen, einst so gefeierten Gemeinwesens gilt bereits als gesichert.

Infolge der hohen materiellen Blüthe seiner Gemeinden hat Rapp ungleich mehr als die frühern Sectenführer zur Gründung communistischer Gemeinden den Anstoß gegeben, und fast alle Spätern haben von ihm gelernt. Unter diesen steht an erster Stelle sein Landsmann, der Württemberger Joseph Bäumler. Auch er war von bedrängten Separatisten schon in der alten Heimat zum Anführer gewählt. Unter seiner Leitung begannen sie, etwa 800 an der Zahl, 1817 die erste Niederlassung in Tuscorora County (Ohio) noch in großer Armut. Unter dem Druck der Noth proclamirten auch sie die Ehelosigkeit als religiöses Gesetz. Erst eine an den Tag gekommene Herzensschwäche ihres energischen Führers brachte seit 1828 oder 1830 für die Ehe wieder Duldung.

Bäumler wird als Finanzgenie gerühmt, und jedenfalls erlangte unter ihm die Zoar-Community großen Wohlstand. Neben den Shaker-Gemeinden galt Zoar (mit dem bald zu erwähnenden Amana) als das wohlgelungenste und blühendste aller communistischen Gemeinwesen Amerikas. Nur die raffinirte Reinlichkeitspflege der Shaker-Gemeinden wurde in Zoar vermißt. Das religiöse Leben, welches die Gemeinde zusammenhielt, gründete sich auf der etwas liberal gehandhabten Bibel und auf Bäumlers Prophetenthum. Sonntags wurde gesungen und gebetet; aber Sacramente kannte man gar nicht und von sonstiger Religionsübung wenig. Die Zoariten entblößen vor niemand das Haupt und reden jeden mit „du“ an; auch lassen sie nur die Vornamen gelten und benennen sich nur nach diesen.

Bäumlers Tod 1856 war für die Gemeinde ein vernichtender Schlag und der Anlaß großer Zerfahrenheit und Zwietracht. Die Zoar-Gemeinde zählte damals noch etwa 500 Personen. Für die äußere Verwaltung trat an Bäumlers Stelle Jakob Ackermann; für Seelsorge und geistliche Leitung brauchte man niemand. Aber Bäumlers Verlust wurde nicht wieder verschmerzt. Als Nordhoff 1875 schrieb, lebte Ackermann noch; die Gemeinde zählte noch etwa 300 Mitglieder und war sehr reich. Sie besaß in Ohio 7000 Acres und weitere Besitzungen im Staate Iowa; überdies trieb sie ausgedehnte Industrie. Man schätzte ihr Vermögen auf über eine Million Dollars. Das Twentieth Century gibt 1895 ihre Zahl auf 200—300, ihr Gesamtvermögen nach der Schätzung eines bekannten amerikanischen Socialpolitikers, Prof. Richard T. Ely, 1886 auf 1 500 000 Dollars an. Doch ist unläugbar, daß trotz dieser Wohlhabenheit und trotz der Duldung der Ehe die Zoariten an Zahl stätig zurückgehen.

Nach so viel Vorbildern vom Auslande her raffte endlich auch Amerika selbst zu einem communistischen Versuche sich auf. Zu Mendon in Massachusetts einigten sich am 28. Januar 1841 etwa 30 Personen aus verschiedenen Orten des Staates zum gemeinsamen Unternehmen. Eine Farm in Milford, „The Dale“, wurde angekauft, im April 1842 zuerst besiedelt und allmählich auf 500 Acres abgerundet. Man nannte sie jetzt „Hopedale“. Die Zahl der Theilnehmer war 1851 auf 175 gestiegen und wuchs noch bis zu 200. An der Spitze stand ein vormaliger Prediger der „Universalisten“ von sehr weiten religiösen Grundsätzen. Doch konnten nur solche zur Gemeinde zugelassen werden, welche den „Glauben an Christus nach Maßgabe des Neuen Testamentes“ ernstlich bekannten. Im übrigen blieb in Bezug auf das Dogma wie auf äußere religiöse Uebungen jeder völlig frei und sich selbst überlassen. Nur den moralischen Verpflichtungen, wie die Lehre Jesu nach dem Neuen Testament sie auferlege, sollten alle unterworfen sein. „Hopedale“, so erklärte der Hauptbegründer, Rev. Adin Ballou, 1851, „ist eine allgemeine religiöse, moralische, philanthropische und sociale Reform-Verbrüderung; es ist zugleich eine Missionsgesellschaft zur Ausbreitung des auf das Neue Testament gegründeten Christenthums, die Reform der sogen. ‚Kirche‘ und die Bekehrung der Welt.“ Nebenbei sollte Hopedale noch wirken für: Enthaltung von geistigen Getränken, Antisklaverei, Verzicht auf gewaltsame Selbstvertheidigung, Frauenemancipation, Armenpflege, Erziehungswesen und sociale Reorganisation. Rev. Ballou, allem Anscheine nach ein keineswegs unfähiger Führer, hatte für die Sache Hopedales Stellung und Einkommen geopfert und sich jahrelang den größten Anstrengungen und härtesten Arbeiten unterzogen. Aber er wurde „durch Ränke“ aus der Präsidentschaft verdrängt, und die ganze Gründung ging nach 17 Jahren des Bestehens aufs kläglichste in Stücke durch „die Beschaffenheit des Baumaterials“, durch „die Schlechtigkeit der Menschen“.

Unter dem Einflusse der aus Frankreich vertriebenen Camisarden der Cevennen hatten sich seit 1700 auch in Deutschland Inspirationsgemeinden gebildet, die an Eberh. Ludw. Gruber und seit dessen Tod 1728 an Joh. Friedr. Rock († 1749) ihr geistiges Haupt hatten. Infolge des Aufkommens von Herrenhut und der Entfremdung mit Zinzendorf ging schon vor dem Tode Rocks die Sache der Inspirationsgemeinden zurück durch Abfall, Aussterben und Mangel an mächtigen Inspirationen. Erst der Straßburger Schneider Michel Krausert gab seit 1816 wieder Anstoß zu neuem Leben. Bereits 1820 wurde er durch die elsässische Dienst-

magd Barbara Heinemann aus seiner dominirenden Stellung verdrängt. Seit 1823 erhielt der aus Neuwied gebürtige Schreiner Christian Metz allmählich die geistige Leitung der ganzen Secte. Unter dem Druck staatlicher Verfolgung in Hessen und Preußen entschied Metz auf Grund angeblich göttlicher Inspiration für die Auswanderung nach Amerika. Ein Hofrath Dr. Weber aus Lich, ein Fabrikant Möschel von der Ronneburg und etwa 800 andere Anhänger aus der Wetterau, dem Wittgensteinischen und Wiedischen zogen mit.

Bei Buffalo gründeten sie 1842 die Niederlassung Ebenezer, welche sie, ungeachtet lästiger Anfeindung von seiten der Indianer, bald zu hoher Blüthe brachten. Mit dem Ackerbau trieben sie erfolgreich auch die Tuchfabrikation. Ihre Zahl stieg zeitweise auf 2000 oder mehr Personen. Zum gemeinsamen Leben scheint mehr die unerbittliche Noth als irgend eine höhere Rücksicht bestimmt zu haben; doch wurde dasselbe auch bei wachsendem Wohlstande beibehalten. Die Mahlzeiten sind stets gemeinsam, aber die Wohnungen nach Familien. Ehen können nach Erlaubniß des inspirirten Mediums abgeschlossen werden, gelten jedoch als minder vollkommen. Auch kann für die Vermehrung der bestehenden Familien eine Beschränkung auferlegt werden. Als z. B. die Gemeinde zur Auswanderung nach Amerika sich vorbereitete, wurden für eine Reihe von Jahren alle Neugeburten verboten[1]. So ist hier das Malthusianische System selbst in den Gebrauch einer religiösen Secte übergegangen. Geleitet wurde die Gemeinde in weltlichen wie in geistlichen Dingen durch die Inspirationen des Metz und der Barbara Heinemann; sie hatte jedoch auch ihre gewählten Magistrate und eine geordnete Verwaltung. Die innere Geschichte der Secte, von Metz († 1867) selbst aufgezeichnet, soll keine sehr erbauliche sein; die äußere ist um so glänzender. Im Jahre 1855 verkaufte die Secte ihr Anwesen Ebenezer und wanderte nach Jowa aus, wo sie die vielgenannte Kolonie Amana gründete. Dieselbe ist nicht ein einziges großes Heim, sondern besteht aus sieben Ortschaften, die sich über ein Gebiet von 30000 Acres verbreiten, aber miteinander in enger Verbindung stehen. Auch in Amana wird Industrie betrieben und zwar in bedeutendem Umfang und mit großem Erfolg. Jacobi nennt (1858) überhaupt Amana „die größte und reichste Communistengemeinde in den Vereinigten Staaten". Sie gilt als das „Paradies von Jowa". Im ganzen erscheinen auch ihre Gebräuche und Anschauungen anziehender als

[1] *Noyes* l. c. p. 140.

die der übrigen religiös-communistischen Gemeinden. Man hält in ihr unverbrüchlich fest am Glauben an die heilige Dreifaltigkeit, hat häufigen Gottesdienst und will eine strenge Moral. Nach Nordhoff (1875) hatten sich ihr auch manche Katholiken angeschlossen. Alles in allem könnte Amana als das erfolgreichste und wohlgelungenste aller bekannten communistischen Experimente bezeichnet werden. Und doch urtheilt über diese Kolonie 1884 A. Shaw:

„Die Inspirationsgemeinde Amana, eine deutsche communistische Secte, befindet sich in demselben Staate wie die Icarier, und während Icaria mit seiner Handvoll Leute fortwährend in Armut und Zwist um die bare Existenz hat kämpfen müssen, zählte Amana seine Bewohner nach Hunderten, sammelte großen Reichthum und lebte in Frieden und Eintracht. Und doch, trotz alledem steht die Geschichte Icarias für den wissenschaftlichen Socialisten ebenso hoch über der Geschichte Amanas, wie für den Politiker von Fach die Geschichte des alten Griechenlands über den Jahrbüchern Chinas." Bei aller Uebertreibung ist in diesen Worten eine Wahrheit angedeutet, die auch bei den übrigen religiösen Communistengemeinden sich verwirklicht findet. Der materielle Wohlstand und die äußere Ordnung ist erkauft um die Darangabe aller höhern Interessen des Menschen, um das Opfer grundsätzlicher geistiger Verkümmerung.

Fast gleichzeitig mit der Einwanderung des Metz hatte ein ausgewanderter Oesterreicher, Andreas Bernhard Smolnikar — wie es heißt, ehemals in der Heimat Professor der biblischen Exegese —, in Philadelphia einen Anhang von Deutschen um sich gesammelt. Er behauptete, an der Hand der alten biblischen Prophezeiungen die Zeichen der Zeit erkannt zu haben. Der Augenblick sei gekommen zur Anbahnung eines allen Nationen verheißenen allgemeinen Friedens. Er sei nach Amerika gekommen, um die ihm enthüllten Pläne Gottes durchzuführen, und er forderte deshalb zum Anschluß auf. Bei dem amerikanischen Socialistencongreß zu Clinton Hall, New York City, am 4. April 1843 fungirte er als erster Vicepräsident. Es gelang ihm auch wirklich, Anhang zu gewinnen. In Pennsylvanien kaufte er 10 000 Acres fruchtbares, wenn auch wild liegendes Land. Im Sommer 1843 begann die Niederlassung unter dem Namen Peace-Union-Settlement (Friedens-Vereins-Niederlassung). Allein schon 1845 zog Smolnikar wieder im Lande umher, um öffentliche Vorträge zu halten und seine Lehre zu verkündigen. Die Gründung war in nichts zerronnen.

Den Gegensatz zu dem Oesterreicher Smolnikar bildet der Preuße Dr. Keil. Dieser, 1811 in Preußen geboren, später nach den Vereinigten

Staaten ausgewandert, hatte sich in der Kaufmannschaft, der Medicin und dem Magnetismus versucht, als er sich getrieben fühlte, als Reformator der Gesellschaft aufzutreten. In Missouri gründete er 1844 die communistische Gemeinde Bethel, und diese Gründung war ein großer Erfolg. Keil wird geschildert als ein Mann von eisernem Willen und außerordentlicher moralischer Macht über seine Umgebung. Als er Bethel zu hoher materieller Blüthe gehoben und zum Gegenstand der Bewunderung für alle umliegenden Farmer gemacht hatte, übergab er dessen fernere Verwaltung einem seiner Getreuen, einem Dr. Giese, und wanderte mit einem Theil seiner Anhänger in den Staat Oregon. Hier gründete er 1855 die neue Niederlassung Aurora, die schon 1856 eine Mitgliederzahl von 400 aufzuweisen hatte und an Blüthe und Wohlstand bald mit Bethel wetteiferte. Bethel und Aurora hörten nicht auf, miteinander eine einzige Familie zu bilden, gehorsam jedem Winke ihres Führers, auf dessen Namen auch alles Eigenthum beider Gemeinden eingetragen war. Erst im Gefühle vorrückenden Alters ließ Keil 1872 jeder einzelnen Familie ihre besondern Eigenthumstitel zustellen, ohne daß jedoch deshalb eine Aenderung im Zusammenleben eingetreten wäre. Als Nordhoff vor der Herausgabe seines Werkes 1875 die verschiedenen Communistengemeinden bereiste, fand er Keil noch am Leben. Nur von vier Alten als Rathgebern unterstützt, regierte derselbe unumschränkt als geistliches und weltliches Oberhaupt.

Die Kolonien Keils zählten nur Deutsche und Deutsch-Amerikaner. Die Ehe war in beiden Kolonien gestattet. Das äußere Leben der Gemeinde unterschied sich wenig von dem allgemein Gebräuchlichen. Die Leute waren fleißig und sparsam und, wie versichert wird, auch sittenstreng, wiewohl Keil in den verschiedenen Richtungen sehr weiten Spielraum gestattet zu haben scheint. Nie soll ein Bettler oder ein Verbrecher aus diesen Gemeinden hervorgegangen sein. Die religiösen Anschauungen gründeten sich auf Bibel und Lutherthum. Der Sonntag war Ruhetag, aber nur zweimal im Monat war Predigt. Keils Gemeinden besaßen von Anfang eine Schule für den Elementarunterricht; aber die geistige Regsamkeit innerhalb der Gemeinde war und blieb Null. Rodemeyer[1] gab 1877 die Mitgliederzahl von Bethel noch auf 200 an. Wenn die Gemeinden heute noch existiren, so haben sie doch sicher die Blüthe und Bedeutung von ehemals verloren. Das Twentieth Century erwähnt ihrer im Februar

[1] Die verschiedenen Religionsparteien S. 528.

1895 nur noch als historisch „interessant", ohne ihnen als Beispielen des erfolgreichen Communismus irgend einen Werth beizulegen.

Nicht lange nach Keil gründete ein anderer bibelgläubiger Protestant eine communistische Religionsgemeinde im Staate Illinois. Es war Erich Janson, ein Schwede[1], der sich 1846 Bishop Hill zum Sitz einer Niederlassung erwählte. Die Gemeinde hatte anfangs mit großer Armut zu kämpfen, 1850 wurde ihr der Begründer durch den Tod entrissen. Gleichwohl war sie um 1858 bis auf 800 angewachsen und befand sich in ziemlichem Wohlstande. Sie hatten begonnen, prächtige Gebäude, Brücken u. dgl. zu errichten; ihr Viehstand war der beste im ganzen Staate. Auch ihre Mitgliederzahl mehrte sich noch immer und stieg selbst bis auf 1000. Die Ehe war nämlich bei ihnen nicht verboten, wenn auch immer die Ehelosigkeit als das vollkommenere und geeignetere galt. Trotz aller äußern Erfolge nahmen aber seit 1859 die Spaltungen und Zwistigkeiten überhand; die scheinbar so hoffnungsvolle Kolonie ging 1862 an Anarchie zu Grunde.

Ein religiöses Gemeinwesen ganz eigener Art war die seit 1847 im Staate New York bestehende Oneida-Gemeinde. Ihr Gründer, J. Humphrey Noyes, war im gleichen Jahre 1811 geboren wie der Preuße Keil, und zu Brattleborro im selben Staate Vermont, aus dem wenige Jahre zuvor Joseph Smith, der Gründer der Mormonen, hervorgegangen war. Als zwanzigjähriger Jurist von religiöser Begeisterung ergriffen, warf er sich auf das Studium der Bibel und wurde 1833 zum Prediger ordinirt. Zugleich war er aber auch zum Erfinder einer neuen Religionsanschauung geworden, die er unter dem repristinirten Namen „Perfectionismus" zu verbreiten suchte. Er gewann wirklich Anhang, büßte aber dafür seine Stellung als Prediger und seine Befugniß zum Predigtamte ein. Wie vorher die durch die sogen. „Revivals" unter Edwards, Nettleton und Finney angeregte mächtige religiöse Bewegung (1831—1834), so wirkte zehn Jahre später (1841—1843) die große Fourieristische Strömung[2] auf den enthusiastischen Mann mit hinreißender Macht. Jene hatte ihn zum Sectenstifter gemacht, diese verwandelte ihn in ein klug berechnendes Communisten-

[1] Auch bei den Shakers in Mount Lebanon begegnete Nordhoff einem gebildeten Schweden aus guter Familie, der an der Universität Upsala seine Studien gemacht hatte. Hepworth Dixons Buch New America (London 1867, 2 Bde.) hatte ihn für das Leben der Shakers begeistert. Er war zu eigener Prüfung nach Mount Lebanon gereist, und da es ihm gefiel, ganz dort geblieben.

[2] Vgl. oben S. 290.

haupt. Die erste communistische Niederlassung begann er in seinem bisherigen Wohnorte Putney. Aber die Mitbürger, über das Treiben der saubern Gemeinde entrüstet, vertrieben dieselbe aus der Stadt. Bereits hatte jedoch Noyes zu einer andern Niederlassung, im Staate New York, den Anfang gemacht, und hier konnte nun das Gemeindeleben ungestört fortgesetzt werden.

Religion auf Grund des Bibelglaubens sollte die Gemeinde zusammenhalten. Aus der Bibel selbst wurde der extremste Communismus abgeleitet, nicht bloß die Gemeinsamkeit des äußern Besitzes, sondern auch der Frauen und Kinder. Die Secte behauptete, die Lehre Christi dadurch erst recht zu erfüllen, daß alle Gemeindeglieder in gemeinsamem Ehebunde lebten [1]. Die feierliche Aufnahme des neuen Mitgliedes war gleich einer Trauung mit der übrigen Gemeinde. Die Zahl der Neugeburten war angeblich nach „wissenschaftlichen Grundsätzen", thatsächlich nach den verworfensten egoistischen Rücksichten geregelt; sie war erschreckend gering [2]. Und während Noyes die in Oneida hierüber herrschenden Anschauungen mit aller Unverfrorenheit als preiswürdig hinstellt, hat er an anderer Stelle [3] die Dreistigkeit zu schreiben: „Das höchste Ideal einer erfolgreichen communistischen Gemeinde verlangt, daß sie eine vollständige Pflanzschule menschlicher Wesen sei, indem sie für dieselben alles leistet, was das alte Familienheim geleistet hat, und noch ein gutes Stück mehr. Vermehrung nach wissenschaftlichen Grundsätzen und allgemeine Geistescultur sollten ihr Ziel, das ‚Geldmachen' hierzu nur ein Mittel sein."

Auch die Freiheit des ehelichen Verkehrs unter den Gemeindegliedern war durch eine Reihe von Bedingungen und Klauseln eingeschränkt, welche auf raffinirtester Berechnung beruhend einerseits die verheerenden Folgen der Zügellosigkeit abwenden, andererseits die verhängnißvollsten Veranlassungen zu Zwietracht abschwächen sollten, unter allen Umständen aber manchen Mitgliedern große Ueberwindung auflegen mußten. Auf-

---

[1] Deshalb protestirt Noyes (Hist. of Americ. Socialisms p. 638) gegen die Bezeichnung seiner Gemeinde als einer Gemeinde der „freien Liebe", obgleich er diesen Ausdruck früher selbst, freilich in *seinem* Sinne, auf seine Gemeinde angewendet hatte.

[2] Auf einem Verzeichniß der in Oneida täglich geleisteten Arbeit (mit Ausschluß aller geistigen Arbeit, wie auch der Kinderpflege, des Schulhaltens, des Druckens und Zeitungsredigirens) werden neben 89 Männern und 103 Frauen (die also nur einen *Theil* des erwachsenen Personals darstellen) nur vier Knaben und zwei Mädchen verzeichnet. Ganz kleine Kinder sind natürlich nicht mitgerechnet.

[3] History of American Socialisms p. 149.

rechthaltung der Ordnung, des Friedens und der äußern Zucht war jedoch trotz all dieser Vorsicht auch für Noyes nichts Leichtes. Gleichwohl bediente er sich hierzu nicht, wie die Shakers und andere communistische Gemeinden, der freiwilligen Offenbarung des Gewissens durch die Untergebenen, sondern der gegenseitigen Ueberwachung. In öffentlicher Gemeindeversammlung mußte der Einzelne vortreten und alle Klagen und Bemängelungen anhören, welche die übrigen Gemeindeglieder, jung und alt, Männer und Weiber, wider ihn vorzubringen hatten. Nach Maßgabe der Klagen konnte Strafe erfolgen. Aber es konnten auch gute Handlungen, große Ueberwindungen u. dgl. zu Gunsten des öffentlich „Gesteinigten" geltend gemacht werden.

Aeußerlich war Oneida erfolgreich. In zwei Gemeinden, Oneida nebst dem auf demselben Territorium liegenden und davon abhängigen Willow Place und dem Oneida untergeordneten, aber selbständig verwalteten Wallingford, besaß die Secte 1874 ein Vermögen von einer halben Million Dollars. Die Gemeinde bestand aus 283 Mitgliedern, beschäftigte jedoch noch viele fremde Arbeiter. Sie trieb mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht, hielt eine Seidenfabrik, eine Erzgießerei und eine Stahlwarenfabrik im Schwung[1], hatte einen ausgedehnten Handel mit eingemachten Früchten und mit Brettern und Latten. Außerdem arbeiteten, mehr für den Gemeindebedarf, zwei Druckerpressen, von denen jedoch auch manche Werke für den Büchermarkt geliefert wurden. Auch die Zeitung der Secte, das Oneida Circular, mag mehrfach über die Grenzen der Kolonien hinaus verbreitet gewesen sein.

Seit 1879 sah sich Noyes und sein dreihundertköpfiger Ehebund mit der Gesetzgebung des Staates New York im Conflict und war genöthigt, um Schlimmeres zu verhüten, einen Schein von Einzelehen einzuführen. Kurz nach seinem Tode 1886 hörte die Gemeinde als solche zu existiren auf. Von manchen wird schon das Jahr 1881 als das Ende von Oneida bezeichnet. Die Ueberlebenden genießen noch jetzt als „Actionäre" den ehedem gesammelten Gemeinde-Reichthum.

---

[1] Nach Hepworth Dixon (New America, 1867) verdankt die Gemeinde ihren finanziellen Aufschwung einem glücklichen Zufall. Unter den Anhängern der Secte befand sich gleich anfangs ein geschickter canadischer „trapper", Sewell Newhouse, welcher auf den Gedanken kam, stählerne Thierfallen nach einem neuen System zu fabriciren. Bis dahin waren alle derartigen Waren ausschließlich von deutschen Märkten bezogen worden. Es gelang, mit der neuen Fabrik Anklang zu finden und den Artikel dem deutschen Markte ganz zu entziehen. Derselbe brachte in einem einzigen Jahre der Oneida-Gemeinde einen Gewinn von 80 000 Dollars.

Zu den religiös-communistischen Gemeinden Amerikas sind nothwendig auch diejenigen zu rechnen, welche den Spiritismus sich zur Grundlage gewählt haben. In den spiritistischen Cirkeln zu Auburn (New York) wurde zur ersten Gründung dieser Art der Anstoß gegeben, und an die in Mountain Cove (Virginia) 1851 ins Leben getretene Gemeinde knüpften sich große Erwartungen. Auch manche angesehene Perfectionisten, des Humphrey Noyes ehemalige Jünger, schlossen sich an. Als jedoch die leitenden Medien, James L. Scott und Thomas Lake Harris, göttliche Inspiration und absolute Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nahmen (d. h. wohl: Unterordnung und Gehorsam verlangten), brachen Streitigkeiten aus, und noch vor Ablauf des Jahres 1853 war die Gemeinde aufgelöst. Aber derselbe Thomas Lake Harris, von Geburt ein Engländer, ehemals Universalistenprediger in New York und zeitweise auch Modeprediger in den großen Städten Englands, wurde trotz der Erfahrungen von Mountain Cove auf angeblich göttliche Einsprechung hin 1867 der Gründer der neuen communistischen Gemeinde Brocton (New York). Ein schönes Anwesen von 1600 Acres wurde erworben, das zum großen Theil mit Weinbergen bepflanzt werden sollte. Die Gemeinde zählte 1869 bereits 60 Erwachsene nebst einer Schar von Kindern, nicht weniger als fünf „orthodoxe Clergymen“ und mehrere Damen aus angesehenen Kreisen (so Lady Oliphant aus England nebst ihrem Sohne Lawrence Oliphant). Bei aller Gemeinsamkeit der äußern Güter wurde doch Familienhaushaltung beibehalten. Die „Religion“, aufgefaßt nach den Schriften Swedenborgs und den Phantasien des Lake Harris, sollte die Grundlage des ganzen Zusammenlebens bilden. Ein Ausschuß von 19 Mitgliedern führte die weltliche Verwaltung; allein nur solche Beschlüsse sollten als gottgewollt betrachtet werden und Geltung besitzen, auf welche alle 19 Stimmen sich einigten. Alle äußern Verhältnisse schienen für die Gemeinde günstig; doch nach wenigen Jahren hatte sie zu bestehen aufgehört.

Ein nahe verwandtes Unternehmen war die Gründung von Cedar-Vale in Kansas, dessen Nordhoff 1875 Erwähnung thut. Diese Kolonie bestand zum größten Theil aus Russen. Sie gehörten meist den bessern Ständen an: Gelehrte, Künstler, Literaten u. s. w., welche die freiwillige Armut sich erwählten, um gemeinsam ein „Leben der Natur“ zu führen. Trotz ihrer ganz materialistischen Weltanschauung vereinigten sie sich zu brüderlicher Gemeinschaft mit einer Anzahl amerikanischer Spiritisten, vorzüglich Clergymen und Mediciner. Eine russische Dame von gefeierter

Schönheit übte thatsächlich den leitenden Einfluß. Das Twentieth Century 1895 kennt diese Gemeinde nicht mehr als existirend.

Im Herbst 1882 verbanden sich abermals 30 junge Russen zu gemeinsamem Leben in New Odessa Community (Douglas County, Oregon). An ihre Spitze trat, durch Bitten gedrängt, ein russischer Astronom, ehemals im Dienste der russischen Regierung, Dr. Frey. Derselbe hatte sich durch Verbreitung seiner communistischen Ideen in der Heimat Verfolgung zugezogen und war deshalb 1868 nach Amerika ausgewandert. Frey ging von der Ueberzeugung aus, daß ein communistisches Gemeinwesen nur auf Grund der Religion erhalten werden könne und vor allem „ethische Cultur" sich zum Ziele setzen müsse. Unglücklicherweise war die einzige Religion, die ihm paßte, der Positivismus, und dieser erwies sich ungleich minder machtvoll als das Shakerthum oder die Inspirationen des Christian Metz. Das Twentieth Century weiß von New Odessa nichts mehr zu berichten.

Mit diesen Aufzählungen ist weder die Zahl noch die Mannigfaltigkeit der religiös-communistischen Gemeinden erschöpft[1], die im Laufe der Zeit in den Vereinigten Staaten ans Licht getreten sind. Aber die bedeutendsten und bis jetzt dauerhaftesten sind genannt worden. Es ist nicht zu läugnen, daß der größere Theil derselben einen gewissen Erfolg aufzuweisen hat, welchen Humphrey Noyes in die Worte faßt[2]: „Für eine längere Zeitperiode hielten sie zusammen und machten Geld." Die säcularistischen Gründungen Owens, Fouriers und Cabets hatten einen ähnlichen Erfolg nicht aufzuweisen. Um so mehr hatte die theilweise glänzende Entwicklung dieser religiösen Communen oft aus den dürftigsten Anfängen für den Amerikaner etwas Ueberraschendes, fast Befremdliches. Es ist dabei wenig beachtet worden, daß unter den sämtlichen Gemeinden, die überhaupt noch irgendwie erfolgreich genannt werden können, nur das 40 Jahre dauernde Oneida und das 17jährige Hopedale eigentlich amerikanischen Ursprungs sind gegenüber den aus England zugewanderten Shakers, einer schwedischen und acht deutschen Gründungen, welch letztere in ihren

[1] Es ist bekannt, daß auch andere Länder religiös-communistische Versuche aufzuweisen haben. So hausen in der Stadt Wellington in Südafrika seit etwa 1866 die „Eberhardianer", gegründet von Eberhard und den beiden Schoch aus Herisau (Kanton Appenzell), die auch später noch aus der Schweiz Zuzug erhielten. In Deutschland kannte man seit 1863 die „Neue Brüdergemeinde" G. Werners, welche im Bruderhaus zu Reutlingen (Württemberg) den Gemeinde-Communismus praktisch übte.

[2] History of American Socialisms p. 149.

günstigen Erfolgen nur von den Shakers erreicht worden [1]. Dagegen haben selbst Ungläubige und Freidenker sich genöthigt gesehen, in diesen Erfolgen einen Beweis für das zu erblicken, was religiöse Begeisterung im Menschen vermag. Ein seiner Zeit hoch angesehener amerikanischer Publicist und Politiker, selbst dereinst bei einer communistischen Gemeindegründung stark betheiligt, Horace Greely, schreibt darüber in seinen Erinnerungen (Recollections of a Busy Life):

„Daß es bei praktischen Versuchen des Socialismus entschiedene Erfolge gegeben hat und noch gibt, ist unläugbar. Aber sie alle haben für den Communismus eine Grundlage, die mir vernunftwidrig erscheint . . . Weshalb der Communismus in New Harmony [unter Owen] und bei verschiedenen andern Experimenten scheitern mußte, das kann ich mir leicht erklären; aber nicht so leicht wird es mir, eine Erklärung für die Erfolge zu finden, welche andere Communistengemeinden gehabt haben. Die Thatsache starrt uns ins Angesicht, daß, wo Hunderte von großen Banken und Fabriken und Tausende von kaufmännischen Unternehmungen unter der Leitung von geriebenen und entschlossenen Männern Bankrott machten und elend zu Grunde gingen, Shakergemeinden, vor 60 Jahren mit geringer Habe und noch geringerer Weisheit gegründet, heute noch blühen und im Wohlstand sind. Dieselbe Erfahrung ist durch die deutschen Kolonien von Economy, Zoar, Ebenezer ꝛc. neu bestätigt worden. Eine Theorie, wie einleuchtend sie sonst auch scheinen mag, muß zurückweichen vor Thatsachen. Die Religion ist es, die oft möglich macht, was sonst nicht möglich ist, und wo menschliche Wissenschaft an ihrem Ende angelangt ist, da triumphirt die göttliche Liebe. Das ist *meine* Erklärung für Erfolge und Mißerfolge des Communismus. Auf einer festen, tiefen religiösen Grundlage kann jedes communistische System, wie immer ver-

---

[1] Von französischer Seite ist allerdings darauf aufmerksam gemacht worden. Die Revue des deux Mondes 1875 (1. août, p. 592) schreibt darüber: „Beim Erfolge der Deutschen in ihren communistischen Unternehmungen liegt das Geheimniß vielleicht in ihren beschränkten Lebensansprüchen (à leurs aspirations bornées), ihrer Unempfänglichkeit (ignorance) für alles, was elegant und verfeinert ist, an der Plumpheit ihrer Begehrlichkeiten, die leichter zu befriedigen und leichter zu beherrschen sind, als die mehr verwickelten Lebensbedürfnisse anderer Völker. Mit einziger Ausnahme von Economy gibt es keine einzige deutsche Communistenniederlassung, welche den geringsten Anspruch erheben dürfte auf jenen gefälligen Eindruck im Aeußern, der stets die Frucht von Ordnung und Symmetrie ist. Auf der andern Seite muß man aber bei den Dutchmen — so nennt man sie in Amerika — die große Bereitwilligkeit (empressement) anerkennen, mit welcher sie den persönlichen freien Willen dem allgemeinen Wohle unterzuordnen wissen.“

fehlt in seiner Organisation oder selbst mit der menschlichen Natur im Widerspruch — und letzteres ist meiner Ansicht nach in den Shakergemeinden wie in dem entgegengesetzten Extrem, der Perfectionistengemeinde der „freien Liebe" zu Oneida, der Fall —, Erfolg haben. Ohne die Grundlage der religiösen Uebereinstimmung und einer wirklichen religiösen Begeisterung wird der praktische Communismus allezeit schwer durchführbar, wenn auch meiner Ansicht nach nicht absolut unmöglich sein."

Man ist noch weiter gegangen und hat in diesen communistischen Gemeinden den Ersatz finden wollen, welchen der Protestantismus für das ihm fehlende Ordensleben der alten Kirche sich geschaffen habe. Man hat sie „protestantische Klöster" und „Klostergemeinden" genannt. Es ist ja natürlich, daß ein auf religiöse Anschauung gegründetes eheloses Zusammenleben vieler, wie bei den Shakers oder in Beißels Ephrata-Gemeinde, manches an sich tragen muß, was im Aeußern an ein katholisches Ordenshaus erinnern kann. Gewiß ist es auch von Interesse zu beobachten, wie innerhalb des zerklüfteten Protestantismus bei Bekenntnissen aller Richtung, soweit sie nur noch einer religiösen Begeisterung fähig sind und über den nackten Rationalismus sich erheben, ernstere Seelen zum Ausscheiden aus dem irdisch-materiellen Getriebe, zum Verkehr mit der Welt des Uebersinnlichen, zur bräutlichen Hingabe an Christus sich gedrängt fühlen. Insofern bedeutet diese ganze eigenartige Erscheinung eine Reaction der Christennatur gegen die Leere und Oede des Protestantismus, und eine Verurtheilung seines Klosterhasses und seiner Ordensverfolgungen.

Ungleich lehrreicher ist es aber, diese „protestantischen Klöster", die in ihnen geübte „protestantische Vollkommenheit" und „protestantisches höheres Seelenleben" mit den tausendjährigen Abteien unserer Kirche, einem St. Gallen, Reichenau, Fulda, Corvey, St. Denis u. s. w., in Vergleich zu bringen. Was haben jene geleistet? Was diese? Eine so geisterdrückende, alles Edle im Menschen geradezu erwürgende Lebensatmosphäre wie etwa bei den Shakers oder den Keiliten ist nicht denkbar im katholischen Ordenshaus; und schwerlich dürfte auch nur ein einziger unter den vielen katholischen Orden gefunden werden, von dessen Klöstern nichts anderes gerühmt werden könnte als von den religiös-communistischen Gemeinden Amerikas: Sie hielten eine Zeitlang zusammen und machten Geld. Man denke sich neben der Gestalt eines hl. Bernhard einen Joseph Bäumler; eine Barbara Heinemann neben einer hl. Clara! Man halte die gottinnigen Schriften eines Heinrich Suso, eines Thomas von Kempen neben

Niederlassung.	Staat.	Datum der Gründung.	Nation.	Gründer.	Secte.	Höchste Ziffer.	Untergang.
Ephrata bei Lancaster	Pennsylvanien	1713	Deutsch	Konrad Beißel	Separatisten	Mehrere Tausend	ca. 1860
Bethlehem	"	1740	"	David Nitschmann	Mährische Brüder	—	—
Nazareth	"	1743	"	—	" "	—	—
Bethabara	Nd.-Carolina	1753	"	Petrus Böhler	" "	—	—
Watervliet	Albany	1774	Englisch	Ann Lee	Shakers	—	—
Mount Lebanon	New York	1787	"	Joseph Meacham	"	Mehrere Tausend	Besteht noch
Harmony	Pennsylvanien	1804	Deutsch	Georg Rapp	Rappiten oder	1000	—
Harmony	Indiana	1815	"	" "	Harmoniten		
Zoar (Tuscorora County)	Ohio	1817	"	Joseph Bäumler	Separatisten	800	Besteht
Snow Hill (b. Harrisburg)	Pennsylvanien	1820	Amerikanisch	Samuel Snowberger	Ephratisten	—	—
Economy	"	1825	Deutsch	Georg Rapp	Rappiten	1800	Besteht
Hopedale	Massachusetts	1841/2	Amerikanisch	Rev. Abin Ballou	Neue-Testament-Gläubige	200	1857
Ebenezer bei Buffalo	New York	1842	Deutsch	Christian Metz	Inspirationsgemeinde	2000	1855
Peace-Union-Settlement	Pennsylvanien	1843	Deutsch (Oesterr.)	A. B. Smolnikar	Chiliasten	—	1845
Bethel	Missouri	1844	Deutsch (Preuß.)	Dr. Keil	Kelliten	400	—
Bishop Hill	Illinois	1846	Schwedisch	Erich Janson	Bibelgläubige	1000	1862
Oneida-Gemeinde	New York	1847	Amerikanisch	John Humphrey Noyes	Bibel-Communisten	283	1887
Mountain Cove	Virginia	1851	"	James L. Scott u. Th. L. Harris	Spiritisten	—	—
Amana	Iowa	1855	Deutsch	Christian Metz	Inspirationsgemeinde	2000	Besteht
Aurora	Oregon	1855	Deutsch (Preuß.)	Dr. Keil	Keiliten	400	—
Brocton	New York	1867	Amerik.-Englisch	Thom. L. Harris	Swedenborgianer	60–80	—
Cedar Vale	Kansas	1875	Russisch u. Amerik.	Eine reiche Russin	Spiritisten	—	—
New Odessa	Oregon	1882	Russisch	Dr. Frey	Positivisten	31	—
Wellington	Süd-Afrika	1866	Schweizer	Eberhard und Schoch	Eberhardianer	—	—

Georg Rapps „Harmonisches Gesangbuch“ oder die blasphemisch-lüsternen Auseinandersetzungen eines John Humphrey Noyes! Die Geschichte der säcularistisch-communistischen Gemeinden Amerikas ist eine Bankrott-Erklärung des Communismus. Aber kaum minder erscheint die Geschichte der religiös-communistischen Gemeinden wie eine Bankrott-Erklärung des Protestantismus.

Otto Pfülf S. J.

Eine neue Ignatius-Biographie [1].

Seit mehr als zwei Jahren erwartet, ist endlich die Arbeit des Bonner Professors der Nationalökonomie, Eb. Gothein, über Ignatius von Loyola und sein Werk in die Oeffentlichkeit getreten. Die Confession und die Fachwissenschaft des Verfassers sind nicht gerade voreinnehmend für ein Buch, das den gehaßtesten Gegner dieser Confession und einen Vertreter des religiösen Idealismus zum Gegenstand hat. Indes Voreingenommenheit und Vorurtheil dürfen bei der Kritik keinen Einfluß haben. Das Werk und nicht der Autor ist entscheidend. Der Verfasser selbst traut sich die nöthige Kraft zu diesem Werk schon zu: „Denn das soll der beste Ruhm der protestantischen Geschichtschreibung sein, daß sie Wachsen und Wesen jenes merkwürdigsten Phänomens der Weltgeschichte, welches wir ‚katholische Kirche‘ nennen, am unbefangensten zu würdigen wisse, zugleich von künstlerischem Wohlwollen und psychologischer Kritik erfüllt“ (10). Offen gestanden, wir halten dafür, daß „künstlerisches Wohlwollen“ und „psychologische Kritik“ nicht hinreichen, einen Menschen überhaupt zum Geschichtschreiber und noch weniger einen Protestanten zum Biographen des hl. Ignatius zu machen. Beide Eigenschaften schließen vielmehr sehr große Gefahren ein, und wir möchten statt ihrer lieber einsichtiges Verständniß und rücksichtslose Liebe zur historischen Wahrheit als Erfolg verheißende Eigenschaften auch der protestantischen Geschichtschreibung wünschen, wie wir sie als erste Forderung an den katholischen Historiker stellen, der, nebenbei gesagt, auch sozusagen Wesen und Wirken der katholischen Kirche zu würdigen berufen sein dürfte. Oder soll ihm etwa der Protestantismus als Geschichtsdomäne zugewiesen bleiben?

„Ich habe mehr eigentliche Theologie in die Darstellung hineinziehen müssen, als dem Historiker lieb sein wird; der Theologe würde vielleicht noch mehr wünschen; ich habe mir stets gesagt, daß man bei der Darstellung von

[1] Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Von Eberhard Gothein. gr. 8°. (790 S.) Halle, Niemeyer, 1895.

Zeiten, in denen die religiösen Fragen in theologischer Zuspitzung die bewegenden Mächte sind, diesen Charakter nicht ungestraft verwischen darf" (III).

Da der Verfasser selbst bekennt, daß „die religiösen Fragen in theologischer Zuspitzung" (gibt es denn andere religiöse Fragen, die nicht theologisch zugespitzt, d. h. formulirt sind?) einen Hauptbestand des Werkes ausmachen müssen, sagt man sich beruhigt: Nun wird er sich wohl auch diese theologischen Kenntnisse gründlich angeeignet haben, und damit schwindet das Hauptvorurtheil. Das Vertrauen wächst, wenn wir S. 8 f. lesen, wie sich der Verfasser in einen gewissen Gegensatz zu seinen akatholischen Vorgängern stellt. Nachdem er nämlich die Jesuiten als unbedingte Bewunderer und die Protestanten als rückhaltlose Verurtheiler Ignatius' kurz geschildert, fragt er: „Wie aber stellte sich ein abwägendes kritisches Urtheil, soweit sich ein solches im Streite der Parteien vernehmlich machen konnte? Einstweilen war ein solches nur denen möglich, welche von einem skeptisch-rationalistischen Standpunkt die religiösen Kämpfe der unmittelbar hinter ihnen liegenden Zeit nur als einen Tummelplatz des Fanatismus und der Phantastik betrachteten. Ihnen konnte Ignatius weder als der Heilige noch als der eingefleischte Teufel erscheinen; er schrumpfte vor ihren nüchternen Blicken zusammen zu einem gewöhnlichen Thoren. Schon im 16. Jahrhundert hatte ein Holländer Loyola als den geistlichen Don Quixote bezeichnet; dieses Bonmot wurde fortan zur stehenden Charakteristik. Es findet sich bei Stillingfleet, dem Vater des englischen Rationalismus . . ., es wurde in geistreicher Weise von dem einflußreichsten aller Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, von Bayle ausgesponnen. . . Nur muß es bei einer solchen Betrachtungsweise räthselhaft bleiben, wie von einem solchen Halbnarren . . . eine bedeutende Wirksamkeit ausgehen, eine leistungsfähige Organisation geschaffen werden konnte. So gelangen denn diese klugen Kritiker von Bayle bis Spittler zu der gezwungensten aller Verlegenheitserklärungen. Hinter den kaum zurechnungsfähigen Ordensstiftern haben regelmäßig kluge Leute als die eigentlichen Anstifter gestanden und sich so gut zu verstecken gewußt, daß sie auch der Historiker nur ahnen, aber leider nicht benennen kann. Der Rationalismus vermag nun einmal nicht, sich einen andern Grund bedeutender Leistungen als die nüchterne Vernunft zu denken" (9).

Aber auch die „romantisch-katholische Geschichtschreibung" unseres Jahrhunderts „hat sich wenig befähigt gezeigt, mit ihren Hyperbeln die Gestalt des Mannes zu erfassen, der die Romantik seiner Jugend wie eine Schlangenhaut abgestreift hat. Ihre Stärke war das poetische Nachempfinden und Umdeuten; und dieses war bei Ignatius schlechterdings unanwendbar". Genellis Leben des Ignatius „versteckt die Wunder etwas vorsichtiger", ist aber „im übrigen eine solide Leistung". Dann „als der Gebrauch von Wunderwassern wieder Mode wurde", haben sich die Jesuiten „die Zauberkräfte des Ignatius-Wassers . . . von Pius IX. wiederholt in feierlichen Bullen approbiren lassen. Es ist wie ein Protest gegen das Unterfangen, Wesen und Wirken ihres Heiligen auf natürliche Weise zu begreifen". Da kam denn glücklicherweise Ranke, der sich „auch für die Gestalt des Ignatius das historische Verständniß erschlossen hat" (9 f.).

Gegen die skeptisch-rationalistische Auffassung erklärt sich der Verfasser also ebensosehr wie gegen die romantisch-katholische; sein Standpunkt ist der natürlich

historische. Inwieweit sich nun der rein natürliche von dem rein vernünftigen unterscheidet, ist schwer zu sagen; oder schließt nicht der rein natürliche Standpunkt ebenfalls alles Uebernatürliche ebenso aus wie der rationalistische? Und wird nicht auch die principiell naturalistische Geschichtsauffassung vor Thatsachen sich gestellt finden, die sie entweder skeptisch läugnen oder durch größere Räthsel erklären muß? Freilich ist das Endergebniß der protestantisch-polemischen Auffassung „der eingefleischte Teufel", das der skeptisch-rationalistischen der „Halbnarr Don Quixote" gewesen, während die „natürliche" Auffassung als Schlußresultat bringt: Ignatius war kein originaler Denker, aber ein originaler Organisator. Das klingt schon besser. Allein ist damit der ganze oder auch nur der wesentliche, individuelle Ignatius gezeichnet? Er selbst wollte doch mehr sein — sein Ideal war christliche Vollkommenheit, übernatürliches Leben, und nur von diesem Standpunkt ist er ganz zu erfassen und zu erklären. Wir reden hier nicht in erster Linie von Wundern im eigentlichen Wortsinn, obwohl auch diese, wenn als historische Thatsachen erwiesen, mit in die Darstellung hineinbezogen werden müssen, sondern meinen vorzüglich jenes übernatürliche Gebiet des Gnadenwaltens, das bei der Lebensbeschreibung eines Mannes wie Ignatius ebensowenig beiseite gesetzt werden darf, falls man ihn ganz verstehen will, wie es unmöglich ist, das Leben des Baumes zu schildern, wenn man nur seine Wurzelthätigkeit zur Darstellung bringt.

Gothein will seinem Stoff dadurch eine andere Grundlage und Beleuchtung geben, daß er die heute so beliebte Milieutheorie in weitestem Umfange heranzieht.

„Damit ein neuer, tiefgreifender Einfluß auf das Abendland ausgeübt werde, bedurfte es nicht allein der Machtstellung, zu der die spanische Nation plötzlich emporgewachsen war, es bedurfte auch einer Persönlichkeit, in der sich diese spanischen Eigenthümlichkeiten, alle Elemente dieser religiösen Entwicklung vereinigten, und die ihnen eine Richtung auf eine allgemeine Wirksamkeit gab. Eine solche Persönlichkeit ist Ignatius Loyola; ein wahrer Mikrokosmus der spanischen religiösen Cultur. Seine Originalität als Denker war nur gering, aber er besaß im höchsten Maße die Originalität des Organisators. Er verstand es, sich der verschiedenen Elemente dieses spanischen Lebens zu bemeistern, weil er an ihnen allen Antheil hatte, und er gab ihnen von neuem die Richtung zur That. Man wird niemals durch ein einzelnes Wort die historische Stellung eines Menschen erschöpfen können, aber man kann sie dadurch in ihrem hervorstehenden Zuge charakterisiren, und so mag man von Ignatius Loyola sagen: Durch ihn und durch seine Schöpfung, den Jesuitenorden, ist die Herrschaft des spanischen Geistes in der katholischen Kirche entschieden worden" (74).

Nachdem der Verfasser nun kurz die seiner Ansicht nach hervorragendsten Eigenschaften des Spaniers hervorgehoben hat, sagt er: „In ihm (Ignatius) lebt jener nationale Zug: den unablässigen Glaubenskampf nach außen und innen als die unabweisbare Forderung der Religion anzusehen. Das Abenteuer ist der Ausgangspunkt seines religiösen Wirkens, und die straffe militärische Organisation ist ihr Resultat gewesen. Die Ziele dieses Glaubenskampfes hat er sich so phantastisch hoch, so erhaben wie möglich gesetzt. Die Begeisterung und die Rücksichtslosigkeit des Glaubenskampfes, zumal die scrupellose Ver-

wendung lauernder Arglist — wir haben sie zur Genüge kennen gelernt, wir werden diese nationalen Eigenschaften alle bei Ignatius wiederfinden. Aber auch von ihm und seinen Schülern gilt es, daß sie im Kampfe selber fortwährend und mit Absicht dem Einfluß ihrer Gegner unterliegen, daß sie sich ihrer Waffen bedienen und deshalb ihrer formalen Bildung bemeistern. Nur ist jetzt nicht mehr mit der orientalischen Cultur allein die Auseinandersetzung nöthig; die Weltwirksamkeit des Ordens erweitert auch dieses Feld der Aneignung. Für Ignatius selber ist die Auseinandersetzung mit den semitischen Religionen und Völkern, ist ihre Zurückdrängung, Bekehrung, Benützung noch immerhin eine wichtige Aufgabe gewesen. Freilich mag man einen Widerspruch darin finden, daß es gerade ein Spanier war, der den internationalen Charakter seiner Stiftung und der Kirche überhaupt aufs schärfste hervorhob; doch that er es, indem er seine Genossen, die er ihre Nationalität aufzugeben beinahe verpflichtete, gleichsam hispanisirte. So hat er, der Schüler von Paris, auch die Formen der spanischen Neoscholastik aufgenommen; erst in seiner Gesellschaft sind sie fortgebildet worden und hierdurch erst zur Herrschaft in der Kirche gelangt. Weit enger aber waren seine Beziehungen zur Mystik. Sein eigenes Denken war und blieb überwiegend in ihren Formen befangen; keine Richtung derselben, die nicht auf ihn Einfluß genommen hätte, aber auch keine, die er nicht in neuem und originellem Sinne zu verwenden gewußt hätte, in einem Sinne freilich, der die Mystik selber aufhob, der den sittlichen Kern in ihr beinahe vernichtete. Hier vor allem liegt der Schlüssel zu seinem Wesen. Was ihm aber persönlich ganz zu eigen ist, das ist die durchgehende klare Zweckberechnung, die nach außen wohl kalt erscheint, im Innern aber doch den Impuls einer lodernden Leidenschaft birgt" (75).

In diesen Ausführungen gibt uns der Verfasser das Programm seiner Ignatius-Biographie und die Charakteristik seiner Auffassung des Gegenstandes. Ignatius ist ein Mikrokosmus spanischer Eigenthümlichkeit, darum die kirchenhistorische und culturgeschichtliche Skizze Spaniens als Einführung in das Verständniß des Gegenstandes. Ignatius ist vor allem spanischer Mystiker, darum die Ausführungen über spanische Mystik bis auf die hl. Theresia einschließlich. Ohne spanisches Wesen und besonders ohne spanische Mystik ist Ignatius und sein Werk nicht zu verstehen. Sehen wir vorerst davon ab, daß diese Behauptung nur in sehr geringem Umfang zu Recht besteht, daß Ignatius wohl im allgemeinen spanische Charaktereigenschaften aufweist, daß er aber speciell ein Baske und schließlich doch auch eine Individualität war, die sich ganz selbständig und eigenartig entwickelte; daß Männer wie Xavier, Lainez, Salmeron u. s. w. auch echte Spanier und doch ganz anders geartete Individualitäten waren; daß vor allem gerade der Zusammenhang der allgemeinen Mystik Spaniens mit dem, was der Verfasser die Mystik des hl. Ignatius nennt, ein überaus schwacher und loser ist; — daß Ignatius selbst gesteht, bis zur Reise nach Montserrat habe er von geistlichen Dingen keine Idee gehabt, nicht einmal gewußt, was Demuth u. s. w. sei (Act. antiq. n. 14), daß er dann seine geistige Umwandlung beschreibt wie ein Mann, der das alles theoretisch noch nie gewußt und praktisch zum erstenmal ohne Hilfe von außen an sich selbst erfährt; daß er schließlich

noch ausdrücklich bezeugt, er habe zwar in Manresa und Barcelona die Gewohnheit gehabt, geistliche Personen aufzusuchen, aber keine einzige gefunden, die ihn nach Wunsch im innern Leben gefördert habe; nur jene eine Beata sei seiner Ansicht nach in das Innerste des geistlichen Lebens eingedrungen, die ihm gesagt, sie wünsche, Christus möge ihm erscheinen; seit Barcelona aber habe er davon Abstand genommen, geistliche Personen aufzusuchen (Act. antiq. n. 37); daß also die „Mystik" Loyolas ziemlich unabhängig von den übrigen Mystikern dasteht. — Aber selbst wenn jener Zusammenhang des persönlichen Charakters und der ascetischen Eigenthümlichkeit des hl. Ignatius mit der spanischen Nationalentwicklung ein noch so enger und wesentlicher wäre, so käme doch zur richtigen Beurtheilung des Heiligen noch um so mehr alles darauf an, daß der Verfasser dem spanischen Nationalcharakter und der spanischen Mystik gerecht würde. Daß dies aber der Fall sei, kann unmöglich behauptet werden. „Die spanische Literatur hat später mit Vorliebe den Typus der findigen Verschlagenheit gezeichnet; sie hat den Lazarillo neben dem Don Quixote geschaffen; sie hat damit die Züge nur getrennt, die im Charakter namentlich des mittelalterlichen Spaniers vereinigt sind." Der spanisch „denkende" Columbus wird der „größte aller Chiliasten" genannt (58). „Das Abenteuer ist auch die Seele der spanischen Ascese und Mystik. Sie hat etwas Gewaltsames, Ueberlegtes, Gewolltes an sich" (ebd.). Das sind nur einige Proben aus jenen Ausführungen, welche die nöthigen Ausblicke in das Leben des hl. Ignatius bieten sollen.

Es ist wahr, der Verfasser hat es sich Fleiß und Mühe kosten lassen, das Leben selbst aus den Quellen jeder Art herauszuschälen; er steckt sich seine Grenzen außerordentlich weit und zieht die ganze Kirchengeschichte jener Zeit in den Kreis seiner Darstellung. Im allgemeinen mag ihm auch das Streben nach einer leidenschaftslosen Objectivität insofern nicht abgesprochen werden, als sein Buch nicht durchweg den Eindruck eines Pamphletes macht, wie wir sie von akatholischer Seite über den Gegenstand gewohnt sind; wenn die alten Schlagworte auch durchaus nicht fehlen, sie verlieren sich doch manchmal vor der wissenschaftlich gemeinten Erforschung der Thatsachen. Dennoch ist im großen und ganzen die mühevolle Arbeit des Verfassers für die Wissenschaft kein Gewinn und für das gegenseitige Verständniß der Parteien kein Fortschritt.

Wir können bei diesem Urtheil von den thatsächlichen Irrthümern und auffallenden Flüchtigkeiten des Buches sogar ganz absehen, so zahlreich dieselben auch sind. So behauptet Gothein z. B. mit einer beneidenswerthen Bestimmtheit, Ignatius sei am 31. Juli 1493 geboren; von einer Controverse über das Jahr (1491 oder 1494?) scheint er nichts zu wissen, den Tag hat er wohl im Martyrologium Romanum gefunden: (natalis S^i^ Ig^i^). Es ist keine „spätere Legende", welche von einer Grotte in Manresa „fabelt", sondern historische Wahrheit, daß Ignatius in einer solchen Grotte gebetet und gebüßt hat; auch hat er nicht gleich das Dominikanerkloster als Aufenthaltsort gewählt, sondern das Spital der hl. Lucia. Ignatius schenkte am Oelberg nicht „ein Täschchen mit Nähzeug" fort, sondern „cultellum ex calamario", sein Federmesser, und zuletzt „forficem ut credo", seine Schere (221). Von einer Absicht des Ignatius, in Jerusalem zu bleiben, um „dem Druck der Türkenherrschaft zum Trotz

die Ungläubigen zu bekehren“, ist in den Aufzeichnungen keine Spur (ebd.). Die Villardepisode gehört nicht „zu den ‚Wundern‘, die Ribadeneira nachträglich zuzufügen sich veranlaßt sah“ (263). Ribadeneira berichtet sie unter den Industriae, d. h. den Mitteln des Seeleneifers, wohin sie auch gehört. Ignatius hat nirgends gesagt, daß ein während der Exercitien abgelegtes Gelübde keine Giltigkeit habe (235). Es ist ein Mißverständniß, wenn die Worte des hl. Ignatius, die Exercitien seien ihm allmählich entstanden, dahin gedeutet werden, selbst noch in Paris seien die Exercitien wohl überhaupt noch nicht im einzelnen ausgebildet gewesen (239). Auch ist es durchaus ungeschichtlich und falsch, es sei einstweilen (in Paris) Ignatius' Zweck gewesen, „die Uebenden in ein Gelübde zu verstricken“ (ebd.). Was soll es heißen: „Später (1549) trat an Ignatius die Aufforderung heran, die Gelübde zu erlauben“? Und weiter: „Er lehnte eine ausdrückliche Anerkennung ab, ohne jedoch dieselben zu verbieten. Er hatte eine Formel aufgestellt, wonach der Uebende sich durch ein einfaches Versprechen zum Eintritt in die Gesellschaft bereit erklärt, ohne sich zu ausdrücklichen Gelübden zu verpflichten“? (240.) Es hängt dieses großartige Mißverständniß mit der Unkenntniß des Verfassers über das Wesen der „Scholastici“ zusammen, die er Studentenvereine nennt. So erzählt er uns, die durch ein Gelübde miteinander verbundenen ersten Genossen hätten ihre Thätigkeit vorerst nicht über die Universitätsstudien ausgedehnt, der Verein habe sich dann aber „aus neuen Mitgliedern ergänzt und auf andere Universitäten verbreitet, wo er sich bald der Zuneigung, bald der Abneigung der Professoren erfreut habe“ (273). Wo mag Gothein folgende Thatsache gefunden haben: „Bald nachdem Ignatius aus Paris geschieden war, hatten sich die spanischen Genossen von Paris nach Löwen gezogen“? Und die „Cartellverbindung“ von Löwen und Köln ist ebenfalls eine neue Entdeckung (273). In den Quellen ist ferner nicht zu finden, daß Franz Xaver „mit einer stattlichen Dienerschaft“ auf die Universität geschickt wurde und dort „mit allen Ansprüchen eines jungen, vornehmen Weltgeistlichen“ aufgetreten sei und „über seine Verhältnisse gelebt habe“ (268). Er theilte im Gegentheil ganz bescheiden ein Stübchen mit dem armen Savoyarden Faber. „Der Trabant, Priester Miguel,“ ist ganz einfach der Famulus des jungen Professors, der mit diesem erst einige Jahre später in Venedig Priester wurde (269). Köstlich ist das Versehen, wodurch der Verfasser die ersten Genossen nach ihren ersten Gelübden in der alten Montmartre-Kapelle „ein gemeinschaftliches Mahl in St-Denis“ halten läßt (273), während die Quellen deutlich eine dem hl. Dionysius geweihte Krypta am Montmartre selbst bezeichnen und an die berühmte Abtei nicht im entferntesten denken. Dieselben Quellen widersprechen ebenfalls auf das deutlichste der Behauptung Gotheins, Ignatius habe Xavier nicht einmal an dem festlichen Act des gemeinsamen Gelübdes theilnehmen lassen (269). Es dürfte dem Verfasser wohl sehr schwer fallen, zu beweisen, daß Ignatius im Jahre 1535 „mit Freuden in die Heimat zurückgekehrt sei“ (277); nach den Act. antiq. bedurfte es im Gegentheil des Ausspruchs der Aerzte, diese Reise sei das einzige Mittel der Gesundung, und des wiederholten Drängens der Freunde („socii . . . vehementer instantes“). Ebenfalls unbegründet und falsch ist die Behauptung, es sei „Ignatius nicht eingefallen . . ., das Dogma vor

das Volk zu bringen" (283). Im übrigen mußte nothwendig hervorgehoben werden, daß Ignatius die Gassenpredigten nicht für akademisch gebildete Deutsche des 19. Jahrhunderts, sondern für ungebildete Italiener des 16. halten ließ. Man lese doch, will man Ignatius' Meinung über Predigten im allgemeinen kennen, die Regulae concionatorum Societatis Iesu, und man wird gerade das ausgeschlossen finden (reg. 16), was man so gern als drastische Mittel bezeichnet. Von einer Eifersucht zwischen Ignatius und Caraffa konnte in Venedig um so weniger die Rede sein, als die Genossen des Ignatius durch ein Gelübde verbunden waren, nach Palästina zu gehen, und als ferner in Venedig von seiten Ignatius' und der Freunde noch mit keiner Silbe von einer Ordens- oder Genossenschaftsstiftung die Rede gewesen. Wir müssen einfach gestehen, daß wir nicht wissen, was zwischen Caraffa und Ignatius vorgegangen, um sie zu entzweien, da beide Betheiligte selbst nie von der Sache reden wollten oder geredet haben, wie Gothein selbst das auch (280) ganz richtig bemerkt. — Es wird dabei bleiben müssen, daß der (288) citirte Brief über Fr. Barbaran aus dem Jahre 1546 stammt, und daß nicht alle Autoren seit Ribadeneira bis zu den Cartas einschließlich, sondern daß Gothein mit seiner „Richtigstellung" verbessert werden muß. Ein Blick in den Brief selbst beweist das. Barbaran sagt: „Alle Jesuiten zwischen Perpignan und Sevilla sollten verbrannt werden" — wäre aber, wie Gothein übersetzt, „ein Feuer von Perpignan bis Sevilla angezündet worden" in dem Jahre, wo der Verfasser will (1540), so wäre kein einziger Jesuit mitverbrannt, 1. weil noch keine Gesellschaft Jesu bestand, und 2. weil noch alle ersten Genossen in Rom waren. — Woher weiß der Verfasser, weshalb Ignatius auf seinen Stimmzettel bei der Generalswahl schrieb: „Er wähle den, der die meisten Stimmen auf sich vereinige, ausgenommen sich selber"? Ist es denn wirklich so „offenbar", daß „er sich als zukünftiger General nicht die Hände binden wollte gegen einen, den er selbst jener Würde für werth erklärt hätte"? (296.) Das ist doch „offenbar" keine objective Geschichtschreibung mehr [1]. Der Verfasser braucht mehrmals das Wort „Blanko ihres (unseres) Berufes"; erst als wir das spanische Original nachsahen, fanden wir „el blanco de nuestra vocación", was ganz einfach heißt: das Ziel, der Zweck unseres Berufes u. s. w. Das alles sind, flüchtig notirt, einige der thatsächlichen Irrthümer des einen ersten Kapitels der eigentlichen Biographie [2]. Wir brauchen diese Nachprüfung an dieser Stelle wohl nicht weiter fortzusetzen, da wir auf solche Einzelirrthümer eben nicht das Hauptgewicht bei unserer ablehnenden

[1] So weiß der Verfasser auch, warum Ignatius sich nicht hat malen lassen. Es geschah dies „sicherlich nicht aus Demuth, sondern weil ihm, der seinen Genossen verbot, ihm gerade ins Gesicht zu sehen, das forschende Auge des nachbildenden Künstlers unerträglich war" (773).

[2] Am Schluß des Werkes heißt es: „Fünfunddreißig Jahre waren verflossen, seitdem er . . . auf dem Schlosse zu Loyola . . . seine Seele mit dem Gedanken genährt hatte: Ich will werden, was der hl. Dominikus und Franziskus sind, — ein Heiliger, zu dem man betet" (778). Der Verfasser brauchte nur sein eigenes erstes Kapitel zu lesen, um zu sehen, daß er mit seinem Schlußeffect den hl. Ignatius eine sehr große Dummheit sagen läßt.

Kritik legen. Wir erblicken den Haupt- und Grundmangel nämlich in der Unzulänglichkeit des Verfassers, über dasjenige überhaupt mitzusprechen, was er als die Hauptsache bezeichnet: Theologie und Mystik. Zum Beweise dieser unserer Behauptung heben wir nur zwei Partien des Werkes hervor, indem wir sie einer kurzen Analyse unterziehen.

Trotz seiner Verurtheilung des Schlagwortes vom „Don Quixote" schreibt Gothein doch selbst: „Wem träte nicht, wenn er Iñigo Loyola bis hierher (Ankunft in Manresa) in seiner eigenen Erzählung begleitet hat, das große Dichterwerk vor die Seele . . .: Der Don Quixote! In der That, es ließe sich für jeden Schritt Iñigos eine Parallele mit dem sinnreichen Junker von La Mancha finden; nur daß Don Quixote ein hochsinniger Narr bleibt, und Don Iñigo der Stifter einer Gesellschaft wurde, welche die Welt bewegte. Der Unterschied liegt noch mehr in den Zeiten, in die sie fielen, als an den Personen" (214). Freilich wer mit jenem Bewußtsein der ganzen Kenntniß katholischer Dinge, wie Gothein es besitzt, an die Entwicklungsgeschichte Iñigos herantritt, kann sich schon der Aufgabe vermessen, zwischen Narr und Ordensstifter für jeden Schritt eine Parallele zu finden. So hat er schon entdeckt, wie es „bezeichnend ist", daß in demselben Augenblicke, wo die Ascese, die Idee der Weltentsagung und innerlichen Weltvernichtung, ihre Kraft erst an ihm (Iñigo) äußert, der zur That geborene Mann sich auch schon wieder von ihr abgestoßen fühlt (213). Bis Manresa hat, wie der Verfasser Iñigo berichten läßt, dieser „nie auf irgend einen innern Vorgang Rücksicht genommen" (215), und zwei Seiten vorher berichtet Gothein selbst über die hochwichtigen Reflexionen, die der Heilige nach eigenem Geständniß bereits in Loyola angestellt und berücksichtigt hatte. (Es ist übrigens, nebenbei gesagt, nicht richtig, daß Iñigo sich seit Manresa Ignatius genannt habe, dies that er zuerst und auch dann nur nach und nach seit dem Pariser Aufenthalt.)

Die ganze innere Entwicklung des Heiligen in Manresa, wo „den aller Reflexion bar gewesenen Mann diese nun gewaltsam mit sich fort riß" (215), beschließt der Verfasser: „Kein Geringerer als Leopold Ranke hat die Seelenwandlung Loyolas mit denen Luthers im Kloster verglichen. Aber er macht auch auf den ganzen Unterschied aufmerksam. Dort Luther, dem jede Erscheinung als Teufelswerk gilt, weil er nie einen Antrieb der Phantasie für eine Erkenntniß eintauschen mochte, der nur in einer unverrückbaren, ein für allemal den Menschen mitgetheilten Heilsbotschaft die Grundlage fand; hier Ignatius, für den Phantasiebilder, Erleuchtungen und willkürlich ausgelegte Erscheinungen alles bedeuten! Es ist im wesentlichen doch derselbe Kreis von unfruchtbaren Anschauungen und Empfindungen, wie ihn alle spanischen Asceten und Visionäre pflegten, der uns auch bei ihm entgegentritt. Und doch ist Ignatius von Loyola kein gewöhnlicher Schwärmer. Er ist ein Schwärmer mit Bewußtsein. Unter den Tugenden . . . ist ihm die wichtigste doch die Selbstbeherrschung, die jeder andern Tugend ihr Maß setze. Diese alte Forderung der aristotelischen Ethik gewinnt bei ihm eine ganz neue Bedeutung. Selbst die Erleuchtung weist er ab, wenn sie sich nicht discipliniren läßt, wie er später alle von der Gesellschaft Jesu ausgeschlossen hat, welche sich zu frommen Empfindungen neigen, die sich

der Beherrschung entziehen, da solche nur die Quelle von Irrthümern und Verblendung seien" (218). Es ist wohl überflüssig, uns hier auf den Unterschied zwischen Luther und Ignatius einzulassen, wir würden uns doch nicht verstehen; aber gut wäre es gewesen, wenn Gothein uns die Definition eines „Schwärmers" gegeben hätte. Vielleicht würde er dann auch verstehen, wie kein Widerspruch und keine Sinnesänderung darin liegt, wenn Ignatius einmal sein Leben in Manresa „seine erste Kirche" nennt, und das andere Mal fand, „daß er dort doch nur die Grundlinien gezogen, das Leben sie erst später ausgeführt habe" (220).

Mit falschen Ideen über „Schwärmerei" sollte man aber zuallerletzt an eine Besprechung des Exercitienbüchleins gehen. „Dieses Buch", sagt Gothein, „ist nicht ein Werk der Schwärmerei, wie man oft geglaubt hat; es ist vielmehr die Aufhebung der Schwärmerei durch sich selber" (235). „Eben hierin liegt Ignatius Loyolas Verurtheilung. Den alten Asceten und seinen Zeitgenossen, den Mystikern, war es doch wenigstens mit ihrer Schwärmerei heiliger Ernst; sie fühlten sich unwiderstehlich von ihr ergriffen; für sie besaß dieselbe volle Wahrheit. Dem Stifter des Jesuitenordens aber und seinen Jüngern ist selbst das Heilige nur ein Mittel zum Zweck. Heilig ist dasjenige Gute, dessen Macht der Mensch sich nicht entziehen kann. Gewiß war für Ignatius der ganze Kreis von Vorstellungen, den er in den Uebungen benutzt, ein heiliger; daß er ihn trotzdem der Willkür zu unterwerfen suchte, daß er ihn zu einer bloßen Schulübung des Geistes machte, die ihren Zweck nicht in sich selber trägt, mußte ihn auf die schiefe Ebene treiben, auf der selbst der höchste Schwung des Gemüthes zur Unsittlichkeit verkehrt wurde" (235). Dann ist des weitern viel und oft von „Gottgelassenheit", ἀπάθεια, ἀταραξία die Rede, die das höchste Ziel der „Exercitien" sein soll, von einer Leidenschaftslosigkeit und Ruhe. Ignatius dagegen redet bloß davon, die Exercitien seien da, um „preparar y disponer el ánima para quitar de sí todas las afecciones *desordenadas*, y, después de quitadas, para buscar y hallar la voluntad divina en la disposición de su vida". Dasselbe wird noch einmal im Lapidarstil in der Ueberschrift der Exercitien wiederholt, aber der deutsche Geschichtschreiber ist nun einmal von seiner „Mystik" so eingenommen, daß er den Unterschied zwischen Leidenschaftslosigkeit und Regelung der ungeordneten Leidenschaften nicht sieht, von weiterem ganz zu schweigen. Auf einzelnes eingehend sagt der Verfasser:

„Zuerst ist eine allgemeine, dann eine ins einzelne gehende Selbstprüfung bestimmt, die Seele für die nächstfolgenden Uebungen in die nöthige Verfassung, in die Stimmung der völligen Gottgelassenheit zu versetzen. Jeden Tag ist sie zu wiederholen und dreimal hat sie einzutreten." Hier glaubt Gothein die Vorschriften des hl. Ignatius über das Examen generale und particulare und die tria tempora des letztern wiedergegeben zu haben. Wie weit er aber von dem richtigen Sinne abirrt, brauchen wir kaum anzudeuten. Nur eines: wie kann sie Vorbereitung sein, wenn sie Gegenprobe ist?

„Die Ausbildung, das eigentliche Ziel, bezieht sich nun ganz vernunftgemäß auf die Gesamtheit der Geisteskräfte. . . Es soll dies in der Weise geschehen, daß mit dem Gedächtniß begonnen werde. Dieses faßt die Erzählung

eines Ereignisses auf oder erinnert sich an Vergangenes, ohne daß zunächst eine Erregung des Gemüthes hiermit verknüpft wäre. Gleich darauf aber soll die Phantasie — Ignatius nennt sie gleich den Mystikern den Intellect, was seine Auffassung der Verstandesthätigkeit bezeichnet — eingreifen, jedoch nicht eine regellose, sondern eine ganz bestimmte, zwar glühende, aber der Herrschaft des Willens unterworfene Einbildungskraft. Sie soll völlige Anschauung leibhaft und lebendig, von der Wirklichkeit kaum zu unterscheiden, hervorrufen . . . Wenn nun in solcher Weise die Sache ganz zum Eigenthum des betrachtenden Geistes geworden ist, dann erst wird die rasche Anwendung auf die eigene Person gemacht; jetzt erst kommt der Affect ins Spiel, sei es Erschütterung, sei es Erhebung; und aus ihm geht alsbald der Willensentschluß . . . hervor."

Der Eingeweihte versteht aus Vorstehendem, daß damit die Betrachtungsweise des hl. Ignatius beschrieben werden soll. Sehen wir von der seltsamen, durch nichts begründeten Anklage ab, Ignatius verwechsle Phantasie und Intellect! (er schreibt ausdrücklich, man habe el entendimiento discurriendo mit dem Stoff zu beschäftigen) — warum hat sich der Verfasser nicht einmal ein Schema einer Betrachtung angesehen? Er würde sofort erkannt haben, wie er die Nebensachen, d. h. die sogenannten Vorübungen, „preámbulo" (Gedächtniß und Einbildung), zur Hauptsache gemacht, die Hauptsache dagegen, das ruhige Ueberlegen und Durchdenken und Auf-sich-anwenden, zu einer „raschen" Zwischenhandlung herabgedrückt, das Vorbereitungsgebet, das besondere Gebet um die Einzelfrucht der Betrachtung, die fortlaufenden Gebete in der Betrachtung selbst und schließlich die Schlußgebete, sogen. Colloquia, ganz vergessen, d. h. daß er die Betrachtung aus einem Gebet zu einer vorwiegenden Phantasieübung gemacht hat. Wo ist bei Ignatius von einer „glühenden" Einbildungskraft die Rede?

„Auf vier Wochen sind die vollständigen Uebungen berechnet. Die erste gehört der Betrachtung der Sünde. . . In der soeben geschilderten Weise ist der Engelsturz und der Sündenfall durchzumachen; an sie schließt sich eine gleichsam einleitende Ekstase: ein Gespräch mit dem gekreuzigten Christus. So soll es geführt werden, wie ein Freund zum andern spricht, oder auch wie der Diener zum Herrn. In dem Gefühle, so vor das Ewig-Göttliche getreten zu sein, erhebt nun der Uebende die Selbstanklage" u. s. w. (231).

Es darf kühn behauptet werden, daß in dieser Stelle soviel Mißverständnisse als Worte enthalten sind. Die ganze „vorbereitende Ekstase" ist der betende Abschluß, wie er in jeder Betrachtung vorkommt, der sich in der ersten Betrachtung über die Sünde an den gekreuzigten Heiland richtet. „Das Gefühl, vor das Ewig-Göttliche getreten zu sein", hat der Betrachtende jedesmal am Anfang zu erwecken; denn es ist die nothwendigste Vorbereitung jeden Gebetes. Wir wundern uns übrigens, daß der Verfasser hier nicht triumphirend die Gelegenheit benutzt, aus dem Wortlaut der Exercitien zu beweisen, wie offenbar Ignatius von der spanischen Mystik beeinflußt ist. Lesen wir doch S. 57: „Die religiöse Mystik hat zu allen Zeiten einen stark individualistischen Zug gehabt. Auf die persönliche Heiligung hat sie überall ihr Absehen gerichtet; sie stellt den einzelnen Menschen unmittelbar der Gottheit gegenüber,

wie die größte unter den mystischen Schriftstellern Spaniens, die hl. Theresa, es ausdrückt: alles Gebet kommt darauf hinaus, daß der Betende sich Gott als seinen Freund und sich als Gottes Freund betrachtet und in unmittelbaren Verkehr mit ihm tritt." Wie schön ließe sich dieser Stelle der hl. Theresa das ältere Wort Ignatius' gegenüberstellen: „El coloquio se hace, propriamente hablando, así como un amigo habla á otro"! Doch im Ernste, hat ein Mann, der das Wesen der Mystik in der bezeichneten Art des Gebetes und der persönlichen Heiligung findet, also in zwei Dingen, die dem Christenthum als solchem wesentlich sind, die das Vaterunser und der Katechismus jedes Bauernkind lehrt, hat ein solcher Mann noch die Befähigung, über Ascese, Exercitien, Mystik u. s. w. ein Wort mitzureden? Wer aber will Ignatius und sein Werk schildern, ohne die Exercitien zu verstehen? Wir gehen auf die weitere Analyse der Geistlichen Uebungen, die noch 13 volle Seiten umfaßt und von Mißverständnissen ebenso wimmelt wie das Voraufgehende, nicht weiter ein. Das Gesagte genügt. Dafür greifen wir noch einen andern Theil des Buches heraus, der ebenfalls einen oder vielmehr den Kern der Sache zum Gegenstand hat und mehr die praktische Seite berührt.

Nachdem der Verfasser in seiner Weise über Probabilismus und Casuistik gesprochen hat, sagt er: „Die Casuistik bringt spitzfindige Unterscheidungen von allerhand Graden zwischen den Sünden mit sich. . . . Ignatius selber legte zudem einen übermäßigen Werth auf die Absicht, die der Wille verfolgt, im Vergleich zu den Mitteln, die er zu der Erzielung des Zieles wählt. Wir erinnern uns, daß man ihm einst in Spanien verboten hatte, zu definiren, was Todsünde, was läßliche Sünde sei. Seine Definition wird sich von der in den Exercitien enthaltenen nicht wesentlich unterschieden haben. Hier lag in der That der springende Punkt" (330). Und gerade diesen „springenden Punkt" hat Gothein nicht richtig wiedergegeben, indem er, von andern Mißverständnissen abgesehen, das bloß von den Gedankensünden Gesagte als allgemeine Definition auffaßt.

An diese Unterscheidung knüpft der Verfasser dann folgende Erwägung: „Solche Grundsätze waren auch vor Ignatius des öftern ausgesprochen worden; bei ihm hatten sie aber eine ganz besondere persönliche Bedeutung. Der Willensentschluß ist ihm alles; ein Gedankenleben, das von diesem absieht, war ihm immer eine bloße Schulübung; an sich gilt es ihm wenig oder nichts. Man mag das für eine solche Natur berechtigt finden; aber welcher Fülle von Selbstbetrug, von Heuchelei war hier Thür und Thor geöffnet! Wenn selbst das Verweilen bei sündigen Gedanken, selbst das flüchtige Ergötzen an ihnen ein läßliches Vergehen war, wo war dann die Grenze der Zustimmung, dieser heikle Punkt des Sündenfalls, zu setzen?"

Abgesehen davon, daß Ignatius von einem flüchtigen Ergötzen an dem sündhaften Gedanken nicht spricht, da dieses eine Freude an der Sünde bedeutete und, insofern als es klar und freigewollt wäre, eine Zustimmung enthielte, daß er selbst nur von einem kurzen Verweilen, einem kurzen Gehörleihen redet — wie kann es etwas gegen die Richtigkeit jener von allen Theologen gutgeheißenen Unterscheidung ausmachen, daß die Grenze und der

Grad der subjectiven Zustimmung nicht immer ganz deutlich ist? Zudem ist bei Ignatius die schwere Sünde sehr klar definirt. Sie tritt ein, sobald der Mensch die Zustimmung gibt und sich vornimmt, sofort die böse That auszuführen, wenn das geht, oder es später zu thun, sobald sich die Möglichkeit bietet. Ob der Mensch eine solche bewußte Zustimmung gegeben, ist ihm in den meisten Fällen doch klar. Wie aber durch die Unterscheidung von freiwillig und nicht freiwillig einer Fülle von Selbstbetrug und von Heuchelei Thür und Thor geöffnet sein sollte? Ein Mensch, der sich vor Gott sagen darf, er habe in der von Ignatius beschriebenen Weise der schweren Sünde nicht zugestimmt, ist doch wahrlich kein Heuchler, weil er vielleicht in der Abwehr der bösen Gedanken einige Nachlässigkeit begangen hat! Gott sollte gepriesen werden, wenn alle Menschen solche Heuchler wären. — Wie mißverständlich die ganze Materie dem Verfasser ist, zeigt der Verfolg: „Ignatius war an und für sich kaum geneigt, immer über kleine Verstöße leicht hinwegzugehen. Das konnte der Mann der militärischen Geistesdisciplin auch gar nicht zulassen. Es liege viel mehr Schwierigkeit darin, die kleinen Sünden als die großen zu vermeiden, pflegte er zu sagen, und seine Schüler fanden, daß er in den Constitutionen ebendeshalb das Größte mit dem Kleinsten überall kunstreich vermischt habe. Nur daß er sich, daß er den Obern, den Beichtvätern vorbehielt, nach der Kenntniß der einzelnen Persönlichkeit zu entscheiden, was groß und was klein sei! Für die Beichte der Scholaren hat er den Grundsatz ausgesprochen: Sobald ein solcher eine Neigung in sich spüre, Todsünden leicht zu nehmen, soll er auch die geringsten Schwachheiten als Sünden beichten; sobald er aber im Gegentheil zu Scrupeln beanlagt sei, die ihm, was keine Sünde ist, Sünde scheinen lassen, soll er das nicht thun“ (331).

Wie das alles beweisen soll, daß „nur der Beichtiger den heiklen Punkt des Sündenfalls setzt“ und darum die Unterscheidung des hl. Ignatius der Heuchelei Thür und Thor öffnet? Daß man nicht bloß Todsünden, sondern auch läßliche Sünden meiden soll, ist eine Forderung elementarster Moral, und daß ein Ordensmann, der nach der Vollkommenheit strebt, gerade auf Vermeidung der läßlichen Sünden hingewiesen wird, liegt in der Natur der Sache. Oder glaubt man etwa, nach Ignatianischer Lehre seien läßliche Sünden keine Sünden überhaupt? Und wie vollends der nicht bloß den „Scholaren“, sondern allen Christen gegebene Rath hierhin gehört, ist nicht zu begreifen.

„Ignatius scheute sich übrigens vor den Consequenzen seiner Scheidung zwischen Anfechtung und eigentlichen Sünden gar nicht. [Bisher hat Ignatius doch nur von läßlichen und schweren Sünden gesprochen. Eine läßliche Sünde ist aber etwas ganz anderes als eine Anfechtung, Versuchung.] Der armen Theresa Rejadella ... schrieb er zur Tröstung in ihren Anfechtungen: ‚Denket, daß Gott der Herr Euch liebt, und daß Ihr ihm mit derselben Liebe erwidern sollt, und macht Euch nichts aus den schlimmen, unkeuschen und sinnlichen Gedanken, den Schwächen und Lauheiten, wenn sie wider Euern Willen entstehen.‘ Er meint, St. Peter und St. Paul selber seien ja nicht so weit gekommen, um von jenen frei zu sein. ‚Denn,‘ fährt er fort, ‚wie ich nicht glaube, daß ich selig werde durch die Werke der guten Engel, so glaube ich auch nicht verdammt

zu werden um der bösen Gedanken und Anfechtungen willen, die mir die bösen Engel und das Fleisch eingeben'" (ebd.).

Vor solchen „Consequenzen" braucht sich überhaupt kein vernünftiger Mensch und noch weniger ein katholischer Theologe zu scheuen. Und doch findet der Verfasser eben hierin eine Art von Revelation:

„Es ist der äußerste Gegensatz zu dem Sittlichkeitsbewußtsein der Reformatoren, der uns in diesen Worten entgegentritt. Für jene war das Gefühl der Sündhaftigkeit alles menschlichen Dichtens und Trachtens die Grundlage aller Ueberzeugungen, und am wenigsten waren sie gesonnen, das Denken hiervon auszunehmen; eben in dieses verlegten sie den Quell des Uebels. Für Ignatius ist es der freie Wille, der den Menschen zur Götterhöhe, zur Heiligenwürde emporheben, der ihn zur Verdammniß herabziehen kann. Was kümmern ihn die Gedanken, wenn sie einflußlos auf das Wollen bleiben! Legte man auf sie Werth, so wären ja selbst die Apostelfürsten keine Heiligen mehr! So ist es doch im Grunde immer wieder die Selbstgerechtigkeit, dieser ärgste Stein des Anstoßes für die Reformatoren, der den Kern seines sittlichen Empfindens bildet."

Um zu diesem Schluß zu kommen, hätte es all der Auseinandersetzungen wahrlich nicht bedurft; es hätte genügt, von allem Anfang zu sagen: In Bezug auf die „Selbstgerechtigkeit" stand Ignatius auf dem römisch-katholischen und vernünftigen Standpunkt, der zwischen der in unserer gefallenen Natur begründeten Neigung zur Sünde und der persönlichen Zustimmung zu dieser Neigung unterscheidet; von der ersten sagt er, man müsse sie in Geduld als ein Kreuz ertragen und dagegen ankämpfen, von der andern aber, man müsse sie fliehen und fürchten als das größte und einzige Uebel. Bei allem und in allem aber sei es die Gnade Jesu Christi, durch welche allein wir etwas vermögen zu unserem Heil.

Allein der Verfasser dringt noch tiefer in die große Frage ein: „Hier aber liegt ein innerer Widerspruch vor: derselbe, der sich durch die ganze Gesellschaft zieht. Denn hat nicht jener gleiche Mann die Willenlosigkeit von seinen Jüngern und im Grunde von jedem nach Vollkommenheit strebenden Menschen verlangt? Wie aber kann man eine Kluft gleich dieser Alternative von Wollen und Nichtwollen überhaupt überbrücken? Die Antwort gibt allein Ignatius' Verhältniß zur spanischen Mystik. Von der ketzerischen Ansicht der Sündlosigkeit des Vollkommenen hat er sich zwar freier gehalten als mancher der orthodoxen Mystiker, aber zu ihrer abgeschwächten Form, zu der Lehre von der Freiheit des Vollkommenen, d. h. dessen, der sich mit Gott eins weiß, hat auch er sich gelegentlich bekannt: ‚Alles ist Euch erlaubt in unserem Herrn' — schreibt er an Theresa Rejadella —, ‚vorausgesetzt, daß keine Todsünde klar erkennbar ist, oder daß Ihr etwas für eine solche halten müßt, was Eure Seele fördert und zur Liebe Eures Schöpfers entflammt.'[1]

[1] Gothein fügt hier keine Belegsnote bei. In den uns vorliegenden Briefen an Rejadella haben wir diese Stelle vergeblich gesucht. In den Belegsnoten herrscht überhaupt zudem eine derartige Verwirrung, daß das eine Mal die Hinweise im Text fehlen, das andere Mal die Belege zu den Noten — Dinge, die gegen die Akribie eines Geschichtswerkes aufs wesentlichste verstoßen.

„Jedoch jene Freiheit ist nicht mehr Freiheit im eigentlichen Wortverstande; sie hat sich vielmehr selbst vernichtet; sie ist ‚Gelassenheit‘, jener Zustand, in dem der Mensch nur noch Organ des göttlichen Willens ist. Wir sahen, wie die Exercitia spiritualia dazu bestimmt sind, dem Uebenden zu diesem Stadium zu verhelfen. Schon in einem seiner frühesten Briefe spricht Ignatius seinen Grundsatz dahin aus: ‚Das ist Gottes Wille, daß sich die Seele bilde nach dem göttlichen Wesen, dann wird auch der Körper, wolle er oder wolle er nicht, dem göttlichen Willen nachgehen. Darin besteht unser Kampf und das Wohlgefallen Gottes.‘ Diese Anschauung hat ihn sein Leben hindurch begleitet.“

Also eine unüberbrückbare Kluft soll klaffen zwischen dem Grundsatz, daß nur der freie Wille die persönliche Sünde ausmache, und daß Ignatius doch andererseits verlange, man solle sich seines Willens begeben, man solle sich der „Gelassenheit“ befleißen! Ignatius verlangt einmal (und zwar nach dem allgemeinsten Grundsatz aller Moral!) von einer Scrupulantin, sie solle sich fest überzeugt halten, daß alles ihr „in unserem Herrn erlaubt sei“ *rc.*, ein Befehl, der mit dem Aufgeben des Willens und mit mysticistischer „Freiheit“ absolut nichts zu thun hat, sondern einfach ausspricht, daß da, wo kein Gesetz erkennbar, der Wille nicht verpflichtet ist. Das andere Mal setzt er der Rejadella auseinander, daß es auf den Körper, dessen Widerstreben oder Unaufgelegtheit nicht ankomme, sondern daß Gott wolle, unsere Seele stimme mit seiner göttlichen Majestät (nicht: „bilde sich nach dem göttlichen Wesen“, was keinen Sinn hat) überein, auf den Willen allein komme es an, im Willen liege der Kampfplatz, ihm gelte das Wohlgefallen Gottes. Das heißt doch nichts anderes als: Gott richtet uns nicht nach unserem leiblichen Können, sondern nach unserem Wollen, was ziemlich gut mit dem ersten Grundsatz übereinzustimmen scheint! Aber der großartige Widerspruch liegt eben noch tiefer.

„Zu diesem mystischen Ideal der Willenlosigkeit kann man nun auf einem weit kürzern Wege gelangen: durch den vollkommenen Gehorsam. Es ist hier noch nicht die Stelle, Entstehung und Bedeutung der jesuitischen Gehorsamsdoctrin zu entwickeln; aber soviel sehen wir bereits: auch der Gehorsam soll durch die Willenlosigkeit die Freiheit des Handelns herstellen und hierdurch die Macht des Handelnden erhöhen. Statt des Vernunftgebotes tritt nun als gleichwerthig der Wille des Obern ein. Hierdurch wird nun jenes ganze künstliche System von Sachunterscheidungen der Handlungen, wie es die Casuistik je nach ihrer größern und geringern Verdienstlichkeit und Sündhaftigkeit herstellt, gleichsam außer Wirksamkeit gesetzt. Was diesem zufolge noch als Sünde erscheint, kann in der Wahrheit Tugend sein. Gerade durch das Opfer der Einsicht macht es der Gehorsam zu einer solchen. Freilich fügt Ignatius bei dieser Forderung oft die Klausel bei: ‚soweit nicht eine Sünde klar erkennbar ist‘. Allein diesen noch übrig gelassenen Zweifel an der Lauterkeit des Befehles eines Obern hat er alsbald wieder auf das denkbar kleinste Maß beschränkt“ (333).

Also zwischen der Definition der Todsünde und dem Gehorsam klafft die tiefste, unüberbrückbare Kluft, liegt der innere Widerspruch, der sich durch die ganze Gesellschaft Jesu zieht. Worin besteht der Gehorsam? Daß ich mich jeden Wollens überhaupt begebe?

Der Widerspruch könnte doch nur dann gefunden werden, wenn ich durch den Gehorsam gezwungen würde, überhaupt keinen Willensact mehr zu setzen, daß ich mich beim Handeln ganz passiv verhalte wie eine Schachfigur, die geschoben wird. Das aber ist nicht der Fall. Der Gehorsam beschränkt, wenn man will, die Willensobjecte, nicht aber die Willensacte. Auch der vollkommenste Gehorsame will mit ganz freiem Willen das, was ihm geboten ist, und zwar als etwas moralisch Gutes; er setzt einen moralischen, freiwilligen Act; und würde er beispielsweise das Befohlene nur äußerlich, wenn auch noch so vollendet, ausführen, ohne es innerlich selbst zu wollen, so nennt kein Geringerer als Ignatius selbst solchen Gehorsam einen schlechten, unverdienstlichen, eben weil zwischen Handlung und Willen keine Uebereinstimmung, kein ursächlicher Zusammenhang besteht. Der Gehorsame will wirklich, er muß wollen, wenn er moralisch handeln soll — aber er erwählt nicht mehr selbst nach eigener Einsicht und eigenem Antrieb das Object seines Wollens, sondern läßt sich dieses außer von der Vernunft und den göttlichen und kirchlichen Geboten auch vom rechtmäßigen Obern vorzeichnen. Darin aber kann kein Widerspruch mit dem allgemeinen Moralprincip liegen; denn z. B. selbst Gott beschränkt die Wahl meiner Willensobjecte durch die Gebote. Ich darf nicht wollen, was er verbietet, ich muß wollen, was er befiehlt. So übe ich auch Gehorsam gegen Gott, indem ich mich in meinem Wollen nach seinem ausgesprochenen Willen richte. Da in dieser Uebereinstimmung meines Willens mit seinem Willen alle Moralität und Vollkommenheit liegt, so hat von jeher der Ordensstand nach dem Rathe Christi das Gelübde des klösterlichen Gehorsams dem allgemeinen christlichen Gehorsam hinzugefügt, indem er die freie Wahl der Willensobjecte noch mehr einschränkte, um sich noch enger und beständiger an den Willen Gottes anzuschließen. Anstatt also durch dieses Gelübde das Moralprincip zu vernichten, nimmt der Ordensmann dasselbe erst recht zur beständigen obersten Leitung seiner Handlungen. Der Gehorsame will nur, was Gott will, und erkennt diesen göttlichen Willen in den Befehlen des rechtmäßigen Obern. Diese Zustimmung des Willens zu dem, was der Obere befiehlt, geschieht nicht deshalb, weil etwa der Obere unfehlbar wäre und in jedem Befehl direct von Gott inspirirt würde, als ob jener nur das objectiv Klügste und Beste befehlen könne, sondern weil Gott durch die Kirche und ihre rechtmäßigen Hirten den gehorsamen Ordensmann an die Obern gewiesen und dadurch erklärt hat, er nehme alles, was auf deren Befehl gethan wird, als auf seinen eigenen gethan an. Die innere Natur des Befohlenen, Zweckmäßigkeit, positive Güte, Klugheit u. s. w. ist also nicht das Motiv, weshalb der Gehorsame ihm zustimmt, sondern einzig der Umstand, daß der Obere es befohlen habe, und der Obere das Organ Gottes ist, den Willen des Untergebenen zu lenken. Natürlich hört der Obere auf, ein solches legitimes Organ zu sein, wenn das, was er befiehlt, mit einem Befehl oder Verbot Gottes in Widerstreit steht; denn in diesem Falle lehrt die Vernunft, daß, da Gott sich nicht widersprechen kann, der Obere nicht mehr das lautere Organ Gottes ist, ihm also nicht zu willfahren ist. Ignatius thut also wirklich noch ein übriges, wenn er zu wiederholten Malen ausdrücklich erklärt, der Gehorsam erstrecke sich nicht auf einen Befehl, der eine offenbare Sünde

vorschreibe. Nun kann aber der Fall eintreten, daß dem Untergebenen bei einem Befehle Zweifel an der Erlaubtheit des Befohlenen aufsteigen, wie das ja auch in andern Dingen des Lebens täglich vorkommt. Im Zweifel betreffs der Sündhaftigkeit darf hier natürlich der Untergebene nicht handeln, das wäre unmoralisch. Er muß zu einer Entscheidung kommen. Den Befehl einfach zurückziehen kann auch der Obere nicht immer. Was soll da geschehen? Ein Scrupulant kann sich dem Entscheid seines Beichtvaters fügen, er kann so vom Zweifel zur subjectiven Gewißheit der Erlaubtheit der Handlung kommen. So auch in vielen Fällen der zweifelnde Ordensmann. Er kann sich das entschiedene Urtheil seines Obern zur Norm nehmen und so ebenfalls zur Gewißheit gelangen und den Befehl ohne Gefahr ausführen. Ignatius geht jedoch noch weiter. Er gibt dem Untergebenen im Falle fortdauernder Unsicherheit die Freiheit, drei ernsten Männern seine Zweifel vorzulegen, sich dann aber nach deren Entscheid auch zu richten. Wie dies eine „auf das denkbar kleinste Maß zurückgeführte Beschränkung“ der Klausel: „soweit nicht eine Sünde klar erkennbar ist“, enthalten soll, ist schwer erfindlich.

Also mit dem tiefen Widerspruch und der unüberbrückbaren Kluft im Wesen der Gesellschaft und im Geiste des hl. Ignatius ist es nichts. Zum richtigen Verständniß braucht man von spanischer Mystik niemals etwas gehört zu haben; ein katholischer Katechismus reicht wieder vollständig aus.

Nach solchen Mißverständnissen in elementaren Dingen braucht man sich nicht zu wundern, das Folgende zu lesen: „Ignatius Loyola hat das berüchtigte Wort nicht ausgesprochen: ‚Der Zweck heiligt die Mittel.‘ Ueberhaupt ist es wohl nicht denkbar, daß ein Mensch cynisch und verblendet genug sein kann, um einen solchen Satz als ein Princip der Moral hinzustellen. Der Witz der Weltgeschichte hat ihn aus der Morallehre und der Beichtpraxis der Jesuiten herausgeschält. Will man solchen Schlagworten überhaupt einen Werth beimessen, so bezeichnet dieses nicht übel die letzte unausgesprochene Consequenz, die man aus jenen Voraussetzungen ziehen kann. Ignatius ist, wo er den blinden Gehorsam preist, hart an diesem Ausdruck vorbeigestreift; denn wo blieb hier überhaupt noch ein Platz für das moralische Urtheil über die Mittel? Er war schon in seiner Lehre von den Scrupeln zu dem Entschluß gelangt: ‚Bei Scrupeln, ob eine Handlung sündhaft oder erlaubt sei, solle der Mensch seinen Geist auf Gott richten; wenn er dann zum Urtheil komme, daß dieses Wort oder diese That Gottes Ruhm zum Zweck habe oder wenigstens ihm nicht entgegen sei, dann solle er, ohne dem Scrupel im geringsten nachzuhängen, handeln.‘ [1]

„Noch ein anderes Moment wirkte nach der gleichen Richtung: Ignatius, der Mann des praktischen Erfolges, mußte den höchsten Nachdruck darauf legen, daß zur Erreichung eines Zweckes alle dazu nöthigen Mittel auch wirklich er-

---

[1] Hier ist das Citat nicht genau. Ignatius gibt diese Regel ausdrücklich für diejenigen Fälle, wo der Mensch Scrupel hat, ob er etwas sagen oder thun solle oder dürfe, was vom Gebrauch der Kirche oder der Lehre der Väter nicht abweiche: „alguna cosa dentro de la Iglesia, dentro la inteligencia de los nuestros mayores, que sea en gloria de Dios“. Der Unterschied springt in die Augen.

griffen würden. Mit besonderer Vorliebe wandte er auf sich und seine Gesellschaft das Wort des Heidenapostels an: daß er allen alles sei, um alle zu gewinnen. Er faßte es dahin, daß die Jesuiten alle Rollen spielen könnten und sollten, jede Stimmung, jeder Charakter, je nachdem es der Zweck erfordere, sich im Augenblicke zu eigen machen müßten. Franz Xavier und Lainez haben sich nach diesem Muster gebildet" (334).

Wie aber, wenn der Zweck ein solcher ist, daß er die Ehre Gottes ehrlich fördert, und wenn das Mittel ein solches ist, daß es gegen kein Gebot Gottes, gegen keine Lehre und Uebung der Kirche verstößt — wie Ignatius doch ausdrücklich seinen Zweck und seine Mittel bestimmt umgrenzt —, wer will dann noch davon reden, die Gesellschaft und ihr Stifter streife an dem Ausdruck von dem mittelheiligenden Zweck vorbei? Ist das nicht offenkundiges Mißverständniß — oder Schlimmeres?

Aber der Verfasser geht noch weiter in seiner Charakteristik: „Gewiß war Ignatius für seine Person von sittlicher Frivolität entfernt; auch jene [?] Grundsätze sind von keiner Leichtfertigkeit eingegeben, — nur bei den Vorschriften über das Verhalten fürstlicher Beichtväter hat er in dem Ehrgeiz [?], seiner Gesellschaft die wichtigsten Posten zu sichern [?], wirklich leichtfertig gehandelt, und wenn er den Feind hinterlistig zu täuschen suchte [?!], so fand er als echter Spanier darin kein Arges —; aber in seiner Ausbildung und Anwendung mußte dieses spanische [?] Sittlichkeitssystem, diese Mischung von Rücksichtslosigkeit [?], Verschlagenheit [?], Spitzfindigkeit [?], glühender Empfindung [?], leidenschaftlicher Demuth [?], kühler Verstandesmäßigkeit und disciplinirtem Fanatismus [?] — ein kleines Salzkorn von Cynismus nicht zu vergessen [!] — nicht als Arznei, sondern als Gift wirken, gleichviel ob sich die einen von diesem Trank berauschten, die andern abkühlten! Und doch kann man sagen: die zwei großen und wahren Principien, mit denen Ignatius sich selber und seine Genossen erfüllt hat: rastlose Thätigkeit zum Wohle der Mitmenschen und allseitige Ausbildung des Individuums nicht zum Genuß, sondern zur That, sind stark genug gewesen, um in vielen Persönlichkeiten und bei unzähligen einzelnen Handlungen jene Irrwege des Denkens und der Empfindung zu überwinden; ja die Verblendung selber, die Ueberzeugung jedes Einzelnen, daß er sich zu einem erwählten Rüstzeug Gottes machen könne, ermangelt nicht eines Zuges moralischer Größe" (335).

Wir meinen, zu dieser Gesamtcharakteristik Ignatianischer Ascese und Moral kein Wort hinzufügen zu sollen, da es für jeden vorurtheilslos Denkenden, sofern er noch etwas christliches Wesen kennt, nach dieser Schlußleistung feststehen muß, daß der Verfasser zu einem Geschichtschreiber des hl. Ignatius **nicht** gemacht und befähigt ist [1].

---

[1] Nur ein Wort über die Anspielung der „Frivolität" des hl. Ignatius in seinem Verhalten den fürstlichen Beichtvätern gegenüber. Hier handelt es sich um die Meinungsdifferenz zwischen dem Ordensstifter und dem P. Polanco bezüglich der Haltung des letztern dem Herzog von Florenz gegenüber. Schon v. Druffel hat seiner Zeit über diese Meinungsverschiedenheit sehr abfällig zu Ungunsten des

Doch genug. Wir wollen hier ja keine Widerlegung, sondern nur eine Charakteristik des neuen Buches geben. Dieses Buch aber ist für uns wieder ein neuer schlagender Beleg für die traurige, nicht genug beachtete Wahrheit, daß wir uns in Deutschland seit der Reformation auf theologischem Gebiet eigentlich gar nicht mehr untereinander verstehen. Die Worte haben bei Katholiken und Protestanten zwar noch einen gleichen Klang, aber einen verschiedenen Sinn. Wir Katholiken brauchen dieselben weiter fort in der Bedeutung, die sie vor Luther und den andern Neuerern hatten; diese aber haben für sich und ihre Anhänger ganz neue Begriffe hineingelegt, die sich dann im Laufe der Zeit noch weiter vom ursprünglichen Sinn entfernt haben. Und so reden wir heute aufeinander ein und wundern uns, so ganz und gar nicht übereinzukommen, wo uns doch alles so klar scheint. Und wie das besser werden soll, ist im Hinblick auf Werke wie das vorliegende leider nicht abzusehen.

Aus dem Mitgetheilten dürfte jedenfalls zur Genüge hervorgehen, daß Gotheins „Ignatius von Loyola" keine wirkliche Bereicherung unserer Literatur, kein Fortschritt auf dem Wege gegenseitigen Verstehens ist. Möge die „Allgemeine Zeitung" finden, daß uns hier das Bild des Stifters des Jesuitenordens „in einer neuen Beleuchtung" entgegentritt; was thut's, wenn das Bild in der Zeichnung verfehlt und die „neue Beleuchtung" eine grundfalsche ist?

---

hl. Ignatius geschrieben, und Gothein stimmt ihm natürlich bei (340). Ohne uns auf Einzelheiten einzulassen: auf wessen Seite steht der Verstand und die christliche Klugheit, auf Ignatius' Seite, der nicht will, daß man den Herzog voreilig reformiren, ihm Vorschriften über Reform seines Gewissens und Staates zukommen lasse, wenn die Folge davon ist, daß der Herzog sich nicht allein nicht bekehrt, sondern auch der Wirksamkeit der Patres beim Volke ein Ende macht, so daß also absolut gar nichts erreicht wird, — oder auf Polancos Seite, der im heiligen Eifer sich dieser absoluten Erfolglosigkeit aussetzt? Wenn Ignatius hier frivol gehandelt hat, so ist die Vernunft selbst frivol. (Der Brief ist übrigens nicht von 1549, sondern von 1547.) — Nur nebenbei sei bemerkt, daß es nicht Polanco (386), sondern der 16jährige Ribadeneira war, der auf die Frage, worin die hauptsächlichste Aufgabe eines Geheimsecretärs bestehe, die Antwort gab: „Darin, daß er Geheimnisse unverbrüchlich bewahrt."

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Synopsis Tractatus scholastici de Deo Uno. Auctore **Ferdinando Aloisio Stentrup** S. J. 8⁰. (IV et 368 p.) Oeniponte, Rauch, 1895. Preis *M.* 4.

Schon der Name des Verfassers bürgt für eine gründliche, tief theologische Behandlung des Gegenstandes. Seine langjährige Lehrthätigkeit an der Universität zu Innsbruck, sowie seine literarischen Arbeiten haben ihm längst den wohlverdienten Ruf eines hervorragenden, scharfsinnigen Theologen gesichert.

In Bezug auf den vorliegenden dogmatischen Tractat sind überdies die vornehmlichsten Ergebnisse seiner geistvollen Speculation und seiner positiven Untersuchungen in der theologischen Welt schon bekannt durch die im Jahre 1879 veröffentlichten Praelectiones dogmaticae de Deo Uno. Von diesen letztern bietet das neue Werk, welches wir zur Anzeige bringen, eine verbesserte und zugleich kürzere Bearbeitung.

Zwar ist der Stil und die Darstellungsweise von derselben Art, wie man sie aus den frühern Werken des Verfassers gewöhnt ist. Nicht so sehr gedrängte und prägnante Kürze, als vielmehr schwungvolle Umschreibung und breiter, fast majestätischer Fluß kennzeichnet die Sprache. Auch die Synopsis hat in dieser Hinsicht weniger beschneiden und einschränken, als vielmehr verschönern und vervollkommnen wollen. Dabei ist der Inhalt sachlich an manchen Stellen erweitert, das Buch im ganzen reichhaltiger und mannigfaltiger geworden.

Gleichwohl ist es gelungen, die Seitenzahl, freilich bei vergrößertem Format, ungefähr um die Hälfte zu vermindern. Es wurden nämlich einige weitläufige polemische Auseinandersetzungen gestrichen und durchgehends die in extenso mitgetheilten und erläuterten Väterstellen auf ein geringeres Maß beschränkt.

Wie früher, so ist auch jetzt, von vereinzelten Unterabtheilungen abgesehen, nur die Eintheilung in Kapitel und Thesen angewendet worden. In 10 Kapiteln und 100 Thesen wird die dogmatische Lehre über Dasein, innere Erkennbarkeit, Wesen und Attribute, über Wissen, Willen, Macht, Schönheit Gottes, endlich über die Schöpfung, die Erhaltung und das Mitwirken Gottes abgehandelt. Davon sind die Abschnitte über die Macht oder Allmacht sowie über die Schönheit Gottes ganz neu beigegebene, dankenswerthe Zugaben.

Daß aber der Verfasser im übrigen jegliche Eintheilung des Stoffes verschmäht, können wir nicht als einen Vorzug in der Anlage des Buches betrachten.

Zumal da dem Vorworte gemäß ein Handbuch oder Leitfaden für Schüler und Lehrer geboten werden sollte, hätten wir doch gewünscht, daß beiden der Ueberblick über die behandelten Gegenstände und die Auffindung von Einzelfragen erleichtert worden wäre. Es ist gewiß wahr, was das Vorwort sagt, daß „ein billiger Beurtheiler“ die innere Ordnung des Materials und die logische Aufeinanderfolge der Thesen nicht verkennen könne. Aber warum sollte diese Ordnung nicht auch scharf und selbst für den Schüler leicht erkennbar hervortreten dürfen? Wenn man dem letztern auch durch solche an sich ja freilich nur äußere Mittel zu Hilfe kommt, so wird er gewiß eher die leitenden Grundgedanken sich aneignen und so wenigstens das Wichtigste — wenn nun schon doch einmal nicht alles behalten werden kann — in die Zukunft hinüberretten. Zudem würde in den einzelnen Thesen die Scheidung und ins Auge springende Zählung wirklich verschiedener Beweise auch das Verständniß nur fördern können.

Als wahren Meister bewährt sich der Verfasser in der Entwicklung und Durchführung der speculativen Principien, die er mit unerbittlicher Consequenz bis in ihre tiefsten Grundlagen verfolgt und in ihre ersten Elemente auflöst. Kaum ein anderer Tractat könnte auch der philosophischen Speculation so schwierige und erhabene Probleme darbieten. Und wir glauben in der That dem Verfasser das Zeugniß schuldig zu sein, daß er durchweg in allen diesen Problemen nicht nur sachlich die richtige, sondern auch unseres Erachtens eine außerordentlich tiefe Lösung gibt.

In den subtilen Fragen über die beseligende Anschauung, welche im zweiten Kapitel zur Besprechung kommen, scheint uns durchaus mit der ganz im Sinne des hl. Thomas gegebenen Entscheidung das letzte Wort gesprochen zu sein. Vielleicht würde jedoch die Antwort auf die Schwierigkeiten vom Leser allseitiger erfaßt werden, wenn auch an dieser Stelle die Thatsächlichkeit der beseligenden Anschauung aus der Offenbarung erwiesen und gegen die Einwände der Vernunft vertheidigt würde. Es ist vollständig wahr, daß die thatsächliche Erhebung der vernünftigen Geschöpfe zur Anschauung Gottes streng genommen nicht zur Lehre von Gott selbst gehört. Aber manche Theologen behandeln sie hier, und es ist gewiß mißlich, wenn man an mehreren Stellen von derselben unmittelbaren Erkenntniß Gottes reden muß, einmal, insofern sie vermöge natürlicher Geisteskräfte unmöglich ist und in keinem Fall eine erschöpfende (comprehensive) Erkenntniß Gottes sein kann, das andere Mal, insofern doch thatsächlich auf übernatürliche Weise eine unmittelbare Erkenntniß Gottes zu stande kommt. Uebrigens geschieht es dann auch leicht, daß letzteres, obwohl das Fundamentaldogma der übernatürlichen Ordnung, nie ex professo erörtert wird, ebendeshalb, weil es an verschiedenen Stellen erörtert werden könnte.

Hätte der Verfasser die positive Lehre von der seligen Anschauung hier eingeflochten, so wäre es, meinen wir, deutlicher hervorgetreten, daß der Beweis der Unmöglichkeit derselben für ein natürliches Erkenntnißprincip, trotz seiner durchaus metaphysischen Kraft, doch in keiner Weise jenen Act der Anschauung trifft, der zwar vom geschaffenen Verstande, aber vermöge des mit ihm übernatürlich verbundenen unerschaffenen (Formal-) Princips der Wesenheit

Gottes und darum nicht von einem schlechthin geschaffenen Erkenntnißprincip ausgeht. Andererseits würde dann auch die alleinige Berechtigung jener Unterscheidung des hl. Thomas besser gewürdigt werden, welche erklären soll, daß die geschaffene Anschauung nicht eine unendliche oder erschöpfende Erkenntniß (comprehensio) Gottes sei und sein könne. Gott selber sehen, heißt freilich Gott ganz (totum) sehen, da Gott und jedes göttliche Attribut ein untheilbares, unendliches Sein ist. Aber der Act der übernatürlichen Anschauung hat als Act ein endliches, das Unendliche also nicht erschöpfendes Sein, obgleich ein unendliches Princip ihn formell constituirt; denn dieses Princip wirkt nur, insofern es dem endlichen Verstande auf analoge und darum endliche Weise zu eigen ist (vgl. p. 37). Gerade diese Art der Vereinigung der göttlichen Wesenheit (als formelles Erkenntnißprincip) mit dem Verstande des Seligen, von der das ganze Verständniß abhängt, ist aber nur aus der positiven Vertheidigung der Thatsache der seligen Anschauung herübergenommen.

Desgleichen halten wir die p. 72 sq. gegebene Vereinbarung der Unveränderlichkeit und der Freiheit Gottes für die einzig zutreffende. Wir hätten indes gerne ausdrücklich die (schon von Suarez gegebene) Erklärung hinzugefügt gesehen, wie dabei die Freiheit Gottes und die nach unserer Denkweise, aber nicht in Wirklichkeit von der göttlichen Freiheit selbst verschiedene Uebung der Freiheit eine „innere Benennung" Gottes bleibt.

Die Abhandlung über das Wissen Gottes geht auch der Sache vollständig auf den Grund. Aber hier bedauern wir eine von vielen andern Theologen derselben Schule abweichende Aufstellung, wenn wir auch den ganzen Unterschied nur auf die Redeweise zurückführen möchten. P. Stentrup läugnet nämlich, daß der Gegenstand der scientia media in Gott oder in der Wesenheit Gottes als dem erkannten Object, in welchem auch jener erkannt ist, von Gott geschaut werde (p. 168 sq.). Die Wesenheit Gottes sei nur das medium quo, nicht aber das medium in quo dieser Erkenntniß. Das scheint uns weder mit der Lehre der alten Theologen, namentlich des hl. Thomas, noch mit des Verfassers eigenen Ausführungen (z. B. p. 167. 169) zusammenzustimmen, da er die Wesenheit Gottes nicht nur als unendliches Erkenntnißprincip, sondern auch als unendliche Idee, in welcher alles Wahre dargestellt ist, auffaßt. Und die einzige Begründung, die er für jene Aufstellung beibringt, beweist nur, daß die Wesenheit Gottes nicht der Grund sei, weshalb gerade dieser und nicht ein anderer freier Act erkannt werde. Das medium in quo braucht aber nur als Object der Erkenntniß die andere zu erkennende Wahrheit zu enthalten, was offenbar nicht in sich schließt, daß es auch der Grund sein müsse, warum die letztere Wahrheit so und nicht anders sei.

Schlimmer ist, daß infolge dieser veränderten Redeweise Molina selbst nebst andern hervorragenden Vertretern seines Systems in einer eigenen These (39) beschuldigt wird, als hätte er das tiefste Wesen der scientia media mißverstanden. Hätte der Verfasser eigens vom medium in quo gehandelt, so würde er gewiß in die Worte Molinas: „Gott schaue jeden freien Willen in seiner göttlichen Wesenheit und sehe so, was dieser Wille in irgend einer Voraussetzung thun würde", nicht die Erklärung hineingetragen haben, Gott sehe

also die Entscheidung, welche der Wille treffen würde, in dem actus primus (proximus) des freien Actes. Molina lehrt ausdrücklich das Gegentheil.

Endlich verdient die gründliche Erörterung des göttlichen Mitwirkens, die wie alle Hauptlehren des Buches in treuem, strengem Anschluß an den Fürsten der Schule gegeben wird, reichliches Lob. Auch hier dürfte unseres Erachtens der Verfasser gegenüber andern Interpretationsvorschlägen, die jüngst molinistischerseits gemacht wurden, recht behalten.

Emil Lingens S. J.

Das Mahābhārata als Epos und Rechtsbuch. Ein Problem aus Altindiens Cultur- und Literaturgeschichte von **Joseph Dahlmann** S. J. 8⁰. (XX u. 302 S.) Berlin, Dames, 1895. Preis *M.* 14.

Das Epos Mahābhārata, über das auch P. Baumgartner unlängst in diesen Blättern eine eingehende Studie veröffentlicht hat (vgl. Bd. XLIII, S. 182 ff. u. 286 ff.), bildet ein Denkmal Altindiens, welches wie wenige ein Spiegel des Volkes und der in ihm lebenden Ideen genannt werden kann. Schon in dem gewaltigen Umfang (hunderttausend Distichen) verräth sich ein Zug gigantischen Strebens, wie er so manchen Erzeugnissen altindischer Cultur eigenthümlich ist. Vor unsern Blicken entrollt sich ein Bild jener tropischen Fülle und Pracht, in deren Bereich diese Cultur sich ausgebreitet. Deutlicher aber noch zeigt sich die Eigenart des Epos in jener Verschmelzung des erzählenden und des belehrenden Elementes, durch welche eine vielfach hoch dichterische Schöpfung zu einer Encyklopädie des gesamten heiligen Wissens geworden ist. Auf der einen Seite weht uns aus den episch-dramatischen Schilderungen mit ihrer Einfachheit und Hoheit, ihrer Lebendigkeit und Urwüchsigkeit ein frischer, duftender Waldeshauch zu; auf der andern Seite starrt uns die Oede und Wildniß breitester Didaktik entgegen. Woher diese räthselhafte Gegensätzlichkeit? Ist sie das Ergebniß einer nach Jahrhunderten zu bemessenden allmählichen Erweiterung, oder hat sich das Epos einheitlich unter dem beherrschenden Einfluß der Rechtsidee zu einer religiös-belehrenden Dichtung entwickelt? Mit dieser Frage beschäftigt sich die vorliegende, streng fachwissenschaftlich gehaltene Untersuchung. Entgegen einer weit verbreiteten Meinung gelangt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß Poesie und Recht schon ursprünglich zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen sind. Das „Recht" ist ein Krystallisationscentrum für die Ausgestaltung der epischen Sage geworden. Unter Recht (dharma) ist hier das religiöse, heilige Recht zu verstehen, das noch seinen sacralen Charakter, seine Verbindung mit Religion und religiösem Brauch bewahrt. In älterer Zeit fließen ja religiöse Sitte und Rechtsgebrauch ineinander über. Glaube und Cultus sind die Quelle, aus denen die verschiedenen Ströme des Geisteslebens hervorgehen. — Die Ansicht, daß die große Masse des didaktischen Stoffes sich nicht später und äußerlich, sondern innerlich und einheitlich mit dem epischen Stoffe verbunden hat, mag auf den ersten Blick überraschen. Man nimmt es als selbstverständlich an, daß diese Fülle des Didaktischen allzusehr der Natur einer epischen Dichtung widerstreitet, um als ursprünglich gelten zu können. Aber mit Recht warnt der Verfasser davor,

das indische Epos nach jenen kritischen Normen zu beurtheilen, die sich etwa aus der Betrachtung der antiken Epen gewinnen lassen. Die Forschung muß der überlieferten Gestalt des Epos Rechnung tragen, und es ist ein Vorzug der vorliegenden Untersuchung, daß sie das Epos im Zusammenhange mit der Entwicklung der ältern und der kunstpoetischen Literatur behandelt. „Das Mahābhārata als belehrendes Epos liegt keineswegs außerhalb dieser Entwicklung. In seinem encyklopädischen Charakter lehnt es sich vielmehr enge an die eigenartige Ausbildung der ältern erzählenden Literatur an. Gleichzeitig aber treten schon deutlich die Spuren jener sich verfeinernden Kunstpoesie auf, und dadurch steht das Epos in voller Continuität sowohl mit der ältern als mit der jüngern Epik."

Die Untersuchung zerfällt in drei Theile. Im ersten weist der Verfasser nach, wie das epische Element in der Rechtsidee den einigenden und beherrschenden Mittelpunkt erhält. Das Epos baut sich dramatisch auf; der äußere Kampf der beiden Rivalen erweitert sich zu einem idealen Kampfe zwischen Recht und Unrecht, und eine der schönsten Ideen der altindischen Spruchweisheit, daß das Recht nur scheinbar unterliegt, um später desto strahlender zu triumphiren, ist tief in das epische Element hineingewachsen. Von großer Wichtigkeit sind die Ausführungen des Verfassers über die Verwerthung der Rechtsgebräuche im Bereiche des Epos, und gestützt auf eine Fülle interessanter Beobachtungen kann er den Satz aussprechen, daß Poesie und Recht im Epos eine Gemeinsamkeit des Ursprunges bedingen. Eine Bestätigung dieses Ergebnisses liefert der zweite Theil in der Zeit und dem Zeitalter des epischen Rechtsbuches. Der enge Zusammenhang wird durch die Thatsache begründet, daß alle Zeugnisse für das Alter des Epos gleichzeitig den Charakter als Rechtsbuch bezeugen. Die Verschmelzung des doppelten Elementes besteht spätestens seit dem fünften Jahrhundert v. Chr., und dieser Zeit entspricht das Culturbild, das sich im Mahābhārata widerspiegelt. Im dritten Theile führt die Untersuchung zu einer Charakteristik der Rechtsquellen, aus welchen das Epos schöpfte, unter besonderer Berücksichtigung des Ehe- und Erbrechtes.

Ein Vorzug der Arbeit liegt in der einheitlichen Durchführung der an die Spitze gestellten These. Aus der Beantwortung der Frage nach dem Zusammenhange des epischen und didaktischen Elementes wächst die gehaltreiche Abhandlung einheitlich und übersichtlich heraus. Eine Fülle literarischer und archäologischer Mittheilungen bieten die verschiedenen Excurse, welche sich an die Hauptfrage knüpfen. Dadurch, daß der Verfasser eine feste Zeitgrenze für den Charakter des Epos als Rechtsbuch gewonnen, hat er den Weg zur Lösung eines bedeutsamen Problemes aus Altindiens Cultur- und Literaturgeschichte angebahnt. Treffend bemerkt derselbe einleitend, daß die Forschung das Epos erfassen muß als Denkmal der Cultur und des gesamten Geisteslebens. „In einer jeden literarischen Schöpfung, die aus dem Geistesleben eines Volkes herauswächst, verkörpert sich eine ganze Summe cultureller Bestrebungen und Erfolge. Daher muß die Aufmerksamkeit des Kritikers vor allem jenem Inhalt zugewandt bleiben, durch welchen das Epos in lebensvoller Beziehung zu den großen Culturfactoren, zu Religion und Recht, zu Kunst und Wissenschaft, zu

Arbeit und Wirtschaft steht. Nur dann wird es ganz, d. h. in seinem Sein und Leben erfaßt." Diesem Gesichtspunkt hat der Verfasser in hervorragendem Maße Rechnung getragen. Tritt uns doch im Mahâbhârata das alte Indien „in seinem Schaffen und Ringen, in seinen sittlichen und religiösen Anschauungen, in der ganzen Mannigfaltigkeit eines reich und eigenartig ausgebildeten Geisteslebens mit fesselnder Unmittelbarkeit entgegen". Die Arbeit, namentlich in ihrem zweiten Theile, zeigt, welche culturgeschichtliche Schätze das Mahâbhârata noch in sich birgt. Es wird daselbst ein Bild des epischen Zeitalters sowohl in seinen religiös-wissenschaftlichen wie social-wirtschaftlichen Bestrebungen entworfen. Das Kapitel „Das sociale und wirtschaftliche Leben" gibt uns in den Abschnitten über Landwirtschaft und Gewerbe, städtisches Leben und Baukunst, Sculptur, Malerei, über Seeschiffahrt und auswärtigen Handel, über das Rechtsinstitut des verzinslichen Darlehens, über die Schrift als Verkehrsmittel neue und wichtige Aufschlüsse über das alte Indien. Von hervorragendem Interesse ist der umfangreiche Export- und Importhandel Indiens um die Zeit des fünften und sechsten Jahrhunderts v. Chr. Frühzeitig begegnet uns ein scharf ausgeprägtes Zinsrecht. Wir sehen die indischen Banquiers zu besondern Genossenschaften mit eigenem Gilderecht und eigenem Schiedsgericht formirt. Der hohe Aufschwung der Cultur weist auf Babylon hin. Ihm entspricht der Ausbau des Rechtes und der Rechtsliteratur. Es ist ein reich entfaltetes, alle socialen Verhältnisse überschattendes Recht. In dem Kapitel „Religiös-philosophische Systeme" erhalten wir eine Charakteristik der vielen sich kreuzenden religiösen und philosophischen Strömungen. Eine Periode tiefer geistiger Erregung ist die Zeit des entstehenden Mahâbhârata. Ein besonderer Abschnitt ist der ältern Geschichte des Skepticismus und Materialismus in Indien gewidmet. Für die Geschichte des altindischen Sectenwesens kommt namentlich das Kapitel: „Die Secten der Vaishnava und Çaiva", in Betracht.

So ist es in der That dem Verfasser gelungen, in der besprochenen Abhandlung einen neuen und wichtigen Beitrag zur Geschichte und Charakteristik Altindiens zu liefern. Er hat das Mahâbhârata in einer Bedeutung gezeigt, „welche weit über den engen Kreis der indischen Alterthumskunde hinausreicht, einer Bedeutung, die das Epos jeder culturhistorischen Forschung in vorzüglicher Weise empfehlenswerth macht". Auf Schritt und Tritt erkennt man die kritische Selbständigkeit und den Riesenfleiß des gelehrten Indologen. Die Ausstattung des inhaltreichen, die Forschung weiter führenden Buches ist eine vorzügliche.

G. Gietmann S. J.

Italy and her Invaders. By Th. Hodgkin. Vol. V: The Lombard Invasion 553—600. Vol. VI: The Lombard Kingdom 600—744. 8°. (XVII, 484 and XVII, 634 p.) Oxford, Clarendon Press, 1895. Preis 36 *Sh.*

Die vorliegenden Bände des umfangreichen Werkes behandeln die Geschichte der Longobarden, jenes Völkerstammes, der ursprünglich das Land an der untern Elbe bewohnt hatte, nach seiner Auswanderung aber sich im Rugierlande an

der mittlern Donau niederließ und von da aus 568 in Italien einfiel. In der Einleitung stellt sich Hodgkin die Frage, wie es gekommen, daß von den vier großen Völkerschaften, welche Italien eroberten, den Westgoten, Hunnen, Vandalen und Ostgoten, keine ein bleibendes Denkmal hinterlassen, wie dagegen ein unbedeutendes barbarisches Volk es vermocht habe, ein Reich in Italien zu gründen; die richtige Beantwortung dieser Frage macht er sich aber unmöglich durch die Annahme, daß alle jene germanischen Völker gleich einer verschlingenden Fluth gekommen und dann wieder verschwunden seien. Thatsächlich hatten die Westgoten, Vandalen und Ostgoten nicht einfach zerstört, sondern sie hatten auch den Boden für einen neuen Bau vorbereitet, ferner das Verhältniß der Eroberer zu den Eroberten einigermaßen geregelt und die Verschmelzung und das Zusammenwachsen der römischen und germanischen Rassen ermöglicht.

Daß Narses, dessen Lebensende in tiefes Dunkel eingehüllt ist, die Longobarden nach Italien eingeladen, um sich an der Kaiserin Sophia zu rächen, wird von Hodgkin mit Recht verworfen. Er glaubt sich entschuldigen zu müssen, daß er die Geschichte der Franken und des Papstthums viel eingehender behandelt habe als seine Vorgänger, und bemerkt: „In der That haben die fränkischen Könige und die Päpste den Untergang des Longobardenreiches herbeigeführt." Es ist wohl richtiger, zu behaupten, die Feindschaft der longobardischen Könige gegen den Heiligen Stuhl habe denselben ihre katholischen Unterthanen entfremdet und den fränkischen Königen den größten Vorschub geleistet. Hodgkin wird den Katholiken selten gerecht und findet ein großes Vergnügen daran, das Betragen der Päpste zu bekritteln. „Wir müssen gestehen," bemerkt er über Gregor d. Gr., „daß ein Mann, ausgestattet mit tiefer geistiger Unterscheidungsgabe, ganz eingeweiht in den Geist seines Meisters, nie die Glückwunschschreiben an Phokas oder manche andere Briefe der großen Sammlung geschrieben hätte, welche Ungeduld oder Aerger verrathen. Im großen und ganzen thut man besser daran, Gregor vielmehr als großen Römer denn als großen Heiligen zu betrachten; nach dieser Auffassung berechtigen ihn sein Edelmuth, seine Gerechtigkeit, sein Muth zu einem Ehrenplatz unter den edelsten Namen der kaiserlichen Geschlechter" (V, 452). Hodgkin vergißt, daß dem Oberhirten seinen Untergebenen gegenüber eine ganz andere Sprache ziemt als dem Untergebenen oder Privatmann. Gregors Tadel ist jedenfalls nicht heftiger als der des Völkerapostels. Was den Brief an Phokas angeht, so müßte bewiesen werden, daß der Papst damals gewußt habe, durch welche Mittel Phokas sich den Thron erworben habe. Nicht minder einseitig ist das Urtheil über Papst Martin († 655): „Er muß als eine der edelsten Gestalten in der langen Reihe der römischen Päpste bezeichnet werden. Der klagende Ton seiner aus der Verbannung geschriebenen Briefe bildet einen unvortheilhaften Gegensatz zu den Briefen des hl. Chrysostomus, eines andern Opfers der kaiserlichen Verfolgung. Es ist möglich, daß die politischen Verbrechen, die man ihm zur Last legte und derentwegen man ihn verurtheilte, nicht ganz unbegründet waren" (VI, 269). Die Resignation und Starkmuth, die jede Klage unterdrückt, wird in der Regel mehr bewundert als die Empfindsamkeit, die dem tiefen Schmerz Ausdruck gibt; und doch sind die Schwierigkeiten, welche der Empfindsame und Schwache über-

winden muß, in mancher Beziehung viel größer. Wenn Papst Martin auch klagt, so verzagt er doch nie und erträgt die Leiden, die er durch Nachgiebigkeit sofort hätte vermeiden können, wie Hodgkin selbst eingesteht.

Bisweilen wird jedoch Hodgkin der katholischen Kirche gerecht, so wenn er die Standhaftigkeit der Ingunthis, der Gemahlin des hl. Hermenegild, schildert und bemerkt: „Das war immer der große Fehler der arianischen Staatsmänner, daß sie, ungeachtet ihrer religiösen Bitterkeit, nie begreifen konnten, wie das Bekenntniß des Glaubens, welches für die meisten von ihnen nur eine Modesache war, für die Katholiken eine Lebensfrage bildete" (V, 252). Eine Religion, die selbst Schwachen und Hilflosen einen wahren Heroismus einflößt, sollte, so denkt man, die Achtung jedes unbefangenen Forschers gewinnen; Männer wie Hodgkin lassen sich jedoch, wie es scheint, von dem Grundsatz leiten, daß in jedem Conflict zwischen Kirche und Staat die Kirche unrecht habe.

Den Kaisern von Konstantinopel und den Königen der Lombarden gegenüber gingen die Päpste bis an die äußerste Grenze der Zugeständnisse und konnten, wenn sie die Interessen der Katholiken Italiens wahren wollten, kaum anders handeln. Die Sucht der byzantinischen Kaiser, die Patriarchen von Konstantinopel auf Kosten der Päpste zu erhöhen, hat zweifelsohne zur Untergrabung des byzantinischen Einflusses in Italien viel beigetragen; der tiefere Grund des Sturzes der byzantinischen Herrschaft war jedoch die Mißherrschaft der byzantinischen Kaiser und ihr furchtbarer Despotismus.

Das 5. Kapitel des sechsten Bandes behandelt sehr eingehend die Gesetzgebung Rotharis, das 9. erörtert das Verhältniß des Longobardenreiches zum Papstthum, das 13. und 14. die Regierungsgewalt. Ob Hodgkin in seiner Darlegung der Functionen der einzelnen Würdenträger überall das Richtige getroffen, lassen wir dahingestellt. Die Longobarden werden in der Regel zu günstig beurtheilt, während der Verfasser den Franken selten gerecht wird.

So eingehend Hodgkin einzelne Begebenheiten schildert, so selten sucht er die tiefern Gründe und den Zusammenhang der Ereignisse zu erforschen, was doch bei einer pragmatischen Geschichte von höchster Bedeutung ist. Knappheit der Darstellung und Zusammenfassung der Hauptmomente wird oft zu sehr vermißt. Manche der geographischen und genealogischen Excurse hätten füglich verkürzt werden können. Eben weil der Verfasser sich in behaglicher Breite ergeht, enthalten die zwei Bände viel weniger Einzelheiten, als man erwarten dürfte.

Hodgkin ist ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur; manches ist ihm aber dennoch entgangen. Wichtiger ist, daß es ihm an Einsicht in theologische und philosophische Fragen fehlt.

A. Zimmermann S. J.

Was die Blumen erzählen. Geschichten und Bilder von **R. Fabri de Fabris.** 8°. (216 S.) Köln a. Rh., Bachem, 1895. Preis in Original-Salonband *M.* 5.

Beim Oeffnen dieses schmucken Büchleins tritt dem Leser sofort das Bestreben des Verlegers entgegen, den Blumengeschichten eine möglichst originelle, feine und reiche Ausstattung zu geben, sie auch äußerlich zu einem zierlichen

Festgeschenk für Feinschmecker zu gestalten. Eine nähere Beschäftigung mit dem Inhalt zeigt dann aber bald, daß auch der Text selbst eine sorgfältige Ausstattung verdiente. Es tritt uns hier ein eigenartiges, neues Talent entgegen, dem eine lebhafte Phantasie, ein reiches Gemüth und ein feingebildeter Geist zur Verfügung stehen. Es hat sich seine eigene Art der Erzählung geschaffen, in welcher ein geläuterter Realismus sich aufs engste mit einem naiv spielenden Idealismus verbindet, und welche mit ihrer an das moderne Märchen erinnernden Weise direct auf Andersen zurückführt, ohne daß indes eine Abhängigkeit von diesem Dichter empfunden wird. Man hat bei Fabri im Gegentheil das Gefühl: Das alles in seinen besten Theilen ist Eigengewächs, natürliches Aufsprudeln einer reichen Quellader.

Die vierzehn Stücke des Büchleins sind theils Geschichten, in denen die Handlung selbst im Vordergrund des Interesses steht, theils Stimmungsbilder, welche eben als solche nur gerade so viel Handlung bieten, als nöthig ist, die Stimmung zu verankern. Je nach dem Charakter der Stücke sind sie mit dem Namen einer Blume bezeichnet oder symbolisirt. Ohne eigentlich Rahmenerzählung zu sein, führt doch das erste Stück: „Das Blumenbuch des alten Fräuleins", recht gut in die ganze Art der folgenden Dichtungen ein, indem es uns zeigt, wie ein edles, von hartem Schicksal geläutertes Menschenkind seine Erfahrungen und Erlebnisse in einem Buche verzeichnete und den einzelnen Abschnitten desselben zutreffende Blumenbilder beigab. So ist auch das vorliegende Blumenbuch keineswegs eine Kindermärchensammlung, sondern ein poetischer Ausblick in das wirkliche bunte Leben mit seinen heitern und dunkeln Tagen. Tiefer Ernst und heiterer Sinn, Tragik und Komik, Satire und Gemüth wechseln und stehen oft dicht bei einander wie die wilden Blumen auf einer Waldwiese, wenn auch, wie das Leben selbst es mit sich bringt, der Ernst vorwaltet. Man vergleiche z. B. das hochpoetische Stimmungsbild aus der Sahara „Aloe" mit der modern realistischen Skizze vom Kasernenhof „Immortella"; das idyllische „Rosmarin" mit seiner provençalischen Sonnenlandschaft und das düstertraurige Vorstadts-Winterbild „Schlüsselblumen", das großstädtische „Belladonna" und das californische „Steppengras" u. s. w. Selbst in den einzelnen Stücken herrscht ein gewisser Wechsel des Tones, wie z. B. in den verschiedenen Bildern des großartig angelegten, so tröstend ausklingenden „Dunkelblauer Enzian".

Was nun die Eigenart dieser Stücke und die hervorragendste Eigenschaft des Fabrischen Talentes anlangt, so finden wir diese in der äußerst glücklichen Art und Weise, wie hier die leblosen Wesen personificirt sind, indem sie entweder zu Trägern und Vermittlern der Erzählung gemacht werden oder als eine Art Chor dieselbe mit ihren Unterhaltungen begleiten und erklären. Mit einem seltenen Glück wird dabei das Einzelne charakterisirt; ein jedes unterhält sich mit dem andern in origineller Weise, bald mit feinem Humor, bald mit gutmüthiger oder beißender Satire, immer kurz und ungesucht. Ein glückliches Muster dieser Art ist z. B. „Radieschen", das von keinem, der für diese Gattung Poesie noch Interesse hat, ohne Genuß gelesen werden wird. Kein Stoff ist zu spröde für diese echt poetische Einkleidung, nicht einmal der hochmoderne Hypno-

tismus, und man muß gestehen, daß die Tragik der Geschehnisse in ganz eigenthümlicher Weise gerade durch die anscheinend heiter spielende Form zur Geltung kommt („Herbstzeitlose“). Einen weitern nicht zu verachtenden Vorzug dieser Erzählungen finden wir in der vornehmen, natürlich-poetischen Sprache, die frei ist von den leider immer mehr grassirenden Nachlässigkeiten des Stiles und dem noch gewöhnlichern Phrasengeklingel. Das ist echtes, gutes Deutsch in anspruchsloser Form und kann deshalb nur bildend wirken. Wir empfehlen das Büchlein allen, denen die Kunst der Erzählung nicht mit dem breitspurigen Liebesroman und der aufregenden Sensationsnovelle erschöpft scheint.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Rituale Romanum** Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum, cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio quarta post typicam. 4°. (384 p.) Ratisbonae, Pustet, 1895. Preis *M.* 6; dazu Einbände von *M.* 4—15.

2. **Breviarium Romanum** ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. Pontificis Maximi jussu editum, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recognitum. Editio septima post typicam. Quatuor volumina. 18°. Ratisbonae, Pustet, 1895. Preis *M.* 16; dazu Einbände von *M.* 10—20.

1. Das neue Rituale Romanum gehört zu den glänzendsten Erzeugnissen der verdienten Pustetschen Officin. Bei der Wahl des Quartformates wurde auf die Gewohnheit früherer Zeiten zurückgegriffen. Wir müssen dies in hohem Grade billigen. Das große Format ermöglichte es, daß auch entsprechend große Typen und ein durch Deutlichkeit sich auszeichnender Notendruck zur Anwendung gelangten. Die ganze Ausstattung, die gediegenen und geschmackvollen Einbände eingerechnet, ist tadellos. Das schöne Buch wird schon als solches überall dazu beitragen, die gottesdienstlichen Functionen zu heben, zumal da, wo dieselben mit größerer Feierlichkeit abgehalten werden. Besonders erwünscht wird dasselbe allen Priestern sein, welche wegen Augenschwäche der kleinern Ausgaben sich nur mit Mühe oder gar nicht bedienen können.

2. Was wir beim Erscheinen der vorigen Auflage dieser außerordentlich handlichen Brevierausgabe vorhergesagt (Bd. XLV, S. 306), ist bereits eingetroffen. Kaum sind seitdem zwei Jahre verflossen, und schon liegt eine neue Auflage vor — gewiß der beste Beweis für die große Beliebtheit, welche diese Ausgabe sich erobert hat. Und so wird es zweifelsohne weiter gehen: je mehr sie bekannt wird, um so mehr Freunde wird sie sich erwerben. Dieselbe vereinigt eben alle Vorzüge, welche

an einem Brevier gemeiniglich am höchsten geschätzt werden: völlige Correctheit, sehr deutliche Typen, verhältnißmäßig kleine und doch dünne Bände, dazu eine mustergiltige Ausstattung mit reichem Bilderschmuck.

Zwei ausgezeichnete Festgeschenke für Geistliche!

Lehrbuch der Religion. Ein Handbuch zu Deharbes katholischem Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterricht von W. Wilmers, Priester der G. J. Fünfte, überarbeitete und vermehrte Auflage. Mit Gutheißung der geistlichen Obern. Münster, Aschendorff, 1894 u. 1895.

Dritter Band: Von den Geboten. 8°. (XVI u. 662 S.) Preis *M.* 6.

Vierter Band: Von der Gnade und den Gnadenmitteln. 8°. (XX u. 1041 S.) Preis *M.* 9.75.

Mit großer Genugthuung bringen wir hier die Vollendung der Neuausgabe dieses hervorragenden Werkes zur Anzeige. Den ersten Bänden ist in höchst anerkennenden Besprechungen zahlreicher Zeitschriften eine solche Fülle des Lobes gespendet worden, daß es unnütz wäre, hier neues Lob beifügen zu wollen. Es genügt zu bemerken, daß die beiden neuen Bände den erstern durchaus ebenbürtig sind. Auch hier hat der Verfasser an zahllosen Stellen durch Zusätze und andere Verbesserungen vervollkommnend eingegriffen. Diesem seinem unermüdlichen Eifer ist es nächst seiner tiefen Gelehrsamkeit und seinem hohen Geschick zumeist zu danken, daß nicht nur der gebildeten Laienwelt, sondern ganz besonders den Priestern und Priesteramtscandidaten jetzt ein Buch geboten wird, in welchem sie das Gesamtgebiet der Theologie in wissenschaftlich gründlicher Weise, dabei aber leicht faßlich und mit steter Rücksichtnahme auf die praktische Verwerthung behandelt finden. Der dritte Band will nicht gerade eine Moraltheologie für den Beichtstuhl sein; doch finden sich in der Erklärung des Dekalogs so viele Einzelfragen in kurzem Ausdruck klar entschieden, daß sie eine reiche casuistische Auslese liefern können: dazu kommt die dogmatisch wissenschaftliche Behandlung einer ganzen Reihe von allgemeinen moralischen Fragen, von denen beispielsweise die Lehre von der Heiligenverehrung in der neuen Auflage eine nicht unwesentliche Bereicherung erfahren hat. Im vierten Bande wird über die Verdienstlichkeit der Werke des Gerechten neues Licht verbreitet und die Nothwendigkeit eines übernatürlichen Beweggrundes durch erweiterte Beweise begründet. Auch die jetzt von neuem brennend gewordene Frage über die anglikanischen Weihen ist historisch und dogmatisch geprüft; das Ergebniß lautet entschieden zu Ungunsten ihrer Giltigkeit. Doch auf weitere Einzelheiten der inhaltreichen Bände wollen wir hier nicht eingehen, sondern heben nur noch hervor, daß Zuverlässigkeit der Doctrin und eine umfassende Orientirung über offene Fragen in der Theologie mit zu den großen Vorzügen gehören, welche das Werk auszeichnen.

S. M. Brandi S. J., Rédacteur à la Civiltà cattolica à Rome. **La Question biblique et l'Encyclique „Providentissimus Deus"**, traduit de l'italien par M. l'abbé Ph. Mazoyer du clergé de Paris. Ouvrage revêtu de l'imprimatur du Maître du Sacré Palais. 8°. (245 p.) Paris, Lethielleux, 1895. Preis *Fr.* 2.50.

Der erste Theil der Schrift behandelt die Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift, ihrer Ausdehnung und der aus ihr sich ergebenden Irrthumslosigkeit der heiligen Schriftsteller. Die Darlegung wird gestützt durch Hinweis auf Anschauungen und Aussprüche der heiligen Väter und durch Widerlegung der von der

„neuen Schule" vorgebrachten Gegengründe. Im zweiten Theile werden die Einwürfe geprüft und in ihrer Werthlosigkeit aufgezeigt, welche zwei anonyme Gegner in der Rassegna nazionale und in der Contemporary Review gegen die Encyklika erhoben haben. Dieser Theil ist größtentheils eine Wiederholung der Artikel in der Civiltà. Die Schrift ist geeignet, unklare Auffassungen zu zerstreuen. Der Anhang bietet zuerst den lateinischen Text der Encyklika, sodann zehn Briefe, die infolge derselben von Bischöfen und theologischen Facultäten an den Heiligen Vater gerichtet wurden, um demselben für die erlassene Encyklika zu danken und über deren bereitwilligste Annahme und Befolgung Zeugniß abzulegen. Es sind die Briefe (lettres d'adhésion) der Bischöfe von England, Schottland, der Schweiz, der Cardinäle Meignan und Richard, des Mgr. d'Hulst, der theologischen Facultäten von Paris und Angers und Washington und der katholischen Universität von Ottawa (Canada).

L'Apocalypse de S. Jean, Ordonnance et Interprétation des visions allégoriques et prophétiques de ce livre (Article extrait de la „Revue biblique") par le R. P. M.-Aug. Gallois, des Frères Prêcheurs, précédé d'une lettre-préface du T. R. P. Monsabré, du même Ordre, maître en Sacrée Théologie. 8°. (104 p.) Paris, Lethielleux, 1895. Preis *Fr.* 1.50.

Der berühmte Prediger P. Monsabré stellt dieser Erklärung der Apokalypse das Zeugniß aus, sie entspreche vor allen andern Ansichten, die ihm betreffs dieses geheimnißvollen Buches bekannt seien, am besten seiner eigenen Auffassung: der Apostel Johannes sei ein Prophet, der unter dem Schleier der Allegorie die Geschichte des großen Werkes der Erlösung fortsetze und sie bis zur letzten Vollendung in der Ewigkeit fortführe. P. Gallois unterscheidet in der Apokalypse und in der Geschichte der Kirche drei Zeiträume: 1. von Christus bis zur Oeffnung des Abgrundes (Kap. 1—8, allgemeine Warnungen, die Kirche, Verfolgungen, Sturz des heidnischen Kaiserreiches, Ausbreitung der Kirche, Prüfungen); 2. Vorbereitung des Reiches des Antichrists, seine Herrschaft und sein Sturz (Kap. 9—19); 3. von der Schließung des Abgrundes bis zum Ende der Welt (Kap. 20—22). Unsere Zeit ist in der Vorbereitung des antichristlichen Reiches begriffen (Kap. 9; le temps de l'Antéchrist est relativement prochain). Aber nach dem Sturz des Antichrists ersteht das allgemeine und friedvolle Reich Jesu Christi auf Erden lange Jahrhunderte hindurch: die Völker und die Juden sind bekehrt, Rom ist untergegangen, Jerusalem ist Sitz des Papstes und somit Hauptstadt der Christenheit. Von den Ueberschwänglichkeiten der Chiliasten hält sich der Herr Verfasser fern. Zur Begründung dieses allgemeinen Reiches Christi, die auch aus andern Stellen der Heiligen Schrift entnommen wird, beruft sich der Herr Verfasser besonders auf Stellen, in denen gesagt ist, alle Völker, alle Geschlechter und Stämme, alle Könige würden den Herrn anbeten u. dgl., das müsse buchstäblich erfüllt werden. Allein da stellt sich doch gegen eine solche Pressung des Ausdruckes das Bedenken ein, daß in der Zeit vor dem Sturz des Antichrists viele Völker, Stämme und Geschlechter unterliegen, die Christum nicht anerkannten; daß also jenes „alle" nicht so buchstäblich gefaßt werden könne. Und wenn es einmal buchstäblich gefaßt werden soll, warum dann nur für einen bestimmten Zeitraum, und zwar nach vielen Jahrhunderten des Bestandes des Reiches Christi? Für eine solche Unterscheidung geben die Propheten keinen Anhaltspunkt. Daß nicht bloß die Drohweissagungen oft bedingungsweise gegeben werden, ist doch klar aus Jer. 18, 9. 10 und Ez. 33, 13; wenn man also bedingte Verheißungen annimmt, folgt durchaus nicht, was der Herr Verfasser S. 83 behauptet, es müßten dann folge-

richtig auch die Voraussagungen über den Messias bedingt gefaßt werden. Denn es gibt zunächst Kennzeichen bei den Propheten für eine absolute Vorhersagung, z. B. Is. 9, 7 zelus Domini exercituum faciet hoc u. dgl.; sodann ist es ein Unterschied, ob der Gegenstand der Vorhersagung seiner Natur nach von Gott allein oder durch die freie Mitwirkung Einzelner oder ganzer Nationen soll verwirklicht werden.

R. P. **Bainvel**, Prêtre de la Compagnie de Jésus. **Les Contresens bibliques des prédicateurs.** Ouvrage revêtu de l'imprimatur de Son Em. Mgr. **Richard**, Card.-Arch. de Paris. 8°. (164 p.) Paris, Lethielleux, 1895. Preis *Fr.* 2.

Jeder Prediger und ascetische Schriftsteller sollte sich dieses Schriftchen genau ansehen; denn der Verfasser hat sich die Mühe gegeben, über 180 Texte zu sammeln, die in Predigten und ascetischen Schriften unrichtig oder ungehörig ausgelegt zu werden pflegen. Er erörtert kurz den wahren Sinn derselben, der sich aus dem Zusammenhange ergebe, und warnt davor, ihnen als Sinn und Gedanken der Heiligen Schrift etwas unterzulegen, was höchstens als Accommodation eines Textes gelten könne. Oft gibt er für die fälschlich angewandten Texte andere, in denen der gesuchte Gedanke wirklich als Ausspruch der Heiligen Schrift sich findet. Das erste Kapitel bietet beachtenswerthe Winke über den Literalsinn, über die aus ihm zu ziehenden Folgerungen, über die Accommodation der Texte und über die vielen Spracheigenthümlichkeiten der Vulgata. Die Table des Textes und die Table des Mots et Expressions macht es sehr leicht, sich alsbald über einen Text Raths zu erholen. Aber der Verfasser ist durchaus nicht engherzig oder gar pedantisch; er läßt der Anwendung biblischer Worte einen weiten Spielraum, zeigt oft bündig einen Reichthum von Folgerungen auf; nur das wird streng betont: ne donnons pas pour parole de Dieu ce qui ne l'est pas!

Christus als Lehrer und Erzieher. Eine pädagogisch-didaktische Studie über das heilige Evangelium von P. **Severus Raue** O. S. Fr. 8°. (XII u. 240 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 1.80.

Wie viele pädagogische Schriften gibt es, welche zwar manchen guten Wink enthalten, im ganzen aber doch nur wenig Gutes zu bewirken im stande sind, weil es ihnen an der Grundlage aller Erziehung, den christlichen Grundsätzen, fehlt! Gerade diese Grundlage aller wahren und guten Erziehung wird in vorliegendem Werke in, wir möchten sagen, erschöpfender Weise behandelt. Der Lehr- und Erzieherberuf Christi, seine Lehrweise, Christus als Erzieher und Lehrer seiner Apostel und als der göttliche Kinderfreund tritt uns darin vor Augen ganz so, wie er gelebt und gelehrt hat durch Wort und Beispiel. Ohne irgend welche Polemik, nur geleitet von begeisterter Liebe zu seinem Gegenstand, hat es der hochwürdige Verfasser verstanden, fast in allen Theilen der evangelischen Erzählung ein erziehliches Moment aufzufinden und, ohne den Texten die geringste Gewalt anzuthun, ihre pädagogische Bedeutung ins hellste Licht zu setzen. Zu diesem Zwecke mußte er offenbar den Text der Evangelien vollständig beherrschen bezw. durch gründliches Studium und Betrachten sich zu eigen gemacht haben. Jedem christlichen Lehrer und Erzieher, vorab aber den Priestern und Ordensleuten bietet dieses vortreffliche Werk sehr passenden Stoff zur Lesung, zur Betrachtung und zum Studium. Etwas Besseres kann kein Lehrer und Erzieher thun, als Christus, den vollkommensten Lehrmeister alles Unterrichtes und aller Erziehung, Tag für Tag gründlicher kennen, lieben und nachahmen lernen.

Ernste Worte an Eltern, Lehrer und alle Kinderfreunde. Zweite Auflage von „Kinderschutz“. Von Fr. Hattler S. J. 8°. (XII u. 296 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 1.50.

Wer dieses Buch liest, muß ein Lobredner desselben werden. Nicht nur ist alles durchaus praktisch und correct behandelt, sondern das Einzelne wird auch durch eine Menge von Beispielen und Vergleichen so anschaulich und klar gemacht, daß die Lesung zugleich belehrend, erbauend und angenehm wird. Als leitenden Gesichtspunkt hebt der Verfasser S. 52 hervor: „Du sollst dein Kind zum Gottesmanne, zum Heiligen und so zum Erben Gottes heranbilden — das ist das erste und wichtigste Gebot im Gesetzbuche der Kinderzucht. Alles, was sonst noch in dicken Erziehungsbüchern angepriesen wird, ist nur Nebensache und ist nicht einmal für alle Kinder.“ Wie viele Eltern klagen über ungerathene Kinder! Die „Kunst der Künste“ muß eben gelernt sein. Sie mögen daher dieses vortreffliche Erziehungsbuch aufmerksam lesen und die darin gegebenen Winke befolgen. Dann lernen sie ihre Kinder gut erziehen und werden Freude an ihnen erleben. — Schon der ersten Auflage, die unter dem Titel „Kinderschutz“ erschien, wurden in diesen Blättern (Bd. XXII, S. 223) Worte der Empfehlung gewidmet; dieselben gelten in noch höherem Grade von dieser 2. Auflage, welche in größerem Format (8°) erscheint, durch bestimmtere Ueberschriften der Kapitel Ueberblick und Nachschlagen erleichtert und durch ein zweites Inhaltsverzeichniß nach der Zusammengehörigkeit der Lehrstücke vermehrt ist.

Beiträge zur praktischen Theologie. Die Volksmission. Praktische Beispiele für Seelsorger, zusammengestellt von P. H. Aebischer O. S. B. 8°. (VIII u. 160 S.) Mainz, Kirchheim, 1895. Preis *M.* 2.

Der Verfasser hat nicht die Absicht, den Missionären eine Belehrung über die Art und Weise einer Volksmission zu geben, sondern nur, die Seelsorger zu bestimmen, ihren Gemeinden die Wohlthat der Volksmission zuzuwenden. Zu diesem Zwecke hat er 20 Originalberichte über Missionen, welche vom Jahre 1849—1855 in deutschen Stadt- und Landgemeinden gehalten wurden, zusammengestellt. In der That dürfte kaum etwas geeigneter sein, ein richtiges Bild von dem großen Nutzen der Volksmissionen zu geben als diese Berichte, welche sämtlich der unmittelbaren Beobachtung ihre Entstehung verdanken und deren Verfasser zum Theil mit Vorurtheilen der Mission entgegenkamen. Es ist darum sehr zu wünschen, daß das Büchlein eine recht weite Verbreitung finde und nicht nur die eine oder andere, sondern recht viele Missionen veranlasse.

Sonn- und Festtags-Lesungen für die gebildete Welt. Von L. v. Hammerstein S. J. 8°. (VIII u. 638 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1895. Preis *M.* 4; geb. in Leinwand mit Marmorschnitt *M.* 5.50; geb. in Leinwand mit Goldschnitt *M.* 6.15.

Eminent praktisch, wie fast alle von P. v. Hammersteins literarischen Unternehmungen, ist auch dieser Versuch, einem wirklich gefühlten Bedürfniß entgegenzukommen und eine für einen gebildeten Familienkreis bemessene erbauende, belehrende und doch leicht faßliche Sonn- und Festtagslesung zu schaffen. Dieselbe ist allerdings zunächst mehr auf Belehrung als auf Rührung hingerichtet, entbehrt aber gleichwohl nicht ernst ergreifender Stellen. Religiöse Belehrung thut unserer heutigen gebildeten Laienwelt in erschreckendem Maße noth, und doch nur in seltenen Ausnahmefällen vermag dieselbe durch ein eigentliches Lehrbuch beigebracht zu werden. Ueberdies pflegen

religiöse Gefühle nur dann auf die Dauer Bestand und Kraft zur That zu haben, wenn vernünftige Erkenntniß ihre Grundlage bildet. Vieles in diesen Lesungen ist recht aus dem Leben geschrieben und beweist den Mann der reichen Erfahrung. Auch ist es sehr gut, daß namentlich bei schwierigern Lehrpunkten auf ausführlichere Werke aufmerksam gemacht wird, wo eingehende Belehrung zu schöpfen ist. Hinsichtlich einzelner der gebrauchten Wendungen mag der Geschmack verschieden sein. Auch stört es etwas, daß die beiden ersten Lesungen mit fast gleichlautenden Sätzen beginnen, und auch Lesung 17 (S. 146) mit einer sehr ähnlichen Satzform anhebt. Ohne Zweifel wird jedoch das höchst brauchbare fromme Lesebuch viele Freunde finden, und man kann ihm nur so viele Leser wünschen, als es christgläubige gebildete Laien gibt.

Winfrid oder das sociale Wirken der Kirche. Von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. (XII u. 496 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1895. Preis *M.* 5; geb. in Leinwand *M.* 6.50.

Diese geschickte Zusammenstellung der in der katholischen Kirche vorhandenen Reichthümer und Kräfte zur moralischen Gesundung der Gesellschaft hat seit ihrem Erscheinen 1889 durch drei rasch vergriffene starke Auflagen ihre Brauchbarkeit bewährt. Die jetzt vorliegende 4. Auflage hat im Texte allein um 134 Seiten gewonnen, vier ganz neue Nummern hinzugefügt, vieles ergänzt oder berichtigt, ein genaueres Inhaltsverzeichniß und ein äußerst sorgfältiges Namensverzeichniß beigegeben. So ist die Schrift auch ein nützliches Nachschlagebuch geworden, das über zahlreiche Erscheinungen und Verhältnisse des katholischen Lebens der Gegenwart Aufschlüsse bietet, wie man sie oft nur mit großer Mühe sich verschaffen kann. Die Schrift kann vielen ganz vortreffliche Dienste thun und wird jedenfalls auf jeden edel denkenden Menschen nur herzerhebend wirken.

Cursus philosophicus. In usum scholarum. Auctoribus pluribus Philosophiae professoribus in Collegiis Exaetensi et Stonyhurstensi S. J.

Psychologia rationalis sive Philosophia de anima humana. In usum scholarum. Auctore Bernardo Boedder S. J. Cum approbatione Revm̃i Archiep. Friburg. 8°. (XVIII et 344 p.) Friburgi, Herder, 1895. Preis *M.* 3.20; geb. *M.* 4.40.

Theologia naturalis sive Philosophia de Deo. Auctore Bernardo Boedder S. J. Cum approbatione Revm̃i Archiep. Friburg. 8°. (XVI et 372 p.) Friburgi, Herder, 1895. Preis *M.* 3.50; geb. *M.* 4.70.

Mit diesen beiden Bändchen ist die Reihe der lateinischen Lehrbücher des Cursus philosophicus vollendet. Die Anordnung und Methode ist dieselbe streng scholastische wie in den früher erschienenen Theilen. Ueberall zeigt sich in den beiden vorliegenden Bändchen, daß sie von einem Verfasser herrühren, der mit langjähriger Erfahrung im philosophischen Unterricht eine eingehende Kenntniß der einschlägigen ältern und neuern Literatur verbindet. Auf die gegenwärtig besonders wichtigen Fragen und besonders gefährlichen Irrthümer ist in völlig hinreichendem Maße Rücksicht genommen, ohne indes diese Fragen zum Schaden des Ganzen in den Vordergrund zu drängen und so dem Lehrbuch einen zu ephemeren Charakter und Werth zu geben. Die Hauptsache und das Erste beim philosophischen Unterricht muß darin gesucht werden, den Zuhörern ein klares und tiefes Verständniß der Wahrheit zu vermitteln. Haben sie

diese erfaßt und verstanden, so wird ihnen die folgende Widerlegung der Irrthümer nicht nur leicht, sondern dient zugleich zur gründlichen Wiederholung des erlernten Stoffes. Wir finden es darum ganz richtig, daß der Verfasser z. B. in der Psychologia die Widerlegung der falschen Ansichten über den Ursprung der Ideen erst nach der Erklärung der positiven Doctrin und ebenso in der Theologia naturalis den Atheismus, Pantheismus erst nach der Erhärtung der Wahrheit folgen läßt. Selbst in verhältnißmäßig kurzen Lehrbüchern ist es kaum zu vermeiden, auch zu den unter den Vertretern echter, katholischer Wissenschaft strittigen Fragen und Ansichten Stellung zu nehmen. Nur soll dies mit Maß geschehen, und es müssen die Beweise für sichere und wichtige Lehren nicht auf die Annahme weniger allgemein anerkannter Ansichten sich stützen. Auch hierin hat der Verfasser durchgehends das Richtige getroffen. Selbst an denjenigen Stellen, in welchen er seine Beweisführung wohl etwas zu viel auf die Annahme strittiger Ansichten zu stützen scheint, bietet er alles Material, mit welchem die folgenden Lehrsätze auch unabhängig davon bewiesen werden können. Besonders freut uns auch, daß der Verfasser in der Theologia naturalis nicht zu viel der speculativen Dogmatik vorgegriffen hat. In beiden Bändchen befleißt sich der Verfasser auch der einem Lehrbuch entsprechenden Kürze; nur an einzelnen Stellen, zumal der Psychologia, scheint uns, hätte die Sache kürzer gefaßt werden können, auch ohne Einbuße der Klarheit, welche seine Darstellung auszeichnet.

Ein kleiner Irrthum oder genauer eine kleine Zweideutigkeit hat sich in die Vorrede zur Theologia naturalis eingeschlichen. Diese ist wohl das sechste und letzte Bändchen in der Zeit des Erscheinens, sonst aber bildet sie den fünften Theil. Der sechste ist die zuerst erschienene Philosophia moralis des P. Cathrein. Von derselben ist soeben bereits die editio *altera,* aucta et emendata erschienen.

Graphische Darstellungen von L. v. Hammerstein S. J. I. Graphische Darstellung der hauptsächlichsten Religionen. II. Graphische Darstellung einiger der bekannteren christlichen Konfessionen. Trier, Paulinus-Druckerei, 1895. Preis 40 *Pf.*

Der Schrift „Katholicismus und Protestantismus" hatte P. v. Hammerstein eine graphische Darstellung der bekanntern Confessionen beigegeben, welche wegen der packenden Veranschaulichung des zeitlichen wie numerischen Verhältnisses derselben großen Beifall gefunden hat. Dies führte zur Herstellung zweier ähnlicher Zeichnungen in vergrößertem Maßstab, welche von der Verlagshandlung vortrefflich vervielfältigt worden sind. Dieselben haben keineswegs bloß apologetisches oder polemisches Interesse, sondern dienen der Belehrung überhaupt. Dabei sind sie so eingerichtet, daß sie ebenso leicht gefaltet in der Tasche mitgetragen oder als Brief versandt, wie als hübsche Tabellen zum Schmuck des Schulraumes und zum Anregen des Denkens aufgehängt werden können. Lehrern und Katecheten werden sie gute Dienste leisten.

Das Aufkommen der Pseudo-dionysischen Schriften und ihr Eindringen in die christliche Literatur bis zum Lateranconcil 649. Ein zweiter Beitrag zur Dionysius-Frage von Professor Josef Stiglmayr. (Jahresbericht des öffentlichen Privatgymnasiums an der Stella matutina zu Feldkirch 1894—95.) 8°. (96 S.) Feldkirch 1895.

Die überaus fleißige Abhandlung fußt auf dem in zwei frühern Aufsätzen im „Histor. Jahrbuch" erbrachten Nachweis der Abhängigkeit des Pseudo-Dionysius von

dem Werke des Neuplatonikers Proclus de malorum subsistentia (c. a. 440). Sie gibt eine geschichtliche Darlegung der Schicksale der Dionysius-Schriften von ihrem ersten Erscheinen an und kommt zu dem Resultate: Der Verfasser der Dionysius-Schriften gehört Syrien an, hat wahrscheinlich vormals als Heide (vielleicht unter Proclus selbst in Athen) die neuplatonische Philosophie gepflegt; die Schriften sind nach dem Erlaß des Henotikon 482 und vor dem Commentar des Bischofs Andreas von Cäsarea zur Apokalypse c. 500 verfaßt. Es liegt kein Grund zur Annahme vor, als sei Pseudo-Dionys ein Häretiker gewesen, wohl aber ist er, wie es scheint, den bessern Elementen der friedliebenden Anhänger des Henotikon beizuzählen. Als Väterschriften unzweifelhaft anerkannt wurden seine Werke erst seit ihrer ehrenvollen Erwähnung durch das Lateranconcil unter Martin I. Durch die Forschungen und Resultate des Verfassers ist jedenfalls ein bedeutender, ja entscheidender Schritt in der Dionysius-Frage vorwärts geschehen. Dabei verbindet der Verfasser mit solidem und reichem Wissen eine wohlthuende Besonnenheit und Bescheidenheit. Auch sorgt er recht geflissentlich für möglichste Klarheit und Uebersichtlichkeit in seinem Beweisgang, wie um zur Controlle desselben einzuladen. Auf solche Weise werden wissenschaftliche Fragen wirklich gefördert, ohne daß nach irgend einer Seite hin verletzt oder Anstoß erregt werden kann. Zur Bekämpfung der Druckfehler hätte allerdings mehr geschehen können.

Leben des seligen Peter Fourier, Pfarrer von Mattaincourt, Stifter der Congregation Unserer L. Frau, Reformator der Augustiner-Chorherren. Von einem katholischen Priester. 8⁰. (326 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1895. Preis *M.* 1.20; geb. *M.* 1.70.

Das ist einmal ein vortrefflich geschriebenes Heiligenleben, das man mit Freude willkommen heißen und Laien wie Priestern, Ordens- wie Weltleuten zur frommen Lesung empfehlen kann. Auf selbständige historische Forschung erhebt es keinen Anspruch, bietet aber, was die Forschung anderer festgestellt hat, in ansprechender Form, mit nutzreichen Erwägungen, in natürlicher Ordnung und kurzen aber trotzdem gehaltvollen Kapiteln, in meist recht gewählter Sprache. Wir besitzen über P. Fourier eine eingehende Lebensbeschreibung von Abbé Chapia 1850; die Dublin Review brachte 1886 (XV, 290 ff.) neuerdings ein fleißig gearbeitetes kürzeres Lebensbild, und es dürfte noch reichlich andere Literatur existiren. Allein außer der ersten Lebensbeschreibung durch Fouriers Zeitgenossen P. Bebel hat der Autor nirgends angedeutet, woher er seine Erzählungen geschöpft hat. Und doch wäre dies ebenso wünschenswerth gewesen, wie das Hervortreten des Verfassers mit seinem Namen. Man hegt unwillkürlich mehr Vertrauen zu einer Darstellung, für welche der Verfasser mit seinem Namen einsteht. In diesem Falle wünscht man überdies den Verfasser um so mehr zu kennen, je mehr sein Werk Achtung einflößt; denn abgesehen von der Anonymität der Quellen und des Autors ist das Büchlein ganz prächtig und verdient ebensosehr Empfehlung wie Nacheiferung. Auch die Ausstattung ist recht gefällig.

Cardinal von Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert von Otto Pfülf S. J. Erster Band. gr. 8⁰. (XVI u. 696 S.) Freiburg, Herder, 1895. Preis *M.* 9.

Das Werk wird sich vollständig erst beurtheilen lassen, wenn auch der zweite Band vollendet vorliegt, und dann werden auch diese Blätter ausführlicher auf das-

selbe zurückkommen. Aber die großartige, in ihrem Wirken für die Kirche Deutschlands ganz einzigartige Persönlichkeit, die es behandelt, das weite Gebiet, welches es umspannt, und die Documente, auf welche es sich aufbaut, machen es jedenfalls zu einer sehr bedeutenden und beachtenswerthen Erscheinung. Schon dieser erste Band ist von erstaunlicher Reichhaltigkeit und wirft auf manche noch jetzt bestehende innerkirchliche wie kirchenpolitische Verhältnisse ein oft überraschendes Licht. Er zeichnet die gesamten kirchlichen Verhältnisse Preußens von den Kölner Wirren bis zu dem Zusammenbruch des Polizeistaates und der Aufrichtung der Verfassung. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand, wie dessen Natur es erheischt, nach großen Gesichtspunkten. Augenscheinlich kam es ihm mehr darauf an, die wichtigern Fragen in ihrer historischen Entwicklung zur Anschauung zu bringen, als die zeitliche Aufeinanderfolge der Ereignisse oder ihr gleichzeitiges vereintes Anstürmen auf den Helden des Werkes stets hervorzukehren. Daß bei der Masse der behandelten Gegenstände vereinzelte kleine Ungenauigkeiten übersehen worden sind, ist ebenso begreiflich als entschuldbar. Die Note Bunsens, welche durch die dreiste Construirung einer „moralischen Unmöglichkeit" ihrer Zeit so traurige Berühmtheit erlangte, ist nicht die S. 324 angeführte, sondern die vom 15. April 1836 (Urkundliche Darstellung der Thatsachen 2c. [Regensburg 1838] S. 10. 117). Im Namen des P. Perrone ist ein kleines Druckversehen unterlaufen. Natürlich verschwinden solche vereinzelte Kleinigkeiten gegenüber der glücklichen Bewältigung einer so ungeheuern und so verwickelten Stoffmasse.

Johannes Bugenhagen und die Protestantisirung Pommerns. Von Emil Görigk, Subdiaconus in Braunsberg. 8°. (90 S.) Mainz, Kirchheim, 1895. Preis *M.* 1.20.

„Die reformatorische Wirksamkeit Bugenhagens liegt besonders auf praktischem Gebiete in der Aufstellung einer besondern Kirchenordnung." 1509 zum Priester geweiht, berühmt als Lehrer und Rector zu Treptow, warf er sich bald „dem Humanismus gänzlich in die Arme", las die Laus stultitiae und die Ratio verae theologiae des Erasmus von Rotterdam und übte, wahrscheinlich infolge davon, auf die Mönche von Belbug, für welche ihn der Abt Boldewan 1517 zum Lector der Heiligen Schrift und der Kirchenväter machte, einen kirchenfeindlichen Einfluß aus. Luthers Schrift De captivitate ecclesiae babylonica empörte ihn anfangs, fesselte ihn aber nach sorgfältiger Lesung für immer an Luther, dessen Freund und „Beichtvater" er wurde. Seit dem 13. October 1522 beweibt, stellte er sich voll und ganz in den Dienst der Reformation, die er in Hamburg und Lübeck einführte. In ersterer Stadt schrieb er seine „Kirchenordnung", die er auch, von Christian III. 1537 nach Kopenhagen berufen, für Dänemark verwerthen konnte, nachdem dieselbe 1534 schon in Pommern eingeführt worden war. Auch als herzoglicher Kirchenvisitator in Pommern war Bugenhagen thätig. Das ihm nach dem Tode des Bischofs Erasmus von Manteuffel († 27. Januar 1544) angetragene Bisthum Cammin schlug er aber aus (1545). Er starb gebrochen an Leib und Seele in der Nacht vom 19. auf den 20. April 1558, nachdem er 38 Jahre lang „Pastor der wittenbergischen Kirche" gewesen. — Wer Bugenhagens Lebensgang und seinen Einfluß auf die Protestantisirung des nördlichen Deutschlands und Dänemarks genauer kennen lernen will, greife zu diesem interessanten und gründlich gearbeiteten Schriftchen, dessen Verfasser in den bezüglichen Quellen sehr gut zu Hause ist.

Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland. Von Paul Joachimsohn. Heft I: Die Anfänge. Sigismund Meisterlin. 8°. (VIII u. 333 S.) Bonn, Hanstein, 1895. Preis *M.* 10.

Mit diesem inhaltreichen Hefte beginnt ein größeres literarisches Unternehmen, dahin zielend, die schriftstellerischen Tendenzen eines wichtigen Abschnittes deutscher Geschichtsliteratur nachzuweisen und aus den geistigen Strömungen der Zeit zu erklären. In einzelnen in sich abgeschlossenen Monographien sollen die Hauptmomente der humanistischen Geschichtschreibung in Deutschland zur Darstellung gebracht werden. Schon in der frühern interessanten Schrift „Zur städtischen und klösterlichen Geschichtschreibung Augsburgs im 15. Jahrhundert" (vgl. diese Zeitschr. Bd. XLVIII, S. 220) hat der Verfasser darauf vorbereitet, daß er mit dem Augsburger Benediktiner Sigismund Meisterlin den Anfang machen werde. In ihm glaubt er den ersten sichern Berührungspunkt zwischen Humanismus und Geschichtschreibung in Deutschland und damit den Ausgangspunkt zu einer vollständigen Umgestaltung heimischer Historiographie entdeckt zu haben. Auch die Persönlichkeit Meisterlins an sich, sein Studiengang, seine literarische Fruchtbarkeit, seine successive Zugehörigkeit zu Gelehrtenkreisen recht verschiedener deutscher Gebiete gewähren reiches Interesse. Ohne Uebertreibung kann der Verfasser sein Endurtheil über Meisterlin dahin abgeben: „Seine Arbeiten bleiben Zeugnisse eines lebhaften wissenschaftlichen Strebens und einer in vieler Hinsicht merkwürdigen eigenartigen Persönlichkeit." Neben Meisterlin erscheint noch eine ganze Reihe höchst beachtenswerther Persönlichkeiten in ihrem Entwicklungsgang und ihrem geistigen Schaffen, und nicht nur die Geschichte der Historiographie, sondern auch die Culturgeschichte im eigentlichen und vollsten Sinne wird sich in den Hauptnutzen dieser Darstellungen theilen (vgl. z. B. S. 81: „Die Bibliothek eines geistig angeregten Kaufherrn"; S. 90: „Der Kreis geistiger Interessen für den Meistergesang des 15. Jahrhunderts" u. s. w.). Bei aller gediegenen Gelehrsamkeit, aller wissenschaftlichen Würde und Fülle des Inhaltes dürfte übrigens doch Uebersichtlichkeit der Anordnung etwas vermißt werden. Der Verfasser bespricht in chronologischer Folge die einzelnen Werke Meisterlins, ganz gelegentlich die Lebensschicksale seines Helden, die Leistungen der Zeitgenossen, Einflüsse und Wirkungen und alles übrige in diese Besprechungen verflechtend. Und selbst diese im Grunde immerhin noch vorhandene Eintheilung tritt nicht hervor; nur zuweilen bedeuten Abschnitt und Strich, daß wieder etwas Neues behandelt werden soll. Erich Joachim, der in seinem Johannes Nauclerus (Göttingen 1874) sich eine ganz ähnliche Aufgabe gesetzt hatte wie der Verfasser, ist in dieser Hinsicht entschieden glücklicher verfahren.

Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. III. Theil: 1830—1852. Von Dr. Hermann Mayer. 8°. (136 S.) Bonn, Hanstein, 1894. Preis *M.* 2.50.

Dieser dritte Theil, welcher die Geschichte der Universität Freiburg 1806—1852 zum Abschluß bringt, entspricht in der schlichten Anordnung und strengen Sachlichkeit genau dem in dieser Zeitschrift Bd. XLVII, S. 481 zur Anzeige gekommenen frühern Theile. Es ist die trockene, anspruchslose, aber dankenswerthe Arbeit gleichsam eines Annalisten, der kein anderes Streben zu haben scheint, als übersichtlich und genau Thatsache an Thatsache zu reihen. Naturgemäß beschränkt sich eine in so gemessenen Grenzen sich bewegende Darstellung nur auf die knappe Umschreibung der nach außen zu Tage tretenden, in den Acten der Hochschule noch erkenntlichen Seiten des Freiburger Universitätslebens; der Schluß vom Aeußern auf das Innere

und die Ergänzung des Bildes aus weiterer Literatur bleibt dem Leser überlassen. Von besonderem Interesse sind die langjährigen Anstrengungen, die Aufhebung der Universität herbeizuführen, und die entschlossene Vertheidigung einer der wenigen in Deutschland noch übrig gebliebenen katholischen Universitäten von seiten der katholischen Wortführer. Es tritt ziemlich deutlich hervor, daß die Universität Freiburg, wie sie als eine katholische gegründet, so auch nur als eine katholische Hochschule dem nahen Untergang entrissen worden ist. — Etwas auffallend ist der Mangel eines Personal-Inder zum Abschluß des Werkes und selbst jedes allgemeinen Inhaltsverzeichnisses in diesem dritten Theile mit seinen elf Kapiteln.

1. **Zur deutschen Volkskunde Nr. 2.** Volkstümliches aus Meiderich (Niederrhein) von Carl Dirksen. 8°. (60 S.) Bonn, Hanstein, 1895. Preis *M.* 1.
2. **Zur deutschen Volkskunde Nr. 3.** Volkstümliches aus Schapbach in Baden von J. J. Hoffmann. 8°. (50 S. mit Tabelle.) Bonn, Hanstein, 1895. Preis *M.* 1.

1. Um in das Leben und Treiben des Volkes wirklich einzuführen und die alte unter den Wellen der Freizügigkeit stets mehr versinkende Eigenart unserer einstigen historischen Gemeinwesen späterer Kenntniß zu erhalten, sind Darstellungen wie die vorliegende recht geeignet. Dieselbe ist rein sachlich; der Freund des Volkes liest sie mit ungetheiltem Vergnügen. Freilich fällt es auf, daß bei den Bewohnern von Meiderich Aeußerungen religiösen Sinnes so fast bis zum Verschwinden zurückzutreten scheinen.

2. Dieser Sonderabdruck aus „Alemannia" XXIII ist nach den Fragebogen gearbeitet, welche die drei Germanisten der Universität Freiburg i. Br. zur Neubelebung badischer Volkskunde haben ausgehen lassen (vgl. E. H. Meyer, Badische Volkskunde, Bonn 1894). Die Zusammenstellung der Orts-, Flur-, Familien- und Taufnamen, das Eingehen auf Bau- und Wohnart, Lebensweise, Sitten und Gebräuche des Dorfes gewährt großes Interesse, und wenn solche Specialforschungen sich gemehrt haben werden, sicher auch manche Belehrung. Das Leben des Volkes, wo es der modernen Nivellirung noch nicht zum Opfer gefallen, ist immer interessant. „Während in den protestantischen Trachten", heißt es z. B. S. 11, „mehr das Ernste, Dunkle, also vorweg Schwarz vorherrscht, begegnet man in den katholischen Orten ausnahmslos hellen, bunten Farben." — Störend wirken die subjectiven Beigaben des Verfassers, wie S. 37 sein Philosophiren über die richtige Art, Bauernburschen zu verheiraten, S. 35 die anscheinend geringschätzige Bemerkung über das Beten nach dem Essen.

Der Mässinger Bauernhaufe und die Haltung der bedrohten Fürsten. Beitrag zur Geschichte des Bauernkrieges 1525 von Sebastian Englert, K. Gymnasialprofessor. 8°. (XVI u. 46 S.) Würzburg, Stuber, 1895. Preis *M.* 1.20.

Aus den vielbeschriebenen Aufregungen und Greueln des Bauernkrieges ist hier ein kleines Gebiet abgegrenzt und recht fleißig bearbeitet. Bescheiden nennt sich der Verfasser nur einen „Aehrenleser", der spähend und sammelnd hinter den Schnittern einhergehe. Doch hat er manche neue Momente und Berichtigungen beibringen können, und er hat alles klar und gefällig zusammengeordnet. Abgesehen auch vom localgeschichtlichen Interesse, welches diese Schrift für das bischöflich Eichstättische

Gebiet gewährt, sind solche Einzeldarstellungen der scheinbar untergeordneten Züge an großen Begebenheiten stets für die Erkenntniß förderud und bleiben von entschiedenem Werth und Verdienst.

Die Martyrer von Picpus, Opfer der Schreckensherrschaft der Commune zu Paris im Jahre 1871. Aus dem Französischen übersetzt von Joh. Jacob Hansen, Pfarrer. 12°. (140 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1895. Preis 50 *Pf.*

Die Geschichtserzählung, die hier in recht flüssiger Uebersetzung vorliegt, bietet neben vielem wahrhaft Erbauenden ebenso vieles Abstoßende und widerlich Rohe, indem sie das Verfahren der Pariser Communarden gegen die Väter und Schwestern der Picpusgesellschaft treu nach dem Leben wiederzugeben versucht. Gewiß kann ein solcher historischer Bericht eine gute Belehrung sein in Bezug auf das, was sich von einer Pöbelherrschaft erwarten läßt. Manche lieben derartige auf das Gefühl heftig einwirkende Lesungen; diesen wird das ungemein billige Lesebüchlein willkommen sein.

Getreu bis in den Tod. Opfer der ersten Revolution in Frankreich aus dem Clerus. Nach Abbé Carron. 12°. (184 S.) Padernborn, Bonifacius-Druckerei, 1884. Preis 75 *Pf.*

Aus den drei ersten Bänden des bereits von Räß und Weis verdeutschten umfangreichen Werkes des Abbé Carron über die als Opfer der Pflichttreue durch die französische Revolution umgekommenen Priester ist dies ein kurzer, gewandt geschriebener Auszug. Derselbe enthält auf verhältnißmäßig kleinem Raume viele erhabene Beispiele des Muthes und der Hochherzigkeit und sucht durch geschickte Anordnung die fast unvermeidliche Einförmigkeit so vieler eng aneinander gedrängter Hinrichtungsgeschichten glücklich zu verdecken.

Sankt Helenas Heiltum. Erzählendes Gedicht in sechzehn Gesängen von Wilh. Biesten. kl. 8°. (304 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1895. Preis *M.* 3.40.

Aus geschichtlichen Bruchstücken, Legenden und freien Erfindungen spinnt der Dichter seine Erzählung von der Uebertragung des heiligen Rockes von Jerusalem nach Trier. Die Hauptheldin des Gedichtes ist natürlich die heilige Helena, der zu Anfang die zweite Gemahlin Konstantins, Fausta, als böses Princip gegenübersteht und die eigentliche Verwicklung herbeiführt. Daß Fausta im Verlauf zu unvermerkt gänzlich zurücktritt, scheint uns nicht sehr glücklich. Eine dritte Frauengestalt haben wir in der fränkischen Jungfrau Siglinde, welcher der Dichter einen breiten Raum in der Erzählung zugewiesen hat, und zwar zum großen Vortheil für die Dichtung. Glücklich ist auch die Erfindung des Frankenfürsten, der Siglinde vom Kaiserhof wieder zu ihrem Stamme zurückführen möchte, aber schließlich selbst zum Christen wird. Daß Konstantin d. Gr. einen hervorragenden Antheil an der Handlung nimmt, versteht sich von selbst. Im allgemeinen liest sich die Dichtung leicht und angenehm, wenn man von den nicht seltenen Längen absieht, welche landschaftliche oder sonstige Beschreibungen enthalten. Die Erzählung des Sturmes im 13. Gesang erinnert doch gar zu sehr an die klassischen Epen, in denen es bekanntlich ohne solche Angriffe auf den Helden nicht abgeht, wobei dann natürlich die ganze Unterwelt in Bewegung gesetzt wird. Die Sprache ist im allgemeinen glatt und harmonisch; Prosaismen begegnen nicht mehr so häufig wie in der ersten poetischen Sammlung des Dichters. Die Verkleinerung des Wortes Thräne kommt

etwas häufig vor und wirkt ein oder das andere Mal fast komisch. Unangenehm ist auch der allzu oft wiederkehrende Gebrauch zweier Einsilber am Schluß der Vershälfte, z. B.:

Sank aber eine Welt auch im Strom der Zeit zu Grund ...
Als sie nicht einen Rest mehr des alten Siechthums fand ...

Was bringt's? Laßt sehn! Lest vor doch, was sich begeben hat ...

u. s. w., ein Versbau, der ja an und für sich nicht verpönt sein mag, dem Vers aber oft ein hartes Gepräge gibt. Trotz der kleinen Fehler glauben wir jedoch die Dichtung wegen ihres Inhaltes und ihrer durchgehends angenehmen Form den frommen Lesern empfehlen zu sollen.

Don Pedro Claver. Gedichte von Albert Fuhrmans. 12°. (60 S.) Münster i. W., Verlag von „Kreuz und Schwert", 1895. Preis 30 *Pf.*

Das Werkchen enthält den Lebenslauf und die großartige apostolische Liebesthätigkeit des hl. Petrus Claver, und zwar in kurzen Gedichten. Es wird mancher frommen Seele Freude machen, das Bild des heiligen Negerapostels auch in rhythmischer Form zu begrüßen, und so möge denn das Büchlein beitragen, das große Werk der Antisklaverei in weiten Kreisen zu fördern.

Legenden und Lieder von Bruder Norbert (P. Norbert Stock). 16°. (176 S.) Brixen, Weger, 1895. Preis *M.* 1.50.

Der liebenswürdige Tiroler Kapuziner und Sänger beschenkt seine Freunde wieder mit einer neuen Sammlung von Gedichten. Dieselben tragen durchaus das Gepräge der frühern und bestehen in frommen Naturbildern, Legenden, patriotischen Gedenkfeiern und kapuzinermäßigen Strafversen und sind als solche in vier Abtheilungen untergebracht: Hoffen und Sehnen — Legenden — Tirolerlaute — Disteln. Am allgemeinsten werden die Lieder der ersten Abtheilung ansprechen. Der Dichter singt:

„Dem Glöcklein meines Liedes sind
Die Stränge abgerissen,
Doch läutet manchmal noch der Wind
Als Glöcknerknecht beflissen.

Das Thürmlein ist schon morsch und schwach,
Wird nicht mehr lange stehen,
Dann stürzt es ein mit Ach und Krach —
Wie wird's dem Glöcklein gehen?"

Darauf glauben wir antworten zu sollen, daß die fromme Tyroler Gemeinde, die den Klängen dieses Glöckleins bisher mit Freuden gelauscht hat, dasselbe noch lange in Ehren halten wird.

Die Kunsttöpfer von Raeren. Ein Sang aus Raerens Vorzeit von Hubert Schiffer. 16°. (128 S.) Eupen, Heinrich, 1895.

Der Dichter hat es verstanden, in diesem Sang aus der Vorzeit seiner Heimat ein recht anziehendes Zeit- und Culturbild zu schaffen, das dadurch noch an Interesse gewinnt, daß es uns ein durch ganz Deutschland einst berühmtes Kunsthandwerk im Augenblick seiner höchsten Blüthe vorführt. An und für sich scheint freilich der Aufschwung der Töpferindustrie in dem bei Aachen gelegenen Dörfchen nicht gerade ein poetischer Vorwurf zu sein. Durch geschickte Einkleidung und Hineinbeziehung anziehender Charaktere und Volkssitten ist jedoch der an sich spröde Stoff biegsam und

gestaltungsfähig geworden wie der feine Thon, aus dem die braven Töpfer ihre Kunstwerke formten. Besonders gelungen scheint uns die Schilderung des Landes und Volkes von Raeren, und es ist keineswegs ein Tadel, wenn wir hier besonders die Realistik des Dichters hervorheben. So lieb ihm seine Landsleute auch sein mögen, blind ist er doch nicht gegen ihre Schwächen, und manches Wort fällt da zwischenhinein, dessen gutmüthige Satire nicht gerade wie Localpatriotismus klingt. Das Büchlein, das wohl hier und da noch eine feinere Feile erheischen dürfte, liest sich recht kurzweilig und verdient schon deshalb lobende Erwähnung, weil es sich ein so engbegrenztes, charakteristisches Thema gesetzt hat. Nach dieser Richtung könnte gerade von katholischen Dichtern noch mehr geschehen.

1. **Nützet die Jugendzeit.** Ein gut gemeintes Wort an unsere Mädchenwelt von Martha Friede. 12°. (48 S.) München, Seyfried u. Comp. Preis geb. 70 *Pf.*

2. **Sieben Erzählungen über die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit.** Von Martha Friede. Ebendas. (Kath. Volksbibliothek. Serie I. Bändchen 116—122.) Preis geb. *M.* 1.50.

1. Sehr wahr ist es, wenn die Verfasserin am Schlusse sagt, sie habe aus der Fülle ihres Herzens geredet: ihr Herz schlägt wirklich in wahrer Liebe zur Jugend ihres Geschlechtes, welcher sie in diesem so schön ausgestatteten Büchlein mit kurzen, aber eindringlichen Worten die besten Rathschläge für ihr zeitliches und ewiges Wohl gibt. Möchten alle Mädchen diese goldenen Winke lesen, beherzigen, ausführen. Vortrefflich ist z. B., was S. 43 über Ball und Bazar zu Gunsten der Armen, S. 45 über die Leihbibliotheken gesagt wird. — Unter den zur Lesung für Mädchen empfohlenen Büchern hätte das eine oder andere, so vortrefflich es auch an und für sich ist, nicht angeführt werden sollen.

2. „Die Hungrigen speisen" wird praktisch und anziehend geschildert in den Erlebnissen und Liebeswerken eines edlen Schullehrers und seiner wackern Frau (116. Bdchen.). — „Die Durstigen tränken" war bei Manuello, einem sehr beliebten Cirkusreiter, der Ausgangspunkt, daß er allmählich eine Art Missionär wurde (117. Bdchen.). — Durch das dritte Werk der Barmherzigkeit, „die Nackten bekleiden", gelangte Prinzessin Edeltraud zur Zufriedenheit, beglückte ihren Gatten und brachte Freude in Hunderte von armen Familien (118. Bdchen.). — Welcher Segen Gottes diejenigen begleitet, welche „die Fremden beherbergen", zeigt recht packend die Erzählung vom braven Wastl und seinen Geschwistern (119. Bdchen.). — „Die Gefangenen zu erlösen", mit ihrem Lose zu versöhnen und auf bessere Wege zu führen, verstand sehr gut Regierungsrath und Gefängnißdirector Weiler, dessen ernst-religiöses, menschenfreundliches Walten auf der Wellenburg spannend geschildert ist (120. Bdchen.). — Und erst der Engel von Fräulein Rosine Scherer! „Die Kranken besuchen", um Gottes willen mit aller Liebe, Geduld und Sanftmuth pflegen — das war sozusagen ihre Lieblingsbeschäftigung, durch welche sie das in Geiz, Härte und Selbstsucht mit sich und der ganzen Welt zerfallene und verbitterte Herz der reichen Frau Steinberger wieder für Gott gewann und sie zu einer Wohlthäterin der Armen und Kranken machte (121. Bdchen.). — „Die Todten begraben", das lehrte die große Cholera in München eine fromme Lehrerfamilie, deren Geschicke höchst ansprechend erzählt werden (122. Bdchen.). — Alle sieben Erzählungen sind mit wohlthuender Wärme geschrieben und werden gewiß nicht ermangeln, im Leser das Verlangen nach Ausübung der Werke der Barmherzigkeit mächtig zu wecken und zu fördern.

Pflanzen- und Blumen-Schmuck von Altar und Kirche. Eine praktische Anleitung. Unter Mitwirkung von M. Hingerl herausgegeben von Max Kolb, kgl. Garten-Oberinspektor. Mit einem Titelbild. 8°. (299 S.) Kempten, Kösel, 1895.

So sehr Pflanzen- und Blumenschmuck in der Kirche und auf dem Altar geeignet ist, das Herz in Frömmigkeit zu erheben, so ist doch die Schwierigkeit in der Beschaffung desselben nicht zu läugnen. Es hat Zeiten gegeben, wo man es für „praktisch" hielt, Sträuße von Papierblumen, an denen grüne Glastrauben und grell angestrichene Südfrüchte baumelten, ein für allemal unter einen Glassturz zu setzen, so daß der „Schmuck" manche Generation hindurch seine Dienste thun konnte. Die „praktische Anleitung" des vorliegenden Buches bewegt sich in einer gesundern Richtung. Die Bemerkungen über die Blumen bei Griechen, Römern u. s. w. sind mehr interessant als nothwendig. Das Nützliche wird geboten in den beiden Haupttheilen: Beschreibung und Behandlung der schönsten und am leichtesten zu ziehenden Topfpflanzen und Freilandpflanzen für Altar und Kirche. Die Auswahl ist gut, die Behandlungsweise kurz und praktisch angegeben. Das schmückende Element ist bei den meisten Pflanzen sehr entsprechend hervorgehoben.

Die Münsterkirche zu Essen und ihre Kunstschätze. Ein Führer für die Besucher der Münsterkirche. Von Franz Goebel. kl. 8°. (58 S.) Essen, Vos, 1895. Preis 60 *Pf.*

Das handliche und übersichtlich geordnete Büchlein wird den Besuchern der alten Abtei gute Dienste leisten. Es gibt eine faßliche Beschreibung ihrer Kirche sowie der Ausstattung und Schätze derselben. Kaum ein Gotteshaus ist so reich an Werken der frühromanischen Kunst als dieses, und so verdiente es wohl, einen „Führer" zu erhalten, welcher in das Verständniß derselben einführe.

Die Jesuitenkirche zu Dillingen, ihre Geschichte und Beschreibung mit besonderer Berücksichtigung des Meisters ihrer Fresken, Christoph Thomas Scheffler (1700—1756). Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Dr. Oscar Freiherrn Lochner v. Hüttenbach, Professor am bischöfl. Lyceum zu Eichstätt. Mit 19 Abbildungen. 8°. (76 S.) Stuttgart, Neff, 1895. Preis *M.* 3.60.

Gründliches Studium der Quellen und verständnißvolles Erfassen der betreffenden Kunstwerke zeichnen diese gut geschriebene und würdig ausgestattete Schrift vortheilhaft aus. Sie bietet eine Baugeschichte der Studienanstalt des Jesuitencollegiums zu Dillingen, befaßt sich eingehend mit der Beschreibung ihrer Kirche, welche 1750—1764 glänzend restaurirt und ausgestattet wurde, und mit den übrigen Arbeiten des Chr. Th. Scheffler, welcher die geistreichen und werthvollen Fresken der Gewölbe malte, wie er auch St. Paulin zu Trier decorirte. Dem Verfasser ist es gelungen, einen tüchtigen Beitrag zu liefern, daß „eine gerechtere Würdigung der kirchlichen Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts" begründet und für „das allgemeine Verständniß" ihrer Werke Bahn gebrochen werde. Man kann jene Sachen schätzen, sogar bewundern, ohne sie für unsere Zeit der Nachahmung zu empfehlen.

Neue religiöse Bilder.

Die „St. Norbertus"-Buch- und Kunstdruckerei zu Wien ist ihren, unter der Leitung des vortrefflichen Professors Johannes Klein aufgestellten Grund-

sätzen auch nach dessen Hinscheiden treu geblieben. Die neue Serie Chromo-Miniaturen (57 Darstellungen, 100 Stück sortirt *M.* 1.20) verdient volles Lob hinsichtlich des Stiles, der Technik und des Preises. Möchte die Verlagshandlung durch guten Absatz solcher Bilder ermuntert werden, ihrem Vorsatz treu zu bleiben, „bei allen Publicationen auf strenge kirchliche Auffassung in der Composition und Zeichnung sowie auf würdige und schöne Ausführung gewissenhaft" zu sehen. In den „Lesezeichen", den „geistlichen Sprüchen", „Blumenkarten" und „Fleißkarten" ist dem modernen Geschmack bereits so viel zugestanden, daß ein noch weiteres Entgegenkommen nach dieser Richtung hin schon die Grenzen der löblichen Bestrebungen überschreiten würde.

Aus dem Kühlenschen Kunstverlag in M. Gladbach erhalten wir als neue Gabe ein das Skapulier haltendes Madonnenbild von A. M. v. Oer. Die Künstlerin hat, wie in vielen ihrer Leistungen, alte Motive mit Glück zu Grunde gelegt und sie in ansprechender Art dem Geschmack unserer Zeit näher gebracht. Die chromolithographische Ausführung ist sehr gut. 100 Stück kosten *M.* 15, in kleinerem Format *M.* 10.

Einen beachtenswerthen Versuch hat die Verlagshandlung von A. Foesser Nachfolger in Frankfurt a. M. gemacht. Sie hat Zeichnungen Steinles zu Grunde gelegt, die Kontur energisch als Hauptsache betont und zum Druck nur vier Farben mit Gold verwendet (100 Stück *M.* 1.60). Technisch lassen diese ersten Proben zu wünschen übrig, aber sie zeigen einen richtigen Weg zu Bildern für die Jugend und das Volk, welche künstlerischen Werth mit Billigkeit, Ernst mit Gehalt vereinen sollen.

Miscellen.

Das große religiöse Festspiel von Bourges. Am letzten Sonntage des Aprils im Jahre 1536 begann zu Bourges die Aufführung eines Riesenfestspieles. Es war dies das „Spiel der heiligen Apostelgeschichte". Das alte römische Amphitheater, in welchem es aufgeführt wurde, hatte fast anderthalb Jahrtausende vorher viele Darstellungen gesehen, welche zu dem jetzigen Spiel im schroffsten Gegensatze standen. Damals hatte es durch seine Schauspiele die Leidenschaften zur Verfolgung derjenigen entflammt, die jetzt hier als Heilige verherrlicht wurden. So lang und kostspielig auch die heidnischen Spiele gewesen sein mögen, alles in jenen Zeiten Geleistete wurde nun überboten. Dauerten doch die Vorstellungen vierzig Tage und mußten 494 Personen, unter denen die Vornehmsten der Stadt sich befanden, in die reichsten Gewänder gekleidet, nicht weniger als 61 908 Verse hersagen. Zu diesen Personen aber kamen noch viele, die nur als Begleiter dienten.

Der Text des Spieles, sowie Kostüme und Maschinerien erregten schon damals so sehr die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, daß sie 1537 zu Paris in

zwei illustrirten Foliobänden herausgegeben und beschrieben wurden. Ein ausführlicher Bericht ist mit Benutzung aller alten Quellen 1853 und 1854 im XIII. und XIV. Bande der Annales archéologiques gegeben worden.

Am ersten Tage zogen alle Schauspieler in ihrem Kostüm in großer Procession vor den Zuhörern einher. Den Reigen eröffneten die Bewohner der Hölle, mit denen des Himmels endete er. Zuerst kamen „Furien", aus deren Wunden Feuer auszuströmen schien, dann vier kleine Teufel und sechs große, in verschiedenfarbigen Sammet gekleidet, auf dem Schlangen, Kröten und allerlei Ungethier gestickt waren. Alle Teufel hatten bewegliche Flügel, aus ihrem Mund und aus ihren Ohren kam Feuer, und in den Händen hielten sie feuerspeiende Schlangen. Es folgte ein an 12 Fuß langer Drache, der ohne Unterlaß Haupt, Augen, Flügel und Schwanz bewegte, die Zunge ausstreckte und Feuer spie. Zwischen seinen Flügeln thronte Satan, in rothen Sammet gekleidet. Eine nie ruhende Schlange diente ihm als Gürtel, andere, kleinere Schlangen und Drachen bewegten sich um ihn herum; hinter ihm sah man „Belial, den Procurator der Hölle", und den Cerberus mit drei Köpfen. Auch alle diese Herrscher der Unterwelt spieen Feuer; Satan aber hielt ein Scepter, aus dem vier Flammen hervorbrachen. Nun kam die Hölle selbst, ein vierzehn Fuß langer, acht Fuß breiter Felsen, auf dessen Gipfel ein Thurm stand, aus welchem Lucifer von der Brust an herausragte. An den Ecken erhoben sich vier kleinere Thürme, in welchen man die durch Feuer gepeinigten Seelen sah. Ueber den Felsen aber kroch allerlei feuerspeiendes Gewürm. Satan und Lucifer waren umgeben von andern Teufeln und allerlei falschen Göttern, z. B. Belial, Dagon, Proserpina, Asteroth u. s. w.

Was die Procession ferner bot, läßt sich aus einer kurzen Uebersicht ersehen, worin zugleich angegeben werden soll, wieviel Verse die einzelnen Personen beim Spiele zu declamiren hatten.

19	Bewohner der Hölle . .	5489	259	Uebertrag:	40664
13	Apostel	14950	63	Mitglieder der Synagoge	5424
7	Diakonen	1300	44	Bürger	2318
43	Jünger	2460	15	Philosophen	1228
4	Verwandte U. L. F. . .	302	5	Magier	1660
5	Marien	2220	6	Vornehme Götzenpriester	145
10	Frauen	505	14	Schriftgelehrte	855
5	Königinnen	479	9	Tyrannen	2776
11	andere Frauen	405	8	Gerichtsdiener	216
5	Jungfrauen	352	9	Boten	1060
18	junge Mädchen . . .	404	15	Kranke	845
8	Kaiser	2354	9	Gefangene	309
11	Könige	2396	3	Schiffer	389
14	Vorsteher und Offiziere .	1835	2	Wagenführer	55
19	Proconsuln	1117	1	Hufschmied	14
44	Ritter	2641	32	Himmelsbewohner . . .	3950
23	Knechte	1455	494	Personen.	Verse 61908
259	Personen.	Verse 40664			

Die Könige und Kaiser trugen die ausgesuchtesten Kleider und Kleinodien. Im Spiel verhörten und verurtheilten sie die Apostel, gegen welche die Götzendiener mit den Schriftgelehrten auftraten. Die Kranken wurden von den Aposteln geheilt. Die Mutter Gottes erschien mit vier andern Marien (Maria Jacobi, Magdalena, Maria Salome und Veronika), weil, abgesehen von kleinern Scenen, nicht nur das Pfingstfest, sondern auch ihr Verscheiden inmitten der Apostel zur Darstellung kam.

Den Schluß des Aufzuges bildete das 8 Fuß breite und 12 Fuß lange Paradies. Ringsherum sah man in Wolken vielerlei Engel, oben in der Mitte auf einem Regenbogen vor zwei sich drehenden goldenen Sonnen die drei Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, an den vier Ecken auf Thronen vier Tugenden: Gerechtigkeit, Frieden, Wahrheit und Barmherzigkeit. Oben sangen Engel Loblieder, und auch an Musikern fehlte es nicht.

Die Vorschrift für die Bühnenvorstellung eines Theiles des Schauspieles wird zur Beurtheilung des Ganzen beitragen. Es heißt dort:

„Nöthig ist ein Berg, Tabor, wohin die Jungfrau Maria mit ihrer Begleitung zur Betrachtung geht. In der Luft muß eine Schar von Teufeln erscheinen, die großen Lärm machen. In der Hölle muß Donner erschallen.

„Es sind eigens hergerichtete Stöcke nöthig, um die Apostel zu schlagen und sie aus dem Rath der Juden herauszustoßen.

„Gott sorgt für die Tröstung des hl. Stephanus durch Oeffnung des Himmels und Erscheinung Jesu Christi, der zur Rechten des Vaters sitzt. Das Angesicht des hl. Stephanus muß leuchtend erscheinen wie die Sonne, um die falschen Zeugen zu erschrecken, welche gegen ihn aussagen. Bei ihnen müssen Manasses und die übrigen große Bewunderung zeigen, bis der Heilige sein früheres Aussehen wiedererlangt. Jesus Christus zeigt sich dem hl. Stephanus im Paradiese. Für die Steinigung des hl. Stephanus müssen mehrere eigens hergerichtete Steine vorhanden sein. Man muß eine Seele (in Gestalt eines Kindes) haben für den (sterbenden) hl. Stephanus, dann Vögel und andere wilde Thiere, welche seinen Leib beschützen. In der Hölle sei großer Donner, weil sie die Seele des hl. Stephanus verloren. Nöthig ist ein kleiner Garten für Gamaliel, in welchem ein Grabmal steht, um den hl. Stephanus darin zu bestatten.

„Nöthig ist ein Wagen für den Eunuchen mit zwei Pferden und ein reicher Reisekoffer, in welchem zwei große Bücher liegen; nöthig sind auch zwei Kissen, die reich seien. Der Eunuch muß den Wagen besteigen. Nöthig ist ein Tempel von Jerusalem, wohin die Königin Kandake ihre Geschenke schickt. Nöthig ist ein Sendebrief, um Saulus von seiten der Schriftgelehrten zu beauftragen, nach Damaskus zu gehen. Nöthig ist ein Pferd für Saulus und andere für seine Leute. Der Eunuch wird getauft durch den hl. Diakon Philippus, welcher unter die Erde verschwindet. Ein großes Licht muß mit Donner vom Himmel herabsteigen über Saulus, das sein Pferd erschreckt und ihn zur Erde fallen macht" u. s. w.

Solche Schauspiele mußten offenbar die Phantasie des Volkes mit heiligen Bildern füllen, wenn diese auch selbstverständlich ganz im Geiste und Geschmacke

jener Zeit gehalten waren. Jedenfalls war es den Leuten heiliger Ernst mit jenen Spielen. Oder hätten sie sonst auf dieses eine Spiel so unsägliche Mühe verwendet, wie sie das Einüben und die umfassenden Vorbereitungen nothwendig in Anspruch nahmen?

Erinnerungen eines Convertiten veröffentlicht Herr Arthur Maria Baron Lüttwitz unter dem etwas seltsamen Titel „Das Hemd des Glücklichen" (Berlin, Selbstverlag des Verfassers, Potsdamer Straße 37). „Im Frühjahr 1866", so beginnt das amüsante Schriftchen, „erhielt ich durch den Verkauf des väterlichen Gutes meine Freiheit. Ich war 36 Jahre alt. Es zog mich unwiderstehlich in die große Welt ... ich ging auf Reisen, um das Hemd des Glücklichen zu suchen." Sodann erzählt uns der Verfasser, anknüpfend an eine alte arabische Fabel, was für eine Bewandtniß es habe mit dem „Hemde des Glücklichen".

Ein König war schwer erkrankt. Die einzige Rettung, so erklärt der Arzt, sei, wenn Se. Majestät das Hemd eines Glücklichen anzöge. Sofort erhält der Hofmarschall Befehl, einen Glücklichen zu suchen und dessen Hemd dem Könige zu überbringen. Der Marschall nimmt eine Droschke und fährt zum jüdischen Hofbanquier. Aber der Banquier ist nicht glücklich; er hat keine ruhige Nacht, weil er Verluste fürchtet. Der Marschall fährt zum Grafen Moltke; dieser aber jammert, daß er kinderlos sei. Nun geht's zum Kanzler. „Die Droschke hielt vor dem Palais, der Marschall trat ein. Da saß der Alte im Schlafrock mit der langen Pfeife, neben ihm zwei große Hunde. Der Marschall trug sein Anliegen vor; da stellte der Kanzler die Pfeife weg und sprach: ‚Es ist wahr, es ist mir vieles gelungen, man vergleicht mich ja mit dem großen Napoleon, denn auch ich habe Reiche vernichtet und Kronen geschaffen; aber auch ich habe mein Moskau gefunden ... und noch dazu ... von dieser schrecklichen ultramontanen Partei. ... Ich habe alles versucht, auch sie zu vernichten, ich habe die Hirten geschlagen ... ich habe die Priester versucht, ihnen Weiber und viel Geld geboten, sie haben mir ins Gesicht gelacht; ich habe sie hungern lassen, sie haben freudig gehungert; ich habe sie ins Gefängniß geworfen, sie haben sich jubelnd einsperren lassen; ich habe ihr Eigenthum confisciren lassen, das hat die Gemeinde aufgekauft und hat es ihnen zurückgegeben — da stehe ich am Ende meines Lateins. ... Napoleon sprach auf Helena: Ich wäre nicht hier, wenn ich die Kirche nicht verfolgt hätte; qui mange du Pape, en meurt. Werde auch ich daran sterben?'" Also auch der Kanzler ist nicht glücklich. Doch einen guten Rath konnte er dem Marschall geben: einen Glücklichen solle er suchen bei den armen Hirten der Schweiz. Der Marschall findet ihn; er ruft: „Bist du wirklich glücklich, Junge?" — „Ja, das bin ich." — „Kerl, dein Hemd her! fordere, was du willst, aber gib mir dein Hemd!" — „Mein Hemd? ich hab' kein's."

In dieser Weise präludirt Baron Lüttwitz den Memoiren seines vielbewegten Lebens, welche er uns aphoristisch vorführt, „losen Blättern" gleich, die man aus dem Tagebuche eines Lebemannes gerissen. Er führt uns in die große Welt von Paris, erzählt uns in drastischer Weise von den Toiletten der

Pariserinnen, den Feinheiten der Pariser Küche; in Karlsbad läßt er uns einer interessanten Unterhaltung mit Arnim beiwohnen; in Homburg werden uns die Thorheiten der Spielhölle vorgeführt; er selbst heiratet eine reiche Kreolin und reist mit ihr nach Spanien; auch Rom und Neapel sahen den protestantischen Freiherrn. — Aber „das Hemd des Glücklichen"? Er fand es nirgends als endlich — in der katholischen Kirche.

Der Tod seiner Frau, einer rechten Weltdame, welche aber auf dem Sterbebette durch einen Franziskaner mit Gott ausgesöhnt ward, mochte wohl ernstere Gedanken in seinem Herzen angeregt haben. Das Weitere beschreibt er in folgenden Worten:

„Ich hatte eine schwere Gedankensünde auf dem Herzen, die ich los sein wollte; ich ging zu unserem Prediger und frug ihn: ‚Haben wir die Beichte?' — ‚Jawohl!' — ‚Wie kommt es,' frug ich wieder, ‚ich bin 42 Jahre alt, aber ich habe noch nie gehört, daß einer von uns gebeichtet hätte?' — ‚Es kommt allerdings bei uns nicht vor,' meinte er, ‚aber wir haben die Beichte.' — ‚Wie vergeben Sie denn die Sünden?' frug ich weiter. — ‚Wir haben eine Formel,' erwiderte er; ‚da es mir aber noch nicht vorgekommen ist, so werd' ich sie wohl verlegt haben; wenn Sie wünschen, will ich sie suchen.'

„Ich war entrüstet, ich reiste nach Paris, um dort incognito zu beichten; ich erkundigte mich daselbst nach dem hervorragendsten protestantischen Prediger. ... Man führte mich zu einem ehrwürdigen, alten Herrn mit schneeweißem, langem Barte, worauf sich folgende Unterhaltung abspielte: ‚Was wünschen Sie?' frug er mich. — ‚Ich möchte beichten.' — ‚Wie heißen Sie?' frug er wieder. — ‚Lassen wir, bitte, den Namen beiseite, ich komme, um vor Gott meine Sünden zu bekennen.' — Er bat mich einzutreten. Ich warf mich in einen Fauteuil; er setzte sich mir gegenüber. — ‚Was sind Sie denn?' frug er mich und nannte mir dabei ein Dutzend Secten. Ich war starr.... Also existirten außer unserer von allen Irrthümern befreiten Kirche noch andere, die sich auch von allen Irrthümern frei gemacht hatten und dabei das Gegentheil der unsrigen lehrten.

„Das hatte man uns verschwiegen; man hatte uns glauben lassen, daß die Verheißung Christi: seine, die katholische, Kirche werde nie in Irrthum verfallen, nicht in Erfüllung gegangen sei; daß sie trotz der Zusicherung, der Heilige Geist der Wahrheit werde sie in Ewigkeit leiten, doch in Irrthum verfallen sei, und daß zum Glück ein theurer Gottesmann gekommen sei, um das, was der Heilige Geist verpfuscht habe, wieder richtig zu stellen. Und nun sollten gar tausend solche theure Gottesmänner existiren, die tausend solche verbesserte, von allen Irrthümern befreite, das lautere Evangelium lehrende Kirchen gemacht hätten, von denen jede im Widerspruch mit der andern steht! — Man hatte immer nur von den beiden Glaubensbekenntnissen, von den beiden Schwesterkirchen gesprochen, womit man uns glauben ließ, daß Christus seinen Irrthum eingesehen und das Menschenwerk des theuern Gottesmannes als seiner, der göttlichen Schöpfung überlegen anerkannt hätte, daß er es als das Bessere adoptirt hätte, daß er es seiner mißrathenen Schöpfung substituirt hätte. Warum hatte man uns die Wahrheit vorenthalten? Man hatte sich wohl gescheut, uns

von den tausend verbesserten Glaubensbekenntnissen, von den tausend theuern Gottesmännern, von den tausend Schwestern zu erzählen. . . . Man hatte wohl gefürchtet, daß uns angesichts dieser zahlreichen Familie die Augen aufgehen könnten und wir am Ende von der ganzen Menschenverbesserungs-Confusion nichts würden wissen wollen. . . . Man hatte wohl gefürchtet, daß uns der Heilige Geist am Ende doch vertrauenerweckender erscheinen könnte als diese tausend theuern Gottesmänner zusammengenommen mit ihren sich untereinander widersprechenden tausend Schwestern.

‚Was wünschen Sie zu beichten?' frug er mich. — Ich nannte ihm meine Gedankensünde und bat ihn, mir dieselbe im Namen Gottes zu vergeben. — ‚Wir vergeben die Sünden nicht,' sagte er, ‚wir wissen ja nicht, ob Gott uns unsere Sünden vergeben wird.' — ‚Ich lese doch aber im Evangelium,' erwiderte ich, ‚daß Christus den Aposteln die Vollmacht gegeben hat, die Sünden zu vergeben.' — ‚Allerdings,' sagte er, ‚wir executiren es aber nicht.' — ‚Damit constatiren Sie,' erwiderte ich, ‚daß der Protestantismus auf dem Unglauben aufgebaut ist, und Sie zwingen mich, katholisch zu werden.' — Da sprach dieser mit einem Fuße im Grabe stehende höchste protestantische Prediger: „Ich halte Sie keinen Augenblick davon ab, katholisch zu werden; wir haben so viele Secten, daß wir nicht mehr wissen, woran wir sind. . . . Werden Sie ruhig katholisch.'"

Und Baron Lüttwitz ward katholisch. Er hatte den Weg gefunden zum „Hemde des Glücklichen".

L. v. H.